





Biographien und Charakteristiken.

Vierter Band.

(XIII — XV.)



Leipzig:



Rudolph Ackermann.

Von

J. C. Hüttner.

[illegible]

[illegible]

Rudolph Ackermann

20. April 1764 zu Stolberg im sächsischen
geboren, wo sein Vater ein Sattler und
r in gemächlichen Umständen war. Bei einem
erhängnisse nahm dieser Gelegenheit, das Ge-
idende in dem neunjährigen Knaben zu wecken.
ern sich nicht ohne Schaudern der schrecklichen
die in den Jahren 1772 und 1773 einen großen
Europa betraf. Diese Heimsuchung wurde
in dem kornarmen Erzgebirge stark empfunden.
n litt Stolberg viel, und der Vater, welcher
Hand reichlich aufthat, ließ alle Tage viele
ig durch den kleinen Rudolph am Fenster
eld an die Dürftigen austheilen. Der Anblick
n Elendes sank ihm, wie Ackermann sei-
i mehrmals versichert hat, so sehr in's Her-

bildetste und merkwürdigste Stadt des festen Landes zu sehen, so eilte er zu Ende des Jahres 1784 nach Paris. Er übte hier seine Profession ungefähr noch ein Jahr, fand aber gleich nach seiner Ankunft, daß seine Fortschritte im Zeichnen und Malen für die Bedürfnisse einer so glänzenden Stadt nicht mehr hinreichten, und daß er noch sehr viel zu lernen hätte. Um dieß thun zu können, machte er es sich zum Gesetz, äußerst sparsam zu leben, und zur Erlangung seines Zweckes etwas Geld zurück zu legen. Es lebte damals in Paris ein gewisser Anton Carrossi, der wegen seiner vorzüglichen Geschicklichkeit in der Zeichnung von Equipagen-Mustern eines großen Rufs genoß. Damit nun Ackermann dessen Unterricht benutzen könnte, zeichnete er acht Monate für ihn unentgeltlich, und erhielt sich während der Zeit von seinen vorigen Ersparnissen. Auf diese Weise vervollkommnete er sich in seiner Lieblingsbeschäfftigung und machte sich gewissermaaßen von einer Profession unabhängig, die er bloß als Broderwerb und nothgedrungen getrieben hatte.

Carrossi war sein Freund geworden, und er konnte es nicht über das Herz bringen, ihm in's Licht zu treten; daher beschloß Ackermann, sich nach London zu begeben. Unterdessen hatte er eine Einladung nach Brüssel erhalten. Im Fache des Wagenbaues gab es damals, wie bekannt, auf dem ganzen festen Lande keinen berühmteren Mann, als Simons in Brüssel. Es arbeiteten in seiner Manufactur nicht weniger als 150 Leute. Der Sohn dieses reichen Mannes hatte Ackermanns Bekanntschaft gemacht, und seine Talente schätzen lernen, welche für eine Anstalt von solchem Umfange ein großer Gewinn waren, weswegen Simons unsern A. nicht nur auf das freigebigste belohnte, sondern ihm auch eigene Zimmer einräumte, wo er an seinen Zeichnungen und Malereien ungestört arbeiten konnte. Auch machte er A. zum Aufseher eines besondern Zweigs der Manufactur. Er blieb hier zwei Jahre, und so geachtet, so ganz in seinem Lieblingsfache, so betrauet, so gut bezahlt, würde er seinen Aufenthalt verlängert haben, wenn nicht die Revolution in den Niederlanden ausgebrochen wäre. Als er nun nach England abzureisen entschlossen war, äußerte Simons der Vater den Wunsch, daß Ackermann an der Wagenfabrik, die er für seinen Sohn,

Peter Simons, in Paris so eben anlegen wollte, Antheil nehmen möchte, und daß dann sein Sohn, der damals in Paris lebte, auch nach London kommen sollte, um dort den Wagenbau und so manches Andre noch gründlicher zu studiren.

Die Revolution in Frankreich, welche kurz nachher ausbrach, vereitelte diesen wohlangelegten Plan. Mittlerweile wurde Ackermann mit den ersten Wagenbauern in London bekannt. Wer hätte denken können, daß in einem Lande, wo diese Manufactur höher als irgendwo getrieben war, Ackermanns Talente selten und gesucht seyn würden! Aber es verhielt sich wirklich so. Mit Befremden und zu seiner Freude fand er, daß man seine Risse und Zeichnungen außerordentlich schätzte, vortrefflich bezahlte, und sie allen andern vorzog. So war gleich sein Anfang in England voll guter Vorbedeutung. Ueberdieß fand sein gerader, kraftvoller Charakter so viele Berührungspuncte mit dem offnen, unverstellten Wesen der Engländer; die Sitten der Insel

Bei solchen Einnahmen wurde es ihm leicht, etwas Geld zu sammeln, und daran zu denken, wie er festeren Fuß auf der Insel fassen könnte. Er miethete ein Haus in London und heirathete Miß Massey aus Cambridge, ein liebenswürdiges Mädchen voll häuslicher Tugenden. Ihre Räthlichkeit, ihre Ordnung und ihr Fleiß übertrafen selbst die seinigen. Beide Gatten lebten nur für einander, und sie beschenkte ihn in der Folge mit sieben gesunden, wohlgebildeten Kindern.

Um diese Zeit kam der österreichische Fürst Philipp von Lichtenstein nach London, wurde mit Ackermann bekannt, und faßte für ihn die herzlichste Freundschaft. A. konnte gleichsam über des Fürsten Börse gebieten, und dessen Marstall von zwanzig Pferden stand ihm jederzeit offen. Ein Lieblingspferd, worauf er oft in Gesellschaft des Fürsten ausritt, wurde von diesem, bei seiner Abreise, Ackermanns Aufsicht mit der Bitte anvertraut, daß A. es brauchen und dafür Sorge tragen möchte, bis er selbst wieder nach London zurückkehren könnte. Der Fürst bezahlte unausgesetzt für den Unterhalt des Pferdes, und auf seinem Sterbebette trug er seinem Bruder, dem Prinzen Ludwig von Lichtenstein, auf, A. einige rückständige Schulden zu bezahlen, und ihm, in seinem Namen, das gedachte Pferd zu schenken. Dieses Auftrags entledigte sich der Prinz Ludwig in einem Briefe voller Herablassung und Herzlichkeit.

Bis 1795 fuhr Ackermann fort, sich mit Rissen und Modellen für Kutschen, wofür ihn die Londner Wagenbauer reichlich bezahlten, sein Brod zu verdienen. Dieser Erwerbzweig würde auch während seines Lebens hinreichend gewesen sein; aber da A. voraus sah, daß er keinesweges nach seinem Tode zum Unterhalt seiner Familie hinreichen könnte, so gab er ihn ganz auf, und begann eine Kupferstichhandlung anzulegen, weil er sich von dieser, wenn sie einmal im Gange war, auch Nahrung für die Seinigen versprechen durfte, im Fall er ihnen entrissen werden sollte. Er miethete zu dem Ende ein Haus im Strand, einer von London's Hauptstraßen, und ob er gleich mit einem sehr mäßigen Capital anfing, so ging doch sein Handel im Großen und Kleinen so gut, daß er in kurzer Zeit nicht mehr hinlänglichen

Gelaß fand, und das Haus seines Nachbars Thelwall dazu kaufen mußte, welcher damals mit mehreren Demokraten der Staatsverrätherei angeklagt worden war, so daß nun in demselben Saale, wo bisher politische Klopffechtereien und Vorträge über Freiheit und Gleichheit waren gehalten worden, Ackermann, die vorhergedachte Anstalt erweiternd, eine viel größere Zeichenschule für achtzig junge Leute, unter Leitung der geschicktesten Lehrer, die im Lande aufzutreiben waren, stiftete.

Da dieß Alles über seine Erwartung glückte, so war es kein Wunder, daß auf einer Insel, wo auswärtiger Handel ugd innerer Verkehr eine in keinem andern europäischen Lande erreichte Höhe erstiegen haben, seine Plane sich mit seinem Gelingen erweiterten. Unter den englischen Kaufleuten ist es etwas Ausgemachtes, daß der inländische Handel den Vorzug verdient, weil er keinen Zufällen ausgesetzt ist, und das Meiste abwirft. Ackermanns Handel ist hauptsächlich von dieser Art; Kriege und auswärtige Sperrungen schaden ihm zwar,

Schönheit man am besten in der vortrefflichen englischen Waaren-Encyclopädie des gelehrten Nemnich angezeigt und meisterhaft erklärt findet. Ackermann fing auch an, sehr geschmackvolle Rahmen für Gemälde und Kupferstiche machen zu lassen. Vornehmlich aber legte er eine Manufactur von Farben für Landschafts- und Miniatur-Maler an, welche so vorzüglich sind, daß sein Haus die besten in England liefert, ja die Nachfrage ist in diesem Zweige so stark, daß, ob er gleich alle Monate an zwölf Tausend Stück Farbentäfelchen (cakes of colours) macht, diese Zahl doch öfters nur die Hälfte der häufigen Bestellungen befriedigen kann.

Außerdem hat er für Zeichner und Maler ein dickes Kartenpapier erfunden (Ivory paper for miniatures), welches nicht nur ganz die Stelle elfenbeinerner Täfelchen vertritt, sondern sogar viele Vortheile über sie besitzt, indem man es weit wohlfeiler und in jeder beliebigen Größe haben kann. Das Korn desselben gleicht dem des Elfenbeins, und die Weiße ist reiner und ebenförmiger. Sodann sind alle seine Zeichenpapiere von besondrer Güte, eben so wie die farbigen und Goldpapiere. Sein Catalog von Kupferstichen, Zeichenbüchern, Aussichten, Medaillons, Jagdstücken, Bildnissen, Transparents und Caricaturen ist einer der reichhaltigsten in London. Von den großen Prachtwerken, die er veranstaltet hat, wird am Ende die Rede seyn.

Aber kein Handel läßt sich ohne Verlust führen. Auch Ackermann hat ihrer mehrere erlitten. Einer der empfindlichsten war die Fehlschlagung folgender Speculation. Im Jahr 1801 hatte er eine Methode erfunden, Tuch und alle andre Stoffe wasserdicht zu machen. Dafür ließ er sich ein Patent ertheilen, und verband sich mit zwei Associés in dieser Unternehmung. Der Eine, Namens Couteau, welcher Kaufmann in Amsterdam gewesen, aber durch die Revolution zu Grunde gerichtet worden war, sollte als ein Mann von Thätigkeit die Aufsicht über diese Manufactur führen. Von dem Zweiten, mit Namen Suardy, hatte man Ackermann eingebildet, daß er Freunde bei Hofe besäße und der Sache forthelfen könnte. Aber er irrte sich in Beiden. Die Unterstützung, welche Letzterer versprochen hatte, be-

stand in lauter Worten, und der Erstere wurde zum Schelm, machte einen falschen Wechsel von 500 Pf. St. auf Ackermann, und würde an den Galgen gekommen seyn, wenn A. nicht aus Großmuth den Wechsel bezahlt hätte. Er trennte sich nun von Beiden und gab diese ihm so verdrießliche Sache auf, wobei er an die drei Tausend Pf. St. einbüßte, dahingegen er ein großes Vermögen dadurch erworben haben würde, wenn er, bloß auf seine eigenen Bemühungen trauend, sie ganz allein betrieben hätte.

Als im J. 1805 die brittische Nation den Tod Nelsons, eines ihrer größten Helden, betrauerte und eine sehr feierliche Bestattung seiner Leiche veranstaltete, gereichte es A. zu nicht geringer Ehre, daß man ihn nicht nur die Zeichnungen, nach welchen der Sarg verziert werden sollte, machen, sondern auch diese Sache unter seiner Aufsicht ausführen ließ. Bei dieser Gelegenheit erhielt er Veranlassung, seinen Geschmack zu zeigen, und erntete viel Lob.

der nach der Türkei handelte, und sein alter lieber Freund war, begleitete A. bis nach Prag. Während sie unter Wegs einander ihre Gedanken über die vermuthlichen Folgen des erwähnten großen Sieges mittheilten, hörten sie zu ihrem unaussprechlichen Erstaunen und Schmerz, daß der Ruf den Erfolg falsch vorgestellt habe, und daß die Franzosen, nach Gewinnung eines vollkommenen Sieges bei Jena, nach Sachsen vorrückten. Für Ackermann war diese Nachricht ein wahrer Donnerschlag, denn er war in Frankreich ein Augenzeuge von dem übermüthigen Betragen der Franzosen gewesen, denen seine Landsleute nun in die Hände fallen mußten. Er haßte dieses Volk, und hatte Ursache für seine eigene Sicherheit besorgt zu seyn, da in seinem Verlage manche harte, anzügliche Sachen wider Bonaparte erschienen waren, wegen deren auch Ack. unversöhnliche Rache von ihm zu erwarten hatte. Um die Zeit, da Bonaparte mit einer Landung in England umging, schrieb daher ein vertrauter Freund aus Paris an Ack., daß, im Fall diese Absicht ausgeführt und London eingenommen würde, er ja sogleich mit seiner Familie und aller seiner Habe flüchten sollte, weil sein Name unter denen der zu Aechtenden stände, und er selbst zur Hinrichtung bestimmt sey, so wie sein Haus dann sicher in einen Aschenhaufen verwandelt werden würde.

Der Graf Wrbna in Wien hatte ihm einen dringenden Empfehlungsbrief an den Grafen von Wallis, damaligen Vicekönig von Böhmen, mitgegeben, durch dessen Güte es Ack. leicht wurde, seinen Paß und Namen zu ändern. Er hielt sich eine Woche in Töplitz auf, welches voll von sächsischen Emigranten war, und reiste dann nach Dresden, wo er gerade zum französischen Commandanten ging, um seinen Paß unterzeichnen zu lassen. Da A. aus Oesterreich kam, von dessen Lage, Kriegsmacht und Meinungen dieser Franzose unterrichtet zu seyn wünschte, so gab er Ack. eine Privataudienz, war über die Maaßen artig gegen ihn, that eine Menge Fragen über jenes Land, und erhielt, wie er wähnte, sehr zuverlässigen Bescheid. A. nutzte die Stimmung des Mannes, um von ihm zu erfahren, welches der sicherste Reiselauf nach Hamburg sey, wenn man den damals in allen Richtungen marschirenden französischen

Heeren nicht begegnen wollte. Der Commandant gab ihm alle Auskunft, die er wünschen konnte, und seine Reise würde wenig Schwierigkeiten unterworfen gewesen seyn, wenn er hätte Postpferde bekommen können. Diese aber waren nun fast gar nicht zu haben, und wenn es ihm auch damit glückte, so stieß er doch hier und da auf französische Streifparteien. Dieß war unter andern der Fall auf der Straße von Nordhausen nach Magdeburg, wo sechs Mann von einer französischen Cavallerie-Colonne mit bloßen Säbeln auf seinen Wagen zugesprengt kamen. Er hatte einen alten, auf Pension gesetzten preußischen Major aus Töplitz, auf das Vorbitten von dessen Freunden, mitgenommen, weil dieser Offizier wegen der damaligen unglücklichen Umstände die Nichtbezahlung seines Jahrgehalts fürchtete, und in Hamburg bei einigen Verwandten Unterstützung zu finden hoffte. Beim Anblick der französischen Cavalleristen vergaß sich der preußische Major, zog eine der in der Kutsche befindlichen Pistolen hervor, und würde gefeuert haben, wenn ihn Ack. nicht daran gehindert und vorgegeben hätte, der alte Mann sey wahnsinnig und unter seiner

Curhaven, und entdeckte sein Geheimniß zwei Engländern, den Herren Colquhoun und Hellinger, in seinem Wirthshause. Diese wollten Anfangs kein Wort davon glauben; aber, sich eines Bessern besinnend, packten sie bald ihre Coffer, und kamen am folgenden Morgen früh um fünf Uhr zu ihm. Am Tage nach ihrer Ankunft in Curhaven vernahmen sie, daß die Franzosen wirklich an dem Nachmittage desselben Tages, an welchem unsre drei Reisenden Hamburg früh verlassen, in diese Stadt eingerückt, und daß alles englische Eigenthum eingezogen und alle englische Unterthanen arretirt worden wären, ohne selbst die dort Ansässigen auszunehmen. Unter andern traf das harte Schicksal einen Herrn Humphrey, welcher Ack. genauer Freund war. Von dieser Zeit an sind Colquhoun (der Schwiegervater des reichen Oekonomen Coke in Norfolk) und Hellinger, welche er auf diese Art aus einem französischen Gefängnisse rettete, immer Ackermanns dankbare Freunde gewesen.

Fünf Packetboote, die der widrige Wind zurückhielt, harreten in Curhaven, und waren bis zur Ungebühr mit englischen Passagieren besetzt. Die Lage der Letzteren war desto mißlicher, weil sie stündlich die Ankunft der Franzosen aus Hamburg fürchteten, Ackermann befand sich auf dem fünften. Die kleine Reiseflotte hatte, als Fahrwind eintrat, eine ungewöhnlich stürmische Ueberfahrt von neun Tagen, wo sie endlich Harwich erreichte. Ack. Familie war seinetwegen in der peinlichsten Besorgniß gewesen, weil sie des widrigen Windes halber lange Zeit keine Briefe von ihm erhalten hatte.

Einer seiner ersten Gänge war zu Lord Moira. Da Ack. Gelegenheit gehabt, in Deutschland Manches von dem Thun und Treiben der französischen Heere zu sehen, so war er im Stande, diesem Minister eine Menge interessante Nachrichten zu geben, die sich nur von einem Augenzeugen erwarten ließen. Unter andern Triebrädern des Corsen war auch dieß, daß er durch Verbannung aller Rede- und Preß-Freiheit die Völker in beständiger Unwissenheit über die ihm nachtheiligen politischen Vorfälle zu erhalten suchte. Ackermann bauete auf dieses Uebel einen Plan, der seine Erfindsamkeit beweist, und der, wenn er in's Werk gerichtet worden wäre,

war durch ganz Europa einer der kältesten; selbst in England, wo man den Krieg bereits für geendigt ansah, brach große Noth aus; Manufacturisten und Fabricanten dankten ganze Schaaren ihrer Arbeiter ab, welche brodlos wurden; und Collecten, Aufforderungen und Subscriptionen füllten einen großen Raum in jedem Zeitungsblatte. Bei so bewandten Umständen schien es verwegen und ungereimt, eine neue Subscription, besonders für Ausländer, erwarten zu wollen. Ackermann allein wußte eine so schwere Aufgabe zu lösen, und verzweifelte allein nicht. Er erbat sich zuvörderst die Mithülfe des würdigen Dr. Steinkopf, Predigers in der Savoy in London, eines Mannes, auf den sein Vaterland, Würtemberg, stolz seyn kann. Sodann versammelte Ack. in seinem Hause etwa zehn Männer, deren Wohlwollen, Erfahrung und Einfluß er längst kannte. Mit diesen ging er zu Rathe, wie man es anzufangen habe, um eine allgemeine Geldunterzeichnung nicht nur für Sachsen, sondern für ganz Deutschland und die Länder deutscher Zunge zu bewerkstelligen. Ein Haupthinderniß bestand darin, daß schon eine sogenannte patriotische

der wichtigsten Männer in sein Interesse gezogen und die Hauptschwierigkeit überwunden hatte.

Er bildete sofort in seinem Hause einen Ausschuß für Westminster, in derselben Absicht. In diesem hatte er das Vergnügen, mehrere königliche Prinzen, beide Erzbischöffe des Reichs, viele Bischöffe, Lords und angesehene Männer, unter dem Namen the Westminster-Association, zusammen zu bringen. Diese Gesellschaft machte ihn zu ihrem Secretair, und er bekam H. Watson, einen sehr achtungswerthen Mann, zu seinem Gehülfen.

Zwei Committeen, die sich durch Rang, Vermögen, Verdienste und Einfluß so sehr auszeichneten, baten, wie sich denken läßt, nicht vergeblich für Deutschland. Ein Tausend Pfund nach dem andern wurde voll, und man weiß, wie schnell und pünctlich die Rimessen in Deutschland eintrafen. Aber der glücklichste Vorfall war, daß der Erzbischoff von Canterbury es bei dem ersten Minister dahin brachte, dem Prinzen Regenten eine Botschaft an das Parliament anzurathen, welches hundert Tausend Pf. Sterling für die bedrängten Deutschen bewilligte. Ackermann und sein College legten diese Summe in Schatzkammer-Scheinen in die englische Bank, und gewannen dadurch mehr als tausend Pfund Zinsen, ehe alle die Wechsel, welche sie drei Tage nach Sicht auf die Bank zogen, bezahlt waren. Diese Zinsen wurden, auf Ackermanns Vorstellung, den Waisenhäusern zu Halle und Pirna übermacht.

Könnten wir hier die Dankbriefe mittheilen, welche Ackermann während dieser ganzen, unglaublich mühsamen, und zum Theil angstvollen Zeit aus allen Gegenden von Deutschland erhielt, so würde man erst recht deutlich sehen, wie viel Gutes er damals stiftete. Aber es wird hinreichend seyn, nur das Hauptsächlichste auszuheben.

Am 1. Mai 1816 hatte sich der Ausschuß von Westminster in dem Palaste des Erzbischofs von Canterbury zu Lambeth versammelt, um Ackermanns Rechenschaft über die Verwendung der Hülfsgelder zu empfangen.

Der Erzbischof und die übrigen Mitglieder gaben ihm bei dieser Gelegenheit in den wärmsten Ausdrücken zu erkennen, wie hoch sie seine Verdienste um die leidenden Deutschen schätzten; besonders dankte man ihm dafür, daß er die Parlamentsgelder mit so wenigen Unkosten zu versenden gewußt hätte. Der nun verstorbene Minister, George Rose, und der berühmte Wilberforce, welche auch zur Committee gehörten, trugen darauf an, daß der Verein ihm ein silbernes Gefäß, als Zeichen der Erkenntlichkeit, mittelst Stimmenmehrheit verehren sollte. Ackermann lehnte dieß ab, denn er mochte nicht, daß die Herren des Ausschusses, nachdem sie schon so freigebig zur Subscription beigetragen, und so viel Zeit aufgeopfert hatten, neue Unkosten seinetwegen haben sollten. Er mußte also wenigstens ein Dank=Votum annehmen, und Lord Kenyon schlug vor, daß es mit goldnen Buchstaben auf feines Pergament geschrieben werden sollte. Ack. aber wollte von keinen solchen Ausgaben hören, und bat bloß, daß ihm der Erzbischof von Canterbury die Ehre erzeigen möchte, das Dank=Votum eigenhändig zu schreiben, welches der Primas des britti=

(Uebersetz.)

Palast in Lambeth,
den 5. Mai 1816.

Mein Herr,

Es gewährt mir besondres Vergnügen, daß ich beauftragt bin, Ihnen den einstimmigen Dank des allgemeinen Ausschusses, von dessen Verrichtungen beikommender Aufsatz das Mehrere besagt, für die unentgeltlichen Dienste bekannt zu machen, welche Sie durch die geschickte Verwaltung einer Secretariatsstelle in demselben geleistet haben. Dieser Auftrag ist mir um so erfreulicher, weil ich mehrmalige Gelegenheit gehabt habe zu sehen, wie sehr sowohl ihre örtliche Kenntniß der Noth-Auftritte in Deutschland, als Ihr Eifer und Ihre unermüdliche Beharrlichkeit in Beförderung der wohlwollenden Absichten des brittischen Volks, welche die Committee in's Werk zu richten suchte, derselben von Nutzen gewesen sind.

Ich habe die Ehre zu seyn,

mein Herr,

Ihr treuer und ergebener Diener

C. Cantuar.

(d. i. Carl, Erzbischof von Canterbury.)

Seine Majestät, der König von Sachsen, geruhete, ihn mit dem sächsischen Verdienstorden zu beehren, und ließ ihm solches durch höchstseinen Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Herrn Grafen Detlev v. Einsiedel, in den gnädigsten Ausdrücken anzeigen. Der Dresdner Hülfsverein überschickte ihm zum Andenken eine Vase und zwei Gruppen aus Meißner Porzelan, von unübertrefflicher Schönheit. Die Leipziger ökonomische Gesellschaft wählte ihn im October 1815 zum Mitgliede, und übersandte ihm ihr Diplom in den schmeichelhaftesten Ausdrücken. Die Hamburger Gesellschaft zur Beförderung der Künste und nützlichen Gewerbe ernannte ihn schon im December 1814 zu ihrem Mitgliede, und übersandte ihm ein Diploma, nebst einer sehr geschmackvollen goldnen Medaille. Die Züricher Hülfs-Gesellschaft übermachte ihm folgendes Diplom:

Der Erzbischof und die übrigen Mitglieder gaben ihm bei dieser Gelegenheit in den wärmsten Ausdrücken zu erkennen, wie hoch sie seine Verdienste um die leidenden Deutschen schätzten; besonders dankte man ihm dafür, daß er die Parlamentsgelder mit so wenigen Unkosten zu versenden gewußt hätte. Der nun verstorbene Minister, George Rose, und der berühmte Wilberforce, welche auch zur Committee gehörten, trugen darauf an, daß der Verein ihm ein silbernes Gefäß, als Zeichen der Erkenntlichkeit, mittelst Stimmenmehrheit verehren sollte. Ackermann lehnte dieß ab, denn er mochte nicht, daß die Herren des Ausschusses, nachdem sie schon so freigebig zur Subscription beigetragen, und so viel Zeit aufgeopfert hatten, neue Unkosten seinetwegen haben sollten. Er mußte also wenigstens ein Dank=Votum annehmen, und Lord Kenyon schlug vor, daß es mit goldnen Buchstaben auf feines Pergament geschrieben werden sollte. Ack. aber wollte von keinen solchen Ausgaben hören, und bat bloß, daß ihm der Erzbischof von Canterbury die Ehre erzeigen möchte, das Dank=Votum eigenhändig zu schreiben, welches der Primas des brittischen Reichs auch that. Das Votum lautete so:

(Uebersetz.)

In einer Zusammenkunft des allgemeinen Ausschusses der Association von Westminster zur ferneren Unterstützung der Deutschen, die durch den Krieg gelitten haben, am 1. Mai 1816, im Palaste zu Lambeth gehalten, wurde einmüthig beschlossen, dem Hrn. Ackermann, im Namen des allgemeinen Ausschusses, Dank abzustatten, daß er die Mühe eines der Secretaire desselben unentgeltlich übernommen, und besonders, daß er die Rechnungen über die sowohl vom Parlamente bewilligten, als die durch milde Beiträge zusammengebrachten Gelder zur Hülfe der durch den Krieg in Noth gerathenen Deutschen mit außerordentlicher Geschicklichkeit geführt, und dabei die unverdrossenste Sorgfalt angewendet hat. Desgleichen wurde beschlossen,

„daß der Erzbischoff von Canterbury ersucht werden „sollte, dieß dem Herrn Ackermann zu eröffnen.“

Im Jahr 1817 fing er an, Versuche mit dem Steindrucke zu machen, welche so sehr gelangen, daß er hofft, ihn endlich zu derselben Vollkommenheit zu bringen, welche er in Deutschland erreicht hat. Die Reise, welche er in dem laufenden Jahre dorthin unternahm, hatte hauptsächlich diesen Zweck.

In diesem Jahre führte er ebenfalls die große Wagenverbesserung ein, welche H. Lankensperger in München erfunden hat, und aller Wahrscheinlichkeit nach wird auch dieser Versuch in England Eingang finden.

Er hat seit einigen Jahren in seinem Hause einen großen Saal eingerichtet, wo erlesene englische und auswärtige Pracht- und Kunstwerke, Mappen mit Kupferstichen, Holzschnitten und lithographischen Blättern, Gemälde, Zeichnungen, Journale u. d. gl. beständig zur Ansicht da liegen. Hier hält er im Winter wöchentlich einmal sogenannte Conversationen, zu denen er die vorzüglichsten Künstler und Autoren in London und viele vornehme Kunstfreunde einladet; auch findet man dort Reisende, die an ihn empfohlen, oder von seinen Freunden vorgestellt werden.

Ackermann ist in dem ganzen kunstliebenden Europa als der Verleger mehrerer Prachtwerke bekannt, welche seinen Namen gewiß auf die späte Nachwelt bringen werden. Die vorzüglichsten darunter sind die Geschichte der Westminster-Abtei, die Geschichte der Universitäten Oxford und Cambridge, und die Geschichte der großen öffentlichen Schulen in England. Für Liebhaber der Historie, des Alterthums und der Kunst in England werden diese herrlichen Werke immer von unschätzbarem Werthe bleiben. Ihr Preis steigt mit jedem Jahre, da nur eine kleine Anzahl von Exemplaren gedruckt worden ist, und in kurzer Zeit werden sie gar nicht mehr zu haben seyn. Sein Microcosm of London, ebenfalls ein Prachtwerk, ist ein überaus nützliches und angenehmes Buch, woraus man London's Merkwürdigkeiten gut kann kennen lernen. Vor etlichen Jahren erschien bei ihm: The picturesque Tour of Dr. Syntax, ein komisches Gedicht von *Combe*, nach Zeichnungen von *Rawlinson*. Dieß Werk fand außerordentlichen Beifall, in-

dem sieben Ausgaben, oder an zwölf Tausend Exemplare verkauft wurden; und es geht noch immer gut. Ein zwar kleines, aber für ernsthafte Leser, welche Kunstliebhaber sind, ungemein schätzbares, von ihm verlegtes Werk sind die Religious emblems, being a series of engravings on wood; by *Nesbit*, *Branston*, *Clennel* and *Hole*. 2te Ausgabe, 1810. Es enthält eine Reihe glücklich erfundener und wohlausgeführter Holzschnitte über religiöse Gegenstände, mit Erklärungen. Dieß ist eins von seinen Lieblingswerken, welches auch in Frankreich großen Beifall erhalten hat.

Gerhard und Karl v. Kügelgen.

Von

H. Z.

Gerhard und Karl v. Kügelg

Von

H. Z.

turdienstes, welche durch den Zauber der Bescheidenheit — der wahren Pasithea, der Grazie des Homeros — in eine Form verschmolzen, die Physiognomie des ächten Künstlers bezeichnen, sichtbar ausgegossen hat, ohne daß die Zeit und die Welt das reine Gebilde der Natur verwischen konnten, gehören die beiden Kügelgen. Es ist merkwürdig, daß dieselbe Stunde der Geburt beiden eine täuschend ähnliche Körperform gab; daß in beiden derselbe Sinn für die bildende Kunst erwachte, doch in jedem einen andern Gegenstand, in dem Einen die Zeit und den Menschen, in dem Andern den Raum und die Natur, sich erwählte; daß endlich, wer die Brüder sah, eben so in ihrem Aeußern die Weihe zum Künstler, als in ihren Werken das Eigenthümliche ihres höheren Gemüths und ihrer unverfälschten Naturbildung erblickte.

Die folgende Darstellung ihres einfach schönen Künstlerlebens ist von einem Manne verfaßt, der beiden Brüdern nahe stand, von ihrer Jugend an bis in ihre spä-

tenden Glücksumständen lebten, eine sorgfältige Erziehung, besonders in der Furcht des Herrn.

Die Lehren sehr ehrwürdiger Kapuziner, denen die innere Geistes-Entwickelung vorzüglich überlassen war, wurzelten tief in den zarten Gemüthern. Sowohl Frömmigkeit als sittliches Streben, wie auch kluge, nicht wörtlich erlernte Antworten bei dem Katechisiren, zeichneten die Zwillinge vor allen Mitschülern aus. Ihre Aehnlichkeit war in der zarten Kindheit so groß, daß selbst die Mutter nur durch Bezeichnung mit verschiedenfarbigen Bändern sich gegen die Namenverwechselung sichern konnte. Bei ihrem Heranwachsen und noch in den späteren Jahren fanden die sonderbarsten Verwechselungen Statt, wie man sich Aehnliches wohl bei einer doppelt herumwandelnden Person vorstellen kann.

Früh entwickelte sich bei den Brüdern die Neigung zum Bilden, und schon im 10ten Jahr fing der Aeltere an, Porträte nach der Natur zu zeichnen, ohne eine andere Vorübung gehabt zu haben, als man so häufig in den spielenden Zeichenbeschäfftigungen der Knaben gewahr wird.

Mit leisem Federumriß und schwacher, mit dem Pinsel aufgetragener Tuschschattirung zeichnete er sprechend ähnlich den Vater und fast alle Verwandte und Hausfreunde, unter denen sich mancher venerabilis barba capucinorum gar stattlich ausnahm. Sein späterhin bewundertes Talent, Individualitäten aufzufassen, war in diesem Spiel der Jugend schon deutlich zu erkennen. Der jüngere Bruder verrieth eben so früh seine Neigung zu landschaftlichen Gegenständen, und er fing eben so früh an, nicht nur große Blätter nach den Merian'schen Abbildungen der Rheingegenden mühsam mit der Feder nachzubilden, sondern übte sich auch zeitig nach der Natur an einzelnen Bruchstücken, wozu die vielen Ruinen seiner Vaterstadt und die ganze Umgebung hinreichenden Stoff darboten. Was nicht wenig zur Erregung ihres Kunsttriebes beitrug, war, daß zwischen ihrem 6ten und 12ten Jahre die Aeltern erst sämmtliche Kinder in Pastell und später sich selbst hatten in Oel malen lassen, wodurch die auf Farben weit mehr als auf Confect begie-

rigen Kinder in ihrem stillen Treiben immer eifriger wurden. Aber am Ende nahm die bunte Sudelwuth dergestalt überhand, daß die Spielgelder zum Farben-Ankauf nicht mehr ausreichen wollten; und nun wurde die Entdeckung gemacht, daß der Bach gar mancherlei farbige Steinchen auswürfe, welche zerrieben eine unversiegbare Farbenquelle eröffneten. An Kreide und Kohlen war auch nie Mangel, und das weitläufige Wohnhaus bot so viele Wandflächen dar, daß bald in allen Winkeln und Gängen die fratzenhaftesten Gestalten zum Vorschein kamen. Ermahnungen vermochten dem eingerissenen Unwesen nicht mehr zu steuern; es ergingen also von den Aeltern die geschärftesten Befehle, wodurch man die verrückt gewordenen Kinder von ihrem Wahnsinn plötzlich zu heilen gedachte. Man besorgte überdem nicht ohne Grund, daß diese Liebhaberei die Knaben gänzlich von ihrem Schulunterrichte abhalten möchte, der wirklich bei dem ohnehin langweiligen Vortrage etwas vernachlässigt wurde. Die armen Knaben konnten aber ihr farbiges und unfarbiges Machwesen eben so wenig lassen, wie

Aelteren, der ihr der verrückteste schien, endlich bewilligte, sich ganz der Kunst zu widmen. Der verdienstvolle Historienmaler Januarius Zick in Coblenz übernahm seinen Unterricht. Der jüngere Bruder, den man auf dem Gymnasium für den ausgezeichnetsten Schüler hielt, sollte fortstudiren, und es stand ihm bei den vornehmen, viel vermögenden Freunden seines verstorbenen Vaters eine glänzende Laufbahn bevor, die er nach vollbrachten Studien in Wien im Collegium der auswärtigen Angelegenheiten beginnen sollte. Doch im Buche der Vorsehung stand es anders. Nach einem halben Jahr nämlich trat der junge Mensch plötzlich vor die Mutter hin, die, diesen keineswegs erwartend, ihn für den älteren Zwilling hielt, und erst nach langem Hin- und Herreden sich von der komischen Verwirrung erholen konnte. — „Lieber ein armer Maler, als Minister," das war nun die Losung! Eine Henne, die Enten ausgebrütet und zum ersten Male ihre Jugend in das Wasser stürzen sieht, ist nicht betretener, als es hier die Mutter war bei so gänzlich verkehrter Gemüthsart ihrer Kinder.

Was war anders zu machen, als nachzugeben? Der sehr talentvolle Landschaftsmaler Schütz in Frankfurt am Main sollte nun des Jünglings Bildung übernehmen; allein er war ein abgelebter 70jähriger Mann, und der junge Kügelgen merkte bald, daß von eigentlichem Unterrichte gar nichts vorkam. Er schrieb also schon nach drei Monaten der Mutter, daß der Meister oft in mehreren Tagen seine Arbeiten nicht ansehe, und auch dann ihm nur immer zurufe: recht brav! nur weiter! Und daß, wenn er bei dem Großvater wohnen dürfte, wo ihm die ganz nahe Stadt Coblenz Originale vollauf darböte, der alte Großvater ihm eben so gut: recht brav! nur weiter! werde zurufen können, und zwar unentgeltlich.

Dieß war der Mutter sehr willkommen; denn nach des Vaters Tod, welcher im Dienste des Churfürsten von Cöln seine Wohlhabenheit meist nur seinem guten Gehalte zu verdanken gehabt hatte, befand sich die Mutter mit zwei Töchtern und drei Söhnen, deren ältester schon auf der Universität war, in sehr beschränkten Vermögensumständen.

Die Zwillinge wohnten nun wieder beisammen; denn der Aeltere, der schon bedeutend schnelle Fortschritte gemacht hatte, war indessen auch zum Großvater gekommen.

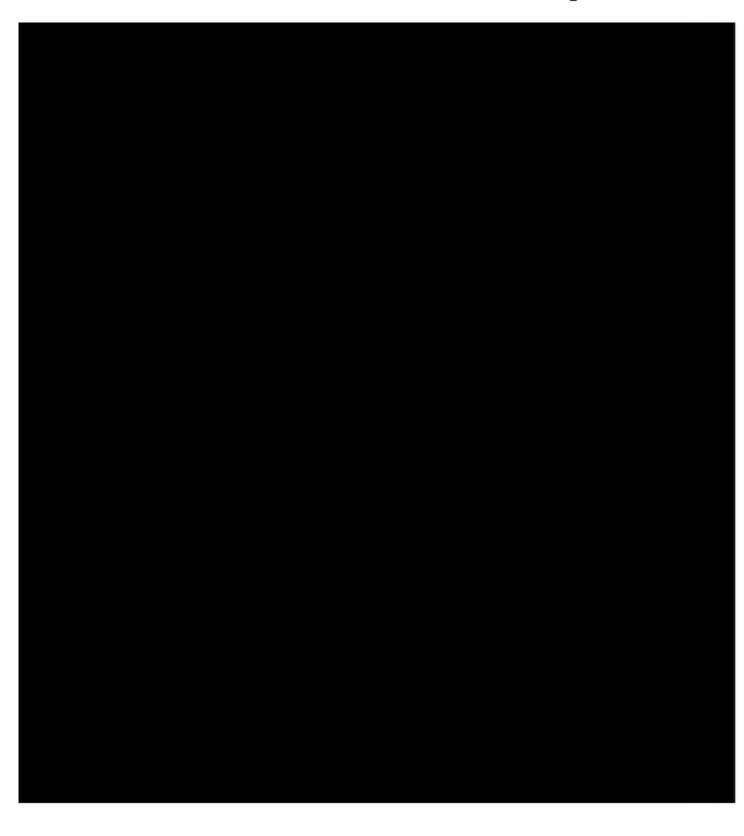
Es wurde jetzt mit neuer Lust und mit rastlosem Fleiß gearbeitet. Doch behielt der Maler Zick, welcher in der nur zwei Stunden von da entlegenen Stadt Coblenz wohnte, die Leitung ihrer Studien, und machte bei den ihm von Zeit zu Zeit vorgelegten Arbeiten seine Bemerkungen.

So war wieder ein Jahr verflossen, als die Begierde, die herrlichen Kunstschätze der Stadt Mainz zu sehen, die beiden Brüder zu einer Lustreise nach jener Stadt veranlaßte. Der Aeltere fand daselbst durch sein schon nebenbei entwickeltes Talent, Miniatur zu malen, sehr lohnende Beschäfftigung. Zufällig wurde hier von ihnen die Bekanntschaft des Historien- und Porträt-Malers Fesel aus Würzburg gemacht. Dieser Mann, — ein strenger Schüler von Mengs und enthusiastischer

erwarb, als seine Freigebigkeit, stutzte, als er die wunderbar sich gleichenden Jünglinge mit ihren großen Bildern vor sich stehen sah. Da er sich um Alles bekümmerte, so waren sie ihm durch ihre Auszeichnung auf der Schule schon bekannt geworden; deswegen äußerte er sein Bedauern, daß sie nicht fortgefahren, sich zum Staatsdienste auszubilden, denn Maler könne er gar nicht brauchen. Indeß sah er bald die kecken Jünglinge an, bald die großen Bilder, und sagte endlich: „Ich verstehe zwar nichts von Malerei, aber das sehe ich doch, daß ihr ein Paar ganze Kerls seyd." Also wurde, besonders durch die Mitwirkung eines liberalen, alles höhere Streben gern befördernden Mannes, des Kammerpräsidenten Freiherrn von Spiegel zum Diesenberg, der schon als Vorsteher des Gymnasiums die jungen Leute wegen ihres Schulfleißes liebgewonnen hatte, und der des Fürsten erster Liebling war, den angehenden Malern ein Jahrgehalt von 200 Ducaten auf drei Jahre bewilligt, womit sie versuchen sollten, in der, allen Kunstverwandten heiligen Roma ihre schöne Naturgabe ferner auszubilden. Auch ließ der Fürst sein Bildniß von dem älteren Bruder malen, welches ganz vorzüglich wohl gerieth. Bei den Sitzungen trugen Se. königl. Hoheit kein Bedenken, sich dem jungen Menschen, zu dessen nicht geringer Verwunderung, ganz in Ihrem so komischen, als gutherzig lustigen und witzsprudelnden Humor zu zeigen. Alles, selbst der Papst, ja der eigene Bruder Kaiser mußte dem erlauchten Witzbolde zur Zielscheibe dienen. Doch daß er die Arbeit mit 24 Carolin zu würdigen geruhte, dünkte dem jungen Maler das Witzigste.

So sehen wir nun unser junges Künstlerpaar mit herrlichen Empfehlungen von hoher Hand an Cardinäle und Prälaten, und mit allem Nöthigen versehen, auf ihrer Wanderschaft nach Rom begriffen, und zwar, nach Pilgerart, zu Fuß. Es war der 4te Mai 1791, als sie von der weinenden Mutter und den Geschwistern Abschied nahmen. — Wie mag ein Ungeweihter sich einen Begriff machen von der Seligkeit eines jungen, von der ersten Liebe zur Kunst ergriffenen, Gemüthes, das nun ganz nach seinen Wünschen dem selbstgewählten, hartnäckig erkämpften Berufe, mit Fähigkeit und Mitteln

wohl ausgerüstet, froh entgegen zog? — Mit jedem Schritte glaubten die muthigen Malerhelden eine Eroberung gemacht zu haben, die näher zum Ziele führte. Schon lag hinter ihnen das schöne Tyrol; doch minder freundlich begrüßte die der Sprache fast ganz Unkundigen das herrliche Italien. Nach dortigem Brauch verhandelten sie sich contractmäßig einem Hauderer oder Vetturino, der sie für eine bedungene Summe nach dem Orte ihrer Bestimmung bringen mußte. So kamen sie der Siebenhügelstadt immer näher, und — wie schlug ihr Herz, als sie endlich in der Tagesfrühe, wie die Nebel sanken, mit einem Male die hohen Zinnen von St. Peter in der Morgensonne vor sich glänzen sahen! Doch als sie eintraten in die heiß ersehnte Stadt, wie sonderbar, daß die alte Königin der Welt die phantastischen Jugendvorstellungen eben so wenig befriedigte, als die gespannte Einbildungskraft der unerfahrnen Pilgrimme Künstler und Kunstwerke, die sie noch nicht beurtheilen konnten, weit unter der Erwartung fand!



Gerhard, der Aeltere, fand nur in den Antiken jene Harmonie, die sich in nichts widerspricht, und was ihm diese in der Schönheit menschlicher Form darstellten, das zeigten ihm Raphaels Werke in der Schönheit menschlichen Ausdrucks. Dieser große Künstler verstand die Alten mehr in dem Geiste als in der Form nachzuahmen; und reicher und kräftiger in dem Gebiet der Farben, als jene in der beschränkten Plastik, entfalten uns seine Werke die reichste Anthropologie veredelter Menschheit. Gerhard hatte nun seinen Angelstern gefunden.

Karl, der jüngere Bruder, betrat einen ungebahnteren Weg. Zwar sagte ihm am meisten der große Lothringer zu, durch die inhaltsvolle, in das Gemüth dringende Zusammensetzung seiner Naturscenen; aber in der reichen und lieblichen italiänischen Natur leuchtete das Grün der Wiesen und Bäume doch ganz anders in dem krystallnen Sonnenlichte. Zudem wollten die klumpigen Bäume, ungeachtet ihrer schönen Zusammenstellung, und die dunklen Massen seiner Gründe, so wenig als die etwas nachlässige Behandlung im Darstellen jeder einzelnen Form, am wenigsten aber die Gestalten, welche seine Landschaften beleben, ihm Gegenstände dünken, der Nachahmung würdig. Poussins große, mehr in Massen gehaltene Compositionen gefielen ihm ebenfalls wohl, wie auch Salvator Rosa und Swanevelt; aber sie waren ihm zu manierirt in der Ausführung. Von Niederländern hat Rom keine bedeutende Vorbilder aufzuzeigen. Unser junge Mann beschloß also, sich kühnlich und getrost an die liebe Natur selbst zu halten; indeß fand er aber doch gerathen, seine Nachahmungsfähigkeit erst durch einiges Copiren auszubilden. Auch in dieser Hinsicht hätte er sich am liebsten dem herrlichen Gelée nachgemodelt, allein es war ihm zu solchen Nachstümperungen — der Ultramarin zu theuer. Nun wurden nach verschiedenen andern Meistern bei weitem mehr Copien angefangen, als vollendet; doch bald ging es in Tivoli ganze lange Sommer hinter einander mit wahrem Eigensinn an das Zeichnen nach der Natur. Zur Meisterschaft gelangt man nicht mit einem Sprunge, aber ein so mühsamer Weg, wie der hier bezeichnete, ist dem Kriechen einer Raupe zu vergleichen.

In dieser Zeit durchstürmte der französische Revolutionskrieg immer wilder das ganze Europa, und von dem Sturze großer Ländermassen wurden auch die Quellen mit verschüttet, aus denen sich bisher erquickt hatte, wer stolz und frei und froh den Musen diente. Kein Geld mehr vom Hofe, kein Geld mehr von der Mutter! — und die armen Brüder sahen sich verlassen in dem fernen Rom und verschuldet.

Da ward ein junger Livländer, Namens Johann Schwarz, ein so gemüthlich als genialischer Mensch, der Freund der beiden Zwillinge; und aus dieser Freundschaft entwickelte sich der Faden ihrer ganzen folgenden Geschichte. Schwarz erbot sich, auf seiner schon beschlossenen Rückreise nach Deutschland den älteren Bruder mitzunehmen, wo sein Talent im Portraitmalen ihm bald eine reiche Erwerbsquelle öffnen würde. „Wenn sie zu Fuß reisten, reiche das Reisegeld für beide hin.“ —

Der Vorschlag wurde angenommen, und mit bluten-

hinweg, und unter ihnen auch Lord Bristol. Zwei Jugendfreunde, die rühmlichst bekannten Gebrüder Romberg, trafen mit Kügelgen in gleicher Verlegenheit in Rom zusammen. Man berathete nicht lange, und mit frischem Jugendsinn ging es wohlgemuth über die blauen Berge dem Vaterlande zu, und zwar zu Fuß nach frommer Pilgerart. Es war eine beschwerliche, abenteuerliche Reise. Die beiden Romberg gingen nach Wien, und waren bei ihrem Freund Beethoven wie zu Hause; Kügelgen ging nach Berlin, wo er von seinem römischen Freunde, dem Architecten Genz, wie ein Bruder aufgenommen wurde. Obschon es seinen Arbeiten hier nicht an günstiger Aufnahme fehlte, so zog ihn doch das Herz dem Bruder nach. Im Jahre 1797 umarmten sich die Zwillinge in Riga. Ihre Aehnlichkeit war noch so groß, daß der Neuangekommene allgemein mit dem Aelteren verwechselt wurde; ja einige irrten sich sogar, wenn beide im vollen Lichte neben einander standen.

Die politischen Verhältnisse wurden jetzt immer ver-

halten zu können, die wegen ihrer Talente und Liebenswürdigkeit in allgemeiner Achtung stand. Er hatte sie bei seinem Aufenthalte in Reval kennen und lieben gelernt. Ein solches Bündniß mit einer der vornehmsten Familien des ehstnischen Adels konnte nur nach einem sehr interessanten Roman überwundener Schwierigkeiten zur Reife gedeihen. Mehrere Jahre später ereignete sich zwischen dem andern Bruder und einer jüngeren Schwester dasselbe; allein erst nach einer Prüfungszeit von sechs Jahren wurde das erwünschte Ziel erreicht. Der Anstand konnte nicht weniger verlangen, als daß die Familie Kügelgen von Adel sey, welches um so leichter zu bewerkstelligen wurde, da ihre Vorfahren nur aus Mangel eines diesem Stande entsprechenden Vermögens auf diese ehmals der Familie anklebende Von-schaft Verzicht gethan hatten.

Nachdem der Portraitmaler mehrere Jahre verheirathet in Petersburg gelebt und durch ungeheuren Fleiß ein bedeutendes Vermögen erworben hatte, kehrte er in das geliebte Vaterland zurück. Dies geschah 1804. Im Sommer desselben Jahres unternahm der andere Bruder, dessen Roman noch in voller Gährung war, seine erste Reise nach der Krim. *)

Wir sehen jetzt den älteren Kügelgen in der herrlichen Rheingegend wandeln und mit Frau und Kind den Armen der würdigen, unaussprechlich geliebten Mutter entgegen eilen. Hier ließ er eine Zeit lang die Seinigen geborgen, indem er sich die süße Wehmuth nicht versagen konnte, das von dem Raube so vieler

*) Nach einer Nachricht aus Ehstland vom Januar 1817 (im Kunstblatte Nr. 10. 1817), machte der russ. kais. Cabinets-Maler, Karl von Kügelgen, diese Reise in Verbindung mit dem berühmten Alterthumsforscher, dem Statsrath v. Köhler. Beiden ertheilte der Kaiser nicht nur die Erlaubniß dazu, sondern ließ auch jedem 1000 Rubel zustellen, und sie mit den wirksamsten Empfehlungen unterstützen. Eine Krankheit aber nöthigte den Hrn. v. Köhler, im folgenden Winter die Krim zu verlassen, und nach Petersburg zurückzukehren.
A. d. H.

Kunstschätze aufgeblähte Paris zu besuchen, um seinen Künstlergeist an dem Anblick seiner ihm in Rom innig werth gewordenen alten Heiligen zu erbauen. Wie herzlich begrüßte seine Seele die vertrauten Freunde — die ach, so viel sagten in ihrer Stummheit! — mit dem tiefen Seufzer: was hat man euch gethan! Hätte ihn doch damals eine geheime Stimme getröstet: daß es nur ein höhnender Besuch sey, den diese Kunsthelden alter besserer Zeit in der Hauptstadt des menschlichen Leichtsinns und Uebermuths abzulegen genöthigt worden wären!

Bald nach seiner Rückkehr starb ihm die geliebte Mutter. Das im Franzosenthum befangene Vaterland des alten Rheins war ihm ohnehin widerlich geworden, und verlor nun den letzten Reiz. Da beschloß er, im Mai-Monat 1805, an der Elbe sich niederzulassen, in Dresden, das ihn durch seine reichen Kunstschätze und durch seine herrliche Gegend so wonniglich anzog! Mit Schmerz und Wehmuth wandte er der fremd gewordenen

thum und die herrlichste Natur so anziehende Taurien nach allen Richtungen durchreisen. Er zeichnete nicht nur merkwürdige und interessante Gegenden mit der größten Treue und Sorgfalt auf, sondern führte auch bei fleißigen Nachforschungen ein genaues Tagebuch. Endlich trat Kügelgen mit mehr als 200 genauen Umrissen nach der Natur, im Herbste 1806, die Rückreise an, und war so glücklich, die Erlaubniß zu erhalten, bei dem Schwiegervater seines Bruders auf dessen Landgute zu erscheinen, der im folgenden Jahre sein Schwiegervater wurde, und die Zwillinge durch noch engere Verwandtschaft verband, indem sie nun auch Schwäger wurden. Hierauf ließ sich unser Künstler, den Natur und Studium gereift hatten, mit einer über Alles geliebten zwanzigjährigen Gattin von Neuem in Petersburg nieder. Seine Arbeiten wurden gesucht, und noch gegenwärtig erfreut er sich der Achtung und der Liebe des Publicums.

Doch schon rissen die Kriegsbegebenheiten auch die entfernten nördlichen Länder nach und nach in den allgemeinen Strudel. Der Friede von Tilsit wurde von den klugen Köpfen nur als Waffenstillstand angesehen, und *es war mehr zu wünschen als zu hoffen, daß die Kaiserstadt von einem Besuch des Weltstürmers verschont bleiben möchte.* Was würde unter solchen Umständen aus unserem Maler geworden seyn? Die Folge einer solchen Katastrophe würde ihm höchst wahrscheinlich seinen Gehalt entzogen haben. Indem er so mit Familie, auf dem höchsten Gipfel seines Glücks, um seine Zukunft bekümmert war, stand ihm ein liebender Freund zur Seite. Es war ein sehr reicher russischer Edelmann, Namens Slobin. Dieser öffnete dem besorgten Künstler einen Zufluchtsort an dem schönen, entfernten Wolga-Ufer, wo er ihm einen ganzen Flügel seines prächtigen Hauses einräumte und ihn mit Wohlthaten überhäufte. Doch hatte Kügelgen nur mit Bewilligung seines Hofes diesen Schritt gethan, und sich mit dem Freunde auch nicht länger als auf fünf Jahre verbunden. Beide arbeiteten jetzt voll Begeisterung an schönen Entwürfen zur Bildung der Jugend, für welchen Zweck der edle Slobin eine Lehranstalt gegründet hatte.

Unterdessen näherte sich die Zeit, in welcher Bonaparte seinen Heereszug nach Rußland vorbereitete. Da-

mit bedrohte aber auch zugleich die größte Gefahr den mit Glücksgütern reich gesegneten Slobin, welcher auf seinem Landsitze, wo er mit asiatischer Pracht lebte, nicht mehr sicher war. Kügelgen hatte sein ganzes Vermögen bei dem Freunde stehen, und nahm es, zur rechten Zeit gewarnt, mit bedeutendem Verlust zurück.

Jetzt sah er sich abermals in einer traurigen Lage. In Weltgeschäfften unerfahren, wie unser Maler war, ließ er sich verleiten, eine in dasiger Gegend sehr vortheilhaft scheinende Zuckerfabrik aus Runkelrüben anzulegen. Er war froh, durch solchen Gewerbfleiß, den das Bedürfniß damals zu rechtfertigen schien, sein und seiner Familie Glück gesichert zu haben; auch führte er das Geschäfft mit unglaublichem Eifer und Thätigkeit.

Der Feind kam indeß immer näher, Moskau brannte, die Fabrik ging schlecht, und der reiche Freund Slobin starb bei gänzlich ruinirtem Vermögen. Zwar wurde endlich der Feind auf's Haupt geschlagen, und jede Brust

Meister seinem Monarchen in Petersburg, welcher sie nicht nur huldreichst aufnahm, sondern auch bei dem Künstler mehrere Bilder bestellte, welche er ihm auf dem Lande in dem Schooße seiner Familie und Verwandten zu vollenden gestattete. Der 71jährige Schwiegervater war einige Monate nach Zurückkunft der geliebten Tochter, schwach und lebenssatt, in ihren Armen entschlafen. Seitdem hausete Kügelgen mit den Seinen bei der zwar schon wohl betagten, aber durch Frömmigkeit und Heiterkeit des Geistes ganz besonders liebenswürdigen Schwiegermutter und einem Schwager, Heinrich v. Manteufel auf Kurkel, mit dem er schon lange in dem brüderlichsten Verhältniß gestanden. In diesem schönen Landleben, in einer sehr reizenden Gegend, faßte der Künstler den Entschluß, ein schon längst angekündigtes Werk über die Krim, in Form einer malerischen Reise, herauszugeben, welches dem Publicum gewiß eine freudige Erscheinung seyn wird.

---

eine Auswahl von 30, welche er dem Kaiser im J. 1816 zu überreichen das Glück hatte. Dieser nahm sie nicht nur huldreich auf, sondern ließ ihm auch ein Geschenk von 10,000 Rubeln nebst einem kostbaren Ring zum Beweise seines Wohlgefallens zustellen. Zugleich befahl er, diese schöne Bilderreihe (jedes Bild ist eine Arschine breit und ¾ Arschin. hoch,) zur Verzierung eines großen Saals im Palast auf Kammoi Ostrof, seinem Lieblingsaufenthalte, anzuwenden. Kenner versichern, daß der Künstler die Natur des Landes in ihrer vollen Wahrheit auf die Leinwand überzutragen gewußt habe. In der Sammlung des Künstlers bemerkt man Abbildungen von den Felsenwohnungen der Anachoreten zu den ersten Zeiten des Christenthums, die Ruinen genuesischer Städte und Festungen, Denkmäler alttatarischer Baukunst, die patriarchalischen Wohnungen der Tatarn und ihre anmuthigen Baumgärten, die nicht selten zwischen eingestürzten Ruinen und Felsen liegen; auch die Ansichten der neuangelegten Städte und ihrer Umgebungen haben für den unterrichteten Beschauer ein vielfaches Interesse. Die Vollständigkeit dieser Darstellungen verdankt H. v. K. theils der Bekanntschaft des damals in Achmedscheb wohnenden Naturforschers, des verstorbenen Etatsraths Pallas, theils den Nachweisungen mehrerer in der Krim ansässigen, gebildeten Griechen, mit denen er sich italiänisch verständigen konnte. S. d. n. Kstbl. Nr. 10.

A. d. H.

So war der getäuschte Landschaftsmaler, mit aller Klugheit und Vorsicht, die er anzuwenden glaubte, um einem gefürchteten Unglück zu entfliehen, nur einem nicht geahneten in den offenen Rachen gelaufen. Doch auch dieses hatte ihn, einem Jonas ähnlich, unverletzt wieder fahren lassen. Am sonnigen, neuen Lebensstrande sammelte er frische Kraft, Gesundheit und Muth. Oft, wenn er dieser letzten Abenteuer seines Lebens scherzend gedenkt, fällt ihm der Arme ein, der aus den Klauen der bösen Charybdis in die Krallen der Scylla geräth! Nicht vergebens hatte er sich in den Tagen der Noth das Sprüchlein aus seiner Jugend wiederholt: Olim meminisse juvabit!

Seit 1816 hält sich der Landschaftsmaler wieder in Petersburg auf, von wo aus er kleine Reisen nach Livland und Finnland unternimmt, um durch den Anblick der dortigen Naturschönheiten seinen Geist mit frischen Bildern zu erquicken.

Unterdessen lebte Gerhard, der ältere Bruder,

Leben war auch Leiden; doch eine genaue Erörterung der Unfälle unseres Malers würde das Gefühl von denen kränken, die in dieser schweren Zeit weit mehr gelitten haben. Was er für sein künftiges Leben als Nachweh am meisten empfindet, ist, daß sein in Rußland befindliches Vermögen, durch das Sinken der Banknoten, mehr als um zwei Drittheile zusammenschmelz.

Die Werke eines Künstlers sind sein Leben und die Geschichte desselben. Wir nennen daher der Zeitfolge nach mehrere der denkwürdigsten Bilder von Gerhard von Kügelgen.

In Bonn ist des Künstlers eignes Bild, dessen schon oben gedacht wurde, im Saale der Lesegesellschaft aufgestellt. Halbe Figur; der junge Künstler hat ein Blatt in der Hand, auf welchem ein beflügelter Genius mit Palette und Pinsel zu einer auf Wolken thronenden Minerva emporstrebt, von der Armuth aber, unter der Gestalt einer Bettlerin in Lumpen, an einer Kette zurückgehalten wird. — In Rom entstanden seine ersten historischen Bilder in den Jahren 1793 und 1794. David, als Hirte, die Harfe spielend, und als Gegenstück *eine Cäcilie*, die Orgel spielend, beide in halber Figur, Ovalform und nicht ganz halber Lebensgröße. Jenes erhielt der Churfürst von Cöln, Maximilian von Oesterreich; dieses Lord Bristol; ein Doppelportrát aber, die Zwillinge in halber Lebensgröße, auf Holz, ist im Besitze der Mad. Holthof in Coblenz. Ein anderes, Copie nach jenem, seit dem J. 1816, hat der Künstler, als Andenken für den Saal der Lesegesellschaft in Bonn, dahin gegeben. — In München: ein sterbender Adonis, ein Drittel Lebensgröße, auf Holz, für Lord Bristol. — In Riga: eine Pharao-Bank in halben Figuren von ein Viertel Lebensgröße, meistens Porträts, mit des Künstlers eigenem Bilde, im Besitze des Herrn Thomas Zuckerbecker. — In St. Petersburg: mehrere Brustbilder der Kaiserin Maria in Trauerflor, nach Kaiser Pauls Tode; die ganze kaiserl. Familie auf einem Bilde, in halber Lebensgröße; auch mehrere Brustbilder der Großfürstinnen, in dem Lustschlosse der Kaiserin in Pawlowsky; das Bild des Kaisers Alexander, als Stifters der Universität zu Dorpat, ganze Figur in Lebensgröße,

im Universitätsgebäude zu Dorpat. — In Dresden: Apollo, der den sterbenden Hyacinth in seinen Armen hält, Figuren in Lebensgröße, gemalt im Jahre 1806. Diana und Endymion, als Gegenstück, gemalt im J. 1814, beide (ächt antike und künstlerisch schöne Darstellungen des Todes und des Schlafes) sind im Besitze des Künstlers; Michael, der den Satan bekämpft, Figuren halbe Lebensgröße; Ganymed, vom Adler in den Olymp getragen, ein Viertel Lebensgröße, und drei kleine Bilder, ein Christuskopf und zwei Pharisäer, sind im Besitze des Etatsraths von Slobin in Wolsky, und gemalt im J. 1808. David vor Saul die Harfe spielend, und Belisar mit dem Knaben, als Gegenstück, Figuren halbe Lebensgröße, gemalt 1807; der verwundete Adonis, die Figur etwa 8 Zoll lang, auf's fleißigste ausgeführt, im J. 1806; das Mädchen von Orleans, Brustbild in Oel, 5 Zoll hoch, ebenfalls sehr ausgeführt; Agnes Sorel und Karl VII. auf Pergament, in Wasserfarbe, von derselben Größe, im J. 1807; Christus, Moses und Muhammed,

Ein Cyclus von einzelnen allegorisch-symbolischen Figuren, in ein Viertel Lebensgröße, welche die verschiedenen Gemüthsbewegungen in Schmerz und Freude darstellen, verdient vorzüglich die Aufmerksamkeit des Kenners. Diese schönen Reihen der Kunst und der Lebensphilosophie führen an die Begeisterung, als schaffende Kraft, in der einen Hand die Lyra, mit der andern das Chaos ordnend; ihr folgen der Genius des Guten und der des Bösen, als die ersten Geber der Freude und des Schmerzes; dann Pandora, wie sie über das aus der Büchse über die Welt sich stürzende Unglück erschrickt; dann die vom Geliebten verlassene, klagende Ariadne, und der von den Gefährten verlassene, duldende Philoktet; hierauf der an den Felsen geschmiedete Prometheus, der selbst in Fesseln den Göttern trotzt, und die in stiller Wehmuth duldende, an den Felsen geschmiedete Andromeda. Diese acht schönen, sinnvollen Bilder, von den Jahren 1808 — 10, besitzt Herr v. Bethmann in Frankfurt. Vier andere, welche in diesen Cyclus gehören, sind in des Künstlers Werkstätte; eine Nemesis, als ausgleichende Vergelterin; Penelope um Ulysses trauernd, mit den Waffen desselben; ferner Ulysses auf der Insel der Circe, nach Ithaka sich sehnend; endlich die Geburt der Venus Anadyomene, welche in stiller Pracht des himmlischen Liebreizes aus dem dunkeln Meere nach oben aufblickt. In zwölf andern Gemälden gedenkt der Künstler die freudigern Gemüthszustände aus dem menschlichen Leben in Bildern nach der Mythen- und Fabelwelt darzustellen. Ein Christuskind auf der Weltkugel, ein Viertel Lebensgröße, gemalt 1811, ist im Besitz des Herzogs von Anhalt-Bernburg; eine ähnliche Darstellung in kleinern Verhältnissen, v. J. 1814, ist in München beim Hrn. Baron v. Freyberg. Zwei historische Gemälde, ein Drittel Lebensgröße: die Heimsuchung, Maria bei Elisabeth, und Besuch der Elisabeth bei Maria und Joseph, mit den Kindern Jesus und Johannes, zwei eben so schön componirte als kunstreich und gefällig ausgeführte Bilder von den Jahren 1813 und 1814, befinden sich in den Zimmern der Herzogin von Anhalt-Bernburg, gegenwärtig in Cassel; ebendaselbst auch ein Christuskopf in Viertel Lebensgröße. Eine Madonna als Brustbild, ist im Besitze

des Erbprinzen von Sachsen-Weimar. Eine (vortreffliche) Copie von der Madonna von Raphael (der sogenannte große Raphael, das Juwel der Dresdner Gallerie) in der Größe des Originals, gemalt 1807 und 1808, ist, nebst Copien des Christus nach Caracci und einem nach Guido aus der Dresdner Gallerie, zu Oliva bei Danzig, im Besitze des Bischofs von Ermeland, Fürsten von Hohenzollern. Moses auf dem Horeb vor dem brennenden Busche, Figuren halbe Lebensgröße, vom J. 1811. Ein Christuskopf, ein Johannes und eine Magdalena, Werke der innigsten Begeisterung, ebenfalls Brustbilder, befinden sich in Königsberg bei H. B. Schiffert, nebst drei kleinen allegorischen Bildern: Cybele mit der Aschenurne, auf welcher die Jahrzahlen 1813, 1814 und 1815, nebst einem mit Lorbeeren gekrönten Helm zu sehen sind, die Urne selbst ist mit einem Eichenkranz umgeben; — Melpomene, die tragische Muse, mit einem Dolche in der Hand, erinnert in ihren Gesichtszügen an den finstern Geist, welcher von Frankreich aus durch Europa hinzog; ihr Haupt

lers, so wie ein in Allem, auch in den kleinsten Beiwerken, sich selbst erklärendes, allegorisches Bild, der Sieg des guten Princips über das Böse, in der Scene des Engels Michael, der als Genius der verbündeten Mächte charakterisirt, und wo Satan als Napoleon auf den ersten Blick zu erkennen ist. Diesen prophetischen Tyrannensturz, der schon im März 1814 gemalt worden war, besitzt Hr. v. Klein in Riga. Mehrere der größeren Gemälde unseres Künstlers sind in dem Weimar'schen Journal für Literatur, Kunst, Luxus und Mode, seit den J. 1806 bis 1814, so wie im Morgenblatte, und in den Deutschen Blättern v. J. 1814, angezeigt und nach ihrem seelenvollen Gehalte und Kunstwerthe geprüft und gewürdigt worden.

Im Jahre 1816 veranlaßte die Ankunft der Justiniani'schen Gallerie in Berlin, und das damals noch dort befindliche, berühmte Danziger Bild, unsern Künstler zu einer Kunstreise nach Berlin, wo er in den beiden Wintern von 1816 und 1817, mit vielen Aufträgen von Porträtbildern von der königlichen Familie und dem dortigen Publicum beehrt wurde. Unter diesen Bildern zeichneten sich vorzüglich aus das des Kronprinzen und der Prinzessin Charlotte von Preußen (jetzt vermählten Großfürstin,) als halbe Figuren, nach Petersburg bestimmt; dann das Bild der nunmehrigen Großfürstin Alexandra in ganzer Figur, für Se. Maj. den König. Ferner das Bild des königlichen Prinzen Albert von Preußen und seiner Schwester, der Prinzessin Louise, in einer Gruppe, Kniestücke, und bestimmt für die Großfürstin Alexandra nach Petersburg; die Bilder des Prinzen Friedrich und der Prinzessin Friederike, als halbe Figuren; die Familie Radzivil in sechs Gruppenbildern, jedes von zwei Figuren, in halber Lebensgröße; so auch die fürstliche Familie San Guszkho, in drei Gruppenbildern. Vorzüglichen Beifall erhielten verschiedene Bilder in halber Figur vom Fürsten Blücher, wozu der Held, der dem Künstler wohlwollte, mehrere Sitzungen gegeben hatte; ferner das kräftig aufgefaßte Bild des berühmten Generals Grafen von Gneisenau u. a. m.

Der Künstler genoß während seines Aufenthalts in Berlin die Auszeichnung, daß sämmtliche Glieder der

königlichen Familie ihm in seiner Privatwohnung Sitzungen gaben, um ihm seine Zeit nicht durch das Hin- und Herfahren zu verkürzen. Ueberhaupt erfreute sich unser Meister des persönlichen Wohlwollens vieler ausgezeichneten Männer. Auch geruhte der König selbst, nebst dem damals durchreisenden Großfürsten Nicolaus, den Künstler in seiner Malerstube zu besuchen.

Um von der ideenreichen Erfindung und Composition Gerhards von Kügelgen einen Begriff zu geben, folge hier noch eine Andeutung von den beiden neuesten historischen Gemälden desselben im verjüngten Maaßstabe, welche man auf der Ausstellung in Dresden im J. 1816 gesehen hat.*) Das eine ist: Johannes der Evangelist, wie er das Gesicht hat vom Throne Gottes, aus der Offenbarung. In diesem Bilde scheint sich der Künstler den höchsten Moment des Lebens, den der religiösen Begeisterung, gedacht zu haben, wo ihm die Himmel mit ihrer Herrlichkeit sich öffnen, und die ferne Zukunft sich vergegenwärtigend offenbaret. Im Hintergrunde sieht

Gegenbild, die sterbende Magdalena, erscheint, jenem gegenüber, als der letzte Moment des Lebens. Alles ist beruhigt; Magdalena scheint zu schlafen, indem sie noch ein Kreuz, das Zeichen der Versöhnung, an die Brust gedrückt hält. Der Hintergrund zeigt ebenfalls den sich öffnenden Himmel, wo Engel-Chöre die scheidende Seele in die ewige Harmonie aufnehmen, wo die geahnete Herrlichkeit des Himmels sich als wirklich offenbaret, wo Satan, der nun keine Macht mehr hat, vor dem Tag-Glanze des Himmels sich in die Felsenschlüchte seiner ewigen Nacht verbergen muß. Der Ton des Bildes ist feierlich, ernst und beruhigend. Auf der Ausstellung im J. 1817 sah man nur Porträtbilder Gerhards von Kügelgen; und dem mit solchen Abbildungen nur zu viel beauftragten Meister muß sich die Bemerkung aufdrängen, daß er in einem Zeitalter lebt, wo die Abspiegelung der Persönlichkeit um so wünschenswerther erscheint, als ein eigentliches Bedürfniß der bildenden Kunst, öffentliches wieder und großes Leben zu gestalten, noch nicht im Geiste der Zeit ist! —

Der Landschaftsmaler hat bisher es abgelehnt, eine Namenliste der Haupterzeugnisse seines Kunstfleißes mitzutheilen, weil er der Meinung ist, daß dieß einer spätern Epoche vorbehalten bleiben müsse.

Wir bemerken daher über die Geschichte seiner Bilder nur Folgendes. Die Landschaften, welche Karl von Kügelgen in Italien gemalt hat, befanden sich größtentheils in dem Besitze des seitdem verstorbenen Lord Bristol. Auch gibt es mehrere Gemälde und Zeichnungen in Sepia von ihm in Berlin und Riga, so wie in St. Petersburg in der Bildersammlung der Eremitage, in den Pallästen der Grafen Tolstoy, Golowkin und Narischkin, in der Düval'schen Gemäldesammlung, und vorzüglich in der Slobin'schen Sammlung in Wolsky. Ein großer, noch nicht geschlossener Atlas von Zeichnungen und Bildern, welche Gegenden der Krim darstellen, ist noch im Besitze dieses Künstlers. Als er im Jahre 1816 dem Kaiser in Petersburg die krimische Gallerie von dreißig Bildern überreicht hatte, ward ihm von seinem Monarchen der Auftrag ertheilt, nach beendigtem Cyclus der Darstellungen aus der Krim, in ähnlicher Absicht die Provinz Finnland zu bereisen, ein Land, das

mit bedrohte aber auch zugleich die größte Gefahr den mit Glücksgütern reich gesegneten Slobin, welcher auf seinem Landsitze, wo er mit asiatischer Pracht lebte, nicht mehr sicher war. Kügelgen hatte sein ganzes Vermögen bei dem Freunde stehen, und nahm es, zur rechten Zeit gewarnt, mit bedeutendem Verlust zurück.

Jetzt sah er sich abermals in einer traurigen Lage. In Weltgeschäfften unerfahren, wie unser Maler war, ließ er sich verleiten, eine in dasiger Gegend sehr vortheilhaft scheinende Zuckerfabrik aus Runkelrüben anzulegen. Er war froh, durch solchen Gewerbfleiß, den das Bedürfniß damals zu rechtfertigen schien, sein und seiner Familie Glück gesichert zu haben; auch führte er das Geschäfft mit unglaublichem Eifer und Thätigkeit.

Der Feind kam indeß immer näher, Moskau brannte, die Fabrik ging schlecht, und der reiche Freund Slobin starb bei gänzlich ruinirtem Vermögen. Zwar wurde endlich der Feind auf's Haupt geschlagen, und jede Brust

Meister seinem Monarchen in Petersburg, welcher sie nicht nur huldreichst aufnahm, sondern auch bei dem Künstler mehrere Bilder bestellte, welche er ihm auf dem Lande in dem Schooße seiner Familie und Verwandten zu vollenden gestattete. Der 71jährige Schwiegervater war einige Monate nach Zurückkunft der geliebten Tochter, schwach und lebenssatt, in ihren Armen entschlafen. Seitdem hausete Kügelgen mit den Seinen bei der zwar schon wohl betagten, aber durch Frömmigkeit und Heiterkeit des Geistes ganz besonders liebenswürdigen Schwiegermutter und einem Schwager, Heinrich v. Manteufel auf Kurkel, mit dem er schon lange in dem brüderlichsten Verhältniß gestanden. In diesem schönen Landleben, in einer sehr reizenden Gegend, faßte der Künstler den Entschluß, ein schon längst angekündigtes Werk über die Krim, in Form einer malerischen Reise, herauszugeben, welches dem Publicum gewiß eine freudige Erscheinung seyn wird.

---

eine Auswahl von 30, welche er dem Kaiser im J. 1816 zu überreichen das Glück hatte. Dieser nahm sie nicht nur huldreich auf, sondern ließ ihm auch ein Geschenk von 10,000 Rubeln nebst einem kostbaren Ring zum Beweise seines Wohlgefallens zustellen. Zugleich befahl er, diese schöne Bilderreihe (jedes Bild ist eine Arschine breit und ¾ Arschin. hoch,) zur Verzierung eines großen Saals im Palast auf Kammoi Ostrof, seinem Lieblingsaufenthalte, anzuwenden. Kenner versichern, daß der Künstler die Natur des Landes in ihrer vollen Wahrheit auf die Leinwand überzutragen gewußt habe. In der Sammlung des Künstlers bemerkt man Abbildungen von den Felsenwohnungen der Anachoreten zu den ersten Zeiten des Christenthums, die Ruinen genuesischer Städte und Festungen, Denkmäler alttatarischer Baukunst, die patriarchalischen Wohnungen der Tatarn und ihre anmuthigen Baumgärten, die nicht selten zwischen eingestürzten Ruinen und Felsen liegen; auch die Ansichten der neuangelegten Städte und ihrer Umgebungen haben für den unterrichteten Beschauer ein vielfaches Interesse. Die Vollständigkeit dieser Darstellungen verdankt H. v. K. theils der Bekanntschaft des damals in Achmedscheb wohnenden Naturforschers, des verstorbenen Etatsraths Pallas, theils den Nachweisungen mehrerer in der Krim ansässigen, gebildeten Griechen, mit denen er sich italiänisch verständigen konnte. S. d. n. Kstbl. Nr. 10.

A. d. H.

So war der getäuschte Landschaftsmaler, mit aller Klugheit und Vorsicht, die er anzuwenden glaubte, um einem gefürchteten Unglück zu entfliehen, nur einem nicht geahneten in den offenen Rachen gelaufen. Doch auch dieses hatte ihn, einem Jonas ähnlich, unverletzt wieder fahren lassen. Am sonnigen, neuen Lebensstrande sammelte er frische Kraft, Gesundheit und Muth. Oft, wenn er dieser letzten Abenteuer seines Lebens scherzend gedenkt, fällt ihm der Arme ein, der aus den Klauen der bösen Charybdis in die Krallen der Scylla geräth! Nicht vergebens hatte er sich in den Tagen der Noth das Sprüchlein aus seiner Jugend wiederholt: Olim meminisse juvabit!

Seit 1816 hält sich der Landschaftsmaler wieder in Petersburg auf, von wo aus er kleine Reisen nach Livland und Finnland unternimmt, um durch den Anblick der dortigen Naturschönheiten seinen Geist mit frischen Bildern zu erquicken.

Unterdessen lebte Gerhard, der ältere Bruder,

Leben war auch Leiden; doch eine genaue Erörterung der Unfälle unseres Malers würde das Gefühl von denen kränken, die in dieser schweren Zeit weit mehr gelitten haben. Was er für sein künftiges Leben als Nachweh am meisten empfindet, ist, daß sein in Rußland befindliches Vermögen, durch das Sinken der Banknoten, mehr als um zwei Drittheile zusammenschmolz.

Die Werke eines Künstlers sind sein Leben und die Geschichte desselben. Wir nennen daher der Zeitfolge nach mehrere der denkwürdigsten Bilder von Gerhard von Kügelgen.

In Bonn ist des Künstlers eignes Bild, dessen schon oben gedacht wurde, im Saale der Lesegesellschaft aufgestellt. Halbe Figur; der junge Künstler hat ein Blatt in der Hand, auf welchem ein beflügelter Genius mit Palette und Pinsel zu einer auf Wolken thronenden Minerva emporstrebt, von der Armuth aber, unter der Gestalt einer Bettlerin in Lumpen, an einer Kette zurückgehalten wird. — In Rom entstanden seine ersten historischen Bilder in den Jahren 1793 und 1794. David, als Hirte, die Harfe spielend, und als Gegenstück eine Cäcilie, die Orgel spielend, beide in halber Figur, Ovalform und nicht ganz halber Lebensgröße. Jenes erhielt der Churfürst von Cöln, Maximilian von Oesterreich; dieses Lord Bristol; ein Doppelporträt aber, die Zwillinge in halber Lebensgröße, auf Holz, ist im Besitze der Mad. Holthof in Coblenz. Ein anderes, Copie nach jenem, seit dem J. 1816, hat der Künstler, als Andenken für den Saal der Lesegesellschaft in Bonn, dahin gegeben. — In München: ein sterbender Adonis, ein Drittel Lebensgröße, auf Holz, für Lord Bristol. — In Riga: eine Pharao-Bank in halben Figuren von ein Viertel Lebensgröße, meistens Porträts, mit des Künstlers eigenem Bilde, im Besitze des Herrn Thomas Zuckerbecker. — In St. Petersburg: mehrere Brustbilder der Kaiserin Maria in Trauerflor, nach Kaiser Pauls Tode; die ganze kaiserl. Familie auf einem Bilde, in halber Lebensgröße; auch mehrere Brustbilder der Großfürstinnen, in dem Lustschlosse der Kaiserin in Pawlowsky; das Bild des Kaisers Alexander, als Stifters der Universität zu Dorpat, ganze Figur in Lebensgröße,

im Universitätsgebäude zu Dorpat. — In Dresden: Apollo, der den sterbenden Hyacinth in seinen Armen hält, Figuren in Lebensgröße, gemalt im Jahre 1806. Diana und Endymion, als Gegenstück, gemalt im J. 1814. beide (ächt antike und künstlerisch schöne Darstellungen des Todes und des Schlafes) sind im Besitze des Künstlers; Michael, der den Satan bekämpft, Figuren halbe Lebensgröße; Ganymed, vom Adler in den [illegible] getragen, ein Viertel Lebensgröße, und drei kleine Bilder, ein Christuskopf und zwei Pharisäer sind im Besitze des Etatsraths von Slobin in [illegible] und gemalt im J. 1808. David vor Saul die Harfe spielend, und Belisar mit dem Knaben, als Gegenstück. Figuren halbe Lebensgröße, gemalt 1807; der verwandelte Adonis, die Figur etwa 8 Zoll lang, [illegible] ausgeführt, im J. 1806; das Mädchen von Orleans, Brustbild in Oel, 5 Zoll hoch, ebenfalls [illegible] ausgeführt; Agnes Sorel und Karl VII. auf Pergament, in Wasserfarbe, von derselben Größe, im J. 1807; Christus, Moses und Muhammed,

Ein Cyclus von einzelnen allegorisch-symbolischen Figuren, in ein Viertel Lebensgröße, welche die verschiedenen Gemüthsbewegungen in Schmerz und Freude darstellen, verdient vorzüglich die Aufmerksamkeit des Kenners. Diese schönen Reihen der Kunst und der Lebensphilosophie führen an die Begeisterung, als schaffende Kraft, in der einen Hand die Lyra, mit der andern das Chaos ordnend; ihr folgen der Genius des Guten und der des Bösen, als die ersten Geber der Freude und des Schmerzes; dann Pandora, wie sie über das aus der Büchse über die Welt sich stürzende Unglück erschrickt; dann die vom Geliebten verlassene, klagende Ariadne, und der von den Gefährten verlassene, duldende Philoktet; hierauf der an den Felsen geschmiedete Prometheus, der selbst in Fesseln den Göttern trotzt, und die in stiller Wehmuth duldende, an den Felsen geschmiedete Andromeda. Diese acht schönen, sinnvollen Bilder, von den Jahren 1808 — 10, besitzt Herr v. Bethmann in Frankfurt. Vier andere, welche in diesen Cyclus gehören, sind in des Künstlers Werkstätte; eine Nemesis, als ausgleichende Vergelterin; Penelope um Ulysses trauernd, mit den Waffen desselben; ferner Ulysses auf der Insel der Circe, nach Ithaka sich sehnend; endlich die Geburt der Venus Anadyomene, welche in stiller Pracht des himmlischen Liebreizes aus dem dunkeln Meere nach oben aufblickt. In zwölf andern Gemälden gedenkt der Künstler die freudigern Gemüthszustände aus dem menschlichen Leben in Bildern nach der Mythen- und Fabelwelt darzustellen. Ein Christuskind auf der Weltkugel, ein Viertel Lebensgröße, gemalt 1811, ist im Besitz des Herzogs von Anhalt-Bernburg; eine ähnliche Darstellung in kleinern Verhältnissen, v. J. 1814, ist in München beim Hrn. Baron v. Freyberg. Zwei historische Gemälde, ein Drittel Lebensgröße: die Heimsuchung, Maria bei Elisabeth, und Besuch der Elisabeth bei Maria und Joseph, mit den Kindern Jesus und Johannes, zwei eben so schön componirte als kunstreich und gefällig ausgeführte Bilder von den Jahren 1813 und 1814, befinden sich in den Zimmern der Herzogin von Anhalt-Bernburg, gegenwärtig in Cassel; ebendaselbst auch ein Christuskopf in Viertel Lebensgröße. Eine Madonna als Brustbild, ist im Besitze

des Erbprinzen von Sachsen-Weimar. Eine (vortreff-liche) Copie von der Madonna von Raphael (der sogenannte große Raphael, das Juwel der Dresdner Gallerie) in der Größe des Originals, gemalt 1807 und 1808, ist, nebst Copien des Christus nach Caracci und einem nach Guido aus der Dresdner Gallerie, zu Oliva bei Danzig, im Besitze des Bischofs von Erme-land, Fürsten von Hohenzollern. Moses auf dem Horeb vor dem brennenden Busche, Figuren halbe Lebensgröße, vom J. 1811. Ein Christuskopf, ein Johannes und eine Magdalena, Werke der innigsten Begeiste-rung, ebenfalls Brustbilder, befinden sich in Königsberg bei H. B. Schiffert, nebst drei kleinen allegorischen Bil-dern: Cybele mit der Aschenurne, auf welcher die Jahrzahlen 1813, 1814 und 1815, nebst einem mit Lor-beeren gekrönten Helm zu sehen sind, die Urne selbst ist mit einem Eichenkranz umgeben; — Melpomene, die tragische Muse, mit einem Dolche in der Hand, er-innert in ihren Gesichtszügen an den finstern Geist, wel-cher von Frankreich aus durch Europa hinzog; ihr Haupt

lers, so wie ein in Allem, auch in den kleinsten Beiwerken, sich selbst erklärendes, allegorisches Bild, der Sieg des guten Princips über das Böse, in der Scene des Engels Michael, der als Genius der verbündeten Mächte charakterisirt, und wo Satan als Napoleon auf den ersten Blick zu erkennen ist. Diesen prophetischen Tyrannensturz, der schon im März 1814 gemalt worden war, besitzt Hr. v. Klein in Riga. Mehrere der größeren Gemälde unseres Künstlers sind in dem Weimar'schen Journal für Literatur, Kunst, Luxus und Mode, seit den J. 1806 bis 1814, so wie im Morgenblatte, und in den Deutschen Blättern v. J. 1814, angezeigt und nach ihrem seelenvollen Gehalte und Kunstwerthe geprüft und gewürdigt worden.

Im Jahre 1816 veranlaßte die Ankunft der Justiniani'schen Gallerie in Berlin, und das damals noch dort befindliche, berühmte Danziger Bild, unsern Künstler zu einer Kunstreise nach Berlin, wo er in den beiden Wintern von 1816 und 1817, mit vielen Aufträgen von Porträtbildern von der königlichen Familie und dem dortigen Publicum beehrt wurde. Unter diesen Bildern zeichneten sich vorzüglich aus das des Kronprinzen und der Prinzessin Charlotte von Preußen (jetzt vermählten Großfürstin,) als halbe Figuren, nach Petersburg bestimmt; dann das Bild der nunmehrigen Großfürstin Alexandra in ganzer Figur, für Se. Maj. den König. Ferner das Bild des königlichen Prinzen Albert von Preußen und seiner Schwester, der Prinzessin Louise, in einer Gruppe, Kniestücke, und bestimmt für die Großfürstin Alexandra nach Petersburg; die Bilder des Prinzen Friedrich und der Prinzessin Friederike, als halbe Figuren; die Familie Radzivil in sechs Gruppenbildern, jedes von zwei Figuren, in halber Lebensgröße; so auch die fürstliche Familie San Guszko, in drei Gruppenbildern. Vorzüglichen Beifall erhielten verschiedene Bilder in halber Figur vom Fürsten Blücher, wozu der Held, der dem Künstler wohlwollte, mehrere Sitzungen gegeben hatte; ferner das kräftig aufgefaßte Bild des berühmten Generals Grafen von Gneisenau u. a. m.

Der Künstler genoß während seines Aufenthalts in Berlin die Auszeichnung, daß sämmtliche Glieder der

königlichen Familie ihm in seiner Privatwohnung Sitzungen gaben, um ihm seine Zeit nicht durch das Hin- und Herfahren zu verkürzen. Ueberhaupt erfreute sich unser Meister des persönlichen Wohlwollens vieler ausgezeichneten Männer. Auch geruhte der König selbst, nebst dem damals durchreisenden Großfürsten Nicolaus, den Künstler in seiner Malerstube zu besuchen.

Um von der ideenreichen Erfindung und Composition Gerhards von Kügelgen einen Begriff zu geben, folge hier noch eine Andeutung von den beiden neuesten historischen Gemälden desselben im verjüngten Maaßstabe, welche man auf der Ausstellung in Dresden im J. 1816 gesehen hat.*) Das eine ist: Johannes der Evangelist, wie er das Gesicht hat vom Throne Gottes, aus der Offenbarung. In diesem Bilde scheint sich der Künstler den höchsten Moment des Lebens, den der religiösen Begeisterung, gedacht zu haben, wo ihm die Himmel mit ihrer Herrlichkeit sich öffnen, und die ferne Zukunft sich vergegenwärtigend offenbaret. Im Hintergrunde sieht

Gegenbild, die sterbende Magdalena, erscheint, jenem gegenüber, als der letzte Moment des Lebens. Alles ist beruhigt; Magdalena scheint zu schlafen, indem sie noch ein Kreuz, das Zeichen der Versöhnung, an die Brust gedrückt hält. Der Hintergrund zeigt ebenfalls den sich öffnenden Himmel, wo Engel-Chöre die scheidende Seele in die ewige Harmonie aufnehmen, wo die geahnete Herrlichkeit des Himmels sich als wirklich offenbaret, wo Satan, der nun keine Macht mehr hat, vor dem Tag-Glanze des Himmels sich in die Felsenschlüchte seiner ewigen Nacht verbergen muß. Der Ton des Bildes ist feierlich, ernst und beruhigend. Auf der Ausstellung im J. 1817 sah man nur Porträtbilder Gerhards von Kügelgen; und dem mit solchen Abbildungen nur zu viel beauftragten Meister muß sich die Bemerkung aufdrängen, daß er in einem Zeitalter lebt, wo die Abspiegelung der Persönlichkeit um so wünschenswerther erscheint, als ein eigentliches Bedürfniß der bildenden Kunst, öffentliches wieder und großes Leben zu gestalten, noch nicht im Geiste der Zeit ist! —

Der Landschaftsmaler hat bisher es abgelehnt, eine Namenliste der Haupterzeugnisse seines Kunstfleißes mitzutheilen, weil er der Meinung ist, daß dieß einer spätern Epoche vorbehalten bleiben müsse.

Wir bemerken daher über die Geschichte seiner Bilder nur Folgendes. Die Landschaften, welche Karl von Kügelgen in Italien gemalt hat, befanden sich größtentheils in dem Besitze des seitdem verstorbenen Lord Bristol. Auch gibt es mehrere Gemälde und Zeichnungen in Sepia von ihm in Berlin und Riga, so wie in St. Petersburg in der Bildersammlung der Eremitage, in den Pallästen der Grafen Tolstoy, Golowkin und Narischkin, in der Düval'schen Gemäldesammlung, und vorzüglich in der Slobin'schen Sammlung in Wolsky. Ein großer, noch nicht geschlossener Atlas von Zeichnungen und Bildern, welche Gegenden der Krim darstellen, ist noch im Besitze dieses Künstlers. Als er im Jahre 1816 dem Kaiser in Petersburg die krimische Gallerie von dreißig Bildern überreicht hatte, ward ihm von seinem Monarchen der Auftrag ertheilt, nach beendigtem Cyclus der Darstellungen aus der Krim, in ähnlicher Absicht die Provinz Finnland zu bereisen, ein Land, das

an malerischen Gegenden von ganz eigenthümlichem Charakter reich ist. Finnlands einsame Landseen, finstre Wälder, wilde Wasserfälle, und seine schroff gegen die Wolken hinanstarrenden Berge mit über einander gethürmten und durch einander geworfenen Granittrümmern, den sprechenden Zeugen ehemaliger Erderschütterungen, werden dem Meister Stoff genug darbieten zu einer finnischen Gallerie, die das Schauerliche der nordischen Natur in lebendigen Formen darstellt, wie die krimische Gallerie die heitre, fröhliche Größe der südlichen Natur trefflich abgebildet zeigt.

Außer jenem Entwurfe, Finnland zu bereisen, ist Karl v. Kügelgen gegenwärtig auch noch beschäfftigt, die schon erwähnte malerische Reise durch die Krim in funfzig Kupferblättern in Folioformat, mit einer Beschreibung in deutscher, russischer, englischer und französischer Sprache herauszugeben.

Es wäre nun noch darzustellen, was den Kunstgenius eines jeden Bruders insbesondere charakterisirt. Auch

streitig behauptet bei ihm das Gefühl das Uebergewicht über die Phantasie, die sich mehr in Gestalten-Menge gefällt. Sein geschäfftiger Verstand dürfte wohl auch manch Mal sinnreich genug seyn, eine gar zu bestimmte Bedeutsamkeit in seine Bilder zu legen. Doch ein jeder in seiner Art. Bei seinen Porträts ist es merkwürdig, daß er nicht nur das Charakteristische einer jeden Individualität vollkommen treu wiederzugeben vermag, sondern auch seine Köpfe von solcher Seite und Beleuchtung zu nehmen weiß, daß bei ganz geringer Idealisirung des Ausdrucks, seine Abbilder fast jedes Mal dem Urbild sprechend ähnlich, und doch veredelt erscheinen.

Der Landschaftsmaler hat sich durch den eigensinnig eingeschlagenen Weg, sein Talent nur durch das Studium der Natur ausbilden zu wollen, lange zurückgesetzt. Es ist viel gewonnen, wenn man durch das Nachbilden vorzüglicher Meister sich die Leichtigkeit der Darstellung und Zusammenhaltung der Massen hat eigen zu machen gelernt, und dann die Natur nur in sofern zum Vorbilde nimmt, als es nöthig ist, die Beschauungen der aus dem Gemüth reflectirten inneren Welt in bekannten, möglichst verwirklichten Formen darzustellen; denn das höchste Ideal in dem Gegenstande wird nur dann um so größeren Eindruck machen, als der Künstler durch Wahrheit der Darstellung alles die Illusion Störende aus dem Wege zu räumen weiß. Wir bemerken daher in den früheren Arbeiten dieses Künstlers Härte und Steifheit, und in seinen Compositionen nicht selten unzusammenhängende Ueberladung. Es ist noch nicht lange, daß es ihm gelungen ist, sich von diesen Fehlern gänzlich loszuwinden. Indeß erfreuen wir uns in seinen Compositionen einer originellen Idealität, sowohl in der Erfindung des Ganzen, als in den einzelnen Formen. Die frühe, seelenvolle Betrachtung der antiken, durch ihre Schönheit so bezaubernden Marmorbilder mag wohl hierzu in seinem Gemüth den Grundton angegeben haben. In seinen Erfindungen ist er mannigfaltig, reich und sogar contrastirend. Er stellt dar die idyllische Natur und Prachtscenen. Gegenstände eines bestimmten oder Beziehung habenden Inhalts sind ihm nicht angenehm, weil sie, um begriffen zu werden, noch erklärender Worte bedürfen. Er meint, daß Kunstwerke mehr das Gemüth als den Verstand in Anspruch nehmen müssen.

Ursache solcher Erhebung gleichfalls bekannt zu seyn schien. Die Zeit dazu war aber vorüber. Der Bursche fuhr einst in glänzendem Wagen und Anzug vor dem Fenster durch, woran der König mit seiner Gemahlin und dem Friedensfürsten stand. „Wer ist der artige junge Mann?“ fragte der König. „Ein Amerikaner,“ antwortete der Friedensfürst. — „Vermuthlich ein sehr reicher Mann.“ — „Nein, gnädigster Herr, es ist ein armer Bursche, den ein altes, närrisches Weib unterhält, und von ihrem Golde diesen Prunk treiben läßt.“ — Ist sie verheirathet?“ — „Ja wohl, und auch Mutter.“ — „So ist der Eine so schlecht, als der Andere —.“ Der Bursche verschwand bald darauf aus Madrid, und ward reichlich ausgestattet unter die Obhut des Bischofs von Ossuna gegeben. Auch von dieser Seite war also für den Friedensfürsten nichts mehr zu befürchten. Die Vermählung *) des Kronerben mit der Königstochter von Neapel machte gleichfalls keine Sorgen, und die letzte Furcht, wegen Volksunruhen aus Verzweiflung, vernichtete der Frieden von Amiens.

Nun bekamen die Adligen, die Geistlichen, die Kaufleute ihre reichen Einkünfte aus beiden Indien wieder; alle Stände athmeten frei; manche gute Anstalt nahm ihren Anfang, und zu noch Mehrerem gab der Friedensfürst Hoffnung, dessen Hang zu Anschlägen für Verbesserungs-Sinn gehalten, und dessen verächtliches Emporkriechen die Achtung vor seiner Verwandtschaft mit dem königlichen Hause vergessen machte. Wenn daher die redlichen und verständigen Männer auch nicht in das Lob des feilen Gesindels stimmten, das ihn von dem Kaisergeschlecht Montezuma abstammen, und den berühmten Ximenes an Einsicht übertreffen ließ; und wenn sie noch weniger durch den Zauberdunst des eben so feilen französischen Anhangs, der ihn umschloß, verblendet wurden: so urtheilten sie doch nicht ungünstig von ihm und waren ihm zu Diensten. Statt von Verhaftungen ...

Spiel, sein Gesang, seine blühende, kräftige Gestalt, sein unbefangenes, gescheutes Wesen, entzückten. Nach der nichts weniger als hofmännischen Aeußerung eines französischen Hofmanns, des Hrn. v. Pradt, „borgte er seine Schönheit weniger von sich selbst, als von der Vergleichung mit seinen Landsleuten, bei welchen die äußern Vorzüge, besonders in den höhern Klassen, selten sind.“ Wie unwahr besonders das Letztere auch seyn mag, Thatsache ist, daß der König, in einem Alter (43 Jahr), worin plötzliche Zuneigung schon mühsamer entsteht, und bei einer schlichten, einfachen Denkart, von dem geschmeidigen, jungen Menschen eben so eingenommen ward, als die lebhafte, weltkluge Königin, fast gleichen Alters mit ihrem Gemahl; und daß der Günstling von Beiden unverzüglich (1791) als Großkreuz des Karls-Ordens, als General-Adjutant, und als Staatsrath, unter die Höflinge und die Staatsmänner und die Großen des Reichs trat. Er hielt sich unter ihnen, so stolz die Einen, so ränkevoll die Andern, und so unerfahren er selbst war; und er hielt sich an einem Hofe, der in dumpfer Klosterstille jeden Athemzug be-

von Hülfstruppen im russischen Kriege bestimmt, und ein Beweis der Ergebenheit für kaiserliche Majestät. Wie dem sey, Thatsache ist, daß der Herzog von Frias, als außerordentlicher Gesandte, Napoleon über seinen Sieg beglückwünschte; daß spanische Hülfstruppen unter dem kühnen Romana in Dänemark, unter Offarill in Italien erschienen, und daß im größten Geheim einer der verschmitztesten Unterhändler, der Staatsrath Izquierdo, nach Paris gesandt wurde.

Der Friedensfürst vergaß, und glaubte seinen Anschlag gegen Frankreich vergessen, von dem er durch Izquierdo einen ganz andern erhielt: den Anschlag, Portugal mit Napoleon zu theilen, wovon er selbst mit völliger Staatshoheit Alentejo und Algarbien bekommen sollte, und nicht bloß den Anschlag, sondern den feierlichen Vertrag, von Napoleon zu Fontainebleau am 27. Oct. 1807 unterzeichnet, erhielt er mit der Verschreibung, daß zu dessen Ausführung 28,000 Mann französischer Truppen nach Spanien ziehen, und 40,000 Mann außerdem bei Bayonne bereit stehen sollten. Der Friedensfürst entdeckte den Vertrag erst der Königin, als er ihn abgeschlossen, und ließ ihn für die Minister auch dann noch Geheimniß bleiben, als die französischen Truppen Nachtlager und Verpflegung in Spanien foderten oder nahmen. Noch ehe er diesen Vertrag von Paris empfangen haben konnte, sandte er dahin ein Schreiben des Königs vom 29. Oct. 1807 an Napoleon, mit der Nachricht: daß der Kronerbe den Plan gemacht habe, seinen Vater vom Thron zu stoßen; daß er nach dem Leben seiner Mutter getrachtet habe; daß er bestraft und seines Erbfolgerechts verlustig erklärt werden solle. Der Friedensfürst hatte auch den Kronerben bereits verhaften, und im Escurial eine Junta von eilf Mitgliedern zum Gericht über ihn berufen lassen; als er von dem französischen Gesandten gewarnt wurde, Napoleons Namen in der Anklage nicht zu nennen; an welchen [illegible]

dringendsten Geschäffte liegen blieben, daß die wichtigsten Aemter in die unfähigsten Hände geriethen, und daß die Franzosen auf den Pyrenäen nicht wie die Höflinge zu Madrid vor dem gefürsteten Minnesänger zitterten. Er zitterte dagegen nun vor Jenen, als sie den Ebro überschritten und Madrid bedrohten; nahm nun Aranda's Meinung an, und machte schnell Friede; *) ward aber nicht entsetzt und verwiesen, wie Aranda, sondern zum Friedensfürsten erhoben. Wie er mit dem Anschlag zum Kriege, so nahm er wieder mit einem Anschlage bei dem Frieden ein. Da Frankreich über kurz oder lang seinen Thron herstellen müßte, so wollte er ihn für den zweiten Sohn des Königs zu erlangen suchen. In der That schloß er mit Frankreich ein Schutz- und Trutzbündniß, **) und war mit Niemandem freundlicher und vertrauter, als mit Franzosen. Er mochte wohl fühlen, daß der Haß von Spanien bereits auf seinem Haupte ruhe, und für das bequemste Schutzmittel gegen seine Folgen halten, wenn er die Zugänge des königlichen Hauses bewache, und Frankreich zu Willen sey, um im Nothfall von ihm Hülfe zu haben.

mit geistlichen Sachen zu befassen; und man hat den Groß-Inquisitor von ihm verspotten hören. Ganz Madrid wußte, die Königin wußte, wie gern er die Bitten schöner Mädchen bittend gewähre, und daß er mit Josephine Tudo sich heimlich vermählt habe.

Alles das sah, las, hörte, wußte man von dem Friedensfürsten, indeß man durch den Wirrwarr alter und neuer Verwaltungsweisen in Gesetzlosigkeit, und durch die Niederlagen der Seemacht, die Zerstörung des See-Handels, und die Sperrung der amerikanischen Geldzufuhr, in Schmach und Armuth gerieth. Dennoch ließ man ihm ruhig sein verhängnißvolles Wesen forttreiben. Siehe, da trat er mit einem neuen Anschlag hervor; woher dieser kam, ist nicht schwer zu errathen: er galt Portugal, Englands Verbündeten. Aber da verweigerte der König zum ersten Mal seine Einwilligung, und verweigerte sie standhaft, weil der Krieg auch seine Tochter, die jetzige Königin, getroffen hätte; und da jubelte Spanien hoch auf, weil der verhaßte Friedensfürst seinen Abschied nahm (1798). Doch nur kurz war der Jubel. Sein erster Nachfolger Saavedra wollte mit Ernst und mit Strenge der Vergeudung der Staats-Einkünfte steuren, als eine bedenkliche Krankheit ihn vom Dienst entfernte; sein zweiter Nachfolger Urquijo hatte der Königin Vorstellung über den fortdaurenden Einfluß des Friedensfürsten gemacht, als ihn dieser zur Tafel einlud, und bewog, sein Amt niederzulegen, welches Cevalhos, ein Verwandter des Friedensfürsten, erhielt. Er selbst aber war damals schon dem königlichen Hause verwandt, und hatte sich 1797 mit der funfzehnjährigen liebenswürdigen Tochter von dem Brudersohn König Karls III., Ludwig von Bourbon, Grafen von Chinchon, vermählt. Dieser Anschlag hatte zwar in dem königlichen Hause nicht das mindeste Hinderniß gefunden, doch desto größeren von Seite der Cardinäle Despuig und Lorenzana, welche wegen der geheimen Ehe mit Josephinen, die Einsegnung des Brautpaars verweigerten. Wie sich endlich der Cardinal Semanat dazu verstand, so stürzte am Vorabend der Vermählung Josephine in das Schloß, in das Zimmer des Friedensfürsten, und schrie: „Er ist mein Mann, der Vater meiner Kinder, Gott und Menschen sind meine Zeugen! —

Ihre Angst, ihre Verzweiflung, ihre Schwermuth bewegte, bestürzte, erschütterte die Umstehenden. Niemand wagte die schöne Leidende anzurühren; sie blieb die Nacht dort weinend und betend: der Friedensfürst hatte sich geflüchtet. — Nachdem er mit einer Bourbon sich zu vermählen, dem König die Bekriegung seiner Tochter vorzuschlagen, und die mächtigsten spanischen Herren bei dem geringsten Widerspruch zu verbannen, sonder Gefährde gewagt, wagte es Niemand mehr, wider ihn sich zu erheben. Den Edeln, wie dem ganzen Volk, blieb nur eine Hoffnung: der Kron = Erbe. *) Ferdinand trat so eben in das Jünglings = Alter, und glich, doch minder groß, an Wuchs und Anstand dem Vater, in Gesichtszügen der Mutter, deren italiänische Abkunft sich darin verrieth. Wem das Vaterland und seine Zukunft theuer, und Einfluß geblieben war, der suchte von nah und fern auf Ferdinands Bildung zu wirken, in dessen Brust Spanien seinen Haß gegen den Friedensfürsten senkte. Desto sorgfältiger ließ ihn dieser bewachen, desto unbarmherziger riß er seine Liebe von dem Herzen der

Ursache solcher Erhebung gleichfalls bekannt zu seyn schien. Die Zeit dazu war aber vorüber. Der Bursche fuhr einst in glänzendem Wagen und Anzug vor dem Fenster durch, woran der König mit seiner Gemahlin und dem Friedensfürsten stand. „Wer ist der artige junge Mann?“ fragte der König. „Ein Amerikaner,“ antwortete der Friedensfürst. — „Vermuthlich ein sehr reicher Mann.“ — „Nein, gnädigster Herr, es ist ein armer Bursche, den ein altes, närrisches Weib unterhält, und von ihrem Golde diesen Prunk treiben läßt.“ — Ist sie verheirathet?“ — „Ja wohl, und auch Mutter.“ — „So ist der Eine so schlecht, als der Andere —.“ Der Bursche verschwand bald darauf aus Madrid, und ward reichlich ausgestattet unter die Obhut des Bischofs von Ossuna gegeben. Auch von dieser Seite war also für den Friedensfürsten nichts mehr zu befürchten. Die Vermählung *) des Kronerben mit der Königstochter von Neapel machte gleichfalls keine Sorgen, und die letzte Furcht, wegen Volksunruhen aus Verzweiflung, vernichtete der Frieden von Amiens.

Nun bekamen die Adligen, die Geistlichen, die Kaufleute ihre reichen Einkünfte aus beiden Indien wieder; alle Stände athmeten frei; manche gute Anstalt nahm ihren Anfang, und zu noch Mehrerem gab der Friedensfürst Hoffnung, dessen Hang zu Anschlägen für Verbesserungs-Sinn gehalten, und dessen verächtliches Emporkriechen die Achtung vor seiner Verwandtschaft mit dem königlichen Hause vergessen machte. Wenn daher die redlichen und verständigen Männer auch nicht in das Lob des feilen Gesindels stimmten, das ihn von dem Kaisergeschlecht Montezuma abstammen, und den berühmten Ximenes an Einsicht übertreffen ließ; und wenn sie noch weniger durch den Zauberdunst des eben so feilen französischen Anhangs, der ihn umschloß, verblendet wurden: so urtheilten sie doch nicht ungünstig von ihm und waren ihm zu Diensten. Statt von Verhaftungen der Inquisition, hörte man von Ansiedelungen ketzerischer Landwirthe, und Handwerker und Künstler; statt aus-

*) 21. Aug. 1802.

wärts, pflanzte man in der Heimath auswärtige Gewächse; statt um Strandgüter zu beten, arbeitete man an Rettungswerkzeugen für Schiffbrüchige; statt Klöster, baute man Brücken und Straßen und Schiffgraben; statt Heiligenbilder, stattete man Schulen aus; statt Ketten an die Bücher, legte man Druckereien für sie an, und man sprach und schrieb freier als seit langer Zeit. Der Friedensfürst ließ das Alles geschehen, er ward mit jedem Tage reicher und mächtiger, die Engländer und Franzosen buhlten um seine Gunst, und nie gab es mehr Anschläge als jetzt. Er belastete daher, bei dem Ausbruch des Krieges zwischen ihnen, Spanien mit den schwersten Opfern, damit es unbetheiligt bliebe; und als es doch Krieg führen mußte, machte er seinen Anschlag zur Rache im Stillen. Noch früher als dieser, ward ein anderer ruchtbar. Der Kronprinz hatte kaum seine Gemahlin verloren,*) so erhielt er die Hand der Frauenschwester des Friedensfürsten angetragen; wies gebührend einen solchen Schwager ab; gab dadurch dessen Feinden das Zeichen zu einer kleinen, und die Hoffnung zu

von Hülfstruppen im russischen Kriege bestimmt, und ein Beweis der Ergebenheit für kaiserliche Majestät. Wie dem sey, Thatsache ist, daß der Herzog von Frias, als außerordentlicher Gesandte, Napoleon über seinen Sieg beglückwünschte; daß spanische Hülfstruppen unter dem kühnen Romana in Dänemark, unter O'Farill in Italien erschienen, und daß im größten Geheim einer der verschmitztesten Unterhändler, der Staatsrath Izquierdo, nach Paris gesandt wurde.

Der Friedensfürst vergaß, und glaubte seinen Anschlag gegen Frankreich vergessen, von dem er durch Izquierdo einen ganz andern erhielt: den Anschlag, Portugal mit Napoleon zu theilen, wovon er selbst mit völliger Staatshoheit Alentejo und Algarbien bekommen sollte, und nicht bloß den Anschlag, sondern den feierlichen Vertrag, von Napoleon zu Fontainebleau am 27. Oct. 1807 unterzeichnet, erhielt er mit der Verschreibung, daß zu dessen Ausführung 28,000 Mann französischer Truppen nach Spanien ziehen, und 40,000 Mann außerdem bei Bayonne bereit stehen sollten. Der Friedensfürst entdeckte den Vertrag erst der Königin, als er ihn abgeschlossen, und ließ ihn für die Minister auch dann noch Geheimniß bleiben, als die französischen Truppen Nachtlager und Verpflegung in Spanien foderten oder nahmen. Noch ehe er diesen Vertrag von Paris empfangen haben konnte, sandte er dahin ein Schreiben des Königs vom 29. Oct. 1807 an Napoleon, mit der Nachricht: daß der Kronerbe den Plan gemacht habe, seinen Vater vom Thron zu stoßen; daß er nach dem Leben seiner Mutter getrachtet habe; daß er bestraft und seines Erbfolgerechts verlustig erklärt werden solle. Der Friedensfürst hatte auch den Kronerben bereits verhaftet, und im Escurial eine Junta von eilf Mitgliedern zum Gericht über ihn berufen lassen; als er von dem französischen Gesandten gewarnt wurde, Napoleons Namen in der Anklage nicht zu nennen: an welchen der Kronprinz heimlich, den 11. Oct. 1807, um die Hand der Tochter seines Bruders Lucian, und von der arglistigen und boshaften Umgebung seiner Eltern geschrieben hatte; als er in geheimen Briefen mit den fürchterlichsten Drohungen von dem Antasten des Kronerben abgemahnt wurde; und als er von den Richtern hören mußte, daß

sie über die Anschläge des Kronerben auf den väterlichen Thron und das mütterliche Leben nicht den mindesten Beweis fänden, und daß sie weder dem Kronerben noch seinem Freunde zum Vorwurf, vielweniger zum Verbrechen machen könnten, sich, ohne ihn, über den Zustand des Landes berathen, und gegen ihn und seine Verwaltung eine Vorstellung an den König gebracht zu haben. Er konnte nicht hindern, daß von dem Gericht die Anklage einstimmig verworfen, und daß von ganz Spanien diese Freisprechung als sein Verdammungsurtheil gefeiert wurde. Er ließ zwar ein Paar reuige Briefe des Kronerben vom 5. Nov. 1807 in die Zeitungen setzen, und dessen Hauptrathgeber Escoiquiz, so wie den Herzog von Infantado verweisen; aber jenen glaubte Niemand, und diese verbanden sich durch Boten und Briefe dem Kronerben enger als je.

Hatte der Friedensfürst durch das peinliche Gericht im Escurial den allgemeinen Unwillen gegen sich erregt, so verbreitete sein geheimnißvoller Befehl, den immer

Franzosen unter Murat bis in die Nähe von Madrid, und traf man am Hofe zu Aranjuez Reise-Anstalten. Als nun Alles zur Abreise bereit und der Kronerbe davon benachrichtigt war, sagte er bei dem Abschiede denen, welche bei ihm den Dienst hatten: Wir sind verloren, mein Vater ist von Godoy betrogen, im Begriff, Spanien zu verlassen und uns nach Amerika zu schleppen. Der Friedensfürst hatte das Geheimniß schlecht bewahrt, und das Gerücht davon viel Volk nach Aranjuez getrieben. Des Kronerben Wort flog von Mund zu Mund, und ward das Losungswort zum Fluch über den Friedensfürsten, zum Hinströmen nach dem Schloß. Es war um die Mitternachtsstunde; *) die Wagenreihe vorgefahren, der König schon auf der Treppe; da erschallt plötzlich ein lautes, vieltöniges Halt! die Leibwache weist die vorgehende Dienerschaft zurück, und sperrt den Ausgang. Es lebe der König! Es lebe die Königin! — Verderben über Godoy! mit diesem Schrei strömen die Mengen nach des Friedensfürsten Wohnung; achten des Feuers seiner Leibwache nicht, über ihre Leichname dringen sie ein; das Gold und den Schmuck in den Zimmern berühren sie nicht, suchen nur Godoy: Verderben über ihn! Er war vermummt mit einem Bedienten über das Dach auf einen benachbarten Boden geklettert. Dort lag er drei Tage in Todesangst bei dem hörbaren Fluchgemurmel der fortdaurend Suchenden, und in der Marter brennenden Durstes. Als er halbtodt nach Wasser lechzte, schlich sich der Bediente hinunter. Aber was kein bezahlter Späher erlauscht, das merkt das Volk mit seinen tausendfältigen Augen und Ohren, wenn sie zu gebrauchen ihm vergönnt. Wohl hatte der Friedensfürst viel Hundert Bedienten, doch als von ihnen allein sein einziger Begleiter hervortrat, so war er auch schon entdeckt, gefragt, zum Geständniß gezwungen. Und hinauf zu seinem Herrn wirbelte als Todesruf das Freudengeschrei der aufjauchzenden Menge: Godoy ist gefunden! Verderben über ihn! Immer näher und schneller

---

*) 17/18 März 1808.

kam das Schreckengetöse der Rache, und kaum war er ihrem glühenden Blick verrathen, so war er an Haaren und Kleidern, an Armen und Füßen gepackt, gezogen, gerissen hin zur Straße. Für einen Engel hätte er den gehalten, der ihn jetzt schnell getödtet, denn um ihn ward nicht über seinen Tod, sondern über des Lebens entsetzlichste Martern berathschlagt. Plötzlich wich Alles ehrfurchtsvoll zur Seite; Ferdinand kam auf seiner Eltern Bitte, der Friedensfürst kroch zu seinen Füßen und wimmerte um Gnade. Welch' ein Anblick! die Kleidung in Lumpen zerrissen, die Glieder wund und blutrünstig, die Brust angehauen, das Gesicht geschunden, die Haare ausgerissen. Ferdinand sagte zu den Umstehenden: „Lieben Leute, geht aus einander. Godoy soll vorläufig in gute Verwahrung gebracht werden. Er weiß um mehrere Geheimnisse, die er mir erst zu entdecken hat.“ Die Leute gingen ruhig aus einander; nie hat der Gehorsam schrecklichere Folgen gehabt! Der Friedensfürst ward in's Gefängniß geführt; doch nur zu bald daraus von den Franzosen befreiet. Während er versteckt ge-

wohin der König Karl IV. und die Königin ihm eiligst folgten. Ehe sie kamen, *) hatte er schon mit Napoleon eine lange Unterredung und Zeit zu allen Vorkehrungen gehabt, deren Folgen sich zeigten, als sie gekommen und mit Napoleon und ihrem Sohn Ferdinand zusammen waren. Der Vater deutete dem Sohn an: daß er ihn und seinen Bruder und seine Räthe als Ausgewanderte betrachten würde, wenn von ihm nicht vor Anbruch des folgenden Tages die Krone unbedingt in feierlicher Urkunde zurückgegeben würde; und Napoleon erklärte, daß er dem unglücklichen König gegen seinen aufrührerischen Sohn Beistand versagen weder wolle noch dürfe. Als der betroffene Sohn zu antworten versuchte, gebot ihm sein Vater Schweigen, nannte ihn Kronenräuber, Vatermörder, und drohte mit geballter Faust; die Mutter verfluchte ihn und schrie nach seinem Blute zu Napoleon. Da schauderte selbst dieser zusammen, stürzte hinunter in's Freie, wollte sich fassen, vermochte es nicht, und rief: Welch' ein Weib! wie hat es mich entsetzt!

Unter solchen Missethaten ist die Frage verzeihlich: Gott! wo waren deine Blitze? Vorsehung! wo war dein Walten? Wenn man Strafen sucht, wie sie der bürgerliche Richter verhängt, wenn man eine Obhut sucht, womit die Mutter das Kind vor dem Falle bewahrt, so findet man sie nicht. Und doch füllt Jeden Entsetzen, und doch wünscht Jeder Strafe mit Strenge und mit Schnelle. Wenn der Boiquira ein Nest mit Vöglein erlauscht, so windet er sich leise hinauf und lauert mit gierigem Auge, bis die Mutter ihn erblickt, für ihre Jungen erzittert, aufflattert, nicht fliehen, nicht bleiben kann, und endlich verzweiflungsvoll zum Angriff auf ihn stürzt. Er, mit sicherem Fang, verschlingt die Mutter und dann gemächlich die Jungen. Warum solcher Liebe dieser Lohn werde, hat noch kein menschlicher Verstand ergründet; doch erkannt, daß hier ein Gesetz der Nothwendigkeit walte: die Mutter, wie der Drache

*) 1. Mai 1808.

handeln beide, wie sie müssen. Und nimmermehr kann die Mutter sich mit dem Drachen verbinden, um ihre Kinder mit ihm zu verderben. Unter den Menschen aber kann es, thut es die Mutter. Für die Menschen gilt also das Gesetz der Nothwendigkeit nicht; das Gesetz, das für sie gilt, und das ihr Gemüth früher verstand, als ihre Vernunft begriff, können sie nach freier Wahl achten oder verachten. Verachten sie es aber, so vernichten sie ihre Wahl, ihre Seelenfreiheit, und fallen unter das Gesetz der Nothwendigkeit, die dem Staube wiedergibt, was dem Staube gehört. Vor der Gefahr des Todes schaudert das Thier und der Mensch; aber nicht das Thier, den Menschen allein ergreift der Schauer, wenn die Seelenfreiheit Selbstvernichtung droht, vollbringt. In diesem Schauer, und nicht in einem Schicksal ohne Sinn, oder in einer Weidervergeltung der Missethat mit Missethat, oder in einem Glaubensdüster, voll Zeichen und Wunder und Erscheinungen, und am wenigsten in dem Leichenwesen liegt das Geheimniß des Dichters, wenn er die Wuth der Leidenschaften und ihre

nun noch, daß der König Karl IV. sein Reich an Napoleon abtrat, und darüber schloß der Friedensfürst den Vertrag mit Duroc an demselben Tage,*) an welchem die Nachricht zu Bayonne ankam, daß sich das spanische Volk bewaffne und zu Madrid schon Blut geflossen sey. Es war vielleicht das erste Mal, daß er ohne baare Bezahlung Dienste leistete, auf die freilich nicht geringe Hoffnung hin, seine eingezogenen Güter in Spanien wieder zu erhalten, und Fürst von Algarbien zu werden. Doch, als er die Krone seines Königs verschleudert, hatte er zu Bayonne ausgedient, und ward, wie in der Folterkammer ein zerbrochener spanischer Stiefel, zur Seite geworfen. Er begleitete den König nach Frankreich und dann nach Rom. Seine Gemahlin blieb mit ihrer Tochter in Spanien, so auch Josephine mit ihren Kindern; aber die Gräfin von Castello Fiel, womit er zwei Söhne hat, ist bei ihm in dem königl. Hause, und die Söhne werden mit großer Zärtlichkeit von der Königin behandelt. Sein Vater ist, unter dem Namen Herzog von Almadovas, Oberstallmeister; sein Bruder Ludwig 1801 als General-Capitain von Castilien gestorben; und seine Base, Gemahlin des Gesandten von König Ferdinand zu Rom, des Ritters von Vargas. Er selbst hätte gar gern die Verwaltung der Gelder erhalten, welche Spanien seinem königlichen Hause zu Rom bezahlt; aber die Weise, wie er verwaltet, ist dort zu verrufen, und den dringendsten Bitten des Königs Karl daher nicht nachgegeben, sondern vielmehr die Verrechnung der Gelder dem Herrn von St. Martin übertragen, welcher das Wohlwollen des Königs und sittliche Grundsätze hat. Auch werden die Güter des Friedensfürsten in Spanien fortdauernd in Beschlag gehalten, und sind vom 1. Jan. 1818 auf vier Jahre wieder verpachtet.**) Bei seinem Sturz gab man seine Einkünfte, angeblich nach den vorgefundenen Rechnungen, auf fünf

*) 5. Mai 1808.

**) Allg. Zeit. Nr. 317. von 1817.

Millionen Piaster an; sein baares Vermögen, und zwar namentlich:

in England belegt	40,000,000	Piaster,
in Frankreich —	10,000,000,	
in Genua —	20,000,000,	
zu Corunna und Ferrol . .	10,000,000,	
bei seiner heimlichen Frau, Josephine Tudo	500,000,	
bei dem Groß-Inquisitor .	1,000,000,	
bei Espinosa	800,000,	
in dem Staatsschatz . . .	600,000,	
überhaupt auf	82,900,000	Piaster,

und das ganze Vermögen, welches er in sechszehn Jahren in und außer Spanien bekommen hatte, mit Inbegriff seiner Kostbarkeiten und Kunstsammlungen, beinah auf hundert Millionen Piaster. Nach diesem Vermögensbestande war er ein weit größerer Freund von

den Eltern und Kindern zu nähren, um Mißhelligkeiten aller Art unter den Hofleuten zu erhalten, und um das Gesinde tagtäglich zu necken, zu kränken und zu mißhandeln. Seine Schadenfreude darüber ist für ihn eine Art Kunstgenuß, wie überhaupt seine Leidenschaftlichkeit. Er haßt eigentlich nicht, und ist auch nicht stolz: Haß und Stolz sind Söhne, wenn auch unächte, des Verstandes; er ist nur neidisch und eitel. So hat er sich über die Feinde, wodurch er fiel, über Napoleon und Murat nicht ergrimmt, auch über ihren Fall nicht erfreut. So hat er auch ruhig den Anschlag, Landesherr zu werden, mit dem Wunsche vertauscht, von dem französischen König, dem Haupte des Hauses Bourbon, als dessen Anverwandter anerkannt zu werden. Dieser Wunsch ist seines Lebens höchstes Ziel. Daß dieses Leben durch die scheuslichsten Unthaten beschimpft, befleckt und besudelt ist, kümmert ihn nicht. Er tröstet sich damit, daß er kein Blut vergossen habe. Kein Blut? Doch der Ehebrecher, der Räuber, der Hochverräther vergießt das auch nicht, und auch der Giftmischer nicht! Er bedarf indeß auch dieses Trostes nicht einmal, weil seiner Künstlereiseele die Vergangenheit keine andere Erinnerung eingeprägt hat, als an den Genuß von Spiel und Gesang, von Bildner- und Malerwerk. Die Wissenschaft der denkendsten Männer, der Geist der feinsinnigsten Frauen, und die Gewalt der Weltbegebenheiten hat in ihm nichts zu beleben, zu erregen, zu ergreifen vermocht. Er hat so viele Menschen handeln, so viele Geschäffte betreiben, das Ungeheure entwickeln und vollbringen sehen, und weiß keinen der Handelnden nach seiner Eigenthümlichkeit zu schildern, über kein Geschäfft Auskunft zu geben, und von keiner Begebenheit den Gang und die Folgen zu beurtheilen. Wenn er über Staatssachen, worin er verwickelt gewesen, spricht: so geschieht es mit weibischer Schwazhaftigkeit über das Umständliche kleinlicher Ränke und Umtriebe, oder über künstlerische Darstellungen, welche dabei vorgekommen sind.

Bei solcher ruhigen, unbefangenen Gemüthsart und bei seinem recht gemächlichen Leben kann der jetzt funfzigjährige Friedensfürst ein sehr hohes Alter erreichen; indeß der Schmerz und das Elend Viele, sehr Viele,

die für ihr Vaterland gearbeitet, gekämpft und geblutet haben, verkümmert und verzehrt. Das Erste möchte seyn, das Andere sollte, ein Jeder fühlt es, nicht so seyn; doch wird das auf Erden, ein Jeder weiß es, so bleiben, so lange der Sinnlichkeit und nicht der Sittlichkeit, der Kunst und nicht der Vernunft gehuldigt wird.

Johann Martin Miller.

Von

K. R.

die der schöne, blauaugige, blondgelockte, feurige Knabe in den Freistunden durchwandelte, weckte frühzeitig den Dichtergeist desselben. In dem dortigen Pfarrhause genießt man der herrlichsten Aussicht und zählt 63 Dörfer. „Zehn in aller Rücksicht glückliche und selige Jahre, wie er selbst sagt, verlebte er hier, in einer der reizendsten Gegenden, an den lieblichen Ufern der Donau, im vollen Genusse der schönen, unverkünstelten Natur, im Arme der Einfalt und Unschuld, im Schooße der rechtschaffensten und zärtlichsten Familie.“ In dem damals vorderösterreichischen Städtchen Günzburg, eine halbe Stunde von Leipheim, das der Vater mit dem, allem Schönen und Guten offenen Knaben manchmal besuchte, war ein Kapucinerkloster und ein Piaristen-Collegium, die nun nicht mehr sind. Diese Bilder, im empfänglichen Knabenalter aufgefaßt, gestalteten sich nachher im Jüngling zu einer warmen Lebendigkeit, die vor vierzig Jahren im Siegwart tausend Leser so lieblich ansprach. Beider frommen Häuser geschieht in dieser Geschichte mit Namen Erwähnung.

Bruder des Vaters, der berühmte D. Johann Peter Miller, in Göttingen lebte und lehrte, so konnte die Wahl einer Universität nicht zweifelhaft seyn. Dieser sein Onkel *) und dann die verdienten Männer Feder, Leß, Michaelis, Walch, Zachariä u. A. waren seine Lehrer. Da wir hier eigentlich nur den Dichter Miller im Auge haben, so lassen wir seine theologischen und philosophischen Studien unberührt, und bemerken blos, daß es späterhin unverkennbar war, daß er diese Studien zwar nicht vernachlässigt; jedoch auch keine ausgezeichneten Fortschritte darin gemacht habe. Zu gelehrten Kenntnissen hatte er sich nicht erhoben, und seine Bescheidenheit hat ihm auch niemals gestattet, sich das Ansehen ihres Besitzes zu geben. Die im Herbste 1771 erfolgte Ankunft seines mit einem hellen Verstande, ächtem Witz und einer unerschöpflichen guten Laune begabten Vetters, Gottlob Dietrich Miller, **) eines Sohnes des oben genannten Rectors, (der noch in München als königl. baierscher Oberappellationsrath lebt, und damals nicht nur sehr ernsthaft der Themis, sondern auch heiter den Musen diente,) verschönerte, neben seinen übrigen Freunden, seine Tage um Vieles. Der nachher so berühmt gewordene Johannes von Müller war ebenfalls sein Hausgenosse, und das Band der innigsten Freundschaft umschlang diese drei Jünglinge. Unter Millers Bekanntschaften in Göttingen gehörte auch der berühmte Herr von Dohm, dem er einst während einer Krankheit mehrere Nächte wachte, und der nachher in Nordamerika so unglücklich gewordene englische Major Andre.

---

*) „Als Haus- und Tischgenosse (sagt M. in seiner Selbstbiographie) dieser ihm so über Alles theuern Verwandten, als Sohn von ihnen geliebt, und durch ihr gemeinschaftliches erhabnes Tugendbeispiel in der Liebe zu allem Guten bestärkt, durchlebte er in Göttingen vier der glücklichsten Jahre seines Lebens rc.“

**) S. Johann Martin Millers Gedichte, (Ulm, 1783. 8.) S. 346, wo er in der rührenden Elegie an seine Freunde auch diesen ihm so theuern Vetter verewigte.

Aber der glücklichste Zufall, der je einem Sterblichen zu Theil werden kann, war Millers Verbindung mit seinen Göttinger Dichterfreunden. Jetzt erst entfaltete sich sein Dichtergeist in der schönsten Blüthe. „Das glücklichste Schicksal (sagt er), das ihn mit jenen edeln, damals jungen Männern, die Deutschland jetzt (1793) großentheils unter seinen vorzüglichen Dichtern oder sonst guten Köpfen zählt und schätzt und liebt, mit Boie, Bürger, Cramer, Hahn, Hölty, Leisewitz, den beiden Stolbergen und Voß in die genaueste und zärtlichste Verbindung brachte, weckte die schon von jeher in seinem Herzen genährte Liebe zur Dichtkunst zur heißen Leidenschaft auf, und machte ihn kühn genug, manches deutsche Lied zu singen, wovon Boie mehrere in den Göttingenschen Musenalmanachen, die er damals herausgab, abdrucken ließ. „Noch erhöht ihm die Rückerinnerung an die Stunden, die er mit jenen Edeln ganz der Freundschaft und der wärmsten Gottes- und Vaterlandsliebe gelebt hatte, den Genuß jeder Freude, und versüßt ihm manches Leiden, das auch zuweilen sein Loos ist.“ — Sein erstes Gedicht in der

natürlich melodischen Fall gegeben, kein Liederdichter so viel Herz in sein Lied gelegt." — „So viel Natur (schrieb ihm Graf Christian zu Stolberg), so viele feine, zarte Empfindung und so viele Leichtigkeit hat Niemand wie Sie. Wer macht solche Lieder, wie Sie? Ich erkenne in ihnen den wahren Stempel der Ewigkeit." — Hr. von Matthisson in seiner Selbstbiographie nennt Miller „den gefälligen Darsteller und sanften Sänger ländlicher Natur und frommer Liebe." Noch im Jahre 1813 nannte ihn Haug: Meister des Liedes, und rief ihm begeistert zu:

> Nie geht unter dein Lied, trefflicher Bundgenoß
> Jener heiligen Zahl, welche mit Jugendgluth
> Kühn der Römer und Griechen
> Aera wieder, die goldne, schuf.
>
> Ohne dich nennt die Mitwelt und die Nachwelt nie
> Die geweihtesten Hochpriester des Vaterlands. —

Gegen die Urtheile solcher Meister der Kunst wird sich wohl schwerlich etwas Gegründetes einwenden lassen.

So wie aber Miller Göttingen verließ, schien ihn auch sein Genius verlassen zu haben, und was er nachher dichtete, war meistens unbedeutend.

Miller sang sein erstes Lied 1764 im vierzehnten Jahre, bei dem Tode seines in diesem Jahre verstorbenen Bruders. Das Lied wurde am Grabe abgelesen. — Sein Bauernlied: Das ganze Dorf versammelt sich rc. war ihm immer ganz vorzüglich lieb, da er durch dasselbe mit Boie und durch diesen mit seinen übrigen Dichterfreunden bekannt wurde. Millers Fruchtbarkeit zeigt folgende Scala:

Im	Jahre	1771 lieferte er . . .	12	Gedichte,
—	—	1772	64	—
—	—	1773	46	—
—	—	1774	6	—
—	—	1775	18	—
—	—	1776	6	—
—	—	1780	2	—
			154	

Von diesen 154 in seiner Gedichtesammlung stehenden Gedichten verdienen 100 ganz gewiß auf die Nachwelt zu kommen. Wer solche Lieder singen kann, ist der Unsterblichkeit gewiß.

Miller lernte in Göttingen von Hölty Englisch, dagegen war, wie Voß sagt, Miller der Anführer zu der Sprache der Minnesinger, die er meist aus der Mundart des schwäbischen Landvolks zu deuten wußte.

Eine schöne Einrichtung hatten die obengenannten Dichterfreunde (sie selbst nannten sich der Bund, Miller nennt ihn in dem von ihm aufgesetzten Leben Hölty's: den Bund der Freundschaft, der Religion, des Vaterlandes und der Tugend,) unter sich veranstaltet. Jeder ließ sich ein großes Buch, das Bundesbuch *) genannt, einbinden, worin jeder Dichter und Bundesbruder seine Gedichte eigenhändig einschrieb. Der Verfasser dieses Aufsatzes sah dieses interessante Buch oft, durch einen unordentlichen Menschen kam Miller darum. Millers erste dichterische Versuche theilte Boie

da wieder mit seiner Scheere, gehaben Sie sich wohl, Herr Schmid! Die schlechtesten Stücke, die ich hatte, habe ich ihm geschickt, für den Leipziger Almanach ist es leicht gut genug."

Eine Grille und die Vorliebe des Rectors Miller für Leipzig, der durchaus haben wollte, daß Miller in Leipzig Magister werden sollte, was aber nicht geschah, zwang unsern Miller, sich mit blutendem Herzen aus den Armen seiner Göttinger Freunde zu reißen und an Michaelis 1774 nach Leipzig zu gehen. Hölty, die freundschaftliche Seele, begleitete ihn dahin und beschrieb Millern seine Rückreise nach Göttingen in einem höchst drolligen Briefe. Wie ungern und kummervoll er da „am öden Pleißestrande" lebte, an dem für ihn keine holden Musen wohnten, beweiset seine rührende Klage aus Leipzig an seine Freunde in Göttingen, im Januar 1775. (S. 342 seiner Gedichte.) Schon früher war ihm die Hoffnung vereitelt worden, eine Hofmeisterstelle in Kopenhagen zu erhalten und dort bei seinen Freunden Stolberg zu leben.

Er hielt es in Leipzig, wo er einige Collegien bei Dathe, Ernesti rc. hörte, nur ein halbes Jahr aus, und eilte Ostern 1775 nach Göttingen zurück, „um dort noch ein Mal auf einige wenige Tage seine theuern Verwandten und das nun sehr zusammengeschmolzene Häuflein seiner Freunde zu sehen, und dann nach Ulm zurück zu kehren." Unter seine Bekannten in Leipzig gehörten der Musikdirector Hiller, der biedere Neefe, der noch lebende Prediger und Rector Sayger in Kempten u. a. m. Doch darf nicht unbemerkt bleiben, daß zu Millers Troste wenigstens Einer seiner Göttinger Freunde, Cramer, damals in Leipzig lebte und seine Lage erheiterte. — Halle hatte Miller schon früher auf einer Reise mit seinem Onkel und seiner Tante kennen gelernt und den nachher so berühmt gewordenen Kanzler Niemeyer, Ursinus, Westphal rc. zu Freunden erhalten.

In Leipzig hatte Miller, wahrscheinlich auf Veranlassung des speculativen Buchhändlers Weygand, Schwagers des D. Miller in Göttingen, den Sieg-

wart angefangen und brachte davon mehrere geschriebene Bogen mit nach Ulm, wo er ihn vollendete.

Eines der glücklichsten Ereignisse in Millers Leben, und wofür er der Vorsehung stets warm dankte, war, daß um dieselbige Zeit Klopstock aus Karlsruhe über Göttingen nach Hamburg zurückreisete. Dem großen Dichter waren die verbündeten jungen Dichter schon bekannt und von ihm geschätzt. „Er war als Dichter ihr Leitstern, als Mensch der vorzüglichste Gegenstand ihrer Liebe und Verehrung.“ Miller wurde von ihm eingeladen, mit ihm nach Hamburg *) zu gehen, der dieses Glück mit beiden Händen ergriff. Er kam auf dieser Reise nach Hannover, Braunschweig rc. und lernte die würdigen Gelehrten kennen, die damals die Zierden dieser Städte waren. Oft wurde er auf dieser Reise gefragt, ob er Miller der Nonnenliederdichter sey, die damals in den Musenalmanachen erschienen waren und vorzüglich bei dem schönern Theil des menschlichen Geschlechts tiefen Eindruck gemacht hatten. Sein Ja ver-

(sagt er) war stark genug, ihn aus so angenehmen Verhältnissen zu reißen." Doch mag ein Umstand dazu beigetragen haben, ihm den Abschied und die Trennung von Hamburg zu erleichtern — es war der kleine Gott mit Pfeil und Bogen. Niemand läßt er ungeneckt, wie sollte er einen fünf und zwanzigjährigen feurigen Dichter verschont haben! Schon in Ulm hatte Miller eine Geliebte, aber seine Eltern waren dagegen und die Sache zerschlug sich wieder, besonders durch seinen Aufenthalt in Göttingen. Am letztern Orte machte eine Mlle. Stock (Pütters Nichte), und in Münden Mlle. von Einem,*) Tochter des Rectors, einigen Eindruck auf ihn, die aber beide schwerlich je etwas davon erfuhren, denn er war in seinen Herzensangelegenheiten so verschwiegen, als Uz. Ernstlicher aber verliebte er sich in eine Mlle. Schmidt in Hamburg, eine Verwandte von Klopstock, wenn ich nicht irre. Klopstock begünstigte diese Liebe auf alle Art. Aber das Mädchen schauderte vor dem Gedanken, nach Schwaben zu ziehen, zurück, und Miller war bei seiner Schmidtin**) nicht glücklicher, als Klopstock bei der seinigen. Hierauf bezieht sich die Elegie der Hain, in Millers Gedichten, S. 352.

Die Rückreise von Hamburg machte Miller über Braunschweig, Hannover, Göttingen, Cassel, Marburg, Gießen, Wetzlar, Frankfurt, Darmstadt, Heidelberg und Stuttgart, und wurde auf derselben wieder mit manchen guten, auch großen Menschen bekannt, z. B. Ebert, Schmidt, Zachariä, Gärtner, Eschenburg, Fleischer, Höpfner, Göthe, Klinger,***) Wagner, Merk u. a. m. Im August 1775 kam er in Ulm

*) S. Millers Gedichte, S. 323.

**) Sie heirathete nachher, wie Claudius an Miller schrieb, einen Cancellisten und wurde die glückliche Mutter vieler Kinder.

***) Der jetzige Generalmajor von Klinger in St. Petersburg, der 1775 in Gießen lebte. Miller stand einige Jahre mit ihm im Briefwechsel. Im Jahre 1778 gerieth Kl. auf eine wunderbare Art als Lieutenant unter ein öster-

an, wo damals Schubart lebte, der sich sogleich innig an den jungen Dichter anschloß. *) Nach einer von dem Ministerium mit ihm vorgenommenen Prüfung wurde er unter die Zahl der Candidaten des Predigtamts aufgenommen.

Miller war in Göttingen oder Hamburg Maurer geworden, da fast alle seine Freunde dieser Verbindung angehörten; aber nach seiner Zurückkunft nach Ulm nahm er an dieser Sache wenig mehr Theil.

Kaum war er ein Vierteljahr in Ulm, so reisete er nach Zürich, wohin ihn die Grafen Stolberg und Baron von Haugwitz (nachher preußischer Minister) beschieden hatten. Nach einigen, hauptsächlich in Lavaters, Pfenningers, Heß und anderer braven Schweitzer Gesellschaft verlebten Tagen, kehrte er mit seinen drei Freunden nach Ulm zurück, wo sie im November 1775 ankamen. Zum letzten Male sah er hier diese seine Freunde. Auf dieser Reise oder in Ulm sang

in lockerer Verbindung zu leben, und oft Jahre lang weder ihnen gab, noch von ihnen empfing; nur seine rege Phantasie und seine warme Empfindung setzte mit ihnen denjenigen Verkehr fort, der im verschlossenen Herzen gepflogen wird. In Ulm glaubte er aus Pflicht dahin arbeiten zu müssen, sich wieder an die reichsstädtische Sitte zu gewöhnen, das ihm anfangs schwer fiel. Sehnsuchtsvoll sprach er oft von seinem lieben Göttingen, Hamburg, Wandsbeck rc., von den dort genossenen Freuden, und wünschte sich dahin zurück. Das viele Predigen und die Privatinformationen (wozu ihn keineswegs Vermögensumstände, sondern andere Verhältnisse nöthigten) verschleuderten ihm die Zeit, machten ihn ungeduldig und unzufrieden, und scheinen die ersten Keime des Unmuths gewesen zu seyn, aus denen sich später in einzelnen Perioden seines Lebens, für ihn und für seine theilnehmenden Freunde bittere Früchte entwickelten. Er gab manchen Tag fünf, sechs bis sieben Stunden Unterricht, da der Ruf seiner Geschicklichkeit ihm mehr Schüler und Schülerinnen verschaffte, als ihm lieb war. Er war in diesem Zeitpuncte auch Vicarius der beiden obern Klassen des Gymnasiums, wozu immer einer der geschicktesten Candidaten gewählt wurde. Doch die Liebe trat in's Mittel, und söhnte ihn mit Ulm und seinen Verhältnissen aus. Im Nov. 1775 lernte er Anna Magdalena Spranger, seine nachherige Gattin, kennen. *) Sie war eine Nichte des Buchhändlers Wohler, daher kam nach dem Siegwart und Burgheim Alles, was er nun schrieb, bei Wohler heraus. Alle Zeit, die ihm die Liebe, das Predigen und die Privatinformationen übrig ließen, wendete er nun auf den Siegwart, den er (im Vorbeigehen gesagt) auf blaues Papier schrieb, weil er sich beredet hatte, dieses sey für seine Augen wohlthätig. Seine Setzer waren anderer Meinung. Den Siegwart mußte ihm ein Freund, so wie er ihn nach und nach ausarbeitete, vorlesen, während er, sein Pfeifchen rauchend, im Zimmer auf und ab ging. Er war der Meinung, wenn ein Anderer das Manuscript

---

*) Die Beweise seiner Zärtlichkeit kann man in seinen Gedichten S. 371—380, 383—386 finden.

vorlese, würden ihm die Fehler eher auffallen, als beim eignen Durchlesen. Vielleicht geschah es aber auch, um die Bemerkungen des vorlesenden Freundes zu benutzen. Welches Glück Weygand mit diesem Buche gemacht hat, ist bekannt, und eben so bekannt, daß Miller mit diesem Buche das Signal zum Anfang der empfindsamen Periode in Deutschland und vielen Nachahmungen in diesem weinerlichen Tone das Daseyn gab. *) Weygand bezahlte ihm (denn Miller war sehr uneigennützig) für den Bogen einen Mard'or oder 7 Gulden 20 Kreuzer, für den Burgheim etwas mehr, ich glaube 9 oder 11 Gulden. Welche elende Kleinigkeit gegen die Honorare unsrer Tage! Wer hätte nicht glauben sollen, Miller hätte sich durch seine Schriftstellerei ein großes Kapital erworben, aber ein Umstand, den der Verfasser dieses Aufsatzes mit Freude erwähnt, hinderte ihn daran. Er war sehr wohlthätig und schenkte oft bedeutende Summen weg. So unterstützte er z. B. seinen Freund Hölty, der dieser Unterstützung kurz vor seinem Ende sehr bedürftig war. Er schrieb in seinem letzten Briefe

Zeit zu vollbringen. Später übernahm Professor Haid die Chronik für eigene Rechnung, die Familie Schubart kam nach Stuttgart, und wurde vom Herzog Karl versorgt.

Da Miller sich fühlte, im J. 1777 noch keine Anstellung erhalten hatte und sich von seiner Obrigkeit vernachlässigt glaubte, so scheint er um diese Zeit im Badenschen bei dem damals so allgemein verehrten Markgrafen Karl Friedrich haben Dienste suchen zu wollen. War ihm dieses übel zu nehmen? Als kraftvoller, ehelustiger Jüngling sehnte er sich nach häuslichem Glück, wie er es in einem Gedichte an sein Mädchen sehr rührend ausdrückt:

> O wäre doch die Zeit schon da,
> Die noch so ferne scheint,
> Da am Altar ein freudig Ja
> Auf ewig uns vereint! *)

Im October 1777 ging er nach Tübingen, um die Feierlichkeiten des Universitäts-Jubiläums mit anzusehen. Dort lernte er den Professor Seybold aus Grünstadt kennen. Mit diesem reisete er nach Karlsruhe, wo er sich einige Wochen aufhielt und sich auch dem Markgrafen vorstellen ließ. Diese Reise war aber ohne Folgen, und er ließ sich über dieselbe gegen seine Freunde wenig heraus. Wahrscheinlich wollte der Markgraf um Anstellung gebeten seyn, wozu Miller zu stolz, und vielleicht der Meinung war, man müsse ihn suchen. Karlsruhe und seine Vorstellung beim Markgrafen beschreibt er im Burgheim, Bd. 4. S. 315 bis 318. Im April und Mai 1779 war er noch ein Mal in Karlsruhe, aber ohne besondere Absicht.

Nach seiner Zurückkunft in seine Vaterstadt theilte er nun seine Zeit wieder unter dem Predigen, Informiren, Lieben und Bücherschreiben aus. Wie fleißig er in

---

*) S. Millers Gedichte S. 386.

diesem Zeitpuncte als Schriftsteller war, erhellet daraus, daß er von 1776 — 80 eilf meistens dicke Octavbände schrieb.

In diesem Zeitpuncte kam er oft in das Schloß nach Ober-Kirchberg bei Ulm, zur gräflich Fuggerschen Familie, von der er sehr geschätzt wurde. Sie kommt im vierten Bande des Burgheim unter dem Namen Maynburg vor.

Endlich schlug die glückliche Stunde, die ihm Amt und Gattin gab. Am 18. April 1780 ernannte ihn der Magistrat von Ulm zum Pfarrer in Jungingen bei Ulm, welcher Pfarrer, da Jungingen kein Pfarrhaus hat, immer in Ulm wohnt. Und so wurde ihm denn zu gleicher Zeit einer seiner liebsten Wünsche erfüllt und vereitelt, oder wenigstens nur halb erfüllt, (wie er in seiner Selbstbiographie sagt,) „sein Leben dereinst auf „dem Lande, als Lehrer, Freund und Vater einer Dorf„gemeinde zubringen zu können." — Der 27ste Jun. 1780 verband ihn auf immer mit seiner Theuern, und

unbeantwortet liegen. Wie nöthig ihm hierüber eine Entschuldigung schien, beweiset seine so pathetische Nachschrift zur Vorrede des vierten Bandes des Burgheim. Die Berufsgeschäffte, die er mit Genauigkeit, aber nicht ohne mühsame Anstrengung verrichtete, und Lesereien von Flug- und Tagsschriften, die ihm nach und nach zum Bedürfniß wurden, hinderten ihn, theils ein bestimmtes wissenschaftliches Ziel zu verfolgen, theils den heitern Musen zu dienen. Er war ein leidenschaftlicher Tabakraucher und sein Pfeifchen ging ihm über Alles. Daher war der zärtliche Siegwart auch wohl einmal im Stande, den Kuß der zärtlichen Gattin mit einem sehr unzärtlichen, wenn gleich in drolligem Tone ausgesprochenen: Ueber deinem ewigen Küssen wird mir noch die Pfeife auslöschen, zu erwiedern.

Sehr empfindlich wurde sein Autorstolz gekränkt und tief seine Eigenliebe verwundet, als Bernritter den Siegwart travestirte. *) Es hatte ihm Jemand Bernrittern als häßlich und sehr pockennarbig geschildert. Leider vergaß sich der sanfte Dichter so sehr und ließ sich so sehr von seiner Menschlichkeit hinreißen, daß er im Burgheim Bernrittern (unter einem andern Namen) ein pockennarbiges Ungeheuer nannte, der die rührende Geschichte der Clarissa travestirt habe. Den Siegwart mochte er denn doch nicht nennen, um seine Empfindlichkeit nicht allzusehr zu verrathen. O der schwachen Sterblichen! Da möchte man wohl mit dem Dichter ausrufen: Tantaene animis coelestibus irae!

Der 1785 herausgekommene schwerfällige Briefwechsel zwischen einem Vater und seinem Sohn war seine letzte literarische Anstrengung und erschöpfte ihn für immer. Daß er 1786 die Geschichte Gottfried Walthers, eines Tischlers, und 1781, 1784, 1790 und 1795 Predigten drucken ließ, that seiner Bequemlichkeitsliebe wenig Eintrag. Gott-

---

*) Siegwart oder der auf dem Grab seiner Geliebten jämmerlich erfrorne Kapuciner; eine Klostergeschichte. Mannheim. 1777. 8.

fried Walther stand vorher in den von Kern von 1779 — 82 herausgegebenen Beobachtungen zur Aufklärung des Verstandes und Besserung des Herzens, und die Predigten lagen ja schon fertig da. Ungern und nur aus Rücksichten und mancher Verhältnisse wegen verfertigte er manchmal ein Hochzeit- oder Leichen-Carmen. Doch setzte der Lärm, den 1786 Ziehens Prophezeiung machte, auch ihn in Bewegung, und er ließ drei Briefe über das schreckliche Erdbeben, das noch vor Ostern dieses Jahrs erfolgen soll, drucken, welche gute Wirkungen hervorbrachten, und manches schwache und furchtsame Gemüth beruhigten.

Die Geschichte Breitenthals oder die Folgen des Zweikampfs, welche Miller in der Vorrede zum vierten Theile des Burgheim versprach, hat er nie geschrieben. Vielleicht hielt ihn Lavater davon ab, der ihm am 30. Octbr. 1779 schrieb: „Ich wünsche, Sie möchten nun doch bald Ihre Romancarriere beschlie-

nämlich da, wo der Junker Veit den alten Amtmann Siegwart in seinen eigenen vier Pfählen so unerhört beleidigt, und Ihr, der Herr Verfasser, dem Amtmann nicht einmal so viel die Galle überlaufen lasset, daß er den adligen Schurken bei der Gurgel packt, ihn die Treppe herunter wirft und mit Hunden von seinem Hofe hetzt. — — — Uebrigens dank' ich Ihnen, mein Lieber, für die wollüstigen Thränen, die er mir entlockt hat. Ich würde noch mehr geweint haben, wenn die handelnden Personen nicht hin und wieder zu viel mir vorgeweint hätten."

Es sey uns erlaubt, noch ein anderes Urtheil über den Siegwart hier beizufügen. Es rührt von einem dankbaren Schüler Millers, Herrn Erhardt,*) Professor der Philosophie zu Freiburg im Breisgau, her. Schade, daß der edle Miller diese Rechtfertigung seines so oft verspotteten Buches nicht mehr erlebte! Wir müssen dieses Urtheil für ganz unbefangen und unparteiisch halten, da Hr. Erhardt nach Millers Tode schrieb und sich also nicht die geringste Nebenabsicht dabei denken läßt. — „Einen Mann nenn' ich, sagt Hr. E., der wohlwollend und gut wie ein freundlicher Genius meine Jugend umgab, und bleibend auf mich eingewirkt hat; Johann Martin Miller ist es. Er war lange das Muster, das zu erreichen ich aus allen Kräften strebte. So weit mein Gedächtniß zurückreicht in meine Knabenjahre, begegnet mir freundlich seine Gestalt; zuerst als Samstag-Abendprediger. Ein junger, schöner Mann stand er auf der Kanzel in der Dämmerung, und rührte mich durch den starken, aber melodischen Klang seiner Stimme. Bedeutender tritt er in meiner Erinnerung hervor als Professor der kirchlichen Dogmatik, wo ich, ein siebzehnjähriger Jüngling, zu dieses Gamaliels Füßen saß. Früh las ich seinen Siegwart, ich las ihn unter einem herrlich blühenden Apfelbaum in einer stillen

*) S. Volkmars Bekenntnisse und Lebensgeschichte. Aus dessen Papieren gezogen und herausgegeben von Simon Erhardt, Professor zu Nürnberg (jetzt zu Freiburg i. B.). Nürnberg 1817. 8. S. 99—104.

Ecke des Walles. Seit der Zeit hat Apfelblüthenbaum und Siegwart sich in meinem Kopf so vergesellschaftet, daß ich nie den einen sehe, ohne dabei des andern zu gedenken, und daß ich den lieblichen Blüthenduft und das Gesurr der Bienen um mich her noch zu empfinden mir einbilden kann. . . Siegwart, dieses so vielfach getadelte und verspottete Buch, enthält wahre, gefühlte Empfindung; wie könnte es sonst bei seinem Erscheinen und noch lange nachher die Gemüther so allmächtig ergriffen haben. Eine Schrift, die nichts werth ist, die von keiner Seite den Leser berührt, wirkt auch nichts. Miller wollte die Wirkung, die sein Siegwart that, in seinen spätern Romanen noch verstärken, und fiel dadurch, daß er über die Gränzlinie des Wahren hinausging, nicht selten in das Uebertriebene und Abgeschmackte; dafür sind diese auch vergessen, während jener immer eine denkwürdige Erscheinung in der schönen Literatur unsers Vaterlandes bleiben wird." — „Der Briefwechsel dreier akademischer Freunde, sagt Hr. E., war für die, denen er geschrieben ist, gut be-

frag' ich viel nach Geld und Gut x. — Das ganze Dorf versammelt sich x. — Es war einmal ein Gärtner x. — kennen und nicht wünschen, lieber einen einzigen derselben, als manches dicke, [illegible] Buch verfaßt zu haben? Die Fülle der Empfindung, die glückliche, leicht dahin fließende [illegible], die gefälligen Sylbenmaße, die Natürlichkeit des Ausdrucks, die Einfalt der Gedanken, welches die meisten der Millerschen Gedichte auszeichnen, berührte so sehr mein Inneres und bestach so sehr mein Urtheil, daß ich lange kein Gedicht wollte als solches gelten lassen, das nicht in Millers Tonweise gedichtet war. — — — Durch Millers Gedichte wurde ich auch mit Hölty, Voß, Bürger, so wie mit dem ganzen Kreise der Dichterjünglinge bekannt, die in den Siebziger Jahren zu Göttingen studirten. Ganz Deutschland hat die Wirkung jenes freiwilligen Vereins empfunden, und so ging sie auch an mir bildend und erregend vorüber."

Millers beste Werke sind unstreitig seine Gedichte,*) sein Briefwechsel dreier akademischer Freunde und die Geschichte des Tischlers Gottfried Walther, wiewohl auch in diesem Volksromane zu viel nach dem lieben Mond geguckt und zu viel geweint wird. Gewiß werden seine Gedichte noch lange nach seinem Tode fortleben, besonders da mehrere seiner besten Lieder, z. B. Auf, ihr meine deutschen Brüder x. Es leben die Alten x. Bei Nectar und Ambrosia x. Das ganze Dorf versammelt sich x. Traurig sehen wir uns an x. Was frag' ich viel nach Geld und Gut x. u. a. m. in den Kreis des gesellschaftlichen

---

*) Der Verfasser dieses Aufsatzes besitzt ein Exemplar derselben, in welches der sel. Miller mit Bleistift sehr viele, freilich oft kaum leserliche, Aenderungen eingeschrieben hat. Er schien es also wohl auf eine zweite Auflage anzutragen, wozu es aber bei der Kälte und Gleichgültigkeit des deutschen Publicums gegen die Werke seiner besten Köpfe gewiß nie kommen wird. Wäre Miller ein englischer, französischer oder italienischer Dichter, wie oft wären seine Gedichte nicht schon aufgelegt worden. In Deutschland verkauft der Verleger noch immer an der ersten Auflage.

Nicht leicht sind die Werke eines deutschen Schriftstellers so sehr durch Uebersetzungen auch im Auslande verbreitet worden, als die Millerschen. So ist z. B. sein Hauptbuch, der Siegwart, in's Italienische, Polnische, Ungarische, Dänische, Holländische und zweimal in's Französische, der Burgheim in's Holländische, der Briefwechsel dreier akadem. Freunde ebenfalls in's Holländische, der Beitrag zur Geschichte der Zärtlichkeit in's Dänische und Holländische übersetzt worden, vielleicht auch noch andere seiner Schriften. Dem Verfasser dieses Aufsatzes sind nur die genannten bekannt geworden. In England scheinen Millers Schriften unbekannt geblieben zu seyn.

Von nun an beschränkte sich Millers literarische Thätigkeit auf kleinere Aufsätze und Beiträge in periodische Schriften, worüber uns Meusel und Gradmann belehren. Zunehmende Amtsarbeiten verboten ihm fast alle Schriftstellerei. Er war nur von 1780 bis 1783 Pfarrer in Jungingen. Am 14. August 1781 trug ihm der Magistrat die ihm ganz unangemessene Profes-

Wirbel und Strudel. Die Reichsstadt Ulm verlor ihre Unmittelbarkeit und kam an Baiern 1802 unter die Herrschaft des Churfürsten von Baiern. Im Mai 1804 ward er Consistorialrath beym Generalcommissariat in Ulm und nach Aufhebung des letztern im Oct. 1809 Stadt- und Districtsdecan und erster Frühprediger an der Dreifaltigkeitskirche, mit Beybehaltung des Titels eines Consistorialraths. Der gute Mann (jetzt 60 Jahr alt) hatte dabei die Unannehmlichkeit, daß er nicht mehr in dem ihm so nahe liegenden Münster, sondern in einer weit von seiner Wohnung entfernten Kirche predigen mußte. Doch litt er unter dieser Unbequemlichkeit nur ungefähr ein Jahr, da Ulm im Nov. 1810 an Würtemberg, und er wieder als Prediger an's Münster kam. Der König von Würtemberg übertrug ihm am 23. Nov. 1810 das Decanat Ulm mit dem Charakter eines geistlichen Raths. Als solcher starb er am 21. Junius 1814. Es ist demnach irrig, wenn das berühmte Conversationslexicon ihn als baierischen Kirchenrath sterben läßt, was er nie war. Herr Macklot hat diese Unrichtigkeit getreulich nachgedruckt.

Doch wir müssen noch ein Mal in Millers frühere Jahre zurückgehen. Eine angenehme Unterbrechung seines so einförmigen Lebens war eine Reise nach Leipzig und Halle, die er am 23. Junius 1795 in Gesellschaft seiner Gattin, einer Verwandtin, und seiner Nichte Rosalie Mündler, Tochter seiner 1791 verstorbenen Schwester, antrat. Der Zweck dieser Reise war, gedachte Nichte an die Frau Geh. Räthin Westphal in Halle zu überbringen, die sie an Kindesstatt annahm. Sie wurde nachher die Gattin des Hrn. Prof. Hensichen in Kiel. Die Frau Geh. Räthin Westphal († 1813), in Gesellschaft ihrer lieben Rosalie und des Hrn. Consist. Rath Westphal († 1808), erwiederte ihm diesen Besuch im Jul. 1802 in Ulm, und wiederholte ihn im Jun. 1811 in Begleitung des Herrn Professor Hensichen und seiner Gattin, welche Besuche Millern große Freude machten. Unaussprechliches Vergnügen aber gewährte ihm der Besuch seines Jugendfreundes, des Hrn. Hofraths Voß und seiner Gattin, die im Herbste 1804 von Jena aus zu ihm kamen und mit denen er einige selige Tage verlebte. Er hatte seinen Voß seit 1775 nicht

mehr gesehen. Die beiden Freunde versetzten sich im Geiste zurück nach Göttingen, und durchlebten noch ein Mal in Erinnerungen die glücklichen Tage der Jugendzeit, die, ach! nie wiederkehren. Miller war immer Willens, seinen Voß, (mit welchem der Briefwechsel, obgleich öfters stockend, nie ganz aufgehört hatte,) der ihm oft deswegen anlag, in Heidelberg zu besuchen; er nahm aber diesen Vorsatz mit in's Grab.

Zu seinem bürgerlichen Leben gehört noch, daß er, wie schon oben gemeldet worden, das Unglück hatte, am 9. März 1805 seine erste, so zärtlich geliebte Gattin durch den Tod zu verlieren. Noch im nämlichen Jahre (29. Jul. 1805) trat er in die zweite Ehe. Seine Wahl erhielt nicht allgemeinen Beifall, da er sich dabei eine große licentia poetica erlaubte. Er hatte von seiner zweiten Gattin einen Sohn und eine Tochter. Der Knabe lebt in Ulm und das Mädchen bei Verwandten in — Kiel. *) Welchem wackern Holsteiner wohl einst die junge Siegwart-Millerin zufallen mag! — Am 2. April 1812 verlor Miller auch seine zweite

ganz gemächlich schreitend, in den Weg. Die Ruhe des Mannes und ein theilnehmender Blick, den er noch ein Mal zurück in die schöne Natur that, nahm mich für ihn ein. Wir kamen in's Gespräch, blieben auf der Brücke stehen, und nun erkannte ich in diesem treuherzigen, verständigen, natürlichen Manne Millern, den Verfasser des Siegwart."

Viele Personen, besonders Reisende, dachten sich unter dem Verfaßer des Siegwart einen süßen Herrn, der von Liebe und Zärtlichkeit überfließe, und waren dann nicht wenig betroffen, als sie an ihm einen kalten, trockenen und verschloßenen Mann fanden. So erschien er wenigstens beim ersten Anblick, bis er nach und nach aufthauete. Seinen Charakter schildert er im vierten Theile des Burgheim (S. 254), wo er unter seinem eignen Namen auftritt, selbst als kalt, trocken und zurückhaltend, und doch war er damals erst 25 Jahre alt. Dessen ungeachtet konnte er doch oft recht munter und manchmal sogar jovialisch seyn, besonders wenn er auf Begebenheiten seiner Jugend, auf Göttingen, Leipzig, Hannover, Hamburg rc. zu sprechen kam. Viel Vergnügen machte ihm Naumanns Nimrod und andere Producte dieser Art, die ein Freund ihm an frohen Abenden vorlesen mußte. Er konnte über dergleichen Albernheiten recht herzlich lachen. Aber er war Mensch, und mußte, wie andere, der Menschheit seinen Tribut entrichten. So munter er sonst war, so grämlich und mürrisch machte ihn die spätere Zeit. Besonders war er über die Grundsätze und Erscheinungen der französischen Revolution ungehalten; er verlor, sobald hiervon die Rede war, nicht nur das ruhige Gleichgewicht, welches fähig macht, unbefangen und richtig zu urtheilen, sondern trat auch, wenn sich sein Urtheil in Worten aussprach, oft gänzlich aus den Schranken des Anstandes und der Billigkeit: er war seiner Gefühle und seines Ausdrucks nicht mehr Meister. Daher kam es, daß sein Umgang in dieser Unglückszeit mehr vermieden, als gesucht wurde. Der sanfte Dichter konnte zänkisch und rechthaberisch werden, und er erweckte bei denen, die nie ganz aufhörten ihn zu schätzen und zu lieben, öfters um so mehr Bedauern mit seiner Gemüthsstimmung, als dadurch auch die bessern Eigenschaften, die sein inner-

stes Gemüth verwahrte, entweder unsichtbar wurden oder nur beschattet erschienen. Neue Geschäffte, zu deren leichter, heiterer Führung es ihm an Gewandtheit fehlte, häusliche Verhältnisse, die ihm manchmal unbehaglich waren, und kleine, oft nur eingebildete Unpäßlichkeiten waren nicht geeignet, sein Inneres zur Freude und Zufriedenheit zu stimmen, und er mußte, um wahrhaft vergnügt zu seyn, mit dem Gedächtniß in Zeiten zurückkehren, die nicht mehr waren, und darum ihm, wie Millionen unsrer Brüder, die besten zu seyn schienen. Zu seiner Erholung besuchte er mehrere Jahre auf einige Wochen das Bad zu Ueberkingen, und war dieß auch 1814 Willens, als der Tod ihn abforderte und von allen Widerwärtigkeiten erlösete. Sanft, wie seine Muse, war auch sein Tod, sanft, still und ruhig schlief er ein, an gänzlicher Entkräftung. Er starb ungern, und der Kampf der Liebe zum Leben mit der Krankheit war in den frühern Tagen sehr bemerkbar. Er war nie bedeutend und auch dies Mal nicht lange krank, denn noch

„Die Liebe, sagt Kütner, die Miller in seinen Romanen schildert, ist keine von den Gewöhnlichen der Erdentöchter, sondern ein Wesen von überirdischer Art, fast ohne Sinnlichkeit und Körper. In seinem Siegwart besonders hat alles einen religiösen Anstrich: Alles ist Liebe, reine, schwärmerische Liebe, mit Scenen der Andacht und Gottesverehrung unterbrochen. Die Vorzüge dieses so beliebten Romans sind die reine Moral und die guten Empfindungen und Grundsätze, die Jedem einleuchten, ferner die eigne Manier, in der der Dichter sein Sujet, das ihm ganz zugehört, bearbeitet, und die Geschicklichkeit, mit der er das Klostercostüme beobachtet hat. *) Im Ganzen ist wenig Leben und Handlung, und in den Charakteren und Beschreibungen herrscht große Einförmigkeit, mit einer gewissen matten Traurigkeit, die dem Temperamente des Dichters natürlich zu seyn scheint. Alles spricht und lehrt Empfindung, die gar oft in andächtelnde Empfindelei übergeht: das Herz wird unaufhörlich, aber der Verstand nur selten in Bewegung gesetzt. Dieses sanfte, schwärmerische Wesen kömmt, mehr oder weniger, in allen andern Schriften dieses Verfassers vor. Und es gefällt und nimmt ein. Man fühlt sich gerührt, und überläßt sich den sanften Aufwallungen gern, die er so leicht hervorzubringen vermag. Das macht, daß sein eignes gutes Herz und die natürliche Wärme, mit der er selbst die Tugend und die Menschen liebt, allenthalben durchscheint. Auch der reine, fließende Styl, voller Lieblichkeit und Ründung, reizt jeden Leser von Geschmack, und erzwingt Beifall von dem kältesten Richter."

---

*) Um Vergebung, hier irrt Hr. Kütner gewaltig. Miller ließ sich in der ersten Auflage große Verstöße gegen das Klostercostüme zu Schulden kommen, die erst in der zweiten Auflage, nach dem Rath und der Anweisung einiger würdigen katholischen Klostergeistlichen, getilgt wurden. Miller mußte nothwendig in diese Irrthümer verfallen. Nur als Knabe hatte er in Günzburg Klöster gesehen, nachher nie mehr. Seine Klöster und Klosterleute waren also nicht aus der Wirklichkeit, aus eigener Anschauung und Beobachtung genommen, sondern bloße Geschöpfe seiner warmen Phantasie.

erlangten; nebst Millern, Voß, Hölty, Bürger, die beiden Stolberge, Boie und Leisewitz. Die Gesellschaft dieser Jünglinge auf der Universität Göttingen hatte einen ähnlichen Einfluß, der deutschen Dichtkunst einen neuen Schwung zu geben, als die ehemalige freundschaftliche Gesellschaft Cramers, Rabeners, Eberts, Schmidts, Gärtners, Kästners u. a. auf der Universität Leipzig. Nur war der Einfluß der Göttingischen Jünglinge, obgleich wohlthätig, dennoch weniger merklich; denn Deutschland war in den siebenziger Jahren schon weit mehr ausgebildet, als in den vierziger Jahren."

Was Karl Heinrich Jördens in seinem Lexikon deutscher Dichter und Prosaisten über Miller urtheilt, kann hier nicht angeführt werden, da dieses Buch dem Verfasser dieses Aufsatzes nicht zu Gebote steht.

Baron Felix Desportes.

Einer der acht und dreißig aus Frankreich Verbannten.

(Nach Original-Mittheilungen.)

Baron Felix Desportes,

Ritter der Ehrenlegion, Maire, bevollmächtigter Minister, General-Commissär der Regierung, Präfect, Mitglied der Cammer der Stellvertreter vom Jahre 1815 und einer der acht und dreißig aus Frankreich Verbannten,

ward im Jahre 1790 zum Maire der Gemeinde Montmartre bei Paris ernannt, deren Verwaltungsbezirk sich damals über die volkreichsten Vorstädte der Hauptstadt erstreckte; die Freisinnigkeit seiner Grundsätze und der edelmüthige Gebrauch, welchen er von seinem Privatvermögen machte, erwarben ihm in kurzer Zeit eine große Popularität. In früher Jugend schon entdeckte man an ihm jene unerschütterliche Festigkeit des Charakters, welche er späterhin bei mehrfacher Gelegenheit an den Tag legte. Horden von Gesindel, von einer unsichtbaren Hand fortgetrieben, strömten von allen Seiten herbei zur Hauptstadt, und die Regierung, welche die gefährlichen Folgen eines solchen Zusammenflusses nicht ahnte, oder vielleicht gar im Geheim ihn nach ihrem Willen leiten zu können sich schmeichelte, beging die Unvorsichtigkeit, diesen Volkshaufen bis auf die Anzahl von achtzehn Tausend Individuen anwachsen und unter der äußern Form hülfsbedürftiger Handwerksgenossenschaften (ateliers de charité) mit einander in Verbindung treten zu lassen. Trotz ihrem natürlichen Ungestüm und den Gemüthsbewegungen, welche ein mächtiger Feind der Regierung in ihrem Busen aufregte, wußte Desportes

sie immer in Gehorsam zu erhalten; während der ganzen Dauer seiner Verwaltung, und als schon Paris der unseligsten Zwietracht zur Beute geworden, herrschten Ordnung und Ruhe in seiner Gemeinde, zeigte sich nirgends auch nur die leiseste Spur von Indisciplin, selbst in jenen Werkstätten der Dürftigkeit, und die Wütheriche, welche wenige Monate nach ihrem Abzuge von Montmartre an den verhängnißvollen Tagen des 2ten und 3ten Septembers Schrecken und Verwüstung nach Paris brachten, hatten sich ihm immer so folgsam und nachgiebig bewiesen, daß schon seine bloße Gegenwart hinreichte, um sogleich dem heftigsten Zank ein Ziel zu setzen.

Der Eifer, womit Desportes seinem Beruf als Maire oblag, hinderte ihn indessen nicht, von Zeit zu Zeit diplomatische Missionen zu übernehmen. Er bekam eine Sendung in die Schweiz, um die Mißhelligkeiten zu beseitigen, welche französische Ausgewanderte zwischen

Der unglückliche 20ste Junius 1792 erschwerte diese Unterhandlung, der noch verhängnißvollere 10te August machte sie vollends scheitern, und der Umsturz des Throns hatte die Zurückberufung von Desportes nach Paris zur Folge; aber nach Ludwigs XVI. Tode ließ ihn die republicanische Regierung nicht lange in Unthätigkeit. In diese Periode fiel die Belagerung von Mainz durch ein preußisches Kriegsheer. Unterrichtet von der persönlichen Bekanntschaft des Herrn Desportes mit dem preußischen Minister der auswärtigen Angelegenheiten, sandte der Wohlfahrts-Ausschuß ihn mit dem öffentlichen Charakter eines bevollmächtigten Ministers der französischen Republik beim Herzoge von Würtemberg ab, um wegen Aufhebung der Belagerung von Mainz zu unterhandeln. Die in Regierungs-Aufträgen zu Metz anwesenden Conventionellen Maribon-Montaut, Soubrani und Maignet, welche die Wichtigkeit seiner Sendung nicht kannten und nicht kennen durften, beglaubigten zwar sein Ernennungs-Patent, was ihn, Frankreich zu verlassen, ermächtigte, wollten ihm aber dennoch die Ueberschreitung der französischen Grenze nicht erlauben, unter dem nichtigen Vorwande, für einen so großen Staat, wie Frankreich, sey es unschicklich, einen so kleinen Fürsten, wie der Herzog von Würtemberg, in öffentlichen Urkunden den Titel: Durchlauchtigste Hoheit (Altesse Sérénissime), beizulegen. Um dieses unbedeutenden Hindernisses willen sah sich Desportes genöthigt, in Metz zu verweilen und daselbst eine anderweite Verfügung von Seiten des Wohlfahrts-Ausschusses abzuwarten. Aber dieser Ausschuß war nicht mehr von demselben Geiste beseelt, auch waren seine Mitglieder nicht mehr die nämlichen; die Revolution vom 31. Mai 1793 hatte die Gewalt in die Hände der Berg-Partei (Montagnards) gebracht, die Zeit verstrich, Mainz ward zur Uebergabe genöthigt und Desportes erhielt vom Wohlfahrts-Ausschusse den Befehl, nach Paris zurück zu kehren und über sein Benehmen Rechenschaft abzulegen.

Die Auflösung der Gironde-Partei hatte ihn seiner Freunde beraubt; kaum von der Reise zurückgekehrt,

ward er als verdächtig verhaftet, acht Monate hindurch abwechselnd in den Gefängnissen Des petits pères und Du Plessis eingekerkert und zuletzt am 3ten Thermidor vor das Revolutions-Gericht geladen. Eine Verwechslung der Liste rettete ihn von der Gefahr, dort zu erscheinen, und der 9te Thermidor zerbrach seine Fesseln. Zwei Monate nachher bekam er eine Sendung nach Genf, um daselbst von Neuem friedliche Unterhandlungen mit Sardinien und Baiern anzuknüpfen. Als bald darauf auch Preußen sich mit der französischen Republik in Negociationen einließ, ward der Sitz der letztern nach Basel verlegt, der Vertrag mit Baiern wurde dort durch Barthelemi, der mit Sardinien zu Turin durch den General Bonaparte abgeschlossen.

Während des Ganges dieser Unterhandlungen zeichnete sich Desportes durch mehrere wohlthätige Handlungen gegen Künstler und Gelehrte, insbesondere gegen die Nachkommen des großen Corneille, aus, welchen

Seit langer Zeit bereits war dieser kleine Staat ein Raub der beklagenswerthesten inneren Zwiste; Aufruhr war dort beinahe einheimisch; schon am 19ten Julius 1796 war Desportes auf dringendes Bitten einer Menge in Furcht und Schrecken gesetzter Bürger genöthigt, sich in's Mittel zu legen, um theils die Ermordung der Syndiken und des Raths dieser Stadt zu verhindern, welche von einem Haufen Wüthender in ihrem Pallaste belagert wurden, theils die Factionen zur Niederlegung ihrer Waffen zu bewegen, welche an jenem Tage schon bereit standen, einander nieder zu metzeln. Die Unerschrockenheit, welche derselbe bei dieser gefährlichen Gelegenheit an den Tag legte, wo er, ganz allein stehend und nur gestützt durch seinen öffentlichen Charakter, jeden Augenblick sich der Ermordung Preis gegeben sah, setzte dem persönlichen Ansehen, worin er in Genf stand, das Siegel auf, und die Beredtsamkeit, womit er in weniger als sieben Stunden eine ausgelassene Volksmenge den Gesetzen vollkommen zu unterwerfen und zur Eintracht zurück zu führen verstand, gewann ihm die Herzen aller Genfer. Sie ließen ihm zu Ehren eine goldene Medaille schlagen mit der Devise: Durch seine Tugenden hat er uns wieder vereinigt (*Par ses vertus il nous a réunis*).

Den fast unbegrenzten Einfluß, welchen sich Desportes in Genf zu erwerben gewußt, benutzte das vollziehende Directorium, um die Genfer Bürger zur Vereinigung ihres Landergebiets mit dem der französischen Republik zu bewegen. Groß war der Widerstand, welchen sie diesem Ansinnen entgegen setzten, aber zuletzt gelang es dennoch Desportes, sie dahin zu bringen. In der Vereinigungs-Urkunde sorgte er für gewissenhafte Erhaltung ihres gesammten Staatsvermögens und errichtete sogar eine ökonomische Gesellschaft zu dessen völlig unabhängiger Verwaltung.

Nachdem er in der Eigenschaft eines General-Commissärs der Regierung das neue Departement vom Leman, dessen Schöpfer er war, organisirt hatte, kam er

nach Paris zurück, wo die Politik des vollziehenden Directoriums, welche die Vereinigung Genfs mit Frankreich nicht veranlaßt zu haben sich den Schein geben wollte, ihn zum Privatleben zurückkehren hieß. Über die Revolution vom 18ten Brumaire brachte ihn bald wieder auf die Bühne, und er hatte an dem Erfolge dieses berühmten Tags keinen geringen Antheil, indem er am Abende des 17ten gedachten Monats einen zahlreichen Volkshaufen zerstreute, welcher in einer Kirche der Vorstadt St. Antoine sich gebildet hatte.

Der erste Consul hatte Desportes Anfangs zum bevollmächtigten Minister am Hofe zu Kassel ernannt, wo er einen Mann zu haben wünschte, der ihm über die Gesinnungen aller benachbarten Höfe am rechten Rhein-Ufer Aufklärung gäbe; weil aber Desportes das Innere von Frankreich nur wenig kannte, so bekam er zuvor den Auftrag, mehrere Departements zu durchreisen und die öffentliche Stimme über die Personen zu

Häfen von Barcelona und Mallaga fünf und zwanzig mit Lebensmitteln und Kriegsbedürfnissen beladene Schiffe zukommen ließ.

Mit Recht erwartete Desportes, daß so viele, in weniger als Jahresfrist dem Staate geleistete, Dienste ihm das Wohlwollen und die Gunst des ersten Consuls in hohem Grade erwerben würden; aber während seiner Abwesenheit waren zwischen dem ersten Consul und zweien seiner Brüder, deren Freund Desportes war, Mißhelligkeiten entstanden, und Ersterer konnte sich überdieß an des Letztern Geist der Unabhängigkeit nicht recht gewöhnen. Um ihn von seinen Brüdern zu trennen, ernannte ihn der erste Consul im Jahre 1802 zum Präfecten des Oberrhein-Departements, wo einige kirchliche Streitigkeiten die Gemüther in Gährung versetzt hatten, mit dem Versprechen, ihn von diesem Posten wieder zurück zu berufen, sobald die Ruhe hergestellt worden; nach Ablauf von vier Monaten war keine Spur von Unordnung mehr zu finden, und dennoch mußte Desportes zwölf volle Jahre in diesem ehrenvollen Exile zubringen. Es ging ihm jedoch diese lange Reihe von Jahren keineswegs ungenutzt verloren, er verschönerte sein Departement durch zahlreiche Anpflanzungen, welche zum Vorbilde dienten jenen, welche man kurz nachher auf allen Heerstraßen Frankreichs entstehen sah; ermunterte am Oberrheine zum Anbau künstlicher Wiesen, welche dort hin und wieder gänzlich unbekannt oder wenigstens höchst vernachlässigt waren, schuf eine Departemental-Baumschule, welche er der Kaiserin Josephine widmete und mit den seltensten ausländischen Pflanzen, die er dieser Prinzessin verdankte, ausschmückte; außerdem errichtete er noch landwirthschaftliche Vereine und eine Preis-Gesellschaft, deren Zweck dahin ging, nach dem Elsaß alle Künste zu verpflanzen, welche dort bisher noch unbekannt gewesen, insbesondere aber den Ackerbau zu vervollkommnen; er war der Erste, welcher am Oberrhein die Schutzpocken-Impfung einführte, was er, unterstützt vom Friedensfürsten, bereits in Spanien und im mittäglichen Amerika gethan hatte; er gründete eine Entbindungs-Schule nach dem Muster ähnlicher Anstalten in Hamburg

und Paris, und man verdankt ihm am Oberrhein die Errichtung jener Wohlthätigkeits-Anstalten, durch deren weise Verwaltung und freigebige Unterstützung allen Bedürfnissen der Noth abgeholfen und dreizehn Jahre hindurch die Bettelei verscheucht worden.

Im Jahre 1813 wurde Desportes von seinem Posten zurückberufen, auf eine geheime Denunciation, worin er fälschlicherweise beschuldigt worden, mit dem General Moreau eine Verbindung zu unterhalten. Als gemeiner Soldat nahm er nunmehr Dienste bei der Pariser Nationalgarde, als dieselbe zur Vertheidigung der Hauptstadt neu organisirt wurde; bald darauf zum Capitain und Adjutant des Chefs des General-Staabes der Pariser Armee und alsdann zum Escadron-Chef ernannt, widmete er seine ganze Muße den Verwaltungs-Geschäfften dieses General-Staabs, und bekam dabei zuletzt einen solchen Einfluß, daß er am 13. März 1815 mit Hülfe der Nationalgarde den in seinem Hotel bereits

er aber vom Prinzen Abschied nahm, sagte er ihm die merkwürdigen Worte: Retten Sie den König, ich werde die Monarchie retten! —

Die Ereignisse folgten nunmehr so rasch auf einander, daß man Hrn. Desportes hinsichtlich der Dienste, welche er in Verbindung mit dem General Tourton und dem Escadron-Chef Gilbert des Boisins dem Herzoge von Otranto geleistet, außer Acht ließ, oder vielmehr damals gar nicht zu bemerken schien, aber, mit dem Resultate zufrieden, verschob der Hof nur seine Rache auf eine günstigere Periode. Mit Schrecken vernahm die Hauptstadt früh Morgens am 20. März die Nachricht, daß die königliche Familie während der Nacht das Schloß der Tuilerien verlassen habe; die National-Fahne ward auf alle öffentliche Gebäude gepflanzt, und Desportes erhielt vom commandirenden General der Pariser Armee den Befehl, unverzüglich als Parlementair Napoleon entgegen zu reisen. Wenige Tage darauf ward er vom Kaiser, der durch die Erfahrung von dem früher ihm eingeflößten Mißtrauen gegen seine Treue gänzlich zurückgekommen war und nun volles Vertrauen setzte in seine Ergebenheit und Einsicht, auserkoren, um in Basel eine Wiederannäherung des Kaisers zu den fremden Mächten anzuknüpfen. Diese Sendung, im Widerspruch mit der allgemeinen Bewegung Europa's, hatte keinen andern Erfolg, als die augenblickliche Erhaltung der Neutralität der Schweiz. Desportes verließ Basel, um dem Wahl-Collegium im Oberrhein-Departement beizuwohnen, welches ihn zu seinem Präsidenten und späterhin zu einem seiner Stellvertreter bei der Cammer von 1815 erwählte. Während der ganzen Dauer dieser Cammer legte derselbe eine tiefe Erbitterung gegen die feindlichen Regierungen an den Tag, äußerte bei jeder Gelegenheit laut die Meinung: diese Regierungen allein, nicht ihre Völker seyen es, welche Frankreich ein Joch auflegen wollten; wenige Mitglieder der Cammer zeigten gleich ihm einen so festen Willen, jede Gattung von Despotismus zu bekämpfen, und Freiheit und Gleichheit, seine Lieblings-Idole, auf dem Grund der Gesetze in Frankreich wieder herzustellen.

Bei aller Anhänglichkeit an Napoleons System war er der Erste, welcher einen seiner Minister, den Prinzen Eckmühl, darüber angriff, daß er einen Edelmann am Oberrhein hatte verhaften und vierzig Meilen von seinem Wohnorte abführen lassen, ohne die Ursache dieser willkürlichen Handlung genau angegeben zu haben. Er brachte hierauf ein Gesetz wegen Sicherstellung der persönlichen Freiheit in Vorschlag.

Nach der zweiten Abdankung des Kaisers, welche Desportes einen an der Nation begangenen Hochverrath nannte, sprach er sich stark aus zu Gunsten des jungen Napoleons, dessen Rechte auf den kaiserlichen Thron er auf den Willen des Volks gründete. In einer heftigen Rede, welche die Anhänger des Herzogs von Otranto stets zu unterbrechen sich bemühten, machte er der provisorischen Regierung darüber einen bittern Vorwurf, daß sie ihre Acten im Namen des französischen Volks ausfertigen lasse, als ob keine Constitution vor-

aber zugleich fruchtbar an Auskunftsmitteln, glaubte dem unerwarteten Angriffe begegnen zu können durch Vorzeigung eines halbofficiellen Schreibens, welches er in der nämlichen Nacht an den Herzog von Wellington aufgesetzt hatte; „er habe, sagte er, ein so gutes Gewissen, „daß er zu seiner Rechtfertigung verlange, dieser Brief, „welchen er das Testament der Freiheit nannte, solle „feierlich auf der Tribune abgelesen werden." Aber dieses Testament der Freiheit verbarg ein Codicill, was nur dem Auge des Vorurtheils und der Furcht entgeben konnte. Desportes verhehlte nicht, daß er die dunkeln Varianten desselben enthüllen würde, wenn es dem Herzoge von Otranto nicht gefiele, dasselbe mit officiellen Erklärungen und einem Commentar zu begleiten, welcher die Vertheidiger des Reichs desfalls beruhige. Der Herzog erklärte sich hierzu bereit, Hr. Dürbach übernahm es, den Brief abzulesen, und die Ablesung geschah in der That noch an demselben Tage bei Eröffnung der Sitzung und in Gegenwart aller Mitglieder. Dieses betrügerische, politische Glaubensbekenntniß, bei welchem der Herzog von Otranto es wagte, einseitig mit dem Lord Wellington über die Wünsche und das Schicksal Frankreichs zu entscheiden, und welches die Cammer über die Größe der Gefahren, worin der Staat schwebte, hätte aufklären sollen, wurde nicht allein ohne Widerrede aufgenommen, sondern sogar, Dank den geschickten Umtrieben der Mitverbrecher des Herzogs, von allen Seiten lebhaft beklatscht.

Jetzt verzweifelte Desportes an des Vaterlandes Heil, er betrachtete dasselbe wie verloren und bestieg in der vorletzten Sitzung nur noch ein Mal die Tribune, um Napoleon und seine Familie unter den Schutz der französischen Ehre zu stellen. Nachdem Paris durch die Capitulation von Versailles den Engländern und Preußen war übergeben und durch eine neuerrichtete Behörde der Palast des gesetzgebenden Körpers war geschlossen, ja sogar vor dessen Haupteingang Kanonen gepflanzt worden, war Desportes der Erste, welcher gleich nach dem Präsidenten Lanjuinais die Erklärung unterzeichnete, wodurch die bei Letzterem versammelten Stellver-

treter des Volks gegen jede Gewalt=Handlung feierlich protestirten.

Nachdem Desportes vergebens mehrere seiner Collegen aufgefordert hatte, mitzuziehen unter die Fahnen der Loire=Armee, war er nur dahin bedacht, Napoleon eine letzte Probe seiner Anhänglichkeit und tiefen Verehrung dadurch zu geben, daß er dessen Mutter vor Beleidigungen schützte, denen sie in ihrem einsamen Palaste von Seiten der Fremden ausgesetzt war; von dem Edelmuth des Fürsten Metternich wirkte er eine österreichische Escorte aus, welche sie nebst ihrem Bruder, den Cardinal Fesch, nach Italien begleitete.

Mitbegriffen in der Verordnung vom 24. Jul. 1815 wurde Desportes am 1. August zu Paris in seinem Hotel verhaftet und in die Gefängnisse der Polizei=Präfectur abgeführt, wo er einige Stunden zubringen mußte. Der Widerstand, welchen er seiner Einkerkerung entgegen setzte, nöthigte Hrn. Decazes, damaligen Polizei=Präfecten, dem neuen Minister der General=Polizei, Herzog von Otranto, davon Nachricht zu geben; dieser, beschämt, vor den Augen von ganz Paris einen Mann in Fesseln zu halten, welcher noch wenige Monate zuvor zu seiner Befreiung herbei geflogen, ließ ihn wieder in Freiheit setzen und ihm einen Paß ausfertigen, um sich auf seine Landgüter am Oberrhein zu begeben. Hier verweilte er, bald unter einfacher Aufsicht, bald von Gensd'armen bewacht, je nachdem es die Laune der Ortsbehörde für gut fand, bis zum 25. Febr. 1816, der unglücklichen Epoche, welche ein Gesetz vom 12. Januar desselben Jahrs zu seiner einstweiligen Verbannung festgesetzt hatte.

Mit einem österreichischen Paß versehen, zog sich Desportes zuerst nach Landau zurück. Als aber die Baiern am 1. Mai von dieser Festung Besitz genommen, und unaufhörlich von Seiten der königl. französischen Behörden die Beschuldigung hören mußten, daß von jenem Orte aus die Bewohner des Elsaßes [illegible]

weil die preußische Militair-Polizei auf die Einflüsterungen des französischen Commissärs Hirsinger seine Entfernung verlangte. — Die tolerantere nassauische Regierung erlaubte ihm nunmehr ein Jahr lang unter einem angenommenen Namen in Wiesbaden zuzubringen. Seine Unglücksgefährten, der General Excelmans und der vormalige Präfect Hard, in Belgien verfolgt und zum Abzuge gezwungen, waren ohne Zufluchtsort; Desportes nahm Beide auf und wirkte ihnen die Erlaubniß aus, bei ihm zu bleiben; aber die französische Regierung, kaum von ihrer Vereinigung unterrichtet, äußerte darüber große Unruhe und drang officiell bei dem europäischen Congreß zu Paris auf ihre sofortige Vertreibung. Desportes flüchtete sich für den Augenblick nach Offenbach, aber das französische Ministerium verfolgte ihn auch hier, und nach Verlauf zweier Monate ward er genöthigt, sich von da zu entfernen; keinen Ort mehr kennend, wo das Haupt niederlege, hielt er sich in den letzten Tagen von 1817 zu Frankfurt am Main verborgen, wo er unter den angesehensten Bürgern und den Mitgliedern des Raths mehrere Freunde zählte. Die Rückerinnerung der Dienste, welche er im Jahr 1792 dieser Stadt geleistet, ließ ihn hoffen, er werde ruhig leben können unter dem Schutze einer Obrigkeit, deren Interesse erheischt, das Unglück zu beachten, indem ihre eigene Lage und die Schwäche ihres Staats sie den wankelmüthigen Launen des Glücks bloßstellt. Hier lebte er im strengsten Incognito, bis der französische Gesandte, sein ehemaliger College, seinen geheimen Aufenthalt erspähte und auswirkte, daß er verhaftet und Tag und Nacht von zwei Gensd'armen im Zimmer bewacht wurde. Die angesehensten Einwohner Frankfurts, empört über diese grausame Behandlung, welche die gehässige Auslieferung des Obersten von Massenbach wieder in's Andenken zurückrief, machten beim Senate dagegen so dringende Vorstellungen, daß Desportes schon nach sechstägigem Verhafte die Erlaubniß bekam, das Frankfurter Gebiet zu verlassen. Seitdem lebt derselbe ganz zurückgezogen in dem Dorfe Isenburg, wo der Großherzog von Hessen-Darmstadt, einer der leutseligsten Fürsten Deutschlands, die Augen verschließt über die gewählte Ruhestätte. —

Von Desportes sind mehrere Schriften im Druck erschienen, unter andern eine Analyse raisonnée de tous les traités passés entre la confédération helvétique et la France; ferner eine Parallèle des constitutions d'Angleterre, des Etats unis et de Genève; ferner Considerations sur l'état politique de l'Europe en 1800, und eine Menge einzelner Abhandlungen über diplomatische und administrative Gegenstände.

Johann Nicolaus Forkel.

Von

J. L. Gr.

Johann Nicolaus Forkel.

Wenn es nicht eine, in Deutschland, leider! so oft wiederholte Erfahrung lehrte, daß dem Verdienste seine Kronen, so lange es noch unter uns lebt und wirkt, vorenthalten werden, so möchte es unerklärlich scheinen, woher es wohl käme, daß der Treffliche, auf dessen Grab wir hier eine kleine Blume streuen wollen, im Ganzen, und so auch gewiß vielen unsrer Leser, so wenig bekannt und genannt ist. Gerade ihnen aber möchten diese Notizen darum um so angenehmer seyn, wenn sie sie mit einem Manne bekannt machen, der in seinem Fache in der neuern Zeit eben so hoch als einzig da stand, und auf den Deutschland, wie auf seine größten Geister, stolz seyn darf. Denen aber, die schon längst Forkels großes Verdienst nach Würden zu schätzen wußten, dürfen wir um so weniger unwillkommen zu seyn glauben, da sie wahrscheinlich anderwärts vergeblich etwas Vollständigeres *) über ihn suchen werden. Wir sind durch persönliche Bekanntschaft mit dem Verstorbenen, Einsicht in seinen Nachlaß u. s. w. in den Stand gesetzt, diesem Werke eine zusammenhängendere Darstellung über ihn mittheilen zu

*) Einiges findet sich u. A. in Gerbers Lexicon der Tonkünstler, Leipz. 1790. Th. I. S. 424. Desselb. neues Lex. d. Tonk. Leipz. 1812. Th. II. S. 168.; der auch an beiden Orten ein ziemlich vollständiges Verz. von Forkels Werken gibt.

können; doch fühlen wir sehr wohl hier und da die Lücken darin, die auch ganz unvermeidlich waren, da Forkel selbst nie etwas über sein Leben aufgezeichnet hat. —

Johann Nicolaus Forkel war den 22sten Februar 1749 zu Meeder, einem bedeutenden Flecken in der Nähe Coburgs, geboren. Er war aus niederm Stande, denn sein Vater (Nicol.), den er 1777 verlor, war Schuster und Geleits-Einnehmer daselbst. So war und blieb auch Forkel der Einzige seines Stammes, der sich weit über dessen ursprünglichen Horizont erhob. Schon als Knabe äußerte sich in ihm das inwohnende Talent zur Musik, und ein altes Clavier, das in seiner Eltern Hause sich befand, und zu dem er sich später mühsam ein plumpes Pedal verfertigte, gab ihm die erste Gelegenheit, sich praktisch zu üben. Damals quälte er auch die Schulmeister der umliegenden Dörfer, ihn die Orgel spielen zu lassen, das sie ihm aber bald untersagten, da er sie alle übertraf. Als er während des Gottesdienstes

Schwerin, das er, wie er selbst ein Mal sagt, „als seine zweite Vaterstadt“ ansah, die „huldreichsten Gnadenbezeugungen“ zu Theil werden. So in sein zwanzigstes Jahr gekommen; bewog ihn sein Wissenstrieb, die gnädige Unterstützung des Hofes anzunehmen, der ihm bestimmt hatte, in Göttingen die Rechte zu studiren. Er kam, begreiflicher Weise, ziemlich vernachlässiget an Schulkenntnissen, 1769 in dieser Stadt an, wurde den 17. April in's akademische Album aufgenommen, und findet sich darin, sonderbar genug, zehn Jahre lang, bis Ostern 1779, als Studios. Juris aufgeführt. Doch studirte er nur einige Zeit die Rechte, und entwand sich, da der Genius der Kunst sich nicht füglich mit dem Corpus Juris eng verbinden läßt, der finstern Themis, mit dem festen Entschluß, sich ganz der Musik zu widmen. Er erwarb sich durch Unterricht, Orgelspielen rc. seinen Hauptunterhalt, fing auch nun zu schreiben an, bis er 1779 als Musikdirector ganz in Göttingen fixirt wurde. *) Von nun an hielt er auch akademische Vorträge „über die Theorie der Musik,“ und dirigirte das akademische Winterconcert, was er bis 1815 fortsetzte, wo diese Anstalt sich bei Forkels zunehmender Alterschwäche auflöste. Bei der gefaßten Idee, die Musik gründlich und historisch zu studiren, mußte ihm indeß damals bald sein Mangel an tieferen Kenntnissen störend in den Weg treten, aber nur ein so eiserner, wahrhaft deutscher Fleiß, wie er ihn besaß, konnte dies Hinderniß besiegen. Mit rastlosem Eifer bildete er sich aus, indem er mit Mühe und Aufopferung sich Kenntniß von alten und neuern Sprachen zu verschaffen suchte, unermüdet las u. s. w. Nachdem er nun schon früher durch eine kleinere Schrift sich dem Publikum vortheilhaft bekannt gemacht hatte, trat er 1778 zuerst mit einem größern Werke, mit seiner „musicalisch-kritischen Bibliothek“ hervor, deren ersten Band (es sind später noch zwei erschienen) er seinem Gönner, dem Herzog von Meklenburg, widmete, und die bald sehr großes Aufsehen

*) Er erhielt damals, und noch lange nachher, nur achtzig Rthlr. Gehalt: eine Summe, die später denn doch um die Hälfte vermehrt wurde.

erregte. Vorzüglich bewirkte dieß wohl eine sehr ausführliche Recension von Glucks Iphigenie,*) die die damals noch heftig entflammten Gemüther in dem fast zehnjährigen, bekannten Streite über Gluck gewaltig anregen mußte, da in Deutschland eine solche Stimme darüber noch gar nicht erschollen war. Die Gegner schrieen nun von einem Tollhäusler, Blinden, Verstockten, es erschienen sogar Pasquille;**) indeß fehlte es doch auch nicht an Kennern, die des jungen Anti-Gluckisten Partei nahmen,***) und sein Lob ertönte selbst in französischen Journalen.****) Forkel

*) Nicht der Alceste, wie kürzlich im Hamburger Corresp. vom 7. Apr. versichert ward.

**) S. Zwei neugestochne curieuse Menuetten; dem Hrn. Forkel zugeeignet. Berlin 1778.

fuhr nun fort, seine Meinungen geltend zu machen und gründlich zu vertheidigen. 1782 erschien der erste Jahrgang eines „musical. Almanachs für Deutschland," dem noch drei Jahrgänge folgten, und dessen Hauptzweck war, „die Kenntniß musicalischer Werke und Personen in Deutschland zu verbreiten, aber auch historische und kritische Abhandlungen über Musik zu geben." Merkwürdig genug ist es wohl, daß Forkel bei seinen Arbeiten lobende Beurtheilungen von ganz entgegengesetzten Parteien, wie von Marpurg und Kirnberger, erhielt, was gewiß am ersten für ihren Werth zeugt. Um jene Zeit hatte sich nun auch sein Name schon so verbreitet, daß er Umgang und Freundschaft, wie eine ausgezeichnete Correspondenz mit vielen der berühmtesten Musiker hatte, wie mit Em. u. Friedem. Bach, Benda, Gerber, Gerbert, Hiller, Kirnberger, Kittel, Murr, Marpurg, Zelter ꝛc. (1781 hatte er den ehelichen Bund geschlossen; doch war seine Ehe so unglücklich, daß er 1793 wieder auf Trennung bringen mußte.) — Seine Verdienste erkennend, ertheilte ihm die philosophische Facultät zu Göttingen beim Universitäts-Jubiläum am 17. Sept. 1787, zugleich mit dem herrlichen Bürger, die Doctorwürde. Und er machte nicht nur ihr, sondern seinem ganzen Vaterlande Ehre, als er im Jahr darauf, 1788, die erste größere Frucht seines unermüdeten Fleißes, den ersten Band seines unsterblichen Werkes, der „Geschichte der Musik," herausgab, die er schon 1782 angekündigt, aber des nonum prematur gedenkend, noch so lange im Pulte bewahrt hatte. Nur Forkels gründliche musicalische Gelehrsamkeit, eine Bibliothek musicalischer Werke, „wie sie gewiß selten ein Privatmann beisammen gehabt hat," *) dabei die Schätze der Göttinger Bibliothek, und eine ausgebreitete Bekanntschaft konnten ein solches Werk hervorzubringen zusammenwirken. Wir sind weit entfernt davon, über dies opus aere perennius hier urtheilen zu wollen, denn wie der Brillant nur vom Brillanten geschliffen wird, so sollten ähnliche Werke auch

*) S. Allgem. Litterat. d. Mus. v. Forkel. p. VI.

nur von, ihren Verfassern parallel stehenden Männern beurtheilt werden; Marpurg nennt die Gesch. d. Musik in einem Briefe ein Mal: „ein Werk, worauf Deutschland stolz seyn kann," und alle erschienenen Meinungen haben einstimmig dieser beigepflichtet. Keine Mühe, keine Kosten waren zu groß, daß er sie gescheut hätte, wenn sie seinem Zwecke förderlich waren, und schon der flüchtige Blick in dieses Werk (der zweite Theil erschien 1801,) zeigt die seltenste Belesenheit, die gründlichsten Kenntnisse, und lehrt den Verfasser achten und bewundern. Um so inniger muß es jeder Musikfreund bedauern, daß Forkel seinem Versprechen nie genügte, sein Werk durch eine Specialgeschichte der deutschen Musik zu ergänzen! Es bleibt uns unerklärlich, daß die vielfachen Aufforderungen dazu, wie die ewigen Mahnbriefe seines Verlegers nichts fruchteten, und daß, obgleich Forkel bis an sein Ende arbeitete, und sich später zu einer noch weiteren Verbreitung, an die Münchner, Wiener, Wittenberger u. a. Bibliotheken gewandt hätte, daß dennoch sein Nachlaß so wenig Hoffnung gibt,

„enthält," wie er öffentlich gesagt hatte,*) sehr zweck-
mäßig befördern konnte. Allein die ungünstigen Zeit-
umstände, wie vielleicht das Bewußtseyn der Unterneh-
mer, diesem großen Plane nicht gewachsen zu seyn,
brachten ihn wieder in Stocken. Ganz aufgeben wollte
man ihn indeß auch nicht, da zum Theil auch schon sehr
bedeutende Vorbereitungen, Ankäufe rc. gemacht waren,
und so übertrug, nach hergestelltem Frieden, das Wiener
Kunst- und Industrie-Comtoir das ganze Unternehmen
Forkeln zur alleinigen Leitung. Im Mai 1803 erschien
nun ein von ihm verfaßter, vortrefflicher Prospectus
des ganzen Werkes, das unter dem Titel: Denkmahle
der musikal. Kunst, von der Erfindung des
Contrapunctes bis auf die jetzige Zeit, ge-
sammelt, geordnet rc. von J. N. Forkel., in 50 Folio-
banden die Meisterwerke aller Art von Musik aus
jener großen Epoche liefern sollte. Wir dürfen uns hier,
des Raumes wegen, nicht in eine nähere Erörterung
dieses ungeheuren Planes einlassen, der gewiß Alles in
Erstaunen setzte; die Musikfreunde werden sich dessen nur
noch zu wohl erinnern, und innig bedauern, daß dieses
Werk, das den Fleiß und die Gelehrsamkeit unsrer Na-
ion vor Allen gekrönt haben würde — schon im Keime
sticken mußte! Wir können sie indeß versichern, daß
nicht an Forkel lag, der diesen Plan mit der größ-
Liebe pflegte, wie wir auch im Nachlasse den Text
fast einem Bande vollständig fanden, und der auch
ter sehr auf Beendigung drang, als die Wiener Ver-
r, sey es wegen der wieder begonnenen Kriege, oder
Furcht, die Kosten nicht gedeckt zu erhalten, nach
er laueren Briefen ihm 1806 den Contract förmlich
gten, und ihn mit aller seiner Mühe und seinen
n Kosten im Bloßen ließen, so daß er sich endlich
igt sah, das herrliche Unternehmen liegen zu lassen,
os klagbar zu werden.

chon in Beziehung auf den ersten Plan hatte
l im Sommer 1801 eine große Kunstreise durch
land unternommen, die seine musikalischen Kennt-

n. Litter. d. Musik, Vorrede, p. IX.

nisse, so wie seine Sammlungen nicht wenig bereicherte. Er eilte zuerst nach Leipzig, wohin ihn unter Andern der Greis Hiller und die vortreffliche Thomasschule zog, die auch ihn, wie jeden ächten Musikfreund, mehrere Mal durch ihren wahrhaft einzigen Chorgesang entzückte. Auch war er von den Verlegern eingeladen worden, die damals unlängst erschienenen Seb. Bachischen Werke in ihren Fortsetzungen zu unterstützen; doch unzufrieden mit der Auswahl der einzelnen Stücke bei dem begonnenen Unternehmen, wobei man, nach seiner Meinung, mit nicht genug Critik verfahren war,*) bat er später, ihn dabei nun ganz aus dem Spiel zu lassen, so daß es irrig ist, wenn Gerber u. A. behaupten, Forkel hätte an der Redaction aller S. Bach'schen Werke (bei Peters) Antheil gehabt. Ueber Halle, wo er Reichard kennen lernte, und Dessau, ging er nach Berlin, wo er die Marpurg'sche Sammlung, den musikal. Nachlaß der Prinzeß Amalia rc. kennen lernte und benutzte, und die bereitwillige Unterstützung der Berliner Musikfreunde nachher nicht genug preisen konnte. Mit Righini

ser zuerst nach Prag. Hier traf er auf einen Mann, dem er oft ein harter Stein des Anstoßes gewesen war, auf Vogler, den er immer nur den musikalischen Charlatan *) genannt hatte, der aber, seine schwache Seite wohl fühlend, ganz unerwartet sehr zuvorkommend gegen Forkel war, so daß Beide sich einander mehr zu nähern Gelegenheit fanden. In den böhmischen Klöstern nun fand Forkel ganz besonders ein Ziel seiner Reise, und sie wurden ihm um so mehr eine wahre Fundgrube der seltensten Schätze, da gerade sie sich überall beeiferten, dem von ihnen ganz besonders geschätzten Manne mit der größten Liberalität entgegen zu kommen. Fast in allen diesen Klosterbibliotheken fand er seine Werke; man gab ihm zu Ehren Messen, Concerte etc. und er konnte in seinen damaligen Briefen nicht aufhören, jenes Empfangs freudig zu erwähnen. — Noch in demselben Jahre kehrte er, in aller Hinsicht bereichert, nach Göttingen zurück, das er nachher nicht wieder verließ. Zwar bewarb er sich früher ein Mal nach seines Eman. Bachs Tode um dessen Stelle in Hamburg, die er jedoch nicht erhielt. Er hatte den Plan gefaßt, Ostern 1802 eine musikalische Reisebeschreibung herauszugeben, von der sich das Publicum gewiß hätte viel versprechen können, doch unterblieb dieß aus uns unbekannten Gründen. Forkels Name hatte sich längst schon auch im Auslande geltend gemacht, und es war aber nicht zu verwundern, daß ihn 1804 die musikal. Akademie zu Stockholm, und 1811 die zu Livorno zu ihrem Mitgliede ernannten. —

Wir haben nun versucht zu zeigen, was Forkel war, und es bleibt uns noch übrig, mit einigen Worten

*) Dies Urtheil wird Niemand übertrieben finden, der sich erinnert, daß Vogler in seinen öffentlichen Orgelvorträgen diese und ähnliche Dinge nachzuahmen ankündigte: Die biblische Geschichte von Saul und David; Rubens jüngstes Gericht; den Tod des Herzogs von Braunschweig; Skizzen aus dem Don-Quixote, worin sich besonders „die Ohrfeigen, die der Held empfängt," „die Gegenvorstellungen der Leute" u. s. w. auf der Orgel prächtig machten!

zu schildern, wie er war. Ein Hauptzug in seinem Wesen, ohne den es ihm nie möglich gewesen seyn würde, solche Werke zu liefern, als er uns gab, war sein eiserner, unermüdlicher Fleiß. Er theilte seine meiste Zeit zwischen Clavierspiel, Lesen und Schreiben, welche letztere er innig zu verbinden wußte, indem er nie ohne die Feder in der Hand las, mit der er excerpirte, was ihm merkenswerth oder brauchbar schien. Doch halten wir es überflüssig, seinem Fleiße hier eine Lobrede zu halten, da man nur einen Blick in seine Werke zu thun braucht, um sich davon zu überzeugen. Sein joviales Wesen, das aus seinem kleinen Auge hervorlachte, machte ihm Jeden gewogen, wenn es nicht sein gutmüthiges Herz gethan hätte. Manchmal freilich stieß er hier und da im Umgange an, da er, im Bewußtseyn seiner gründlichen Kenntnisse, es nicht hören konnte, wenn Dieser oder Jener irgend ein Kunsturtheil mit Autorität gegen ihn aussprach, dessen Blöße nur zu offenkundig war. *) Von seinen durch langes Studium erlangten Meinungen über Kunstgegenstände war er dann auch schwerlich wie-

aber auch Bach, wie er es that, und frage sich dann, ob er übertrieb? Dessen ungeachtet hatte man aber Forkeln Einseitigkeit vorgeworfen; doch daß er nicht ein blinder Enthusiast für Bachs Vollkommenheiten, wie für seine Mängel war, möge nur diese Stelle aus einem seiner Briefe beweisen, die hier, auch in mancher andern Rücksicht interessant, an ihrem Orte seyn möchte: „Bach „mußte, wie jeder andre Mensch, erst ein Stümper seyn, „eher er ein Meister werden konnte, und seine Schüler„arbeiten, wodurch er sich erst nach und nach zu dem „großen Meister bildete, der er nachher geworden ist, „verdienen eben so wenig in eine Ausgabe seiner Werke „aufgenommen zu werden, als man die Schul-Exercitia „eines nachher groß gewordenen Gelehrten unter seine „Opera aufzunehmen pflegt." — Gleichfalls sehr hoch schätzte Forkel die Söhne dieses großen Mannes, deren Werke er ebenfalls immer tiefer studirte, je mehr er sie kennen lernte. Oft traten ihm wohl Thränen in die Augen, wenn er von Friedemann Bach sprach, der bekanntlich ein ziemlich ungünstiges Leben führen mußte. Dieselbe Richtung seines Geistes, die ihn diese Meister so hochschätzen lehrte, bewog ihn wohl auch, die Kirchenmusik überhaupt besonders zu lieben; *) doch verwahrte er sich selbst öffentlich gegen die Meinung, für einen Verächter andrer Musik gehalten zu werden. Ueber die Art seiner, im Gespräch etwas dictatorischen, lakonischen Urtheile, nennen wir hier die über einige berühmte Männer zur Probe, wobei man indeß nicht vergesse, daß über individuelle Meinungen sich nicht streiten läßt. Vor Mattheson hatte er den größten Respect, und stellte sehr bescheiden seine Gelehrsamkeit tief unter die dieses musikalischen Polyhistors. An Mozarts eminentem Talent tadelte er den Weg, den es eingeschlagen hatte; Haydn's Quartette und Symphonieen hatten seinen ganzen Beifall; nicht so dessen Gesangwerke. Reichard nannte er den musikalischen Abentheurer, der die Sucht hätte zu glänzen, Vogler den musikalischen Charlatan u. s. w. Bei alle dem dachte er von sich selbst äußerst bescheiden, und nie hat man ihn wohl von sich sprechen

*) S. d. Vorr. zum 2. Band der Gesch. d. Musik.

hören. — Wir haben schon angedeutet, daß Forkel auch praktischer Künstler war; obgleich er freilich von sich im musikal. Almanach ein Mal nur sagt: „spielt das Clavier in der Bachischen Manier,“ so kann man vielleicht dreist versichern, daß mit ihm jetzt der beste Bachianer untergegangen. Es ist nicht möglich, die Fülle des Tons, die er seinem alten Lemme'schen Clavier zu entlocken wußte, die Präcision, die Rundung, den Vortrag zu beschreiben, darum versichern wir nur, daß jener Ausspruch wohl schon oft auch von Andern gethan ist. Mehrere Schüler, die er gezogen, beweisen gleichfalls die Trefflichkeit ihres Meisters. Um aber ein recht evidentes Beispiel seines Fleißes und Studiums zu geben, erwähnen wir hier eines Instrumentes, dessen er sich auf seinen Spaziergängen bediente; er fand nämlich, daß sein kleiner Finger noch nicht völlig die gewünschte Biegsamkeit beim Spiel hatte, und ließ sich deshalb fünf Claves auf ein Bretchen mit Springfedern befestigen, das er über die Hand schnallen konnte. Bei seinen Spaziergängen nahm er dann dies Corrections-Mittel

Forkels Portrait ist zweimal gestochen, aber auch das beßre von Bornemann und Riedel, das zu Leipzig erschien, ist nur ziemlich getroffen. Wir setzen hier kein Verzeichniß seiner gedruckten theoretischen und praktischen Werke her, weil Jeder diese bei den Literatoren finden kann,*) wohl aber glauben wir ein Wort über seinen Nachlaß, als Anhang, sagen zu müssen, der gewiß viele unsrer Leser interessirt. Ein nächstens zu erwartender Katalog, den sein einziger Sohn, als Universalerbe, jetzt fertigen läßt, wird uns nähere Auskunft geben über Forkels seltne musikalische Bibliothek, die wir oben erwähnt haben, wie über seinen großen Schatz musicalischer, praktischer Werke, meistens Manuscripte und Kirchenmusik aus den verschiedensten Jahrhunderten, wovon wir hier zur Probe nur einige Componisten nennen wollen: Aichinger, Baudrexel, Clemens von Papa, Cesti, Cosimi, Franke, Fedeli, Grimmius, Hammerschmidt, Hanf, Jani, Kuhnau, de Kerle, Krieger, Lully, Lotti, Monari, Moser, Rauch, Ritter, Sagittarius, Scarlatti, Schollenberger, Sebastiani, Torri; dann eine große Sammlung ungedruckter und gedruckter Bach'scher Werke, die bekannteren Oratorien von Graun, Hasse, Händel, Rosenmüller, u. s. w. Außerdem besaß er eine sehr vollständige Sammlung von Tonkünstler-Bildnissen, unter denen die Meisterwerke des Stichs sind. Aus seinen nachgelassenen Manuscripten heben wir zum Schlusse nun noch das Vorzüglichste heraus, mit dem innigen Bedauern, daß im Ganzen so wenig Vollständiges gefunden wurde. Das Vorhandne wünscht der Erbe wo möglich ungetheilt zu veräußern an einen Kenner, der noch Nutzen daraus zu ziehn wüßte.**) Man fand:

*) Kleinere Abhandlungen, Recensionen rc. in vielen Zeitblättern sind zu zerstreut, und zu wenig hierher gehörig, um sie hier zu sammeln.

**) Viele werden mit uns wünschen, daß ein tüchtiger Kenner und ein liberaler Verleger sich vereinigen, um den so manches Treffliche enthaltenden Nachlaß Forkels dem Publicum nicht ganz verloren gehn zu lassen.

Academ. Vorlesungen über die Theorie der Musik. 1772. 55 Bogen. Complet.

Ueber die Musik des 17ten Jahrh. von della Valle; übersetzt und mit Anm. von Forkel.

Librorum ad Musicam pertinent. qualiscunque collectio facta a J. N. F. (Enthält bibliographische Notizen über Agricola, sehr vollständige, thematische über die drei Bach, über Benda, Händel, Haydn, Reichardt ꝛc.)

Commentar über die 1777 gedr. Abhdlg. üb. d. Theorie der Musik, zum Gebrauch akad. Vorlesungen. 42 Bog. Compl.

Einiges Mscpt. zu dem oben erwähnten Werke: Denkmäler ꝛc.

Für die Geschichte der Musik: (deren 3r Theil schon seit 17 Jahren in den Meßcatalogen angezeigt war, fand sich leider nichts Vollständiges, sondern nur: Der kurze Plan über die Eintheilung des 3n Bandes, nebst Einleitung und dazu gehöriger tabellar. Uebersicht der deutschen Componisten aus dem 16ten, 17ten u. 18ten Jahrh. Ferner verschiedene Convolute mit den mannigfaltigsten

Gysbert Carl
Graf von Hogendorp.

Von

Dr. J. von Arnoldi.

Gysbert Carl Graf v. Hogendorp,

königl. niederländischer Staatsminister, Mitglied der Ständeversammlung, des belgischen Löwenordens Großkreuz.

Den merkwürdigen Zeitgenossen, welche sich, nicht um ihr Vaterland allein, auch um ganz Europa, durch muthvolles, kräftiges Mitwirken bei Zerstörung der Napoleon'schen Zwangherrschaft hoch verdient gemacht, muß mit vollem Recht auch der Niederländer Hogendorp beigezählt werden. Hatte er schon in früheren Jahren, besonders auch seit dem Ausbruch des ersten Revolutionskriegs, mannigfaltige Beweise seiner echten Vaterlandsliebe gegeben; war er durch die wichtige Stelle, welche er bekleidete, mehr noch durch seine Kenntnisse, durch richtige, helle Einsichten in Alles, was zum wahren Wohl des Staats diente, durch seine hierauf gegründete Anhänglichkeit an das oranische Haus, durch Eifer und Thätigkeit in den Zeiten der Gefahr, als einer der Männer erschienen, durch welche — wäre ihnen nicht Parteigeist entgegen getreten — die Selbstständigkeit und Unabhängigkeit der Republik hätte erhalten werden können: so erwarb er sich vollends Nachruhm und die größten Ansprüche auf den Dank des Vaterlandes, als er dasselbe, nach Jahre langer Unterjochung unter fremde Gewalt dem Verderben und dem Untergang nahe gebracht, zu retten unternahm, während dem das fremde Joch noch schwer auf demselben ruhte; als er nun sein kühnes Unternehmen glücklich ausführte, sobald sich dazu günstige Gelegenheit darbot. So was vermochten freilich nur Männer, die — wie Hogendorp — durch Glauben

an die Ewigkeit des Napoleon'schen Reichs sich so wenig blenden, als Muth und Hoffnung sich rauben ließen; nur Männer, die — wie Hogendorp — der großen Schaar politischer Wetterfahnen sich nicht beigesellten. Immer blieb er seinen Grundsätzen treu, hoffte, als noch länger zu hoffen Thorheit schien, und entwarf Plane zur Herstellung des Staats in der Zeit, als dessen Loos, unglückliche Provinz des mächtigen Nachbarreichs zu seyn und zu bleiben, entschieden geglaubt, Rettung für unmöglich gehalten ward. Billig wird in den Annalen der Niederlande der Name: Hogendorp, für immer verherrlicht stehen.

G. C. von Hogendorp ward im Jahr 1762 zu Rotterdam geboren. Von älteren Zeiten her hatten

kunft des Prinzen von Oranien, ward die Einrichtung zu Stande gebracht, daß Frau v. Hogendorp, eine geborene von Haren, mit ihren vier Söhnen, unter welchen Gysbert Carl der zweite war, und ihren zwei Töchtern, in Europa verbleiben konnten. Die Töchter wurden bei der Mutter gelassen. Der Erbstatthalterin gelang es, die beiden ältesten Söhne, nach Wegräumung der Schwierigkeiten, welche ihrer Aufnahme entgegenstanden, in dem königl. Cadettenhause zu Berlin unterzubringen. Die Sorge für die beiden jüngsten fiel den Oheimen zu.

Im J. 1773 ging der Vater, mit Empfehlungen des Prinzen Statthalters versehen, nach Batavia ab. Durch sie erhielt er dorten eine vortheilhafte Anstellung. Damit herstellten sich auch seine Glücksumstände. Aber ein widriges Geschick schien ihn zu verfolgen. Nach Verlauf einiger Jahre schiffte er sich mit einem Theil seines Vermögens nach Europa ein. Auf der Höhe des Vorgebirges der guten Hoffnung verschwand das Schiff. Nicht die mindeste Kunde ward von demselben vernommen. Wahrscheinlich war es im Sturm von den Wellen verschlungen worden. Der vortrefflichen, für die Erziehung ihrer Kinder musterhaft sorgenden Mutter blieb nach langem vergeblichen Harren auf tröstliche Nachrichten diese neue Prüfung beschieden. Von dem neuerworbenen Vermögen konnte sie nur die zurückgebliebenen Trümmer retten.

Im nämlichen Jahre 1773 wurden C. v. Hogendorp und sein älterer Bruder ihrer Bestimmung gemäß nach Berlin abgeschickt. Beide verriethen Geist und treffliche Naturgaben, aber auch frühe schon eine Verschiedenheit in Charakter und Gesinnungen, die sich fortwährend erhielt. Carls glückliche Anlagen entwickelten sich immer mehr mit zunehmenden Jahren. Bei dem älteren Bruder glaubte man den Charakter des Vaters zu erkennen. Sein Geschmack, seine Neigungen, waren den väterlichen gleich. Die Rollen, welche er in späteren Jahren, zum Theil auch in Deutschland spielte, sind ziemlich allgemein bekannt. Lassen sich ihm auch große

Fähigkeiten nicht absprechen, so ist nur zu bedauern, daß er davon nie besseren Gebrauch machte.

Als im J. 1778 der bayersche Erbfolgekrieg gegen Oesterreich ausbrach, trat Carl bei Eröffnung des Feldzugs in das Regiment Prinz Heinrich als Fahnenjunker ein. Mit einem jungen, schwachen Körper konnte er aber die Beschwerden des strengen Felddienstes nicht ertragen. Prinz Heinrich bemerkte es bald, und machte ihn zu seinem Pagen, was er auch noch eine Zeit lang nach Ende des Kriegs blieb. Dann rückte er wieder als Offizier bei dem nämlichen Regiment ein.

Bald nachher benachrichtigte ihn seine Mutter, daß der Prinz von Oranien ihn bei der holländischen Garde anzustellen geneigt sey, und sie dieses günstige Erbieten in der Voraussetzung angenommen habe, er werde den vaterländischen Dienst jedem andern vorziehen. So kehrte Hogendorp im J. 1782 nach Holland zu-

Franklin's Empfehlungsschreiben verdankte er die gute Aufnahme in diesem Hause, seiner Aehnlichkeit mit Lafayette — dem damaligen Abgott der Amerikaner — die Auszeichnung, die ihm allerwärts, wohin er in diesem neuen Staate kam, zu Theil ward.

1784 kam Hogendorp in sein Vaterland zurück, und trat den Dienst bei der Garde wieder an. Neben Befriedigung seiner Wißbegierde über ein Land, welches derselben so viel Neues und Merkwürdiges darbot, waren zugleich seine Urtheile und Ansichten von manchen Dingen berichtigt.

Geschmack an Wissenschaften und wissenschaftlichem Unterricht trieb ihn jetzt an, diesen jeden Augenblick zu widmen, den er ohne Dienstversäumniß entübrigen konnte. Zu nämlicher Zeit geschah es dann auch, daß er die Vorlesungen mehrerer Lehrer an der nahen Universität Leiden besuchte. Da erhielt er auch, was nie gesehen worden, in der Uniform der holländischen Garde die Doctor-Würde.

Die Unruhen, denen die Republik schon seit einigen Jahren zum Raube geworden war, nahmen um eben diese Zeit eine ernsthaftere Gestalt an. Auch Hogendorp blieb ihnen nicht entfremdet. Mit Herz und Seele seinem Vaterlande ergeben, dabei dem Hause Oranien treu verpflichtet, nicht nur durch Empfindungen der Dankbarkeit, auch aus Ueberzeugung, daß dessen Interesse mit dem des Staats enge verflochten sey, ergriff er jede Gelegenheit, dessen Sache, als zugleich Sache des Vaterlands, zu vertheidigen. Sein Eifer schien sich in dem Grade zu verdoppeln, in welchem die Kühnheit der Häupter einer Partei wuchs, die nun schon ein Uebergewicht zu erlangen anfing.

Um freier und unbeschränkter handeln zu können, verließ er 1786 den Kriegsdienst, gerade in dem Zeitpunct, als die Hoffnungen für das Haus Oranien zu schwinden schienen. In dem nämlichen und dem folgenden Jahre hatte er aber auch das Glück, diesem Hause

in den bedenklichsten Augenblicken wesentliche Dienste zu leisten.

Friedrich der Große hatte seine glorreiche Laufbahn geschlossen, als kurz zuvor die Staaten von Holland dem Prinzen von Oranien das Militärcommando im Haag entzogen und dadurch dem statthalterischen Hofe die Rückkehr in die Residenz unmöglich gemacht hatten. Eine der ersten Handlungen des Nachfolgers Friedrichs war bekanntlich die Absendung des Grafen Görtz nach dem Haag. Er sollte die Wiedereinsetzung des Prinzen Statthalters in die freie Ausübung seiner erblichen Würden, die Herstellung der Einigkeit und inneren Ruhe auf einer billigen und dauerhaften Grundlage im Wege der Unterhandlung mit beiden Parteien bewirken. Preußen bot seine Vermittelung an, lud die Höfe London und Versailles zu gleichmäßiger Mitwirkung ein. In Holland wünschte eigentlich keine Partei eine solche Vermittelung. Frankreich, welches durch sein Uebergewicht in der Republik Gesetze gab, wußte alsbald

folgte schnell nach, und dieser ging nach kurzem Aufenthalt am statthalterischen Hofe zu Nimwegen unverrichteter Dinge im Januar 1787 nach Berlin wieder zurück.

Der verunglückte Ausgang einer Sendung, den Görtz vorausgesagt hatte, schien Vielen der Sache des oranischen Hauses einen tödtlichen Streich beigebracht zu haben. Denn dieses sahe sich nun von Preußen, seiner vorzüglichsten und gewissermaaßen einzigen Stütze, verlassen. England konnte, wie jetzt die Dinge standen, zum Vortheil Oraniens nichts thun. Es hatte die öffentliche Meinung des großen irregeführten Haufens in der Republik gegen sich. Ein einziger übel berechneter Schritt führte eine gänzliche Umwälzung, an welcher Frankreich mit den sogenannten Patrioten unter der Hand arbeitete, wohl nur schneller noch herbei. Dann hielt sich diese Partei Alles erlaubt und ihres Siegs gewiß.

Doch gerade das Ereigniß, welches diesen Sieg zu 'chern schien, trug am meisten dazu bei, der Nation die ugen zu öffnen, und sehr Viele von ihrem ungerechten orurtheil gegen den Prinzen und die Prinzessin n Oranien zurück zu bringen. Aus dem durch den uck bekannt gemachten Briefwechsel der Erbstatt-lterin mit Görtz *) ergab sich, daß sie ihr Interesse t von dem ihres Gemahls trennte, wie die Patrioten ben machen wollten, wenn sie in ihren Schmähschrif-gegen den Prinzen die Fürstin schonten. Eben die-riefwechsel bewies, daß die Erbstatthalterin durch Truggewebe der Patriotenpartei sich nicht irre füh-ß, daß sie die Ansichten ihres Gemahls über die istigen Vorschläge derselben theilte, sich darüber ch zu erklaren nicht scheute, wenn man gleich in anderer Meinung seyn mochte. Hierdurch wur-ch viele Freunde des oranischen Hauses erweckt,

n neuen Abdruck dess. s. in *Tollius* Staatkund. Ge-ften, T. II.

mit mehr Eifer für die gute Sache zu arbeiten. Die Unmöglichkeit, mit den Patriotenhäuptern auf einigermaaßen billige Bedingungen über eine Aussöhnung sich zu vereinbaren, ward ferner dadurch in das Licht gestellt. Allgemeine Gährung verbreitete sich jetzt immer mehr durch das Land. In der Patriotenpartei selbst entstanden Spaltungen. Ihre Anführer konnten bald nicht mehr nach freiem Willen handeln. Aber an Frankreich gefesselt, durch französischen Einfluß geleitet, blieb diese Partei doch immer die stärkste, wenn gleich die oranische die zahlreichste war. Denn auch in dieser fehlten Einigkeit und Verband zu einem Ganzen. — Unter diesen Umständen war ein plötzlicher Ausbruch zu fürchten, der dem bereits am Abgrund stehenden Hause Oranien Verderben bringen konnte.

Gerade in der Zeit ward Hogendorp vielfältig gebraucht. Bald ward er nach dem Loo, bald wieder nach Nimwegen, dann nach Amersfoort verschickt.

In dieser Lage der Dinge wurden dann mancherlei Plane, wie der Staat und das oranische Haus zu retten, entworfen, nach der Verschiedenheit der Ansichten mancherlei Rathschläge gegeben. Aber jeder dieser Plane hatte seine großen Schwierigkeiten, und die Zeit verstrich, während dem die Besorgniß eines plötzlichen Ausbruchs wuchs, wodurch Alles zusammenstürzen konnte. Nur in Einem Punct vereinigten sich alle Meinungen der wahren Vaterlandsfreunde, über die Nothwendigkeit der Rückkehr des Prinzen von Oranien nach dem Haag, als einziges Mittel, dem innerlichen Krieg zuvorzukommen und die Republik zu retten. Hier im Mittelpunct konnte der Prinz die Leitung der Geschäffte wieder übernehmen, und die — des Jochs ihrer Pensionäre müde — Nation werde ihn, so ward geglaubt, zu unterstützen bereit seyn.

Die Wichtigkeit des Gegenstands machte eine reifliche Erwägung nöthig. Jetzt begab sich die Prinzessin von Oranien auch nach Amersfoort, um von ihrem Gemahl selbst zu vernehmen, wozu er sich entschließen werde. Hier fand sie auch Hogendorp, und mit mehreren der angesehensten Mitglieder der Regierung aus den Provinzen Gelderland und Utrecht ward nun Berathschlagung gehalten. Eine Reise des Prinzen nach dem Haag ward unthunlich befunden, so lange ihm der Oberbefehl im Haag und die Ausübung seiner Würde eines Generalcapitäns und Admirals der Provinz Holland entzogen blieb. Sollte er incognito mit einem kleinen Gefolge reisen? Dann lieferte er sich wehrlos in die Hände seiner Todfeinde; oder an der Spitze eines Cavalleriecorps, wie einige vorschlugen? Damit war der Anfang zu einem Bürgerkrieg gemacht, zu dessen Ausführung die Mittel fehlten. Auch stand ein solches Unternehmen mit den Pflichten des Statthalters und dem Eide, den er dem Staate geleistet, in offenbarem Widerspruch. Der Prinz wollte davon nichts hören. Es schien kein Ausweg zu seyn, alle Hoffnung, das Vaterland zu retten, schien verschwunden.

Jetzt erbot sich die hochherzige Fürstin, eine Reise nach dem Haag zu unternehmen. Ihr drohten nicht

die Gefahren ihres Gemahls, der als verbannt anzusehen war. Sie allein konnte, wegen der Jugend ihrer Söhne, dessen Stelle vertreten, um die Gesinnungen in der Residenz zu vernehmen und zu beurtheilen. Persönlich schien sie bei diesem, übrigens unangenehmen Geschäffte nichts zu wagen. Vielleicht konnte sie eine Unterhandlung einleiten, wodurch der Prinz dem Sitz der Regierung wieder zugeführt und eine günstige Veränderung bewirkt würde. — Der Prinz selbst widerrieth zwar die Reise, die ihm zu gefahrvoll schien. Die übrigen Glieder des Raths stimmten dagegen der Prinzessin bei, und nach ihrem Vorschlag ward nun beschlossen, mit Hogendorp, der erst aus dem Haag zurückgekommen war, über den Vorschlag sich zu bereden, und von ihm zu vernehmen, wie dorten etwa die Erscheinung der Fürstin aufgenommen werden würde. Die Idee hatte seinen ganzen Beifall; doch fand er rathsam, erst selbst noch mit einigen Vertrauten im Haag über den Eindruck, den dieser Schritt machen, und die Folgen, welche er etwa haben könne, sich zu besprechen. Nach

Haag, Amersfoort und Nimwegen, und unterhielt dadurch eine Verbindung und Mittheilung zwischen diesen Städten. Als endlich, weil die verblendeten Gewalthaber in der Provinz Holland Genugthuung und Herstellung in seine Rechte dem Hause Oranien hartnäckig verweigerten, ein preußischer Heerhaufen, den Herzog von Braunschweig an der Spitze, den Gränzen sich näherte, dessen eigentliche Bestimmung aber doch noch etwas räthselhaft schien, ging Hogendorp zu dem Herzoge nach Cleve, und machte ihm eine treue Schilderung von der wahren Lage der öffentlichen Angelegenheiten in der Republik.

Daß die Preußen bei ihrem Einrücken allenthalben mit dem Freudengeschrei: es lebe Oranien, empfangen wurden, ist bekannt. Schneller, als zu erwarten war, ging in den meisten Städten und Provinzen die Regierungsveränderung zum Vortheil des Prinzen vor sich. Nur Amsterdam that noch einigen Widerstand. Fechtend mußte unterhandelt werden. Der Herzog zeigte sich dabei als gewandter Staatsmann, und trefflicher Feldherr. Auch bei diesen Unterhandlungen ward Hogendorp mit Nutzen gebraucht.

Als der Zweck erreicht war, durch Herstellung des Prinzen in seine Rechte, in die Ausübung seiner Aemter und Würden, Ruhe und Ordnung allenthalben im Lande wiederkehrte; ward Hogendorp von dem Prinzen zum Pensionär seiner Vaterstadt Rotterdam ernannt. Ein solcher Posten war ehrenvoll und wichtig, zumal in jener Zeit, als die Pensionäre in der Provinz Holland eine große Rolle im Staate gespielt hatten. Jetzt war's am wenigsten gleichgültig, auf wen die Wahl in einer der vornehmsten Städte der Provinz fiel. Indem unserm Hogendorp die Stelle gegeben ward, bewies der Prinz seine Erkenntlichkeit für die von einem so treuen Anhänger geleisteten, oft gefahrvollen Dienste. Hogendorp seiner Seits fand sich durch dieses Merkmal des Vertrauens und der Zufriedenheit auf das angenehmste für seine früheren Aufopferungen belohnt. Die Pflichten seines Amts erfüllte er, wie zu erwarten war, auf's vollkommenste, und erwarb sich das Zutrauen und die

Achtung seiner Mitbürger, ohne je den Grundsätzen untreu zu werden, die ihn bis dahin geleitet hatten. So gründete er damals den Ruf, der ihm fortwährend geblieben ist; den er unter Unfällen und mitten in den Stürmen einer neuen gewaltsamen Umwälzung ungeschmälert zu erhalten gewußt hat.

Hogendorp verwaltete seine Stelle bis zum unglücklichen Zeitpunct im J. 1795, und diente noch am Schlusse dieses ersten Abschnitts seines öffentlichen Lebens dem Vaterlande mit Eifer und Treue. Leider ward sein Bestreben durch den Erfolg nicht belohnt. Der Wechsel des Kriegsglücks machte im J. 1794 ein allgemeines Aufgebot zur Vertheidigung des Landes nöthig. Denn die Kriegsmacht des Staats war durch die, wenn nicht verrätherische, doch feige, Uebergabe der Hauptfestungen gelähmt. Hogendorp verwandte seine ganze Thätigkeit, in der Staatenversammlung jene Maaßregel durchzusetzen und sie dem Volke angenehm zu machen, dann

übrig. Selbst dahin war nur mit großen Beschwerden und Gefahren in Fischerbooten zu gelangen. Wegen des Eises konnten größere Fahrzeuge der holländischen Küste sich nicht nähern.

Nun legte auch Hogendorp seine Stelle nieder, zog sich mit seiner Familie in den Privatstand zurück, war auch zur Uebernahme irgend eines Amts nicht zu bewegen, deren später ihm mehrere angeboten wurden.

Im J. 1789 hätte H. sich mit einer geborenen Clifford aus Amsterdam vermählt. Sie schenkte ihm eine zahlreiche Familie, wovon noch vier Söhne und eben so viele Töchter am Leben sind. Wie er von jeher ein guter Sohn und guter Bruder gewesen war, so konnte es auch nicht fehlen, daß er ein würdiger Familienvater ward.

Nach dem Frieden von Amiens (1802), welcher die Aussicht auf eine Veränderung der Dinge in Holland entfernte, faßte er den Gedanken, eine Niederlassung auf dem Cap zu gründen. Sie sollte ihm und seinen alten Freunden, die, wie er, der Verfassung und dem Hause Oranien treu geblieben und durch die verunglückte englisch-russische Landung in Nord-Holland (1799) noch in eine schlimmere Lage gerathen waren, eine sichere Unterkunft verschaffen. Vielleicht wäre der Anschlag bei längerer Fortdauer des Friedens gelungen. Wegen des schnellen Wiederausbruchs des Kriegs hatte solcher aber nur eine große Lücke in dem Vermögen der Frau von Hogendorp zur Folge, welche der Ausführung des Plans schon beträchtliche Summen aufgeopfert hatte.

Alles das schlug doch Hogendorps Muth nicht nieder. Seinen Grundsätzen immer getreu, die Hoffnung besserer Zukunft nährend, verzweifelte er nicht an der Sache des Staats und der Rückkehr des Hauses Oranien. Darum war er stets beschäfftigt, die Befreiung des Vaterlandes von Weitem vorzubereiten, setzte aber

dabei die Regeln der Klugheit und weisen Vorsicht nicht aus den Augen, um nicht sich und seine Freunde zur Unzeit und ohne Nutzen einer Gefahr auszusetzen. Ueberall war von jeher Vorsichtigkeit in seinem Handeln mit einer unerschütterlichen Festigkeit verbunden, der vornehmste Grundzug seines Charakters.

So erwieß er denn auch, als im J. 1813 der Zeitpunct, auf seinen Lieblingszweck mit Erfolg hin zu arbeiten, günstiger ward, was Geisteskraft, was eine große Seele auch in einem schwachen Körper und unter mancherlei Hindernissen vermag. Nicht Krankheit — seit Jahren war er vom Podagra gepeinigt und der nächtlichen Ruhe beraubt — nicht der Gedanke, in der Gewalt eines grausamen Feindes, von einer argwöhnischen, geheimen Polizei bewacht zu seyn, konnte seine Strebkraft schwächen. Er erhob sich gleichsam über sich selbst in den gefahrvollsten Augenblicken. Die Vorsehung belohnte ihn, indem sie seine Anstrengungen mit dem gedeihlichsten

der Hoop zu Amsterdam, J. F. v. Hogendorp*) zu Rotterdam und Baron Bentink tot Buckhorst zu Zwolle, welcher überdem mit dem Prinzen v. Oranien einen Briefwechsel unterhielt. Doch war die äußerste Behutsamkeit nöthig. Denn Bentink war schon ein Mal wegen eines aufgefangenen Briefs von der französischen Polizei gefänglich eingezogen, auch vor die hohe Polizei nach Paris geladen worden, und hatte nur durch Verbürgung einiger bei den Franzosen gut angesehener Freunde seine Freiheit wieder erlangt. Auch Repelaar hatte, als verdächtig, eine sechsjährige Gefangenschaft erlitten und war kaum einer gerichtlichen Verfolgung entgangen. — Vor weiteren Unternehmungen mußte ohnehin der Erfolg des neuen Feldzugs in Deutschland abgewartet werden. Voreilige Schritte konnten, so lange die Macht des Feindes im Lande unerschüttert stand, nur zum Verderben führen. An den Unruhen, welche hin und wieder durch das Volk erregt wurden, nahmen deswegen Hogendorp und seine Freunde auch keinen Theil, und bemüheten sich vielmehr, Ruhe zu erhalten.

Als aber die Nachricht von der folgereichen Schlacht bei Leipzig einlief, säumten sie nicht länger, ihrem Bund eine größere Ausdehnung zu geben, und sie fanden bald im Haag allein an 400 Anhänger. Auch die Nationalgarde trat auf ihre Seite, obwohl die französischen Behörden noch anwesend waren und von einer nach Verhältniß bedeutenden Kriegsmacht unterstützt wurden. Graf Stirum übernahm den militärischen Oberbefehl, und ward am 17. Nov. als einstweiliger Gouverneur im Haag, Namens des Prinzen von Oranien, durch die Verbündeten proclamirt, am nämlichen Tage auch die Oranienfarbe aufgesteckt. Dieses waren die ersten öffentlichen Schritte. Sie gingen aus dem Hogendorp'schen Hause**) hervor, wo der Bund, nun nicht mehr heimlich,

*) Ein Vatersbruder des Grafen, jetzt Bürgermeister zu Rotterdam und Mitglied der ersten Cammer in der Staaten-Versammlung.

**) In niederländischen Schriften wird als eine besondere Merkwürdigkeit angeführt, daß dieses Haus im 17ten Jahrh.

seine Berathschlagungen hielt. Eine solche dreiste Oeffentlichkeit veranlaßte den französischen Präfecten de Stassert, sich am folgenden Tage in aller Stille zu entfernen. Die Besatzung folgte ihm, nachdem General Bouvier des Eclats erst noch Vertheidigungs-Anstalten gemacht hatte, bald aber den angebotenen freien Abzug annahm. Da eine Versammlung der vormaligen Regenten im Hogendorp'schen Hause ohne Erfolg geblieben, mußten Hogendorp und v. d. Duyn sich entschließen, einstweilen bis zur Ankunft des Prinzen von Oranien die Regierung in dessen Namen zu übernehmen, und ihr erstes Werk war, das Volk und alle Angestellten des an Napoleon geleisteten Eides zu entbinden, Jedermann zur Theilnahme an der völligen Befreiung des Vaterlands theils durch Ergreifung der Waffen, theils durch Entrichtung der schuldigen Abgaben aufzufordern.*) Denn der Feind hatte vor seinem Abzuge die Kassen geleert. Um die Staatsbedürfnisse zu bestreiten, hatte Hogendorp vorzüglich seine Geldmittel und seinen Credit bereits aufwenden, um mittelst bewaffneter Fahr-

durch Muth und Standhaftigkeit das Ziel seiner Wünsche erreicht, und legte nun die mit seinem Collegen v. d. Duyn einstweilen übernommene Regierung in die Hände des Fürsten nieder, an dessen Herstellung er seit Jahren unter mancherlei Gefahren gearbeitet hatte.

Jetzt ward er zum Mitgliede der Commission ernannt, welche nach dem Willen des Prinzen eine Verfassungsurkunde für den wieder zur Selbständigkeit gelangten Staat entwerfen mußte. Die Commission selbst erwählte ihn zu ihrem Präsidenten, und er verdiente diese Auszeichnung um so mehr, als er schon früher den Grund zu der neuen Constitution gelegt hatte. Der Entwurf ward von den im März 1814 nach Amsterdam zusammenberufenen Volksvertretern seinem ganzen Inhalt nach angenommen, und von dem Prinzen feierlich beschworen.

Der neue Souverain ernannte nun Hogendorp zum Staatsminister im Departement der auswärtigen Angelegenheiten, woneben er doch auch großen Einfluß auf die Organisation der inneren Staatsverwaltung erhielt. Mit Entledigung des Staatssecretariats in auswärtigen Angelegenheiten ward er ferner noch im J. 1814 Vicepräsident des Staatsraths, dem er unmittelbar unter dem Fürsten vorstand. Ferner erhielt er den Vorsitz in der ersten Versammlung der Generalstaaten, und der König erhob ihn 1815 in den Grafenstand, *) indem zu-

*) Kaiser Franz I. hatte bereits für die Familie Hogendorp ein Grafen-Diplom ausfertigen lassen, um die Verdienste des holländischen Generals v. Hogendorp, Urältervaters des Ministers, zu belohnen, die sich derselbe um das Haus Oesterreich in dem österreichischen Erbfolgekriege erworben hatte. Gysbert Carls Großvater, ein strenger Republikaner, machte aber von dieser Würde keinen Gebrauch, obwohl seine Brüder den Grafentitel führten. Er verbot selbst seinem Sohne, ihn zu führen, und auch der Minister bediente sich dessen nicht, bis ihn König Wilhelm zum Grafen ernannt hatte.

gleich seinem Wapen der belgische Löwe mit dem Pfeilbündel und der Jahrzahl 1813, zum dankbaren Andenken an dieses, auch für Hogendorp so verdienst- und ruhmvolle Jahr, beigefügt ward. Daneben gab ihm der König das Großkreuz des neugestifteten belgischen Löwen-Ordens.

Zerrüttete Gesundheit nöthigte indessen den Grafen, bereits im J. 1816 wiederholt um Entlassung aus dem Staatsdienste anzusuchen. Ungern und in den schmeichelhaftesten Ausdrücken ward sie ihm endlich bewilligt. Doch behielt er Titel, Rang, Gehalt und alle Vorzüge eines wirklichen Ministers. Er genießt dabei fortwährend des Vertrauens und hoher Achtung von Seiten des Königs und der ganzen oranischen Familie. Seine Verdienste um das Haus werden stets dankbarlich anerkannt, so wie Hogendorps Anhänglichkeit an dasselbe unerschütterlich ist. — In der zweiten Cammer der Staatenversammlung, deren Mitglied der Graf seit 1815

durch einen Landsmann *) eine Stelle finden. Sie erscheint um so zuverlässiger, als van der Palm's frühere politische Ansichten und Meinungen, so viel wenigstens dem Biographen bekannt ist, mit den Hogendorp'schen eben nicht übereinstimmten. Er vergleicht den Grossen edlen Römern aus den schönen Zeiten des alten Freistaats, ihre rauhen Formen und harten Umrisse abgerechnet. Er stellt Hogendorp als kraftvoll und achtungswürdig, zugleich als gewandt und sanftmüthig, dar; als einen Mann von großer Weltkenntniß und gründlicher, wissenschaftlicher Bildung, mit Wohlredenheit in Wort und Schrift begabt; als standhaft in seinen Grundsätzen, als treuen Anhänger eines Fürstenhauses, von dem, seiner Ueberzeugung nach, des Vaterlandes Wohl abhängig war, darum auch, während der Verbannung des oranischen Hauses, die glänzendsten Anträge zwar verschmähend, doch auch amtlos dem Bedrängten mit Rath und That zu helfen stets bereit; voll Muth und Hoffnung, als den Meisten noch zu hoffen Thorheit schien, dabei voll Vertrauen auf eine weltregierende Vorsehung. „So ist" — sagt v. d. Palm — „der Mann, auf den, „als die Morgenröthe des Erlösungstages anbrach, die „Augen aller Vaterlandsfreunde gerichtet waren; dessen „Weisheit Vertrauen, dessen Tugenden Ehrfurcht ein„flößten; der ein Vorbild uneigennütziger Aufopferung „war, wobei es für die Nachwelt nur zweifelhaft bleibt, „was von dem Allen am meisten beigetragen haben mag, „aus jener Morgenröthe den frohen, heitern Tag der „Befreiung hervorgehen zu lassen."

---

*) Der als Gelehrter und Schriftsteller rühmlichst bekannte Professor J. H. van der Palm zu Leiden. S. dessen: Gedenkschrift van Nederlands Herstelling in den J. 1813. Amsterd. 1816, und eine freie Uebersetzung derselben in J. v. Arnoldi histor. Denkwürdigkeiten. Leipzig und Altenb. 1817.

Hogendorps Gestalt ist ansehnlich, seine Sprache langsam, bedächtlich, selbst in gewöhnlicher Unterhaltung etwas feierlich. — Ein wohlgetroffenes Bildniß von ihm findet sich in *H. Boscha's* Geschied. der Staatsomwend. in Nederland, 1. St. p. 93.

Friedrich,

König von Würtemberg.

Aus dem Edinburgh Review übersetzt.

Mit einem Vorwort

des Herausgebers der Zeitgenossen.

Vorwort der Redaction.

Das Lebensbild Friedrichs von Würtemberg, gezeichnet von der kräftigen Hand eines sichtlich unvoreingenommenen und genau unterrichteten Deutschen, welches wir unsern Lesern in einem frühern Bande dieses Werks *) vorlegten, ist, wenn wir nicht irren, der unverkennbare Abdruck der öffentlichen Meinung des aufgeklärten vaterländischen Publicums, gemildert durch die, den Deutschen vor andern Nationen eigenthümliche achtungsvolle Bescheidenheit in der Beurtheilung vaterländischer Regenten. Die grellen Abstiche von Licht und Schatten, die Friedrichs Lebensgemälde vorzüglich in seiner Regierungsperiode darbietet, mußten sich überdieß unter den Händen des Deutschen, der die Entwickelung des Charakters seines Helden von dessen früher Jugend an aus näheren Ansichten und Mittheilungen verfolgen konnte, mildernder verwischen, als unter den Händen des strengeren Ausländers, insbesondere des Britten, der gewohnt und verfassungsmäßig berechtigt ist, wenn auch nicht den Regenten selbst, denn doch dessen Angehörige und die Staatsbeamten seines Vaterlandes rücksichtslos zu beurtheilen, sich auch in Hinsicht der Beherrscher des Auslandes gleiche Rechte innerhalb sehr weiter Grenzen bedienen darf und nicht selten schonungslos bedient. Allein wenn gleich die oft grellen Pinselstriche der Schriftsteller

*) Zeitgenossen VII.

des einzigen, im Vollgenusse der Preßfreiheit lebenden europäischen Volkes das Nationalgefühl des Deutschen verletzen, so entschädigen die talentvolleren unter jenen Schriftstellern jeden Unbefangenen durch eine so gereifte Urtheilskraft, durch eine so gediegene, körnige Sprache, daß er die nationalen Derbheiten gern nachsichtsvoll übersieht. Mehr als andere deutsche Staatsverfassungen eignet sich zur Beurtheilung des kundigen Britten die würtembergische, die in ihren früheren Bestandtheilen mit der großbritannischen, nach dem Urtheile großer Staatsmänner dieser Nation, so ausgezeichnete, wesentliche Aehnlichkeiten hatte und deren Erörterung den Hauptzug in Friedrichs Regentenleben ausmacht. Unter den kritischen Schriftstellern Großbritanniens hat sich der schottische Gelehrtenverein, der seine Ansichten über die wichtigsten literarischen und politischen Erscheinungen unserer Tage in der berühmten und in der ganzen civilisirten Welt bekannten Quartalschrift: „Edinburgh Review“ *) niederlegt, durch gründliche, wenn auch oft zu kecke Urtheile, Freimüthigkeit, und eine gedrängte,

Hand eines Dritten in möglichst getreuer Copie, und, wo es nöthig scheint, mit Beifügung des Originals zur Seite stellen. — Uebrigens ist es gewiß als ein Zeichen der Steigerung unserer eigenen politischen Freiheit zu betrachten, daß man es sich erlauben darf, eine Mittheilung wie diese machen zu dürfen, ohne deshalb verketzert zu werden. Es ist die Pflicht der Redaction, Materialien, wie diese Darstellung, in ihr der Geschichte geweihtes Archiv aufzunehmen, und man wird so billig seyn, die fremden Urtheile und Ansichten, die sie uns referirt, nicht zu den ihrigen zu machen.

B.

Friedrich König von Würtemberg.

(Aus dem Edinburgh Review N. 58. übersetzt.)

entschädigt, und in der Folge erhielt sein Gebiet durch die Freigebigkeit des Beschützers des Rheinbundes große Erweiterungen, so daß sein Königreich, als es durch Besitznahme der anlockenden „Enclaven" innerhalb dessen Grenzen und verschiedner umliegenden Landestheile abgerundet und zu einem Ganzen verbunden war, beinahe so viele Einwohner enthielt, als ein Paar gute englische Grafschaften oder französische Departements.

In so kleinen Staaten nimmt die Oberherrschaft, mit Gerechtigkeit ausgeübt, etwas von dem altpatriarchalischen Charakter an. Einem solchen Souverain ist es leichter, durch Liebe, als durch Majestät zu herrschen, denn die Herzen seiner Unterthanen sind näher in seinem Bereich. Auch König Friedrich von Würtemberg hätte gleich dem guten Herzog von Weimar oder gleich dem Herzog Christoph, seinem würdigen Ahnherrn, in den engen Grenzen seiner Monarchie der kleinen Heerde, die das Schicksal seiner Vorsorge anvertraut hatte, in Liebe pflegen und warten können. Er war keiner jener Erdengötter, geboren, auf ihre Reiche hoch in den Lüften schwebend, herab zu schauen, sondern er konnte stets seinen Unterthanen ein schützender Genius, der Beschirmer ihres heimathlichen Heerdes und ihres Haushalts seyn. Allein sein unglückliches Temperament riß ihn zu andern Laufbahnen hin. Böse Dämonen durchschritten die Welt; auch er wollte toben und stürmen, und doch vermochte er, gleich Vater Rabelais winzigen Teufelchen oder *Papefiguiers* „diablotons," nichts weiter, als ein Ungewitter über ein Petersilienbeet zu erregen.

Würtemberg wiegt nur leicht im Gleichgewicht der Mächte, aber sehr anziehend ist die Geschichte dieses Landes. Keines von den Gemeinwesen alter oder neuerer Zeiten, mit deren Namen wir so viele Begriffe von Volksfreiheit verbinden, genoß einer glücklicheren Regierungsverfassung, als das herzogliche Würtemberg, und seine wenig bekannten Annalen sind nicht unwerth, den Bänden, worin der Ursprung der Freiheiten der Niederlande, der Schweiz, Englands oder Amerika's aufgezeichnet sind, zur Seite gestellt zu werden. Hingegen erseufzte nie ein Sclavengeschlecht unter einer drückenderen Tyrannei, als die Würtemberger, da endlich ihre ver-

In vielen Gegenden des Continents sind Männer, die ihren Gesinnungen freien Lauf zu lassen wünschten, genöthigt, zu rasten und zu vernünfteln. Regiert durch Leute, deren Benehmen weder Vertrauen, noch Zuneigung einflößt, wagen sie nicht, gegen ihre Herrscher wahr zu seyn, aus Besorgniß, sie möchten aufhören, gegen sich selbst wahr zu seyn.

Um uns in den Stand zu setzen, über das Benehmen des verstorbenen Königs Friedrich ein offnes, unbefangnes Urtheil zu fällen, müssen wir auf die würtembergische Verfassung, so wie sie bis zum Jahre 1805 bestand, als er den königlichen Titel annahm und die Freiheiten seiner Unterthanen untergrub, einen Blick werfen. Den Souverains fast aller Provinzen des deutschen Reichs war es gelungen, die Stände ihrer Gebiete aller Theilnahme vom Regierungsrechte zu berauben. In denjenigen Ländern, wo man ihnen fortwährend erlaubte, sich zu versammeln, handelten sie mit der Freiheit eines Capitels, welches nur nach erhaltener „congé

So kam also die gesetzgebende Gewalt ganz in die Hände der Geistlichkeit und der Gemeinen, und vielleicht ist es diesem Umstande zuzuschreiben, daß sich die gesetzgebende Körperschaft der Einführung einer Demokratie sehr näherte; denn nach dem Geist der würtembergischen Verfassung war der Herzog nicht viel mehr als ein Präsident oder Statthalter. Als unter der Regierung Herzog Ulrichs und seines Sohnes die Lehren der Reformation in Würtemberg angenommen waren, wurden die großen Besitzungen der Kirche von diesen Fürsten weder in Besitz genommen, noch auch zu weltlichen Zwecken verwandt. In einigen der vierzehn Hauptklöster wurden Schulen gegründet; aber die im Besitze der Mönche gewesenen Domainen aller dieser Klöster wurden in Dotationen protestantischer Prälaten umgeschaffen, welche aller Einkünfte, Rechte und Würden eines katholischen Abts genossen. Es ergibt sich, daß der dritte Stand jederzeit auf dem Landtage seine Stellvertreter gehabt hat. Unter der Regierung des Grafen Eberhard im Jahre 1481 bedienten sich die Stände bei Einreichung ihrer Bittschriften des Titels: „Ritter, Prälaten und wir arme Gemeine." Im Jahr 1492 ward der „Geistlichkeit, des Adels, der Bürger und des gemeinen Volkes" erwähnt. Als die Stände vom letztverstorbnen Könige 1805 aufgehoben wurden, hatten neun und sechzig Städte und Landdistricte das Recht, Abgeordnete zu schicken. In den Städten ruhete das Wahlrecht hauptsächlich auf den Magistratspersonen. Alle Gutsbesitzer, ausgenommen die Hintersassen, hatten Antheil an den Wahlen in den Landbezirken. Die Zahl der Deputirten wechselte in verschiedenen Zeiten. Zuweilen ward nur ein Volksvertreter, gewöhnlich aber wurden deren zwei abgeordnet; allein im Jahre 1737 trug der District von Maulbronn auf die Erlaubniß an, zum nahen Landtage drei Deputirte abzuordnen; übrigens war es von keinem Belang, ob eine Stadt oder ein District durch einen oder mehrere Abgeordnete vertreten ward, indem den Letzteren nur eine Collectivstimme zustand. Die Deputirten bezogen nach der althergebrachten Sitte des englischen Hauses der Gemeinen einen Gehalt von ihren Constituenten; eine Ausgabe, die für kleine Städte und Bezirke manchmal sehr drückend war. Diesen ward daher verstattet, sich zur Ernennung eines



Vorwort der Redaction.

Das Lebensbild Friedrichs von Würtemberg, gezeichnet von der kräftigen Hand eines sichtlich unvereingenommenen und genau unterrichteten Deutschen, welches wir unsern Lesern in einem frühern Bande dieses Werks *) vorlegten, ist, wenn wir nicht irren, der unverkennbare Abdruck der öffentlichen Meinung des aufgeklärten vaterländischen Publicums, gemildert durch die, den Deutschen vor andern Nationen eigenthümliche achtungsvolle Bescheidenheit in der Beurtheilung vaterländischer Regenten. Die grellen Abstiche von Licht und Schatten, die Friedrichs Lebensgemälde vorzüglich in seiner Regierungsperiode darbietet, mußten sich überdieß unter den Händen des Deutschen, der die Entwickelung des Characters seines Helden von dessen früher Jugend an aus näheren Ansichten und Mittheilungen verfolgen konnte, mildernder verwischen, als unter den Händen des strengeren Ausländers, insbesondere des Britten, der gewohnt und verfassungsmäßig berechtigt ist, wenn auch nicht den Regenten selbst, denn doch dessen Angehörige und die Staatsbeamten seines Vaterlandes rücksichtslos zu beurtheilen, sich auch in Hinsicht der Beherrscher des Auslandes gleiche Rechte innerhalb sehr weiter Grenzen bedienen darf und nicht selten schonungslos bedient. Allein wenn gleich die oft grellen Pinselstriche der Schriftsteller

*) Zeitgenossen VII.

des einzigen, im Vollgenusse der Preßfreiheit lebenden europäischen Volkes das Nationalgefühl des Deutschen verletzen, so entschädigen die talentvolleren unter jenen Schriftstellern jeden Unbefangenen durch eine so gereifte Urtheilskraft, durch eine so gediegene, körnige Sprache, daß er die nationalen Derbheiten gern nachsichtsvoll übersieht. Mehr als andere deutsche Staatsverfassungen eignet sich zur Beurtheilung des kundigen Britten die würtembergische, die in ihren früheren Bestandtheilen mit der großbritannischen, nach dem Urtheile großer Staatsmänner dieser Nation, so ausgezeichnete, wesentliche Aehnlichkeiten hatte und deren Erörterung den Hauptzug in Friedrichs Regentenleben ausmacht. Unter den kritischen Schriftstellern Großbritanniens hat sich der schottische Gelehrtenverein, der seine Ansichten über die wichtigsten literarischen und politischen Erscheinungen unserer Tage in der berühmten und in der ganzen civilisirten Welt bekannten Quartalschrift: „Edinburgh Review" *) niederlegt, durch gründliche, wenn auch oft zu kecke Urtheile, Freimüthigkeit, und eine gedrängte

Hand eines Dritten in möglichst getreuer Copie, und, wo es nöthig scheint, mit Beifügung des Originals zur Seite stellen. — Uebrigens ist es gewiß als ein Zeichen der Steigerung unserer eigenen politischen Freiheit zu betrachten, daß man es sich erlauben darf, eine Mittheilung wie diese machen zu dürfen, ohne deshalb verketzert zu werden. Es ist die Pflicht der Redaction, Materialien, wie diese Darstellung, in ihr der Geschichte geweihtes Archiv aufzunehmen; und man wird so billig seyn, die fremden Urtheile und Ansichten, die sie uns referirt, nicht zu den ihrigen zu machen.

B.

Friedrich König von Würtemberg.

(Aus dem Edinburgh Review N. 58. übersetzt.)

entschädigt, und in der Folge erhielt sein Gebiet durch die Freigebigkeit des Beschützers des Rheinbundes große Erweiterungen, so daß sein Königreich, als es durch Besitznahme der anlockenden „Enclaven" innerhalb dessen Grenzen und verschiedner umliegenden Landestheile abgerundet und zu einem Ganzen verbunden war, beinahe so viele Einwohner enthielt, als ein Paar gute englische Grafschaften oder französische Departements.

In so kleinen Staaten nimmt die Oberherrschaft, mit Gerechtigkeit ausgeübt, etwas von dem altpatriarchalischen Charakter an. Einem solchen Souverain ist es leichter, durch Liebe, als durch Majestät zu herrschen, denn die Herzen seiner Unterthanen sind näher in seinem Bereich. Auch König Friedrich von Würtemberg hätte gleich dem guten Herzog von Weimar oder gleich dem Herzog Christoph, seinem würdigen Ahnherrn, in den engen Grenzen seiner Monarchie der kleinen Heerde, die das Schicksal seiner Vorsorge anvertraut hatte, in Liebe pflegen und warten können. Er war keiner jener Erdengötter, geboren, auf ihre Reiche hoch in den Lüften schwebend, herab zu schauen, sondern er konnte stets seinen Unterthanen ein schützender Genius, der Beschirmer ihres heimathlichen Heerdes und ihres Haushalts seyn. Allein sein unglückliches Temperament riß ihn zu andern Laufbahnen hin. Böse Dämonen durchschritten die Welt; auch er wollte toben und stürmen, und doch vermochte er, gleich Vater Rabelais winzigen Teufelchen oder *Papefiguiers* „diablotons," nichts weiter, als ein Ungewitter über ein Petersilienbeet zu erregen.

Würtemberg wiegt nur leicht im Gleichgewicht der Mächte, aber sehr anziehend ist die Geschichte dieses Landes. Keines von den Gemeinwesen alter oder neuerer Zeiten, mit deren Namen wir so viele Begriffe von Volksfreiheit verbinden, genoß einer glücklicheren Regierungsverfassung, als das herzogliche Würtemberg, und seine wenig bekannten Annalen sind nicht unwerth, den Bänden, worin der Ursprung der Freiheiten der Niederlande, der Schweiz, Englands oder Amerika's aufgezeichnet sind, zur Seite gestellt zu werden. Hingegen erseufzte nie ein Sclavengeschlecht unter einer drückenderen Tyrannei, als die Würtemberger, da endlich ihre ver-

In vielen Gegenden des Continents sind Männer, die ihren Gesinnungen freien Lauf zu lassen wünschten, genöthigt, zu rasten und zu vernünfteln. Regiert durch Leute, deren Benehmen weder Vertrauen, noch Zuneigung einflößt, wagen sie nicht, gegen ihre Herrscher wahr zu seyn, aus Besorgniß, sie möchten aufhören, gegen sich selbst wahr zu seyn.

Um uns in den Stand zu setzen, über das Benehmen des verstorbenen Königs Friedrich ein offnes, unbefangnes Urtheil zu fällen, müssen wir auf die würtembergische Verfassung, so wie sie bis zum Jahre 1805 bestand, als er den königlichen Titel annahm und die Freiheiten seiner Unterthanen untergrub, einen Blick werfen. Den Souverains fast aller Provinzen des deutschen Reichs war es gelungen, die Stände ihrer Gebiete aller Theilnahme vom Regierungsrechte zu berauben. In denjenigen Ländern, wo man ihnen fortwährend erlaubte, sich zu versammeln, handelten sie mit der Freiheit eines Capitels, welches nur nach erhaltener „congé

So kam also die gesetzgebende Gewalt ganz in die Hände der Geistlichkeit und der Gemeinen, und vielleicht ist es diesem Umstande zuzuschreiben, daß sich die gesetzgebende Körperschaft der Einführung einer Demokratie sehr näherte; denn nach dem Geist der würtembergischen Verfassung war der Herzog nicht viel mehr als ein Präsident oder Statthalter. Als unter der Regierung Herzog Ulrichs und seines Sohnes die Lehren der Reformation in Würtemberg angenommen waren, wurden die großen Besitzungen der Kirche von diesen Fürsten weder in Besitz genommen, noch auch zu weltlichen Zwecken verwandt. In einigen der vierzehn Hauptklöster wurden Schulen gegründet; aber die im Besitze der Mönche gewesenen Domainen aller dieser Klöster wurden in Dotationen protestantischer Prälaten umgeschaffen, welche aller Einkünfte, Rechte und Würden eines katholischen Abts genossen. Es ergibt sich, daß der dritte Stand jederzeit auf dem Landtage seine Stellvertreter gehabt hat. Unter der Regierung des Grafen Eberhard im Jahre 1481 bedienten sich die Stände bei Einreichung ihrer Bittschriften des Titels: „Ritter, Prälaten und wir arme Gemeine." Im Jahr 1492 ward der „Geistlichkeit, des Adels, der Bürger und des gemeinen Volkes" erwähnt. Als die Stände vom letztverstorbnen Könige 1805 aufgehoben wurden, hatten neun und sechzig Städte und Landdistricte das Recht, Abgeordnete zu schicken. In den Städten ruhete das Wahlrecht hauptsächlich auf den Magistratspersonen. Alle Gutsbesitzer, ausgenommen die Hintersassen, hatten Antheil an den Wahlen in den Landbezirken. Die Zahl der Deputirten wechselte in verschiedenen Zeiten. Zuweilen ward nur ein Volksvertreter, gewöhnlich aber wurden deren zwei abgeordnet; allein im Jahre 1737 trug der District von Maulbronn auf die Erlaubniß an, zum nahen Landtage drei Deputirte abzuordnen; übrigens war es von keinem Belang, ob eine Stadt oder ein District durch einen oder mehrere Abgeordnete vertreten ward, indem den Letzteren nur eine Collectivstimme zustand. Die Deputirten bezogen nach der althergebrachten Sitte des englischen Hauses der Gemeinen einen Gehalt von ihren Constituenten; eine Ausgabe, die für kleine Städte und Bezirke manchmal sehr drückend war. Diesen ward daher verstattet, sich zur Ernennung eines

gemeinschaftlichen Abgeordneten zu vereinigen, welcher dann nach Maaßgabe der Anzahl der durch ihn vertretenen Städte abstimmte. Diese Stimmenvereinigungen müssen manche Mißbrauche herbeigeführt haben; auch beschlossen die Stände im Jahr 1797, daß kein Mitglied mehr als drei Stimmen führen solle. In gewissen Fällen hatten die „permanenten Deputationen," wovon wir bald reden werden, oder die Städte Stuttgard und Tübingen das Recht, auf eine Zusammenkunft der Stände anzutragen, allein der eigentliche Landtag konnte nur in Kraft der Aufforderung oder des Berufungsschreibens des Souverains zusammentreten. Dieß geschah jedes Mal beim Regierungsantritt des Herzogs, auch in denjenigen Fällen, wo die Staatsbedürfnisse die Auferlegung neuer Taxen nothwendig machten oder wenn neue Landesgesetze, welche ohne Zustimmung der Stände keine bindende Kraft gehabt haben würden, erlassen werden sollten. Das Zusammenberufungsschreiben mußte, nach seiner unerläßlichen, verfassungsmäßigen Form, die Anträge oder Forderungen aus einander setzen, welche der

Vorschlag gebracht. Auch fand man sie in mehreren Provinzen des ehemaligen Königreichs Frankreich, namentlich in Bourgogne, wo die „*Elus*" der drei Stände während des Zwischenraums ihrer, alle drei Jahre eintretenden Sitzungen die Gesammtheit der Provincialstände vertraten. Unter den Regierungen unserer Könige Johann und Heinrich des III. wurden manche Versuche gemacht, die königliche Gewalt durch Einführung permanenter Rathsversammlungen zu beschränken, und ohne Zweifel würden sich ähnliche Deputationen im englischen Parliament gebildet haben, hätte man den fünf und zwanzig Baronen, erwählt zu Beschirmern der magna charta, Nachfolger gegeben, oder wären die Orforder Verfügungen in Kraft geblieben.

Der würtembergischen Deputationen waren zwei an der Zahl, die kleinere und die größere. Die kleinere Deputation, bestehend aus zwei Prälaten und sechs Deputirten, bildete gewissermaaßen eine geschlossene Körperschaft; die Mitglieder wählten ihre Nachfolger und hatten das Recht, sich, so oft sie es für gut fanden, nach bloßer Benachrichtigung des Souverains zu versammeln. Die kleinere Deputation wählte aus den Mitgliedern der Generalversammlung noch zwei Prälaten und sechs Deputirte, und wenn diese durch die kleinere Deputation einberufen waren, bildeten die sechzehn Mitglieder die größere Deputation, welche als Stellvertreter des gesammten Ständevereins angesehen wurde. Diese Deputationen waren in dem Stück unsern „Lords of Articles" in Schottland nicht unähnlich, daß der Herzog in der Generalversammlung der Stände keinen Antrag machen konnte, der nicht zuvörderst erst in der kleinern und dann in der größern Deputation angenommen war; allein diese Verfahrungsart war hier nicht, so wie bei uns, ein Beschwerdepunct: der Herzog allein hatte die Initiative, und so war das Veto jeder Deputation ein Zuwachs des Schutzes gegen seine Forderungen. Die Mitglieder der Deputationen waren sowohl im Ganzen als im Einzelnen mit weit größerer Macht bekleidet, als die Generalversammlung oder der Landtag, und daher verpflichtet, mit argwöhnischem Auge über den Souverain zu wachen; gleich Schildwachen waren sie stets auf ihren Posten, und fortwährend Mittelsmänner zwischen

Thron und Volk. Unter ihrer Leitung wurden die Abgaben zum öffentlichen Dienste verwandt. Die Deputation unterhielt in ihrem eignen Namen Gemeinschaft mit den fremden Mächten, welche für die Rechte der Staaten die Gewährleistung übernommen hatten. Wenn die Körperschaft keine Sitzungen hielt, hatte jedes in Stuttgard wohnende Mitglied das Recht, dem Herzog Gegenvorstellungen zu machen, wenn er irgend einen Schritt that, welcher der Verfassung zuwider zu laufen schien, und nöthigenfalls unverzüglich eine Versammlung der Deputation zu berufen.

Es würden jedoch alle diese Vorrechte vielleicht schon lange aufgehört haben, hätte nicht die Deputation ebenfalls die alleinige Verwaltung ihrer „geheimen Casse" oder Schatzkammer gehabt, worüber weder dem Souverain noch dem Landtag irgend eine Controle zustand; ein höchst wichtiges Recht, welches für den letzteren gefahrvoll geachtet werden, und die Regierung dieses freien Staates in eine Oligarchie umwandeln konnte;

abzuschliessen für gut fanden. Die früheste dieser verfassungsmäßigen Verhandlungen ist der Vertrag von Mursingen, abgeschlossen im Jahre 1482 unter der Regierung des Grafen Eberhard I. und bestätigt vom Kaiser Maximilian. Voll Ungeduld fühlte Herzog Ulrich die Bande, die sein Vorfahr sich hatte auferlegen lassen; er versuchte, ohne Zustimmung der Stände Steuern zu erheben, und ein bürgerlicher Krieg erhob sich zwischen ihm und seinen Unterthanen. Unter Vermittelung des Kaisers, des Churfürsten von der Pfalz, des Markgrafen von Baden und des Bischofs von Würzburg ward der Friede wieder hergestellt, und im Jahr 1514 unterzeichnete der Herzog den Tractat von Tübingen, die magna charta des Landes, worin das Recht der Stände zur Bewilligung der Auflagen, das Petitionsrecht, und vor allen Dingen die Verpflichtung jedes künftigen Herzogs bekräftigt ward, von seinen Unterthanen nie den Huldigungseid zu verlangen, bevor er die Erfüllung seiner tractatmäßigen Obliegenheiten beschworen habe. Dem zufolge unterzeichnete jeder Herzog bei seinem Regierungsantritt einen neuen Vertrag, und beschwor, dem Tractate von Tübingen gemäß, die Rechte der Würtemberger aufrecht zu erhalten und sich nach den Bewilligungen seiner Vorgänger zu richten. Bis er diesen Eid abgelegt und die Bestätigungsurkunde auf dem allgemeinen Landtage unterzeichnet hatte, waren ihm seine Unterthanen weder Treue, noch Gehorsam schuldig. Auch der Kaiser ertheilte bei jeder Regierungsveränderung eine neue Bestätigung jener Urkunden.

Nicht selten machten die Herzöge Versuche, die gesetzlichen Rechte ihrer Unterthanen zu schmälern; allein sie scheiterten, und die Verfassung des Herzogthums gewann größere Haltbarkeit. Im Jahre 1733 garantirten die drei mächtigsten protestantischen Mitglieder des deutschen Reichsverbandes, nämlich Hannover, Holstein und Brandenburg, die treue Beobachtung der vom Herzog Alexander mit seinem Volke eingegangnen Tractaten; eine Sicherheit, welche damals in Folge seines Uebertritts zum Papstthum für nöthig gehalten wurde. Allein in der Folge zeigte der Lauf der Ereignisse, daß willkührliche Gewalt sich eben so bereitwillig einem protestantischen Fürsten anschließt. Unter der Regierung des

Herzogs Carl, der, verleitet durch Montmartin, einen Minister, dessen Name noch jetzt in Würtemberg verabscheut wird, sich in ein wüstes Leben und in Ausschweifungen stürzte, ohne Bewilligung der Stände Taxen erhob und sich eben so unumschränkt als die übrigen Fürsten Deutschlands zu machen strebte, sahen sich die Stände genöthigt, die garantirenden Mächte zur Einschreitung aufzufordern. In dem vom Bürgermeister Klüpfel neuerdings herausgegebenen geschichtlichen Abriß ist die Aufzählung der vom Herzog Carl ausgeübten Bedrückungen ganz mit großen Buchstaben gedruckt, und zwar, wie wir besorgen, um den Leser zu einer sehr gehässigen Vergleichung zwischen dem regierenden und dem verstorbenen Fürsten zu veranlassen. *)

Das Uebel führte jedoch seine Heilmittel bei sich. Da die permanenten Deputationen fanden, daß ihre Gegenvorstellungen nichts dagegen bewirkten, so übten sie ihre Rechte aus, ohne sich in Furcht setzen oder et-

durch Unterhaltung eines Kriegsstaates, gänzlich unangemessen dem Umfange seines Gebiets und die Kräfte seines Volks übersteigend. Er schließt mit dem dringenden Ansuchen an den Kaiser, den Ständen und Einwohnern Würtembergs nicht nur ein „protectorium und conservatorium zu ertheilen, sondern auch ein mandatum inhibitorium, cassatorium et de non amplius gravando sed restituendo in statum pristinum legalem, in rechtlicher, den Reichsgesetzen gemäßer Form zu erlassen." Auch die Könige von Dänemark und Preußen trugen auf ein gleiches Rechtsverfahren gegen den Herzog an, und die letztere Macht fügte das Ansuchen bei, die Vollstreckung desselben möge irgend einem „mächtigen Mitgliede des Reichsverbandes" aufgetragen werden. Im folgenden Jahre schickten die drei Höfe ihre Abgesandten nach Stuttgard, um die Sache der Würtemberger zu unterstützen, welche sie sämmtlich auf's ernstlichste beim Wiener Hofe betrieben. Sehr anziehend ist es, die vom Könige Friedrich von Preußen an seinen Abgeordneten, den Grafen Schulenburg, erlassene Depesche zu lesen. Bei dieser Gelegenheit zeigt sich Fritz — seltsam genug — als den aufrichtigen Freund beschränkter Herrschaft, und äußert die Hoffnung, „der Herzog werde bald durch eine unparteiische Entscheidung der kaiserlichen Commissäre in seinem despotischen Verfahren gehemmt werden." Die Verhandlungen zogen sich sehr in die Länge, und mehrmals wurden die kaiserlichen Dehortatoria, Mandate und Commissoria erneuert; doch endlich wurden die Streitigkeiten durch einen Vergleich, zu welchem der Herzog 1770 seine Zustimmung ertheilte, und dessen treuliche Erfüllung auf's Neue von den vermittelnden Mächten garantirt ward, auf eine für die Stände vollkommen genügende Weise geendet. Auf dem neuerlichen Wiener Congresse nahmen die Stände die Ausführung dieser Gewährleistung in Anspruch; doch ohne allen Erfolg. Nachstehender Auszug zeigt den Umfang der, von Georg III. für sich selbst und seine Nachfolger im Churfürstenthum übernommenen Verbindlichkeiten:

„Da die würtembergischen Stände bei Uns angesucht haben, ihre Verfassung, Rechte und Freiheiten, so wie solche durch den, zwischen ihnen und unserm viel-

geliebten Bruder, dem Herzog von Würtemberg, seinerseits am 27sten Februar 1770, und ihrerseits am 22sten März des nämlichen Jahres abgeschloßnen Vertrag bestätigt, erneuert und bewilligt sind, zu garantiren, so übernehmen Wir für Uns selbst und Unsere Nachfolger im Churfürstenthum die Gewährleistung für die Rechte, Freiheiten und Verfassung der würtembergischen Stände, und machen uns ferner anheischig, daß wir und unsere Nachfolger im Churfürstenthume dieselben jederzeit aufrecht erhalten wollen; so daß die im oberwähnten Vertrag enthaltenen Bewilligungen und Zusagen treulich erfüllt werden, und keine zu deren Verletzung gereichende Handlungen vorfallen mögen, sondern daß sie in allen Stücken fest und unwandelbar beobachtet werden sollen. Gegeben in unserm Pallaste St. James, am 31. Mai 1771 und im eilften Jahr unsrer Regierung."

„*George.* R."

So wurden also die Rechte der Stände durch den

Erlaubniß, der Schwiegervater Sr. Majestät von Westphalen zu werden; um ihn aber zu dieser hohen Familienverbindung zu eignen, ward er im Range befördert, und so wie Napoleon Beistimmung winkte, schritt der Herzog als König einher, — ein König von vergoldetem Zuckerbrod in allem seinem Schmuck. Wir haben zu Zeiten gedacht, das der Errichtung dieser mächtigen würtembergischen Monarchie zum Grunde gelegte frühere Rechtsherkommen sey in den Annalen der „Mutter Gans" aufgesucht worden. Sollten unsere Leser die Fabel vom König Petaud vergessen haben? — Wie Petaud die Erlaubniß erhielt, sein Pachtgut von neun und drei Viertel Morgen Landes in ein Königreich umzuwandeln, und wie er unter dem Titel „König Petaud" ein Monarch wurde, — und wie er seinen ganzen Königsschmuck, bestehend aus einem stattlichen Mantel und einer Krone von Pappendeckel, von einer Gesellschaft wandernder Schauspieler kaufte, und wie der alte Jacquelin zum Staatssecretair und Pierrot, der Bauer, zum Premierminister ernannt wurde? Freilich läßt sich die Vergleichung nicht in allen Stücken durchführen. König Petaud schor seine Schaafe nicht schärfer und melkte seine Kühe nicht öfter, als der Pachter Petaud gethan hatte; als aber Herzog Friedrich zum König Friedrich aufgeblasen war, begann er, seine Unterthanen zu schinden und verschmachten zu lassen.

König Friedrich hatte beim Regierungsantritt des Herzogthums im Jahre 1790 alle Tractaten und Verträge seiner Vorgänger erneuert und bestätigt, und sie für fest und unwiderruflich erklärt. Er hatte seinen „getreuen Prälaten und Gemeinen des würtembergischen Landes bei seiner fürstlichen Würde, Ehre und Treue" geschworen, sie auf immer in dem Vollgenusse aller ihrer Freiheiten zu beschützen. Doch, was lag an so gegebnen Versprechungen und so geschwornen Eiden? Aller dieser Bande war er durch das Oberhaupt des neuen unheiligen Reiches entledigt. Sobald die „Arrangements" in Paris berichtigt waren, ward die Verfassung Würtembergs durch einen einzigen entscheidenden Schlag vernichtet. Diese Revolution fand Ende Decembers 1805 Statt, als die Deputationen wegen

der Feiertage keine Sitzungen hielten und nur Wenige von den Prälaten und Beamten der Versammlung in Stuttgard gegenwärtig waren. So schwach auch immer der Widerstand gewesen seyn möchte, welchen die Deputation offner Gewalt entgegen setzen konnte, so fand doch Friedrich — jetzt ein halbausgebrüteter, eben aus dem Ei kriechender König — nicht für gut, der Versammlung in's Auge zu schauen; es erging daher an diese einzelnen Mitglieder durch den Präsidenten von Ende und den Staatsrath von Winzingerode die Erklärung, daß die Nationalrepräsentation aufgelöst und aufgehoben sey, und daß der Souverain, wenn sie sich unterfangen würde zusammen zu treten oder in ihrer verfassungsmäßigen Eigenschaft irgend etwas zu unternehmen, solche Handlungen als Rebellion ansehen und sie demgemäß bestrafen würde. Diesem Schritt folgten unmittelbar andre. Die Räthe und öffentlichen Beamten der Regierungsbehörden und Collegien, die Districts- und Municipalobrigkeiten wurden unverzüglich aufgefordert, dem König mittelst eines neuen Eides unbe-

sey, so begann er jetzt, jede mit der alten politischen Landesverfassung in Verbindung stehende Einrichtung über den Haufen zu werfen. Unter der herzoglichen Regierung bestand das Ministerium aus einem einfachen altdeutschen Geheimen Raths-Collegium, zusammengesetzt aus sieben Mitgliedern, deren jedes zugleich einem Collegium oder einer Administrativbehörde vorgesetzt war. Es ist aber zu bemerken, daß diese Geheimen-Räthe constitutionelle Beamte, und sowohl Diener der Stände und des Volks, als des Fürsten waren. Sie waren darauf beeidigt, die Angelegenheiten der „Prälaten und Gemeinen" auszuführen, die Waisen und Unterdrückten zu beschützen und dahin zu sehen, daß die Gerechtigkeit ohne Gunst und Leidenschaft gehandhabt würde," und ohne ihren vorgängigen Rath konnte der Herzog nicht gesetzlich handeln. Dieser unnütze Kram ward jetzt weggeworfen und König Friedrich begann, mit pflichtmäßiger Ehrfurcht gegen seinen Beschützer Napoleon, die Regierung genau nach dem Zuschnitt und der Form des französischen Reichs umzugestalten. Jetzt rühmte sich Würtemberg eines Ministers des Innern, eines Justiz-Ministers, eines Ministers des öffentlichen Cultus, und vor allen Dingen eines Polizeiministers; die Collegien oder Verwaltungsbehörden wurden dabei sämmtlich in Bureaux umgeschaffen. Wären die französischen Benennungen mit der Gedrängtheit der französischen Regierungsformen vergesellschaftet gewesen, so würde dem Lande wenigstens einiger Vortheil daraus zugewachsen seyn; allein statt dessen ward ein Verwaltungsplan eingeführt, der den höchsten Grad der Verwickelung und des Unverstandes in sich vereinigte. Folgendes Beispiel, welches wir der Seltenheit wegen mittheilen, ist von den Ständen als ein Pröbchen dieses verwirrten Systems angeführt:

Die Mitglieder eines Unteramts wünschen ein Hospital durch Verwendung eines Theils der Fonds einer Wohlthätigkeitsanstalt zu erweitern. Zuförderst haben sie sich

1) an das Oberamt in der Hauptstadt des Districts zu wenden,

2) Von dort geht die Sache an den Inspector der frommen Stiftungen, der sich in einer andern Stadt und vielleicht in einem andern Districte aufhält.

3) Wird die Eingabe an die Landvoigtei in einer dritten Stadt berichtlich eingesandt.

4) Die Landvoigtei überschickt sie an diejenige Section des Staatsraths, welche die Medicinalbehörde ausmacht.

5) Der Chef dieser Behörde stellt sie einem Rathe zu, der mit der dritten Section der administrativen Behörde der Krondomainen darüber conferirt.

6) Der Bericht erstattende Rath übersendet die Noten an seinen Chef.

7) Der Chef legt sie dem Minister des Innern vor.

8) Der Minister des Innern schickt sie an den Finanzminister.

So wurden öffentliche Geschäffte im Würtembergischen betrieben.

Die Unterthanen („de facto“) der Krone Würtemberg wurden in drei Generalklassen eingetheilt, und alle wurden in gleichem Grade durch die plumpe Tyrannei des Königs gedrückt. Ueber die Bewohner des alten Herzogthums hatte er allerdings das unbezweifelte Recht, eine gesetzliche, das heißt eine beschränkte Oberherrschaft auszuüben. Die freien Reichsstädte Ulm, Rothenburg, Bopfingen, Gmünd ꝛc. und eine große Anzahl kirchlicher Domainen kamen unter das Joch Sr. Majestät, und zwar durch eine Reihe von Verhandlungen, welche genau innerhalb der Grenzen des Völkerrechts liegen, so wie es jetzt gelehrt und ausgeübt wird. Doch selbst nach den sehr geschmeidigen Grundsätzen moderner politischer Moral erlangte er nie ein Recht auf die Unterthanenpflicht der mediadisirten Fürsten oder der Reichsritterschaft, oder auf den Besitz ihrer Gebiete; eine Bemerkung, die auch noch auf andere Mächte außer Sr. Majestät von Würtemberg anwendbar ist.

Die, diesen Fürsten und Edelleuten widerfahrne Behandlung war äußerst hart und jacobinisch. Die Souverains des Rheinbundes nahmen kraft des 23sten, 24sten und 25sten Artikels des Tractats, der sie als Napoleons Vasallen mit einander vereinigte, von ihren Gebieten gewaltsamer Weise Besitz. Mediatisirung und Verbündung sind höfliche, diplomatische Ausdrücke; allein es gab eine Zeit, wo viele Leute, wenn der Tractat in einfache hausbackene Worte übertragen wäre, gesagt haben würden: die Souverains von Würtemberg, Baden, Baiern und Darmstadt und die übrigen Rheinbundsgenossen sind feige Memmen, vereinigt zu einer Bande, um an ihren hülflosen Nachbarn Räubereien zu begehen. Doch Niemand darf jetzt so reden, weil sich ihr Betragen gebessert hat. Gewiß ist's, daß sie einen Beweis der Zerknirschung gegeben haben, indem sie in möglichster Geschwindigkeit den großen Geächteten, unter dessen Flügeln sie es wagten, Unrecht zu thun, verließen. Und

wer kann zweifeln, daß der Reue die Rückgabe folgen wird? In jenem denkwürdigen Tractate hatten die Verbündeten aus eigener Machtvollkommenheit erklärt: daß sie in Zukunft alle Fürstenthümer, Burggrafschaften, Markgrafschaften und Grafschaften der mindermächtigen Reichsfürsten, auch sämmtliche innerhalb ihrer Gebiete oder denselben naheliegenden Besitzungen der Reichsritterschaft „mit voller Souverainität" — denn dieser zierliche Ausdruck ward bei allen Gelegenheiten angebracht — besitzen würden. Außer der Theilung von Polen hat dies Verfahren in Europens Annalen an Ungerechtigkeit nicht seines Gleichen. Wohl gebührt ein erobertes Königreich dem Sieger, vermöge des Rechts der Waffen. Gewalt und Schrecken kann die Abtretung einer Provinz verursacht haben; allein sie wird mittelst der Förmlichkeiten des Cabinets übertragen; das Papier trägt die Unterschrift des Souverains; es zeigt den Abdruck seines Siegels; seine Zustimmung, wie ungern sie auch unter Seufzern gegeben wird, ist dennoch erfolget.

konnten sie als unabhängige Souverains angesehen werden. Der Herzog, obwohl über sie erhaben, war nicht ihr Landesherr; sie hatten über ihre Unterthanen die ausschließliche Gerichtsbarkeit in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten, und ihre Rechte und Privilegien waren sehr ausgedehnt. Allerdings möchte es rathsam gewesen seyn, diese Lehnsvorrechte durch gesetzliche und verfassungsmäßige Mittel zu beschränken; allein der König von Würtemberg hatte nur seine Vergrößerung im Auge, als er, die nahe Auflösung des Reichs benutzend, alle diese Domainen gewaltsamer Weise im Besitz nahm. Die übrigen Rheinbundsgenossen thaten das Nämliche, und der Beschützer erließ hierauf aus seinem kaiserlichen Hauptquartier zu Schönbrunn unterm 19. Decbr. 1805 „einen Tagesbefehl," worin er seinen Feldherren die Instruction ertheilte, die Churfürsten von Baiern, Würtemberg und Baden in der Besitznahme der reichsritterschaftlichen Gebiete zu behaupten. Die von Napoleon angeführte Ursache war, daß die Mitglieder der Reichsritterschaft Anhänger des Hauses Oesterreich wären und auf ihren Gebieten Rekrutenaushebungen für den österreichischen Dienst verstattet hätten, „und dies," fuhr er fort, „setzt sie nothwendiger Weise in den Kriegsstand gegen Frankreich, indem ein deutscher Kaiser nach der Reichsverfassung kein Recht hat, in Deutschland Rekruten auszuheben, wofern der Krieg nicht durch und gegen das Reich geführt wird." Mit so ernsten Rechtsgründen suchte Napoleon zu zeigen, daß diese Adligen der Reichsverfassung zuwider handelten, und zwar in dem nämlichen Augenblicke, als er beschäfftigt war, sie zu vernichten. Gestützt auf die Meinung dieses mächtigen Vernünftlers, behaupteten sich die Mächte des Rheinbundes in dem auf so gesetzliche Weise erworbenen Besitz, bis ihre „Souverainität" durch den mit Napoleon eingegangenen Conföderationsvertrag bestätigt wurde.

Wie groß auch immer die aristokratischen Gebrechen dieser kleinen deutschen Fürsten und Barone gewesen seyn mochten, so büßten sie jetzt dafür. Hätte der König von Würtemberg nur einen Funken wahren Seelenadels besessen, so würde er gestrebt haben, die Em-

pfindungen dieser hochherzigen Männer, nicht ohne einigen Grund stolz auf ihre reine und alte Herkunft und erseufzend unter dem Verluste ihres Ranges, ihrer Vorrechte und ihres Eigenthums, zu besänftigen und zu mildern; allein er verschmähte diesen Gang, und seine Regierungsgrundsätze zeigen eine glückliche Verschmelzung gemeinen sansculottischen Grolls und türkischen Despotismus. Durch die Normal-Verfügung vom 22. April 1808, worin es hieß: „Daß von der Zeit ihrer Erlassung an die Besitzungen der Mediatisirten theilbar seyn und dem gemäß vererbfället werden sollten," wurden ihre sämtlichen Erbverträge und Familien-Stiftungen auf ein Mal gehemmt und beseitigt. Der Zweck dieser revolutionairen Verfügungen liegt am Tage. Man beabsichtigte die Verarmung des Adels und die Vernichtung seines Daseyns als Kaste. Nach der neuen würtembergischen Rangordnung erhielten die alten Reichsritter ihre Stellen unmittelbar nach den Hofpagen, und selbst diesen Rang sollten sie nur dann genießen, wenn sie in der würtembergischen Armee gedient hatten; suchten

betrifft, „werden Se. Majestät, falls der Herr Graf während dieser Zeit auf seinen Gütern zu leben wünschte, auf gehöriges Ansuchen nicht abgeneigt seyn, die allergnädigste Erlaubniß dazu zu ertheilen. Se. Majestät geben ferner ihre gnädige Hoffnung zu erkennen, daß dieser ihr souverainer Befehl pünctlich werde befolgt werden;" eine Hoffnung, welcher die Drohung folgte, daß, falls sie unerfüllt bliebe, „ein Viertel der Territorial-Einkünfte des Herrn Grafen dem königlichen Schatze verfallen seyn solle."

Der Raum verstattet uns nicht, die Beschwerden der ehemaligen Reichsstädte ausführlich mitzutheilen; es wird hinreichen, zu erwähnen, daß ihr Handel vernichtet ward und ihre Fonds, so wie das Eigenthum ihrer Körperschaften ihnen abgenommen wurden. Insbesondere muß hier der harten Behandlung der Stadt Ulm erwähnt werden, weil sie unsere Leser an den Zustand der polnischen Landbesitzer erinnern wird. Die Stadt ward würtembergisches Eigenthum, aber die Stadtländereien auf dem rechten Ufer der Donau, welche, wie die Stände bemerken, mit der Stadt eben so genau verbunden sind, als der Rumpf mit dem Kopfe, wurden von Baiern in Besitz behalten, so daß die guten Bürger von Ulm, so oft sie ihre Aecker oder Gärten besuchen, oder ihren Kohl zum Sauerkraut abschneiden wollen, in's Ausland gehen müssen.

Dies waren die Leiden einzelner Klassen oder Districte; aber die Gegenwirkung, welche erfolgte, sobald der König den, seiner Oberherrschaft verfassungsmäßig auferlegten Zwang vernichtet hatte, versetzte das ganze Land in Trauer. Die Begriffe Sr. Majestät von seiner neu erlangten „vollen Souverainität" lassen sich aus einigen seiner Regierungshandlungen entnehmen, welche, wie zu bemerken ist, aus den, in den ständischen Tagebüchern aufgenommenen, amtlichen Urkunden hervorgehen.

Die barbarischsten Gesetze der rohesten Zeitalter wurden mit äußerster Strenge ausgeführt. Die Jagdlieb-

haberei Sr. Majestät versetzte den Bauernstand ganz in einen Zustand der Sclaverei. In einem einzigen Districte wurden im Laufe eines Jahres 25,584 Einwohner zu Jagddiensten gezwungen. Viele mußten sich mehr als zwanzig Stunden Weges weit von ihrer Heimath entfernen. Keiner erhielt Vergütung für seine Arbeit, welche in den Jahrszeiten der Erndte und Weinlese gefordert ward, während das Korn vergebens reifte, und die Trauben am Weinstock verdorrten. Das Wild gedieh und vermehrte sich, wie leicht zu erachten, unter dem Schutze Sr. Majestät. In der Nähe der königlichen Waldungen wurden die Aecker durch das Wild verwüstet und verheert. Freilich ward den Bauern gnädigst erlaubt, nach den Tagesarbeiten Nachts ihre Erndten zu bewachen. Im District von Heidenheim beschäfftigte diese Arbeit ein Hundert und neunzig Männer, ein Hundert und achtzehn Weiber, und zwei Hundert und zwei und achtzig Kinder, in Allem fünf Hundert und neunzig Personen. Da aber diese armen, ermüdeten

Armen verwandt, und blieb etwas übrig, so ward es „zur Vertheidigung und Beschirmung des Volkes aufbewahrt.“

Das Kirchengut war zu anlockend für die habsüchtige Verschwendung des Königs; er bemächtigte sich des Kirchenschatzes, der 800,000 Gulden in baarem Gelde enthielt, und bezahlte damit die Arbeiter an seinem neuen Schloßbau. Die vornehmsten lutherischen Klöster wurden säcularisirt und die Prälaten ihrer Einkünfte beraubt. Eines dieser Klöster ward weislich der Verfertigung des Runkelrübenzuckers, Napoleons Patenten zufolge, gewidmet. Die Geistlichkeit zu Stuttgard ward aus ihren Häusern vertrieben; ein großer Theil der Kirchenländereien ward verkauft oder mit den königlichen Domainen vereinigt, und die Verwaltung der noch ferner in den Kirchenschatz fließenden Einkünfte ward dem Kirchenrathe abgenommen und dem Finanzminister anvertraut, so daß der Fonds jetzt der Verfügung der Regierung gänzlich überlassen war. Wie die Regierung die Gelder der geistlichen Stiftungen und Wohlthätigkeitsanstalten verwaltete, läßt sich aus einem einzigen Beispiel des schändlichsten Mißbrauchs beurtheilen. In Stuttgard ist ein großes Waisenhaus; dieß ward in eine „königliche Akademie der Künste,“ das heißt, der Tanzkunst, Tonkunst und Schauspielkunst, umgewandelt, wo die zur Vervollständigung des „corps dramatique“ des Hoftheaters bestimmten Zöglinge auf Kosten des Waisenhauses genährt, gekleidet und erzogen wurden. Die hülflosen Kinder, wofür diese Freistatt durch die fromme Wohlthätigkeit ihrer Stifter gegründet war, mußten Hunger leiden. Die Geistlichkeit, sagen die Stände, ward bei jeder Gelegenheit mit Verachtung behandelt. Ihr Ansehen, als Censoren der öffentlichen Moral, ward nicht mehr geachtet. Der Hof verleitete durch sein Beispiel zur Entheiligung des Sabbaths. Nach der neuen Rangordnung hat der unwissendste Unterbeamte den Vorrang vor dem achtungswerthesten Prediger. Alle diese und noch viele andere drückende Maaßregeln sind in dem wohlausgearbeiteten, an die Stände abgestatteten Bericht des Prälaten Cleß, lutherischen General-

Superintendenten, aus einander gesetzt. Da wir jedoch mit Unparteilichkeit zu Werke gehen müssen, sind wir verpflichtet, zu bemerken, daß der ehrwürdige Prälat in seinen Bericht gewisse Einzelheiten aufgenommen hat, welche schwerlich als eine gegründete Anschuldigung der Regierung betrachtet werden können. Dahin gehört z. B. die Nachricht, in Betreff der Schwachheiten der Dorothea Allmendingerin, welche jetzt in den Tagebüchern der Stände zum ewigen Gedächtniß aufgenommen ist und dem Prälaten durch den Pastor Stummel zu Durnau im Oberamt Göppingen mitgetheilt war. Es erhellet daraus, daß die besagte Dorothea, ungeachtet der erhaltnen heilsamen Ermahnungen, selbst unter den Augen des Pastors Stummel, zwei Mal unerlaubter Liebe gepflogen, und zu seiner unaussprechlichen Bestürzung bis jetzt noch nicht in's Zuchthaus geschickt worden, um dort nach Vorschrift der Gesetze bestraft zu werden. Dorothea's Vergehungen sind allerdings sehr gehässig; doch vermuthen wir, daß die

len bei sich zu führen. Dieß geschah mittelst eines Decrets vom Januar 1809; allein im folgenden December entdeckte die Regierung, daß Sackpistolen gefährliche Instrumente wären, und jene Erlaubniß ward zurückgenommen. Die Conscriptionsgesetze waren noch drückender, als in dem beschützenden Reiche. Von dort her entlehnte auch der König den Tarif von Trianon, nach welchem mit einer sehr geringen Herabsetzung noch immer bezahlt werden mußte, als von Seiten der Regierung nicht mehr die mindeste Verbindlichkeit vorhanden war, sich dem Continentalsystem anzuschließen. Der Handel der ehemaligen Reichsstädte ward durch Zölle und Auflagen zu Grunde gerichtet. Mehrere Manufacturen wurden für königliche Monopole erklärt, von denen keines drückender und ungesetzlicher war, als das Rauch- und Schnupftabaks-Monopol, indem in der alten Verfassung ausdrücklich festgesetzt war, daß Lebensbedürfnisse keinem Monopol unterworfen seyn sollten.

Eine Selbstfolge von diesem Allen war, daß die Gerechtigkeit floh. Die Urtheile des Criminalgerichts wurden vom Könige selbst durch den Justizminister vorgeschrieben. Aus Gründen der Klugheit enthalten sich ehrfurchtsvoll die Stände, von diesen Urtheilen zu reden, doch beschweren sie sich laut über die durch die Gerichtshöfe verhängten und durch die Gesetze bekräftigten Strafen. Sowohl das Polizeiministerium, als die Sectionen des Cabinetsministeriums hatten die Macht, — wir wollen nicht sagen, zur Gefängnißstrafe zu verurtheilen, sondern Leute auf unbestimmte Zeit ohne Urtel und Recht im Zuchthaus einsperren zu lassen.

So genoß Würtemberg fortwährend der Süßigkeiten der „vollen Souverainität" bis zum Jahre 1815, da eine Zusammenkunft, angeblich eine Versammlung der Stände, deren Verhandlungen gegenwärtig vor uns liegen, vom König berufen ward. Diese Maaßregel ward ihm durch den Lauf der Ereignisse aufgedrungen. So lange die Rheinischen Souverains noch bei dem Handel gewannen, trugen sie niemals Bedenken, zuzugeben, daß

ihre Unterthanen im Dienste des französischen Kaisers todtgeschossen wurden, erfroren, und zu ganzen Haufen Hungers starben. Als diese edelmüthigen Helden den Harnisch abwarfen, den sie mit Freuden selbst um ihre Schultern geschnallt hatten, und Napoleons Wagen stehen ließen, wurden die Leiden, von denen sie selbst die bereitwilligen Veranlasser gewesen waren, und welche sämmtlich durch politische Festigkeit und Rechtlichkeit hätten abgewandt werden können, als Antriebe gebraucht, die Thatkraft des Volks aufzuregen. *) Ueberhaupt verkündigte man den Deutschen, daß ihre Anstrengungen gegen den französischen Kaiser durch Wiederherstellung ihrer constitutionellen Freiheit belohnt werden würden. Wie diese Erwartung in Preußen, Hessen und Baiern erfüllt ist, wissen wir alle; allein die ausgezeichneten Freiheiten, deren Würtemberg einst genossen hatte, machten es der Regierung nothwendig, irgend ein Mittel zur Behauptung eines bequemen Despotismus ausfündig zu machen, und zu diesem Zwecke ward die neue Ständeversammlung zusammenberufen. Es ging derselben eine

einzuführen; (ein Ausdruck, der nicht unbemerkt bleiben darf) und obgleich Deutschlands Angelegenheiten noch nicht zu einer genügenden Bestimmung gediehen wären, so verstatteten ihm dennoch seine Wünsche für die Beförderung der Glückseligkeit seines Volks nicht länger, die Ausführung seiner Entschlüsse aufzuschieben."

Das Decret, wodurch die Zusammenberufung der Stände in Gemäßheit der neuen Ordnung der Dinge angeordnet ward, erschien im Januar, und am 25sten März 1815 traten sie in Stuttgard zusammen. Die Stellvertreter der „guten Städte," — ein Gallicismus, der in einem deutschen Königreiche unziemlich ist, — und der Aemter wurden von den Einwohnern gewählt; ein Einkommen von zwei Hundert Gulden vom Grundvermögen war die nothwendige Eigenschaft eines Wählers; die vier Erbbeamten des Königreichs, die mediatisirten Fürsten, dreißig Grafen und Häupter adliger Familien, ausersehen vom König, erschienen als Repräsentanten des Adels. Der Kanzler der Universität Tübingen und der älteste, als General-Superintendent fungirende Prälat sollten als Abgeordnete der lutherischen Kirche angesehen werden. Die katholische Kirche ward durch einen Bischoff in partibus, bekleidet mit dem Amte eines General-Vicars und durch den Aeltesten unter den katholischen Dechanten vertreten. So wie die Sache auf dem Papiere dargestellt ist, möchte es den Anschein gewinnen, daß die Volksrepräsentation gut bestimmt war; und daß sich dieß in der That so verhielt, ward bald durch ihr Benehmen an den Tag gelegt. Aber der Antheil an der gesetzgebenden Gewalt, welchen der König den Ständen einräumen wollte, war so unbedeutend, daß die Ständeversammlung, so frei sie auch immer gewählt seyn möchte, nie im Stande gewesen seyn würde, der Macht der Krone das Gleichgewicht zu halten. Die Sitzung ward mit großem Pomp eröffnet. Der König, — so erzählt der amtliche Bericht, worin die Einzelnheiten des Ceremoniels äußerst sorgfältig aus einander gesetzt sind, — ward in einen „Gala-Wagen" gesetzt und ein Gespann von nicht weniger als acht Pferden ward erfordert, Se. Majestät und dessen

Wagen zu ziehen. Seine minder gewichtvollen Minister wurden in Hofwagen gepackt, deren einige von sechs, andere nur von zwey Pferden gezogen wurden. *) Der Rede vom Throne folgte eine andere zum Lobe der neuen Verfassung, gesprochen vom Minister des Innern, Grafen Reischach, und die Artikel selbst wurden vom Staatsminister Otto verlesen. „Diese Verfassungs-Urkunde" — so fuhr dann der König fort, „welche unsern getreuen Ständen gegeben wird, „enthält die Erklärung unsers königlichen Willens." Die Thüren der Halle wurden geöffnet, „und Se. Majestät nebst Gefolge kehrte genau auf die nämliche Weise in den Pallast zurück, wie Se. Majestät eingetroffen war."

Sobald er die Halle verlassen hatte, faßte die Versammlung Beschlüsse, welche im Wesentlichen mit einer Verwerfung der, durch seinen königlichen Willen gegebenen Verfassung gleichgeltend waren. Der Präsident

Anwesenden erklärten die Grafen von Quadt-Isny Schasberg, Wartemberg und die Fürsten beider Zweige des Hauses Hohenlohe ihren Beitritt zur Protestation des Fürsten von Waldburg. Dieser Protestation der mediatisirten Fürsten folgte unmittelbar die Votirung eines Bittschreibens der Stände an den Thron, vom Grafen von Waldeck-Pyrmont, der deshalb mit dem unversöhnlichen Zorne des Monarchen beehrt ward, in Antrag gebracht und durch Acclamation beschlossen. Es ward in demselben dem König ehrfurchtsvoll vorgestellt: das Volk sey in der festen Ueberzeugung, daß es die alte Landesverfassung nur mit denjenigen Modificationen, die in Folge des Zuwachses zum ehemaligen Gebiet der Herzöge nöthig geworden wären, wieder zurück erhalten werde. Mit der tiefsten Dankbarkeit erkennten daher die Stände die Güte Sr. Majestät, indem er sie zusammenberufen habe, um diejenigen Abänderungen der Verfassung in Erwägung zu ziehen, welche durch die veränderte Lage des Landes zweckmäßig würden.

So legten der König und die Stände die einander entgegengesetzten Grundsätze zu Tage, nach denen sie verfuhren. Der König nahm den Grundsatz an, daß die alten Rechte der Würtemberger gänzlich erloschen und aufgegeben wären, und versetzte sich in die Lage eines Selbstherrschers, des unumschränkten Gebieters über Leben und Vermögen seiner Unterthanen, der sich aus eigner Bewegung herabläßt, seiner Oberherrschaft gewisse Grenzen zu setzen. Diesen Anmaßungen des Königs ward von den Ständen gerade heraus widersprochen, indem sie den Satz behaupteten, daß sie auf ihre alte Verfassung Rechtsansprüche hätten, und daß ihnen ihre Vorrechte vermöge des nämlichen legitimen Besitztitels zuständen, als dem König seine Krone. Sie forderten die gänzliche Wiederherstellung ihrer Freiheiten, als einen Act der Gerechtigkeit, und wollten sie nicht in Brocken, gespendet durch Gnade und Gunst, zurück erhalten. Woher erhielt der König seine „volle Souverainität?“ Seine unumschränkte Macht war lediglich eine ungesetzliche Usurpation, worin weder Stände

n ch Volk so wenig durch Worte, als Handlungen eingewilligt hatten. Es war daher an ihnen, zu denjenigen Modificationen ihrer alten Regierungsform ihre Zustimmung zu geben, wodurch sie dem Zustande der neu einverleibten Gebiete angepaßt und, wo es nöthig war, reformirt werden könnte. Zu diesem Zwecke waren die Stände willig, mit dem König zu unterhandeln und einen neuen Vertrag zwischen dem Souverain und dem Volk, jedoch auf den Grund der vorigen, zwischen den Würtembergern und seinen Vorfahren, so wie mit ihm selbst geschlossenen Verträge, zu bekräftigen. Da sie das vom König in Anspruch genommene Recht, dem würtembergischen Lande eine neue Verfassung zu „geben," gänzlich in Abrede stellten, und sich weigerten, eine Nationalrepräsentation als seine Gabe anzunehmen, so bedurften die Mängel der vorgeschlagenen Regierungsform minderer Erwägung; nichts desto weniger machten die Stände solche bemerklich. Die wachsamen permanenten Deputationen, die dem Herzog so lange ein

gewechselt waren, wurden von beiden Theilen Commissaire ernannt, um die streitigen Puncte zu erörtern. Immittelst regnete es Bittschriften von Seiten der Magistrate und Einwohner der Städte und Unterämter, nicht ausgenommen Sr. Majestät gute Stadt Stuttgard, worin sie die Stände baten, in ihren Forderungen standhaft zu seyn. Das Volk und seine Repräsentanten beharrten einstimmig auf der gänzlichen Wiederherstellung der alten Regierungsform, bloß mit denjenigen Veränderungen, wodurch sie dem gegenwärtigen Zustand des Landes angeeignet werden würde. In dieser Crisis forderten die Stände ihre alten Verbündeten, die drei gewährleistenden Mächte, zur Hülfsleistung auf und wandten sich zu dem Ende an deren Minister auf dem Wiener Congreß; jedoch, wie leicht voraus zu sehen war, ohne Wirkung. Graf Münster „wollte nicht auf die Frage eintreten, ob die Garantie noch jetzt bestände." Mittelbarer Weise verwandte er sich jedoch zu Gunsten der mediatisirten Fürsten; überdieß erklärten die hannöverischen Minister, Namens des Prinzen Regenten: es sey nicht zuzugeben, daß die Auflösung des deutschen Reichs irgend einem der deutschen Fürsten eine despotische Gewalt ertheilt habe, und auf diese Erklärung beschränkten sich ihre Verwendungen.

Im Laufe der Verhandlungen bediente sich der König eines neuen Grundes. Wenn die Ansprüche der Bewohner des Herzogthums Alt-Würtemberg gültig waren, so konnten doch nach seiner Behauptung die neu einverleibten Länder kein Recht auf die alte Verfassung haben; und diese Länder machten beinahe die Hälfte des Königreichs aus. Dieser Punct und die verschiedenen, daraus hervorgehenden Erwägungen wurden bis zur Auflösung der Versammlung fortwährend mit großem Fleiße erörtert. Ohne den Argumenten derjenigen Mitglieder, die ihn mit manchem gelehrten Allegat aus Pufendorf und Vatel als eine abstracte Frage behandelten, folgen zu wollen, wird es hinreichen, zu bemerken, daß die Ansprüche der einverleibten Gebiete oder Neu-Würtembergs vollkommen durch rechtliches Herkommen unterstützt wurden. Kein neuer, bloß in der Theorie

beruhender Fall war der vorliegende. Seit dem 16ten Jahrhunderte hatten die würtembergischen Souverains zahlreiche Erwerbungen gemacht; denn der Staat hatte stufenweise an Umfang zugenommen, und in jedem dieser Fälle waren die so erworbenen Districte in den Besitz aller Rechte des alten Gebietes gesetzt worden. Während man sich hierüber stritt, gab der König den Beschwerden der Stände in so weit nach, daß er einige seiner Gesetze über das Forst- und Jagdwesen, so wie über die Frohndienste und Kriegstaxen aufhob; allein zu gleicher Zeit fuhr er fort, die Abgaben aus eigner Macht zu heben und in aller Hinsicht mit voller Souverainität zu regieren.

So lange der König lebte, behielten die Streitigkeiten den nämlichen bitteren Ton bei, und es geschahen keine wesentliche Schritte zu einem Vergleiche. Die mediatisirten Fürsten und Adligen hatten sich wieder mit der Versammlung vereinigt und unterstützten ihre Ver-

als er verdiente, — ward weitläufig erörtert. Es zeigten sich Symptome der Uneinigkeit zwischen den Alt- und Neu-Würtembergern. Die Repräsentanten von Alt-Würtemberg protestirten dagegen, daß sie durch die absolute Mehrheit der Versammlung, wovon die Neu-Würtemberger einen Theil ausmachten, gebunden seyn sollten, und die Mittheilungen zwischen den Ständen und dem König, die während der Flitterwochen voll demüthiger Verneigungen und gnädigen Anlächelns gewesen waren,*) wurden jetzt weniger ehrfurchtsvoll und versöhnend, bis endlich eine Volksbewegung in Stuttgard der Regierung einen Grund oder einen Vorwand lieh, die Sitzung zu schließen. Seit diesem Zeitpunct hat der König zwar nicht ausdrücklich, aber doch der Sache nach mit „voller Souverainität" regiert. Er ist ein Mann von milder Denkungsart, der an ein häusliches Leben gewöhnt ist, und seine Tugenden sind für die Freiheiten Würtembergs vielleicht eben so gefährlich, als die Laster seines Vaters.

Wir glauben, daß die Stände während dieser ganzen Verhandlungen ehrlich zu Werke gingen, und ihr Benehmen verdient das wärmste Lob, welches strengen Vertheidigern öffentlicher Freiheit zu Theil werden kann; doch mangelte es ihnen an feinem Gefühl und gehöriger Bescheidenheit. Alle Puncte wurden auf gleiche Weise bearbeitet. Ihre Eingaben an den König waren oft mit nutzlosem Muthwillen und eitlem Zorn abgefaßt. Es ist ein weiser, alter Grundsatz, daß eine besänftigende Antwort den Unwillen beseitigt, und sicher wird durch Abweichung von den anständigen hergebrachten Regeln des Verkehrs nie etwas Gutes gestiftet. Ob es von Seiten der Stände politisch gehandelt seyn würde, ihre Ansprüche herabzustimmen, ist eine von den Fragen, worüber sich, nach Sir Robert de Coverley, sehr

---

*) The communications between the states and the King, who had bowed and smiled at each other during the honey-moon now became less respectful and conciliatory.

Vieles an beiden Seiten sagen läßt. Vielleicht könnten die Anhänger der Monarchie behaupten, daß sie, wenn sie der Autorität der Deputationen unterworfen wäre, bloß dem Namen nach vorhanden seyn könnte.

Die Erfahrung hat jedoch den Nutzen und die Nothwendigkeit der Beschränkungen erwiesen, welchen die Herzöge unter der alten Verfassung unterworfen waren, und man sollte sich jederzeit erinnern, daß die Aufrechthaltung der Volksprivilegien in so kleinen Staaten ein schweres Problem ist. Sie haben nicht die Tiefe des Bodens, welche erforderlich ist, den Freiheitsbaum in den Stand zu setzen, daß er tiefe Wurzeln schlagen und aufwachsen könne, um dem Sturme zu widerstehen, sondern immer bleibt er ein schwacher Sprößling, der Stützen und Verzäunungen bedürfend. Das Volk gebietet nicht hinreichende Achtung, dem Einflusse des Hofes zu widerstehen, und hat kein Gewicht auf seiner Seite, wodurch es demselben das Gegengewicht halten kann.

kratie, noch die ächtesten Volksrepräsentanten werden je von Wichtigkeit seyn, wenn sie kein Geld im Beutel haben. Eine Volksregierung setzt voraus, daß eine Masse wesentlicher Macht in der Haltung des Volks seyn muß. Wenn aber dieser Antheil von Macht nicht über die ganze Masse verbreitet werden kann, so muß er in einzelnen Klassen oder Körperschaften concentrirt werden. Die coordinirte Macht und die geheimen Fonds der permanenten Deputation, welche den Thron umgestürzt haben könnten, wären sie einem brittischen Parliamente oder französischen Kammern anvertraut gewesen, waren daher für das Daseyn würtembergischer Stände wesentlich erforderlich, weil in diesem Staate das Volk des Charakters und der Hülfsquellen ermangelt, wodurch eine stellvertretende Versammlung in der Ausübung ihrer Functionen aufrecht erhalten wird, und so unzureichend auch auswärtige Einmischung in die innern Regierungs-Angelegenheiten einer Nation immer seyn mag, so vertrat doch die Gewährleistung der protestantischen Mächte die Stelle der vis inertiae, welche den Unterthan in der Zurücktreibung der Angriffe seines Beherrschers kräftiget.

Was die Rechte der Würtemberger auf ihre alte Verfassung betrifft, so würden sie, unsers Dafürhaltens, schwerlich in irgend einer andern Periode, als in den gegenwärtigen jacobinischen Zeiten, in Zweifel gezogen seyn. Ein Jacobiner, — verhaßter Name, — war derjenige, der auf ein Mal den ganzen Bereich der erörterungsfähigen öffentlichen Gesetze übersprang, der jede Verbindlichkeit für nichtig erklärte, der log, so oft es zu seinem Zwecke diente, der keines einmal gegebenen Versprechens eingedenk war, und der diejenigen, die er durch Täuschung oder Verführung zur Unterwerfung vermocht hatte, durch Gewaltthätigkeit niederdrückte. Die jacobinische Republik entwickelte sich zu einem jacobinischen Kaiserreiche, und ein äußerst betrübender Anblick ist es, wie so viele der schlechtesten Grundsätze des Jacobinismus von den Aposteln der Legitimität und den Neubekehrten ihrer Orthodoxie angenommen sind. Diejenigen, welche der Schlange den Kopf zertraten, haben all' ihr Gift eingesogen; wo die Franzosen Usurpatoren

waren, bestätigten ihre Ueberwinder ihre Usurpationen. Die „Befreiung" der Völker des festen Landes besteht darin, daß ihre Ketten von einem Mauerhaken abgelöst und an andern auf's Neue befestigt sind. Jede Spur der Volksfreiheit oder Unabhängigkeit ist sorgfältig ausgelöscht. Nichts ist erhalten, als das Königthum. Brabants joyeuse entrée war von den rohen Händen unsinniger Revolutionairs in die Flammen geworfen, und daher ward es für Europens Amphiktyonen, wie sie in französischen Tageblättern genannt wurden, eine gesetzliche Handlung, den holländischen König zu erheben und ihn auf die Schultern der unwilligen Belgier herabfallen zu lassen. Da Genua in das französische Kaiserreich verschmolzen war, mußte die stolze Republik in der Vertauschungsmasse auf den elenden sardinischen Frömmling übergehen. Die dem Preußen abgedrungenen Abtretungen geben ihm das Recht, den Sachsen zu berauben, und die Lehre, welche dem spanischen Reiche und den beiden Indien gebot, dem Scheinkönig zu gehorchen, erhielt in Scandinavien eine hoffnungsvolle Anwendung; denn die Zuneigung, welche die Normänner seitdem für ihren neuen Fürsten gefaßt haben, verringert nicht im mindesten die ursprüngliche Ungesetzlichkeit der Uebertragung.

Solche Handlungen der Weltgebieter haben unglücklicher Weise eine große Umwandlung im Gemeingeiste hervorgebracht. Eilend entflieht der Feuergeist, und wir wollen hinzufügen, der veredelnde Geist der Gesetzlichkeit. Unter den unzähligen Mannigfaltigkeiten des Elends, welches unsere gebrechliche Natur befällt, ist keines, das so schnell unser Mitgefühl erregt, als die Leiden eines Königs. Auch gibt es keine edelmüthigere, keine reinere Leidenschaft, als die sehnliche Hoffnung, einen gesetzlichen Monarchen in seine rechtsbegründete Herrschaft wieder eingesetzt zu sehen. Wenn von Ansprüchen auf Gehorsam und Unterthanenpflicht die Rede ist, wer hätte da nicht gewünscht, von ganzem Herzen und von ganzer [illegible]

„A thousand years this Royal Crown
Hath been his father's and his own;
Say, is there any one but he,
That in the same should sharer be?
Who better may
The scepter sway
Than he that hath such right to reign?
Then let us hope for peace, —
For the wars will never cease
Till the King enjoys his own again." *)

Solche Gefühle lassen sich nicht mehr erregen. Dieß Feuer der Gesetzlichkeit ist auf der ganzen Welt erstickt. Wer da wünschen möchte, es auf dem Altare wieder anzufachen, wendet sich voll Widerwillen von dem verachtungsvollen, hämischen Antlitz der Gottheiten, denen es lodern würde. Bei Napoleons Sturze erlebten wir eine Scene, gleich der, die wir in Ritterromanen lesen, wo nach Bestürmung der Burg eines boshaften Riesen seine Kerker entriegelt werden. Könige, Prinzen und Potentaten wurden aus der Gefangenschaft erlöst, oder aus der Verbannung zurückberufen, und ein Freudenruf durchtönte Europa von einem Ende zum andern. Aber diese Päane, vom Winde geschwellt und gehoben, verhallten, und düsteres Schweigen trat an ihre Stelle. Die allgemeine Freude ward durch die unglückliche Entdeckung unterdrückt, daß, sobald die Könige, wie es in dem angeführten Volksliede heißt, „was ihr eigen war, auf's Neue zu besitzen," begannen, ihr fester Entschluß nur zu klar ward, daß ihre Unterthanen nie, „was ihr eigen war," genießen sollten; und bis es voll Zuversicht ge-

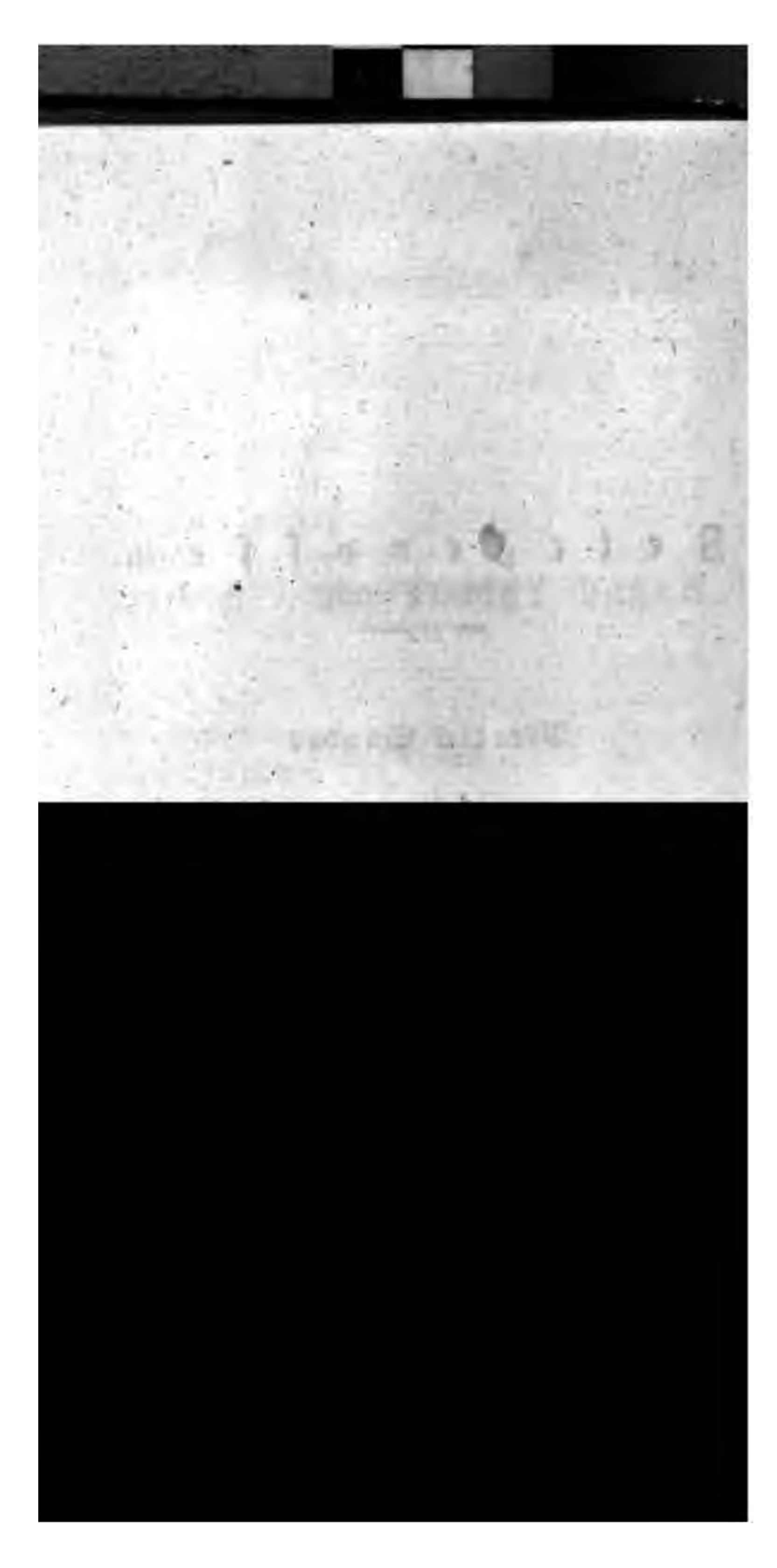
*) Schon ein Jahrtausend war dies Diadem
Nur seinen Ahnherrn und ihm selbst. O sagt!
Ist einer außer ihm, dem es gebührt, —
Der besser je den Scepter schwingen mag,
Als er, dem solches Recht zu herrschen ward?
Drum laßt uns Frieden hoffen, denn der Krieg,
Nie endet er, bis wieder unser König
Auf's Neue, was sein eigen ist, besitzt.

fühlt wird, daß dieß geschehen werde, wird der König, gleich viel, wie manches Jahrtausend das Diadem „ihm oder seinen Ahnherren war," nie in Frieden und Sicherheit „den Scepter schwingen," — nie dessen würdig seyn.

Zeitgenossen.

Vierten Bandes

dritte Abtheilung.



August Ludwig von Schlözer.

Von B. A.

Einleitung.

In einer Zeit wie die unsrige, wo die großen Fragen über Verfassung, politische Freiheit und vornehmlich über die Freiheit der Presse von neuem an die Tagesordnung gekommen sind, seitdem Europa von dem Joche des Soldatenkaisers befreit worden, wo aber auch zugleich eine zahlreiche Parthei, für welche die Geschichte unserer Tage geschwiegen, auf's neue mit schon halb vergessenen Anmaßungen hervortritt, um den aufgeregten Geist der Zeit durch das alte abgenutzte Rüstzeug der Willkühr zu unterdrücken, durch Verläumdungen, Entstellung der Wahrheit und lichtscheue Ränke jeder Art die Wörter Verfassung, politische und Preßfreiheit verdächtig und gehäßig zu machen strebt, weil auch mit ihnen Misbrauch getrieben worden, gleich wie denn jede menschliche Einrichtung dem Misbrauche unterworfen ist, wo vorzüglich die Freiheit der Presse die Zielscheibe der bittersten Verfolgung und der hämischsten Angriffe geworden, weil sie die prunkende Eitelkeit entlarvt und die seichte Mittelmäßigkeit in ihrer Blöße darstellt: in einer solchen Zeit ist es wohl nicht unpassend, an einen Mann zu erinnern, der beinah ein halbes Jahrhundert lang für Recht und Freiheit ein rüstiger Kämpfer war, der auf seine Zeitgenossen, in seinem Vaterlande vornehmlich, von einem politischen Einflusse wurde, wie ihn fast nie ein bloßer Gelehrter und Universitätslehrer bis dahin in Deutschland erhalten, der unversöhnlicher Wider-

sacher jeder Willkühr, gleichviel wo und wie sie sich zeigte, bis endlich auch seine kühne Rede erstickt ward. Um so mehr aber thut es Noth, an Schlözer zu erinnern und an seine kraftvollen Worte, die wahrlich nicht selten an Freimüthigkeit bei weitem übertreffen, was jetzt das zarte, verwöhnte Ohr der eifrigen Freunde der Willkühr schon so schmerzlich berührt, da er lebte und wirkte in jener guten alten Zeit, welche jene Herren so oft im Munde führen, um die träge Menge, der das Alter, schon weil es alt ist, auch vortrefflich und ehrwürdig erscheint, zu täuschen und für sich zu gewinnen. Wohl war jene Zeit, wenn anders Deutsche überhaupt eine Zeit loben können, in der des Vaterland's alte Verfassung mit schnellen Schritten gänz-

der französischen Revolution, durch die sie befleckenden Greuel, weil hier der verabscheuungswürdigste Mißbrauch mit der Freiheit getrieben wurde, denen, die so gern alles Unglück von Europa allein der französischen Revolution zuschreiben möchten, ohne zu bedenken, daß jene Schuld recht eigentlich auf die Willkühr fällt, welche die Revolution erst hervorgerufen, reichlichen Stoff zu Beschuldigungen und Anklagen gegen die Freiheit selbst hat geben müssen. Es war jene Zeit allerdings eine gute zu nennen, als in ihr jene Untersuchungen über Staat und Staatsverfassung, über bürgerliche und politische Freiheit, über Menschen- und Bürgerrechte entweder zuerst begannen, oder doch mit allgemeinerem Interesse betrieben wurden, Untersuchungen, die, wiewohl nachmals eine Zeitlang durch das Joch der Willkühr erdrückt, jedoch nicht erstickt, mit neuer Lebendigkeit in unsern Tagen die Gemüther beschäftigen. In jener Zeit lebte und wirkte Schlözer, und sein Verdienst war es guten Theils, daß man jene Zeit vielleicht eine gute nennen mag, wirkte in ihr mit einer Kraft und fest entschlossenem Willen, mit einer kühnen Furchtlosigkeit, wie nur wenige unter seinen Vorgängern und Zeitgenossen, erlangte aber auch dadurch einen Einfluß und eine Wirksamkeit, wie seine bürgerlichen Verhältnisse kaum erwarten ließen. Zwar erfuhr auch er, was zu jeder Zeit das Schicksal derer gewesen, die als Verfechter für Wahrheit und Recht mit dem Vorurtheile und der Selbstsucht die schwere Fehde gewagt, auch er ward vielfach verkannt und angefeindet, selbst die Preßfreiheit, die er den größten Theil seines Lebens hindurch ritterlich vertheidigt, ihm noch am Abend desselben bestritten; nichts desto weniger aber, und

wiewohl das nachmalige Unglück von Europa, die um sich greifende Unterdrückung und Herrschaft der Willkühr, alles vertilgen zu müssen schien, was die besseren Geister der nächst vergangenen Zeit mit sorgsamem Fleiße und unter schwerem Kampfe mühsam begründet, so hat sich dennoch auch in unsern Tagen an Schlözer's Beispiele wiederum herrlich bewährt, daß kein redliches Streben ganz spurlos vorübergehe, daß jede neu erweckte große Idee fortlebe und sich fortbilde in der Zeit, und wenn auch spät, darum nicht minder gewiß, einst reichliche Früchte trage. Um so heiliger aber soll uns die Verpflichtung seyn, das Andenken eines Mannes zu feiern, der unter die freisinnigsten der neueren Zeit gezählt zu werden verdient, je mehr in unserm deutschen Vaterlande nur das eigene Bewußtseyn und denk-

August Ludwig von Schlözer.

August Ludwig von Schlözer, zweiter Sohn von Joh. Georg Friedrich Schlözer, Prediger, und Sophie Katharina gebornen Haigold, aus einer ehrenwerthen Predigerfamilie, ward am 5ten Julius 1735 zu Jagstadt an der Jaxt im Hohenlohe-Kirchbergischen geboren. Kaum vier Jahre alt (1739), hatte er das Unglück, seinen Vater durch den Tod zu verlieren, worauf er sich bis in sein zehntes Jahr bei seinem Großvater, Magister Haigold, Prediger zu Rupertshofen — der den talentvollen Knaben mehr als billig verzog — dann (seit 1745) sechs Jahre lang bei seiner an den Rektor Johann Schulz zu Werthheim verheiratheten älteren Schwester Sophia Dorothea sich aufhielt und zugleich die Schule an letzterm Orte besuchte. Als er aber zu Ostern 1751 dieselbe verließ, um sich zu Wittenberg nach dem Wunsche seiner Verwandten der Gottesgelahrtheit zu widmen, war schon damals der sechszehnjährige Jüngling nach dem Zeugnisse seiner Lehrer in der lateinischen, griechischen, hebräischen, chaldäischen, syrischen und französischen Sprache gar wohlbewandert und ward noch in demselben Jahre (6 Oktbr) in die damals zu Wittenberg unter dem Namen der Civitas literata bestehende gelehrte Gesellschaft aufgenommen. Schon damals aber zeigte er jenen entschlossenen Widerstand gegen jedes Unrecht, welcher nachmals vorherrschender Zug seines Karakters blieb. So focht er einst wenige Augenblicke vor dem Eintritte des Professors in den Hörsaal ein Duell durch, wozu ihn ein schreiendes Unrecht, welches einem seiner Nachbarn zugefügt worden war, gereizt hatte. Vorzüglich betrieb er zu Wittenberg die orientalischen Sprachen; schon früh scheint die Idee einer Reise nach dem Orient, die nachmals mehrere Jahre hindurch sein Lieblingsplan blieb, bei ihm Wurzel gefaßt zu

haben. Nachdem er zu Wittenberg über eine Abhandlung de vita Dei öffentlich disputirt (27 April 1754), verließ er dasselbe noch in dem nämlichen Jahre und begab sich nach Göttingen, wo gleichfalls während zweier Jahre Gottesgelahrtheit, vorzüglich biblische Philologie, sein Hauptstudium blieb. Von Göttingen führte ihn ein vortheilhaft scheinender Vorschlag als Hauslehrer nach Schweden. Viertehalb Jahre lebte er in diesem Lande theils zu Stockholm, theils zu Upsala, wo er auch des berühmten Linné's Unterricht zu benutzen nicht versäumte, indem er fortwährend seinen orientalischen Reiseplan im Auge behielt, zugleich aber auch damals zuerst die schriftstellerische Laufbahn betrat, die er nachmals so ehrenvoll durchlaufen. Schon im Jahr 1758 gab er zu Stockholm in schwedischer Sprache seinen Versuch einer Handelsgeschichte heraus und sammelte zugleich daselbst die Materialien zu seiner erst nachmals im Jahre 1772 erschienenen allgemeinen nordischen Geschichte.

gehende praktische Kenntniß der Handlung zu verschaffen, sich anfangs an den dänischen Consul zu Bordeaux, Rousseaux de Oeldenheim, dann (11 Jan. 1761) an einige Lübecksche Handelshäuser gewandt, um ihn ohne allen Gehalt nur gegen freie Station, ein Jahr lang auf einem großen Komptoire zu Riga oder zu Danzig unterzubringen, als ein aus Rußland ihm zugekommener Antrag seinen ganzen Lebensplan plötzlich störte *). Durch den als Geographen bekannten Büsching, der um dieselbe Zeit einen Ruf von Göttingen nach Petersburg als Prediger an die dortige deutsche Peterskirche erhalten und angenommen, einen vertrauten Freund des berühmten russischen Geschichtsforschers und Reichshistoriographen Müller, geschah Schlözer, auf Vorschlag des Ritters Michaelis, der Antrag, zunächst als Hauslehrer in die Dienste von Müller zu treten und demselben bei der Ordnung und Verarbeitung seiner zahlreich gesammelten Materialien zur russischen Geschichte behülflich zu seyn, jedoch mit der Aussicht, in der Folge bei der Petersburger Akademie der Wissenschaften, bei der Müller den Posten eines beständigen Sekretairs bekleidete, eine öffentliche Anstellung zu erhalten. Vorzüglich durch Michaelis überredet, der diesen Vorschlag als eine vortreffliche Gelegenheit ansah, seinen orientalischen Reiseplan, für den auch er lebhaft eingenommen war, noch mehr zu erweitern und anziehender zu machen, wenn er unterstützt und begünstigt von der russischen Regierung, von Rußland aus, auf einem bisher ungewöhnlichen Wege den Orient bereise, ging Schlözer auf den in jeder andern Rücksicht eben nicht sehr glänzenden Vorschlag, denn nur hundert Rubel Jahrgehalt hatte Müller geboten, bereitwillig ein und schrieb selbst nach getroffener Uebereinkunft mit Büsching an Müller (13 März 1761), indem er sich von demselben theils die Erlaubniß erbat, seine Reise bis zum Sommer aufschieben zu dürfen, um sich indessen auf seine neuen Geschäfte gehörig vorbereiten zu können, theils aber auch ihm seine Bereitwilligkeit das Russische zu lernen, woran Müller vornehmlich gelegen war, erklärte und ihn zugleich von seinem

*) August Ludwig Schlözer's öffentliches und Privatleben, von ihm selbst beschrieben. Erstes Fragment. Aufenthalt und Briefe in Rußland, vom Jahre 1761 — 1765. Literaturnachrichten von Rußland in jenen Jahren. Göttingen. 1802. 8.

Plane, in einigen Jahren eine Reise nach dem Oriente vorzunehmen, ein Plan, den er auf keine Weise aufzugeben gesonnen sey, benachrichtigte. Bereitwillig gestand ihm Müller den verlangten Aufschub zu, auch zur Ausführung seines großen Reiseplans, meinte er, würde sich gar leichtlich in Rußland Gelegenheit finden. Bereits im Mai verließ Büsching Göttingen, schon jetzt gegen Schlözer eingenommen, den man ihm als heftig und unverträglich geschildert; am 19ten August folgte letzterer ihm nach. Ohne daß das Anerbieten einer Professur auf der neu errichteten meklenburgischen Universität Bützow ihn in seinem Vorhaben wankend gemacht hätte, schiffte er sich zu Lübeck nach Petersburg ein und landete endlich nach einer langwierigen, gefahrvollen Seereise (am 18ten Nov.) zu Åspö, drei und dreißig Meilen von Petersburg, da die immer stürmischer werdende Jahreszeit ihn nicht hoffen ließ, diese Stadt selbst zu Schiffe zu erreichen; fünf Tage später langte er endlich, nach manchen überstandenen Mühseligkeiten, in der Hauptstadt des russischen Reiches an. Mit seinem Ein=

mögen. Mit jedem Tage stieg Müllers Achtung vor Schlözer, theils wegen dessen Kenntniß der neuesten deutschen Literatur, in der er selbst um volle dreißig Jahre zurück war, theils wegen seiner nicht minder genauen Bekanntschaft mit der schwedischen Sprache, vornemlich der schwedischen Geschichte. Als daher Schlözer endlich verabredetermaßen den Unterricht mit Müller's ältestem Sohne anzufangen wünschte, erklärte dieser selbst offenherzig: „dazu sey er viel zu gut!" Mit desto rüstigerem Eifer gab sich daher Schlözer an die Erlernung des Russischen und Alt-Slavonischen, um die alte russische Geschichte aus den Quellen, den bisher so gut wie noch gänzlich unbenutzten Chroniken, schöpfen zu können. Beinah ohne alle Hülfsmittel, eine äußerst mangelhafte Sprachlehre, und ein noch mangelhafteres Wörterbuch waren die einzigen, die ihm Müller zu verschaffen wußte, begann er die Erlernung der damals nicht nur im Auslande, sondern selbst den in Rußland ansässigen Fremden noch beinah gänzlich unbekannten russischen Sprache. Endlich erhielt er durch Müller ein vollständiges geschriebenes russisches Wörterbuch, welches bei der Akademie aufbewahrt wurde und — was jeden andern zurückgeschreckt haben würde, — ohne Zaudern begann er das 781 Foliobogen starke Werk zu seinem Gebrauche abzuschreiben und demselben zugleich eine bequemere Einrichtung zu geben; schon nach acht Wochen hatte er glücklich die erste Ukase in's Deutsche übersetzt. Funfzehn Sprachen hatte er bisher schon grammatisch behandelt, um so leichter überwand er die Schwierigkeiten der russischen, wiewohl dieselben auch ihm größer dünkten, als bei irgend einer der bisher erlernten. Seine schon früh bei der Erlernung einer jeden neuen Sprache geübte Methode, die Wurzelwörter aufzusuchen, wodurch ihm das Verständniß der abgeleiteten Wörter gar sehr erleichtert wurde, befolgte er auch jetzt und erlernte so zu gleicher Zeit und ohne viele Mühe auch zum Theil die übrigen slavischen Mundarten, indeß er sich auch durch das Entwerfen von Tabellen die Arbeit um vieles zu erleichtern wußte. Allein kaum hatte er diese erste Schwierigkeit glücklich überwunden, als er gegen eine zweite ungleich größere zu kämpfen hatte, gegen die Aengstlichkeit Müller's, ihm, dem unbekannten Fremdlinge, seine reichen geschichtlichen Sammlungen aller Art zur Benutzung zu überlassen. Vor allen verlangte Schlözer nach alt russischen Jahrbüchern, dem Nestor und seinen Fortsetzern, denn die ältere russische

Geschichte war damals, vorzüglich im Auslande, noch so gut als gänzlich unbekannt, die schon lange bestandene Petersburger Akademie der Wissenschaften hatte dafür beinah gar nichts gethan. Endlich war er so glücklich, die Handschrift eines sogenannten Nestor's zu erhalten und mit gleichem Eifer als er das Russische erlernt, warf er sich jetzt auch auf das Altslavonische; nichts wiederstand seinem eisernen Fleiße, bald verstand er, den Nestor in der Ursprache zu lesen. Je unangenehmer und gespannter aber schon jetzt aus dem oben angeführten Grunde sein Verhältniß zu Müller zu werden begann, um so erfreulicher überraschte ihn seine durch Michaelis betriebene Ernennung zum Korrespondenten der Göttingischen Societät der Wissenschaften. (5 Octbr. 1761). Allein bald sollten seine Verhältnisse noch um vieles schwieriger werden; derselbe Despotismus, der das ganze russische Reich beherrschte, herrschte auch in der Akademie der Wissenschaften; Gelehrte glaubte man außerdem durchaus nicht zu bedürfen; von gründlich gelehrtem Studium hatte man kaum einen Begriff, und so

Hoffnung zu einer Adjunktur bei der Petersburger Akademie, da seine billigen Foderungen nirgends, selbst nicht bei Müller Eingang fanden. So schien plötzlich sein ganzer Lebensplan gestört, die Aussicht auf eine Reise in den Orient, die ihn allein so manches Unangenehme hatte ertragen lassen, war dahin, und nur um dies Jahr seines Lebens nicht gänzlich verloren zu geben, beschloß er noch ein zweites in Rußland zu bleiben und während desselben die mittlere russische Geschichte von dem Jahre 1050 bis 1450 aus den Chroniken und sonstigen alten Nationalschriftstellern zu bearbeiten. Allein nicht einmal eine Hauslehrerstelle wollte ihm Müller, durch Neid und Eifersucht getrieben, verschaffen. Auch Büsching, an den er sich in seiner täglich steigenden Verlegenheit gewandt, versagte ihm seine Hülfe. Endlich half ihm der Staatsrath von Taubert, ein zu Petersburg geborner Deutscher, und nebst dem Chemiker Lomonossow, dessen Eitelkeit auch zugleich auf den Ruhm eines Geschichtsschreibers seines Vaterlandes Anspruch machte, Chef der akademischen Kanzlei. Zufällig hatte derselbe Schlözern kennen und schätzen gelernt und versprach, ihm die Anstellung als Adjunkt bei der Akademie auf unbestimmte Zeit mit dem gesetzlichen Gehalte von 360 Rubel und zugleich, die eines Lehrers in der neu errichteten Erziehungsanstalt der Söhne des Hettmanns Rasumowski, des Präsidenten der Akademie, mit vollkommen freier Station zu verschaffen. Allein ehe noch seine Anstellung von Rasumowski unterschrieben war, erfolgte am 9ten Julius die Revolution, welche Peter vom Throne stürzte und auch Schlözer's Aussichten aufs neue zu vernichten drohte. Endlich erlangte er zwar seine Anstellung (15 Julius 1762), allein das gute Vernehmen mit Müller war unwiederbringlich zu Ende; Schlözer verließ zugleich sein Haus und bezog seine neue Wohnung in der Rasumowskischen Erziehungsanstalt. Seine Arbeiten als Adjunkt der Akademie beschränkten sich beinah einzig auf Uebersetzungen wichtiger Ukasen; Müller, dem er zunächst zur Hülfe beigegeben worden, gab ihm durchaus nichts zu thun, und mit desto größerem Eifer beschäftigte er sich daher mit der ältern russischen Geschichte bis zur Thronbesteigung des Hauses Romanow; die neuere russische Geschichte zu bearbeiten, schien damals selbst Schlözer noch zu gefährlich. Schon im Anfange des nächsten Jahres führte ihn dies Studium theils zu dem der übrigen, mit dem russischen verwandten

slavischen Dialekte, die ihm bereits nicht mehr fremd waren, theils zu dem der Byzantiner. Dabei waren seine Verhältnisse in der Rasumowskischen Erziehungsanstalt die angenehmsten, die er wünschen mochte; hier zuerst begann er, russische Statistik, dann bald Universalgeschichte zu lehren; erst nach einigen Jahren (1765) ward die gesammte Erziehungsanstalt aufgehoben.

Die ersten Jahre von Catharina's Regierung waren die Zeit der Entwürfe und neuen Einrichtungen aller Art. Bereits gegen das Ende des Jahres 1763 ward viel von Vermehrung der Bevölkerung gesprochen, und aufgefordert von Taubert, der mit mehreren der ersten Männer des Reichs in genauer Verbindung stand, entwarf Schlözer ein Modell zu Kirchenlisten, welches schon im Anfange des nächsten Jahres (1764. 22 Febr.), durch einen besondern Befehl der Kaiserin zunächst für Petersburg angenommen ward, dagegen aber blieb sein Plan zur Errichtung eines vollständigen Tabellen-Komptoirs, so wie dasselbe damals schon in Preußen und Schweden bestand, unbeachtet; erst

Land und Volk, die Menschen und die Natur, die ihn umgaben, kennen zu lernen, blieb dabei fortwährend sein Hauptaugenmerk, und welchen reichhaltigeren Schauplatz hätte er für seine Beobachtungen finden mögen als Petersburg, wo, nach seinem eigenen Ausdrucke, Europa und Asien zusammenstoßen. Im Junius 1763 kam auch Joh. Beckmann, den Schlözer drei Jahre früher zufällig zu Göttingen kennen gelernt hatte, von Büsching als Lehrer an die deutsche Petri-Schule berufen, zu Petersburg an, und schon jetzt entstand unter ihnen jene innige Freundschaft, die nachmals zwischen beiden ausgezeichneten Männern zu Göttingen bis an das Ende ihres Lebens ununterbrochen fortgesetzt ward. Seinen Plan, den Orient zu besuchen, hatte freilich Schlözer jetzt noch keinesweges gänzlich aufgegeben, allein auch Taubert, sein neuer Gönner, behandelte denselben, gleichwie früher Müller, als eine Grille, und doch war es recht eigentlich diese Grille, welche ihn überhaupt nach Rußland zu gehen bewogen; allein dort konnte man durchaus nicht begreifen, wie Jemand, nur von Wißbegierde getrieben, ohne unmittelbare persönliche Vortheile, eine so weit aussehende, beschwerliche Reise auch nur unternehmen möge. Dieser Widerstand, dem er aller Orten gegen seinen Lieblingsplan begegnete, seine zunehmende Augenschwäche, vornehmlich eine Folge seines angestrengten Studiums handschriftlicher Chroniken, schwächte jedoch seine anfängliche Vorliebe für denselben, und sowohl dieß, als die geringe Aussicht auf eine baldige Verbesserung seiner Lage, die ihn in den Stand hätte setzen können, durch angenehme häusliche Verhältnisse das drückende Gefühl des Alleinstehens in dem fremden Lande zu verscheuchen, brachten ihn allmählich zu dem festen Entschlusse, Rußland wiederum zu verlassen; zu Göttingen zu leben, ward dagegen sein eifrigster Wunsch, und bald schien sich dazu eine paßliche Gelegenheit zu zeigen. Wiederholte Anträge, die ihm (März und April 1764) zu einer Anstellung bei dem Land-dann bei dem Seekadettenkorps gemacht worden, hatte er abgelehnt, um nicht von dem Studium der alt-russischen Geschichte abgezogen zu werden, und auf Taubert's Rath ward dieß jetzt von ihm benutzt, theils um sich einen dreimonatlichen Urlaub zu einer Reise nach Deutschland zu erbitten, theils um noch vorher das Urtheil der Akademie zu vernehmen, ob sie ihn, nachdem er bereits zwei Jahre lang bei ihr gearbeitet, einer paßlichen Anstellung und Versor-

gung bei sich für würdig achte. Im schlimmsten Falle, meinte er, werde man dieß letztere Gesuch verweigern, ihn aber ruhig ziehen lassen; denn daß man die Foderung, die er zu machen gesonnen war, ihn zum ordentlichen Professor mit 1000 Rubel Gehalt zu ernennen, bewilligen werde, durfte er kaum erwarten. Allein die Sache lief durchaus anders, als er gehofft hatte; die akademische Kanzlei erklärte sich zwar geneigt, ihm den erbetenen Urlaub zu bewilligen, verlangte aber auch zugleich, um seine Anfrage wegen einer künftigen Anstellung gehörig beantworten zu können, von ihm einen Plan, was er in Zukunft für Rußland zu leisten gedenke. Schon nach wenigen Tagen reichte er denselben bei ihr ein; theils war es alte russische Geschichte, theils Verpflanzung ausländischer Kenntnisse aller Art durch Uebersetzungen und Auszüge, wozu er sich bereit erklärte. Die Mehrzahl der Mitglieder der Akademie genehmigte den Plan, vorzüglich dessen erstere Hälfte; nur zwei Männer widersetzten sich heftig, sein anfänglicher Gönner Müller und der Chemiker Lomonoßow, beide aus

dem practischen Fache herüberzuziehen, vornehmlich der Geheime Rath Teplov, dessen Sohn er ebenfalls früher unterrichtet: Schlözer aber fühlte einen unüberwindlichen Widerwillen gegen jede praktische Laufbahn. Alle ihm gethane Anerbietungen schlug er aus (1764, 16. Dec.); das Gefühl, Gefangener in Rußland zu seyn, quälte ihn unaussprechlich. Um desto unerwarteter kam es ihm, als man endlich von Seiten der Regierung alle von ihm gemachte Foderungen zugestand (1765, 15. Jan.); er ward zum Professor bei der Akademie mit 860 Rubel Gehalt ernannt und alte russische Geschichte ihm zu seiner Hauptbeschäftigung angewiesen; auch der verlangte dreimonatliche Urlaub zu einer Reise nach Deutschland ward bewilligt. Am 26sten Junius, 1765; reisete er, froh über den unerwartet glücklichen Ausgang, nach Kronstadt ab. Sein orientalischer Reiseplan war zu Grunde gegangen; darum gab er auch jetzt das Studium der Medicin gänzlich auf. Nach seiner Rückkehr nach Rußland blieb er noch zwei Jahre lang zu Petersburg; dann kehrte er aufs Neue mit Urlaub nach Göttingen zurück (1767), wo er bis zu seiner Ernennung zum ordentlichen Professor der Politik blieb (1769).

Sein Aufenthalt in Rußland, seine dortigen Schicksale und Begegnisse, die Erfahrungen, welche er in diesem, damals im Einzelnen den Ausländern noch wenig bekannten Lande gemacht, hatten einen unverkennbaren Einfluß auf die ganze nachmalige Richtung seines Geistes, sein gesammtes nachmaliges Wirken und Treiben, und er selbst hat uns darüber in dem Fragmente seiner Selbstbiographie mehrfache wichtige Winke gegeben. So giebt er z. B. seine gefährliche erste Reise nach Petersburg, als der Untergang des Schiffs und der Mannschaft unvermeidlich schien, als den Zeitpunkt an, wo er zuerst Tod und Gefahren zu verachten gelernt und zugleich sich überzeugt habe, daß man nur erst dann, wann man zu dieser Todesverachtung gelangt sei, seines Lebens recht froh werden könne, eine Ueberzeugung, die für sein ganzes übriges Leben entscheidend war. Mit desto unerschrocknerem Muthe bekämpfte er von jetzt an die Willkür, unter der er selbst so empfindlich gelitten; jede Art von Beschränkung der natürlichen Freiheit, von der er in Rußland die empörendsten Beispiele und die traurigsten Wirkungen auf die Bildung und den Charakter der so herabgewürdigten Menschen wiederholt zu sehen Gelegenheit gehabt, ward ihm ein

Greuel. Er hatte erkannt, wie der unnatürlichste Preßzwang so manches Gute, was mit Leichtigkeit in Rußland hätte gedeihen mögen, dort nicht aufkommen ließ, wie die tüchtigsten Männer und ihre vortheilhaftesten Vorschläge deshalb unbeachtet und unbenutzt blieben, während die Regierung nur zu oft von ränkevollen und kühnen Projektmachern auf das Gröbste getäuscht ward. Beinahe täglich hatte er zu bemerken Gelegenheit gehabt, wie verderblich der Despotismus selbst auf gebildete und bessere Menschen wirke, wie Kriecherei und verächtliche Demuth gegen die Hohen und Gewaltigen mit Uebermuth und empörender Härte gegen diejenigen, denen man gebieten zu können glaubte, gepaart sey. Aller Orten hatte er Ränke, Hinterlist, Neid, die lächerlichste Eitelkeit und die niederträchtigste Habsucht, hatte alle sclavische Laster, als das nothwendige Gefolge des Despotismus, gesehen. Mit dieser Ueberzeugung kam er nach Deutschland zurück, und auch hier fehlte es ihm bald nicht an Gelegenheit, die Willkür,

menschlichen Schwächen sich von der ihm schuldigen Dankbarkeit zu entschlagen suchten, so wird nichts desto weniger, so lange der Sinn für ernste Forschung noch nicht erstorben, der Name Schlözer von allen Freunden und Kennern der Wissenschaft mit tiefer Verehrung ausgesprochen werden. Vorzüglich gilt dieß von seinen Forschungen über alte nordische Geschichte und von seinen Bestrebungen für Statistik und Politik. Seine allgemeine nordische Geschichte, die er zuerst im Jahre 1772 herausgab, und sein Nestor, von dem die vier ersten Bände 1802 und 1805, der fünfte, durch die ungünstigen Zeitumstände verspätet, nach einem beträchtlichen Zwischenraume erst im Jahre 1809 erschien, verdienen in ersterer Rücksicht als seine Hauptwerke aufgeführt zu werden. Seine genaue Kenntniß der Geschichte des Orients und seine deutschen Gelehrten so selten eigene Kunde der nordischen Sprachen, vorzüglich des Russischen und Altslavonischen, so wie sämmtlicher verwandter slavischer Dialekte, setzten ihn in den Stand, in seinem Nestor ein Werk zu liefern, welches allgemein als einzig in seiner Art bei seiner Erscheinung aufgenommen ward. Selbst Rußland's Kaiser erkannte das seltene Verdienst Schlözer's durch die Ertheilung des Wladimirordens dritter Classe und des russischen Erbadels (1803) dankbar an. Zwar blieb auch dieses Werk nicht unangefochten, und er gerieth darüber hauptsächlich mit Evers in einen heftigen Streit; wer aber auch nicht mit allen Ansichten des großen Mannes einverstanden ist, der wird dennoch eben so wenig die rücksichtslose, anmaßende Weise billigen, mit der dieser Streit von einem jungen Manne, der obendrein sein Schüler gewesen, gegen ihn geführt worden ist. Schon früher hatten seine Forschungen in der ältern russischen Geschichte Veranlassung zu ähnlichen Streitigkeiten zwischen ihm und Büsching gegeben, wie es denn überhaupt sein Schicksal war und nicht wohl anders seyn konnte, daß er, der bei dem gründlichsten Quellenstudium so vielfach auf ganz neue Resultate gerieth, die mit dem, was bisher allgemein als unumstößliche Wahrheit angenommen worden, durchaus im Widerspruche standen, auch gar häufig angefochten ward, und daher kam es auch wohl, daß er, wiewohl er durchaus keinen Streit suchte, dennoch oft seine Meinung mit einer rechthaberisch scheinenden Heftigkeit zu vertheidigen bemüht war.

So wie er zuerst die alte nordische und vorzüglich die

ältere russische Geschichte mit der kritischen Fackel beleuchtete, so ward er auch recht eigentlich der zweite Vater der Statistik, der Achenwall zu Göttingen zuerst ihre wissenschaftliche Form gegeben, die aber alsdann vorzüglich Schlözer'n jenes große Ansehen und jene weite Verbreitung verdankt, die sie von Göttingen aus über das gesammte cultivirte Europa erhielt. Er war es recht eigentlich, der dieser in den neuesten Zeiten vielfach angefochtenen Wissenschaft die Form ertheilte, die sie nachmals mit wenigen Veränderungen bis auf den heutigen Tag beibehalten. In Schweden, wo, gleichwie in Preußen, das Tabellenwesen mit vielem Eifer betrieben wurde, hatte er dasselbe zuerst kennen gelernt und war gleichfalls von der anscheinenden Leichtigkeit, auf diese Weise in kurzer Zeit eine bestimmte Uebersicht eines Staats sich zu verschaffen, für dasselbe eingenommen worden. Sein klarer, alles Unbestimmte und Schwankende hassender Sinn, seine Vorliebe für Thatsachen, die bei ihm mehr galten als alles Räsonnement, hatte diese

tistik bleibt darum nicht minder groß, und wohl verdient es allgemeine Anerkennung, daß er es gewesen, der zuerst den Begriff und den Umfang dieser Wissenschaft genauer bestimmt und eine vollständige Theorie derselben entworfen. Noch in den letzten Jahren seines Lebens (1804) erschien der erste Theil seiner Theorie der Statistik, an deren Vollendung ihn leider zunehmende Schwäche und die Bedrängnisse der Zeit verhinderten. Nächst der Statistik war es vornehmlich die sogenannte Universalgeschichte, die ihm neues Licht und Leben verdankte. Während seines Lehramts in dem Rasumowskischen Erziehungsinstitute gerieth er zuerst, wie er selbst erzählt, auf den Einfall, der Universalgeschichte eine neue Gestaltung zu geben und diese, die bisher mit unhaltbaren Sagen, Traditionen und Mythen überfüllt gewesen, in eine wahre Weltgeschichte umzuwandeln. Zu dem Ende merzte er eine Menge solcher Erzählungen und Traditionen aus, die man bisher als historische Thatsachen aufzuführen gewohnt gewesen, und fing dagegen an, manche andere einzuschichten, deren bis dahin gar keine Erwähnung geschehen war, selbst die Geschichte ganzer Völker, die man vorher kaum dem Namen nach gekannt hatte, fügte er hinzu, sobald ihm dieselben von universalhistorischer Wichtigkeit zu seyn schienen. Statt daß man bisher vorzüglich Rollin und der englischen allgemeinen Weltgeschichte als Führern gefolgt war, wurden Bossuet, Voltaire und späterhin Robertson hauptsächlich die seinigen. Im Auffinden treffender Vergleichungen zwischen den entferntesten Zeit- und Ortsverhältnissen zeigte er ungewöhnlichen Scharfsinn, und seine außerordentliche Kenntniß der nordischen und orientalischen Sprachen kam ihm dabei vortrefflich zu statten. Seine Weltgeschichte im Auszuge und Zusammenhange (1792), so wie seine Vorbereitung zur Weltgeschichte für Kinder, die auch wohl von Erwachsenen gelesen zu werden verdient, liefern davon den überzeugendsten Beweis. Doch begnügte er sich nicht, die Statistik ins Leben gerufen, der Universalgeschichte eine neue Form gegeben zu haben; sein Streben umfaßte die gesammte Staatswissenschaft, und sein Plan war, dieselbe nach ihren verschiedenen Haupttheilen in kurzen Abrissen auszuarbeiten; leider erschienen davon nur zwei Hefte, von denen das erste eine kurze Uebersicht der gesammten Staatswissenschaft (1793), das zweite den ersten Theil der Theorie der Statistik enthält. Allein, auch so unvol-

lendet wie es ist, empfiehlt sich das Werk durch die reiche Fülle scharfsinniger, in gedrängter Kürze vorgetragener Bemerkungen.

Daß Schlözer bei seiner umfassenden, ausgebreiteten Gelehrsamkeit, bei dem Scharfsinne, mit welchem er Alles, was er wußte, dem jedesmal Vorliegenden anzupassen und für dasselbe zu benutzen verstand, bei der Freimüthigkeit, der Neuheit und der Kraft seiner Urtheile und Ansichten des ausgezeichnetesten Beifalls der Studirenden genoß, war nicht anders zu erwarten. Mehrere Jahre lang faßte sein Hörsaal kaum die Menge seiner Zuhörer. Dabei war er der väterliche Freund und treue Rathgeber aller derer, die sich ihm näher anschlossen, und opferte ihnen bereitwillig das Köstlichste, was er besaß, seine Zeit*). Der Kreis seiner Vorlesungen bildete sich erst allmählich aus. Anfangs beschränkten sich dieselben hauptsächlich auf allgemeine Weltgeschichte und Statistik, dann kam europäische Staatengeschichte, allgemeines Staatsrecht und Politik, die er seit dem Jahre 1791 in zwei getrennten Kollegien der

Lebendigkeit der Jugend schmerzlich vermißt wird, und er war allmählich schon zum Greise geworden. Dazu kamen die ungünstigen Zeitumstände, bald die Besetzung Hannover's durch eine französische Armee, immer größere Beschränkung aller freimüthigen Rede; wie hätte er, der sich nie in seinen Urtheilen und Aeußerungen an ängstliches Rücksichtnehmen gewöhnt, dieß jetzt in seinem Greisenalter thun mögen? So beschränkte er sich zuletzt wieder in seinen Vorlesungen auf Statistik, Politik und den Norden. Bis in sein Todesjahr setzte er dieselben fort; nur zunehmende Alters = vorzüglich Augenschwäche konnten ihn bewegen, dieselben während der letzten fünf Jahre seines Lebens gänzlich aufzugeben. Vom Anfange seines öffentlichen Lehramts an hatte er beinahe kein Semester versäumt, unentgeldliche öffentliche Vorlesungen über irgend einen wichtigen Gegenstand aus der Politik oder einen durch die jedesmaligen Zeitumstände vorzüglich wichtig und anziehend gewordenen Abschnitt aus der Geschichte zu halten *). Das Verzeichniß dieser Vorlesungen ist sehr beträchtlich, und man bemerkt darin die größte Mannigfaltigkeit, nur äußerst selten wurden dieselben Vorlesungen mehrere Male gehalten; man sieht es ihnen sämmtlich deutlich an, daß sie mit der jedesmaligen Zeitgeschichte oder mit sonstigen anziehenden Verhältnissen des Augenblicks in genauer Verbindung stehen und durch sie zuerst veranlaßt wurden. Wir mögen diesen Umstand um so weniger unbeachtet lassen, je mehr der alte lobenswerthe Gebrauch unentgeldlicher, öffentlicher Vorlesungen auf den mehrsten unserer Universitäten in Abnahme zu gerathen anfängt. Schlözer's Vortrag zeichnete sich durch Lebendigkeit und Originalität, Derbheit und Gründlichkeit aus, freilich nicht immer mit strenger Auswahl des Ausdrucks, den er aus allen ihm bekannten Sprachen nahm, je nachdem in der einen oder der andern ihm ein Wort zur Bezeichnung seiner Idee vorzüglich passend erschien. Daher muß allerdings wohl sein Styl einem Puristen oftmals anstößig seyn; wenn wir aber auch gleich weit entfernt sind, diese Manier rechtfertigen zu wollen, scheint sie wenigstens durch die Neuheit und Bestimmtheit seiner Urtheile einigermaaßen entschuldigt werden zu können.

---

*) So z. B. die Geschichte Cromwell's, einen kurzen Abriß der Schweizergeschichte.

vollkommen von dem wahren Zusammenhange der Sache unterrichtet, glaubte darin eine Verletzung der persönlichen Freiheit, einen Act der Willkür zu sehen, und alsbald war sein Entschluß gefaßt; nachstehendes Schreiben sandte er an den Kurfürsten von Mainz: „Hochwürdigster Erzbischoff! Gnädigster Churfürst und Herr! Darf ein deutscher Privatmann, der fast keinen weiteren Beruf dazu angeben kann, als den allgemeinen: Germanus sum, germani nihil a me alienum puto, es wagen, dem ersten unter Deutschland's geistlichen Souverains, aber einem durch Menschen- und Gerechtigkeitsliebe allerehrwürdigsten Fürsten des ganzen großen Kaiserreichs, in tiefstem Respekt und möglichster Kürze eine Anzeige zu thun, die Höchdemselben einen Anlaß geben könnte, die göttlichste aller Fürstenhandlungen zu verrichten — Unrecht abzuwehren, bange Besorgnisse für ein ganzes Volk zu heben, Unglückliche zu retten, die am Rande der Verzweiflung stehen, oder doch, selbst Schuldigen, wenigstens die Wohlthat

Zeit, da auch sonst vernünftige Männer in Mainz Unsinn trieben, nicht blos weibliche Unbesonnenheiten begangen, (für die sie, wenn sie auch erweißlich würden, durch den langen harten Verhaft bereits gebüßt, o schrecklich gebüßt hat!) sondern sich sogar reeller Theilnahme an der Empörung schuldig gemacht hätte, so geruhen Sie, gnädiger, gerechter Fürst, Befehle zu geben: daß deshalb die Untersuchung schleunigst in forma angestellt werde und die heilige Justiz in ihren behörigen Gang komme, denn die Ungewißheit der Verhafteten sowohl über die Ursache, als über die Folgen ihrer Behandlung ist namentlich für die *** unausstehlich und bringt sie der Verzweiflung nahe. Gnädigster Herr! In dem jetzigen frohen Zeitpunkte, da die Vorsehung die Waffen der Deutschen und ihre gute Sache durch Sieg auf Sieg so herrlich begünstigt und dadurch Recht und Gerechtigkeit wieder in diejenigen deutschen Länder zurückbringt, aus denen eingefallene Räuber sie verscheucht hatten; — in dem Zeitpunkte, da jeder redliche Deutsche, indignirt von den Horreurs der französischen Revolution, sich der Erhaltung unserer glücklichen deutschen Constitution freut, wäre es doppelt bedauerlich, wenn die Furcht, daß in Deutschland Bastillen entständen, wo Menschen ohne Verhör und Urtheil Wochen- Monate- Jahre lang begraben würden, um sich greifen und die Opinion publique, die von Tag zu Tag unaufhaltbar mächtiger wird, vergiften sollte." Wir können uns das Vergnügen nicht versagen, zugleich den Erfolg von Schlözer's Bemühungen, und wie dieselben von der Mainzischen Regierung aufgenommen worden, aus einem Briefe des verewigten Albini (10. April, 1793.) unsern Lesern mitzutheilen. „Es ist mir sehr angenehm gewesen," schrieb der würdige Minister, „aus Ew. Wohlgeboren weiteren schätzbarsten Zuschriften zu vernehmen, daß Dieselben von den gerechten und billigen Grundsätzen meines Verfahrens in Ansehung der *** überzeugt sind, und Ew. Wohlgeboren haben von mir eben so richtig geurtheilt, wenn Sie von mir glauben, daß ich mehr auf Realität als Titel halte. Indessen, da Sie sich, wie billig, für Ihre Landsmännin interessiren, so glaube ich, Ihnen ferner Vergnügen zu machen, wenn ich Ihnen unverhalte, daß, nachdem mein gnädigster Churfürst auf weitere Arretirung der *** nicht bestehen und mir nun auch von des Königs von Preußen Majestät die Resolution zu deren Loslassung zugekom-

men ist, ich in diesem Augenblicke den Befehl nach Kronenberg ertheile, daß die *** entlassen werden solle. Ich bitte, hiervon auch dem würdigen Herrn *** mit meiner Empfehlung Nachricht zu geben, und sehe jeder andern Gelegenheit mit Vergnügen entgegen, wo ich Beweise der vorzüglichen Hochachtung zu geben vermag, womit ich bin u. s. w."

So wie Schlözer frei und ohne Scheu sich gegen einzelne Fürsten und Große zu äußern wagte, mit gleich furchtloser Kühnheit machte er auch vor dem gesammten großen Publikum von seinen Grundsätzen kein Hehl, sobald es die Vertheidigung von dem galt, was er für recht und wahr anerkannte. Einen glänzenden Beweis dieser seiner Freimüthigkeit gab er vorzüglich im Jahre 1785 in seiner Rechtfertigungsschrift gegen den eichstädtschen Generalvikar Lehenbauer, die, wie wir oben bemerkt, er selbst in einer handschriftlichen Bemerkung für das Wichtigste erklärt, was er je habe drucken lassen. Zufällig hatte er in seinen Staatsanzeigen die Acten der gegen einen gewissen Pfarrer

trügen, der kritische Geschichtsforscher, wie der vorsichtigste Criminalrichter, sich mit allen Ehren blindlings unterwerfen darf? — Seinen Namen bei dergleichen Angaben hinzuzusetzen, könne man keineswegs unbedingt einem jeden zumuthen, denn wer würde die wahrhaft christliche Pflicht eines Deferenten erfüllen, wenn er, wie ein Ankläger, seinen Namen öffentlich angeben und dadurch den Haß der Mächtigen, denen seine Delation widerlich seyn könnte, auf sich nehmen müßte? — Die gottgefällige Justiz aber liebe Helle und Licht, rechtschaffene Richter ließen gern ihre guten Werke sehen und verrichteten ihr heiliges Amt aperto ostio, wie in London und Stockholm." Auch der eichstädtsche Generalvikar Lehenbauer hatte die jetzt so oft vorgebrachte Behauptung aufgestellt, der Journalist müsse für Alles verantwortlich seyn, was in den von ihm bekannt gemachten Aufsätzen Anderer stehe; „eine unerhörte Foderung!" ruft Schlözer aus, „mußte dem St. Hieronymus, als er eine neue Bibelausgabe veranstaltete, für Alles stehen, was in diesem heiligen Buche Simei und Ahitofel und Judas und Satanas logen?" Auch der Generalvikar Lehenbauer gab schon Schlözer'n den Rath, den wir gleichfalls so oft freimüthigen Männern, wenn auch nicht von Generalvikaren, haben geben hören, sein Journal gänzlich zu schließen, da dasselbe doch größtentheils nur Lügen und Verläumdungen enthalte. „Allerdings" erwidert dieser, „giebt es noch einige stockfinstere Gegenden in Deutschland, die nun einmal in der jetzigen Generation das Licht noch nicht vertragen können wie arme Gefangene, die Olympiaden lang keine Sonne in ihren unterirdischen Löchern gesehen haben. Nun, nach einer uralten Regel, die auch die neueren Götter der Erde wahr zu seyn befinden, muß man die Menschen nennen, wie sie sind, und der Zeit und den Konjunkturen überlassen, daß sie werden, wie sie seyn sollen; aber das geht so geschwind nicht. Lassen Sie etwas auf das Wort eines Mannes, dem Sie Einsicht und Rechtschaffenheit zutrauen müssen, gegen ein preußisches Oberkollegium drucken, es wird nicht gegen Sie wüthen, es wird Sie nicht bei Ihrer Regierung verklagen, und gleichwohl wird es sich eine, seiner Würde angemessene Genugthuung zu verschaffen wissen, denn — Preußen ist nun ein Mal Preußen. Aber wagen Sie das nämliche gegen ein bischöfliches Vicariat, wo noch, wie ohnlängst jemand von Goßlar schrieb, er will was drucken

lassen, so viel heißt, als er will mordbrennen*)!" — „Wirklich" — fährt Schlözer in prophetischem Geiste fort — „wird es nächstens so weit kommen, daß von gewissen deutschen Ländern kein rechtlicher, genannter Journalist, mehr etwas anders, als Courtage und Huldigungsfeste wird erzählen dürfen. Aber dann Gnade Gott diesen Ländern! sie werden das Schicksal einiger auswärtigen Länder haben, wo der Preßzwang aufs Höchste gestiegen war und von denen gerade deswegen die allerärgsten Chroniques scandaleuses in Europa kursirten. Wo die Geschichte nicht mehr sprechen darf, da setzt Pasquino den Diskurs fort. Auch der edlere Theil der Deutschen ist freilich noch nicht Britte und Holländer genug, hat selbst noch zu sclavische Furcht vor den Großen, sieht es herzlich gern, wenn den tyrannisirenden Großen die Wahrheit gesagt wird, zieht sich aber bei entstehender Verfolgung zurück und läßt den Wahrheitssager im Stich, — mag lieber dem Kinde den Lutschbeutel ins Mäulchen stecken, als es schreien hören — **)" Auf den Vorwurf: er habe durch die, in seine

wie ein Zunft-Geheimniß, in Eine Klasse von Menschen eingeschränkt, wie im Mittelalter, da Clericus und Schreiber Synonyma waren, und ein geistlicher Kerl, mit dem man sonst Thür und Thor einrennen konnte, blos weil er lesen und schreiben konnte, Kanzler wurde — lieber Gott, welche Ideen in Deutschland im Jahre 1784*)! — Was Sie überhaupt von Schriftstellern und namentlich von Journalisten (Broschuristen) äußern, habe ich bereits sehr oft auf meinen Reisen von Halbgelehrten oder ganz Unstudirten in gewissen Gegenden unsers großen Vaterlands gehört, aber in meinem Leben nie von einem Manne von Ihrer Würde. Bald stellen Sie diese Leute wie die verächtlichsten Creaturen vor; bald malen Sie sie wie Ungeheuer, die einen Bösewicht, eben weil er ein Bösewicht ist, auf den Thron setzen; bald tractiren Sie sie wie fürchterliche Leute, gegen die die Menschheit einen Vertheidiger braucht**). Schon auf Ihrem Titelblatte sprechen Sie vom Despotisiren der heutigen Journalisten. — Leider Gott erbarms! Viele Machthabende in der Welt, in und außer Deutschland, in und außerhalb der Christenheit, auf Thronen und Kanzeln, in Kabinettern und Gerichts-Stuben, hinter Wällen und Gardinen üben Despotismus aus. Nun lehrt das A B C des allgemeinen Staatsrechts, daß jede Macht, um in Schranken gehalten zu werden, eine Gegenmacht haben müsse. Weiland, als die weltliche Macht der Souverains despotisirte, war die geistliche die Gegenmacht; damit gehts, wie Sie aus den Zeitungen wohl wissen müssen, allmählich zu Ende. Die geistliche Macht hatte damals in manchen Zeiten gar keine Gegenmacht; also passirte das Lustspiel zu Canossa: davor bewahre uns, lieber Herre Gott! Also hat die Souverains-Macht gar keine Gegenmacht mehr? und sie sollte doch eine haben! Religion und Moral sind bekanntlich in unsern verderbten Zeiten zu schwach. Die Armee? Gott Genade! da kämen die Zeiten des Militis prätoriani unter den Neronen und Heliogabalen wieder. Also wenn je das arme Menschengeschlecht eine Gegenmacht braucht, so dächte ich, müßte es sich bei der Macht der Schriftsteller immer am leidlichsten stehen. Wollten Sie die garstige Leibeigen-

*) Und jetzt?

) Gleich wie 1818 Hr. v. K* und Konsorten, der D******e Beobachter und andere mehr.

schaft in Deutschland lieber durch Walachen oder durch Autoren aufgehoben haben."

„Aber Macht der Schriftsteller, gar Despotismus der Journalisten; wer kann sich eine lächerlichere Zusammensetzung von Begriffen denken! — Laß Dich recht stellen, Mann ohne Vorurtheil, und lerne von allen Dingen die rechten Namen brauchen! Für Journalisten sagen Sie Publizität, für Staatsanzeigen und Broschüren Preßfreiheit; diese beiden hier mit Schwabacher gedruckten Worte sind dem aufgeklärten Manne so ehrwürdig, als Schriftstellerei einem Generalvikar verächtlich seyn mag*). Macht des Schriftstellers und Wirkung dessen, was er drucken läßt, sind gerade so verschiedene Dinge, wie Aechtheit einer Acte und Wahrheit ihres Inhalts. Ein Schriftsteller — ob er in einer Dachstube zur Miethe oder in seinem eigenen Palaste wohnt, thut nichts zur Sache — ist ein unberufener, unbesoldeter Diener der bürgerlichen Gesellschaft, ein Volontär von Rathgeber der Nation, sehr oft

acte erhalten, und so wird, wills Gott! in 50 Jahren kein Leibeigener mehr in Deutschland seyn. Schriftsteller haben die Einschränkung der Folter veranlaßt; Schriftsteller haben es dahin gebracht, daß jetzo ein ehrliches deutsches Weib mit Ehren und ohne Furcht als Hexe verbrannt zu werden, alt werden kann."

„Also ist doch in manchen Fällen der Schriftsteller ein mächtiger Mann? kann also, wie alle Menschen, die Macht haben, solche mißbrauchen? kann despotisiren? — Nicht doch, von allen dem Großen, was seine Schriften etwa wirken, ist er nicht wirkliche, sondern nur Gelegenheitsursache, folglich wäre es unklug, wenn er sich darob in die Brust würfe. Ein Bischof von Rom war weiland unentbehrlich, um einen deutschen Kaiser zu krönen; aber daß sich der Mann darüber einbildete, daß er ein Votum bei der Wahl selbst habe, war ein Paralogism des Einheizers, der zum geheimen Rath zu gehören meint, weil ohne sein Einheizen nicht Conseil gehalten werden kann. Mönche*) und Schriftsteller sind von jeher keine guten Freunde gewesen. Oft machten jene diese unglücklich; das können sie nicht mehr! nachher verhöhnten sie sie, das hilft nicht mehr! nun erweisen sie ihnen die Ehre, sie für furchtbar auszuschreien. Furchtbar sind sie nicht, die Schriftsteller, die Journalisten, die Licht hinein tragen in die schwarzen Gegenden der Bigotterie, der Intoleranz, der heimlichen Unterdrückung; aber furchtbar ist die Publizität, die sie veranlassen; furchtbar ist, nach Mercier's Ausdruck das unbestochene rächende Gericht, das sie zusammenberufen, und welches ein Vorspiel des Gerichtes der Nachwelt ist rc."

Es gereicht unstreitig der damaligen Denkweise der Regierungen und der Machthaber zu großer Ehre, daß sie diese und ähnliche Aeußerungen Schlözer's voll der edelsten Freimüthigkeit keineswegs ahndeten, seine Winke und Rathschläge zum öftern befolgten und dadurch deutlich und unverkennbar bei manchen Gelegenheiten das rühmliche Geständniß ablegten, daß sie sich keineswegs für untrüglich und unfehlbar achteten, die öffentliche Stimme ehrten, nicht aber, wie es in den neuesten Zeiten hin und wieder Sitte werden zu wollen scheint, gegen dieselbe als gegen aufrührerisches Geschrei die Strenge der Gesetze aufriefen.

*) Es kann nicht schwer fallen, das gegenwärtig hierfür passende Wort gar schnell aufzufinden.

Daß freilich die vornehme Beschränktheit es mitunter unbegreiflich fand, wie ein bloßer Gelehrter es auch nur wagen möge, die Untrüglichkeit hoch erleuchteter Staatsmänner öffentlich in Zweifel zu ziehen, war natürlich; Klagen erfolgten zuweilen; doch ward Schlözer in der Uebung der Preßfreiheit von seiner eigenen Regierung geschützt, solange er es vermied, diese selbst unmittelbar oder mittelbar anzugreifen. Es bewährte sich aufs Neue, daß die Zerstückelung von Deutschland wenigstens den Vortheil gewährte, daß man in dem einen Staate ungescheut die härtesten Urtheile über alle übrigen fällen mochte, zugleich aber auch, wie diese Preßfreiheit selbst mehr scheinbar als wirklich war, indem sie nur gegen Fremde, denn als solche pflegten sich die verschiedenen deutschen Staaten schon damals unter einander zu betrachten, gestattet ward, nicht aber auf das eigene Vaterland sich erstrecken durfte. Auch Schlözer erfuhr dieß auf eine sehr unangenehme Weise. Er, der zwanzig Jahre lang Fürsten und Regierungen ungescheut die Fackel der Publizität vorgehalten, schei-

wurden die Zeiten jeder Freimüthigkeit immer ungünstiger. Die französische Revolution, von der auch Schlözer gleich wie die mehrsten der bessern unter seinen Zeitgenossen anfangs die schönsten Hoffnungen gefaßt, deren so pomphaft angekündigten, erhabenen Grundsätzen er, wie nicht anders zu erwarten, in der ersten Zeit seinen Beifall nicht hatte versagen können, hatte schon jetzt jenen ausschweifenden Charakter angenommen, den sie fortan behielt und mit jedem Tage noch mehr entwickelte. Schlözer wollte ordnungs- und verfassungsmäßige Freihheit, die französische Revolution aber setzte die Gesetzlosigkeit an die Stelle der Freiheit, und er erkannte leicht, daß diese endlich wieder zum Despotismus zurückführen müsse. Daher zog er sich immer mehr auf sich selbst zurück; immer mehr schien sich das hohe Ziel von ihm zu entfernen, dem er die Anstrengungen seines ganzen Lebens geweiht. Nur die alte russische Geschichte, der Nestor, gewährte ihm in seinen letzten Lebensjahren einen Trost bei so widrigen äußeren Verhältnissen. Er mußte es erleben, daß das Land, dem er angehörte, von den Franzosen besetzt und geplündert, mußte es mit ansehen, daß Göttingen zu dem neugeschaffenen ephemeren Königreiche Westphalen geschlagen ward. Daß der Greis unmuthig wurde über eine Gegenwart, die alles auf immer zerstören zu müssen schien, woran er ein langes mühsames Leben hindurch mit inniger Liebe gearbeitet, wofür er gekämpft und gelitten, war nicht zu verwundern. Nachdem er in seinem siebenzigsten Jahre auch seine Vorlesungen, die bis dahin ihm noch einige Zerstreuung gewährt, auf immer geschlossen, lebte er die letzten fünf Jahre seines Lebens, beinah gänzlich zurückgezogen, nur mit einigen wenigen Vertrauten, unter den Gegenwärtigen vorzüglich mit seinem alten Freunde Beckmann und dem Hofrath Eichhorn, unter den Abwesenden mit dem unvergeßlichen Biller's, den er früh kennen und schätzen gelernt. Er selbst ahnete nicht, wenn er in seinen letzten Lebensjahren wiederholt klagte, daß jetzt alles vergessen scheine, was er in einer besseren Zeit gestrebt und gewirkt, daß dennoch der Saame, den er ausgestreut, die freisinnigen Ansichten, die er mit so viel Liebe und so viel Muth gepflegt und befördert, wiewohl sie für den Augenblick durch die Last der Willkür erdrückt und vernichtet schienen bis auf die letzte Spur, einst herrliche Früchte tragen würden.

Schlözer's bürgerliche Verhältnisse entsprachen dem

Daß freilich die vornehme Beschränktheit es mitunter unbegreiflich fand, wie ein bloßer Gelehrter es auch nur wagen möge, die Untrüglichkeit hoch erleuchteter Staatsmänner öffentlich in Zweifel zu ziehen, war natürlich; Klagen erfolgten zuweilen; doch ward Schlözer in der Uebung der Preßfreiheit von seiner eigenen Regierung geschützt, solange er es vermied, diese selbst unmittelbar oder mittelbar anzugreifen. Es bewährte sich aufs Neue, daß die Zerstückelung von Deutschland wenigstens den Vortheil gewährte, daß man in dem einen Staate ungescheut die härtesten Urtheile über alle übrigen fällen mochte, zugleich aber auch, wie diese Preßfreiheit selbst mehr scheinbar als wirklich war, indem sie nur gegen Fremde, denn als solche pflegten sich die verschiedenen deutschen Staaten schon damals unter einander zu betrachten, gestattet ward, nicht aber auf das eigene Vaterland sich erstrecken durfte. Auch Schlözer erfuhr dieß auf eine sehr unangenehme Weise. Er, der zwanzig Jahre lang Fürsten und Regierungen ungescheut die Fackel der Publizität vorgehalten, schei-

wurden die Zeiten jeder Freimüthigkeit immer ungünstiger. Die französische Revolution, von der auch Schlözer gleich wie die mehrsten der bessern unter seinen Zeitgenossen anfangs die schönsten Hoffnungen gefaßt, deren so pomphaft angekündigten, erhabenen Grundsätzen er, wie nicht anders zu erwarten, in der ersten Zeit seinen Beifall nicht hatte versagen können, hatte schon jetzt jenen ausschweifenden Charakter angenommen, den sie fortan behielt und mit jedem Tage noch mehr entwickelte. Schlözer wollte ordnungs- und verfassungsmäßige Freihheit, die französische Revolution aber setzte die Gesetzlosigkeit an die Stelle der Freiheit, und er erkannte leicht, daß diese endlich wieder zum Despotismus zurückführen müsse. Daher zog er sich immer mehr auf sich selbst zurück; immer mehr schien sich das hohe Ziel von ihm zu entfernen, dem er die Anstrengungen seines ganzen Lebens geweiht. Nur die alte russische Geschichte, der Nestor, gewährte ihm in seinen letzten Lebensjahren einen Trost bei so widrigen äußeren Verhältnissen. Er mußte es erleben, daß das Land, dem er angehörte, von den Franzosen besetzt und geplündert, mußte es mit ansehen, daß Göttingen zu dem neugeschaffenen ephemeren Königreiche Westphalen geschlagen ward. Daß der Greis unmuthig wurde über eine Gegenwart, die alles auf immer zerstören zu müssen schien, woran er ein langes mühsames Leben hindurch mit inniger Liebe gearbeitet, wofür er gekämpft und gelitten, war nicht zu verwundern. Nachdem er in seinem siebenzigsten Jahre auch seine Vorlesungen, die bis dahin ihm noch einige Zerstreuung gewährt, auf immer geschlossen, lebte er die letzten fünf Jahre seines Lebens, beinah gänzlich zurückgezogen, nur mit einigen wenigen Vertrauten, unter den Gegenwärtigen vorzüglich mit seinem alten Freunde Beckmann und dem Hofrath Eichhorn, unter den Abwesenden mit dem unvergeßlichen Villers, den er früh kennen und schätzen gelernt. Er selbst ahnete nicht, wenn er in seinen letzten Lebensjahren wiederholt klagte, daß jetzt alles vergessen scheine, was er in einer besseren Zeit gestrebt und gewirkt, daß dennoch der Saame, den er ausgestreut, die freisinnigen Ansichten, die er mit so viel Liebe und so viel Muth gepflegt und befördert, wiewohl sie für den Augenblick durch die Last der Willkür erdrückt und vernichtet schienen bis auf die letzte Spur, einst herrliche Früchte tragen würden.

Schlözer's bürgerliche Verhältnisse entsprachen dem

ausgezeichneten Platze, den er als Gelehrter und Politiker unter seinen Zeitgenossen einnahm. Wiederholt wurden ihm litterarische und bürgerliche Auszeichnungen zu Theil. So ward ihm, noch während seiner Anstellung in Rußland (1766), von Göttingen die philosophische, nachmals von Inspruck (1783) die juristische Doctorwürde als Anerkennung seiner gelehrten Verdienste ertheilt. Von der hannöverischen Regierung ward ihm der Ehrentitel eines Hofraths (1782), dann nochmals der eines geheimen Justizraths (1805) zu Theil, von mehrern gelehrten Gesellschaften zu Petersburg, Stockholm, Göttingen und München ward er zum Mitgliede aufgenommen; Kaiser Alexander aber, auf die Uebersendung des ihm gewidmeten Nestor, beschenkte ihn nicht nur mit einem kostbaren Ringe, sondern ertheilte ihm auch den Wladimir Orden vierter Klasse (1804) und den russischen Erbadel. Seiner Würde und der Würde seines Amtes vergaß er nie. Von der Bedeutung eines göttingischen Professors hatte er allerdings

vorzüglich aus seinem Briefwechsel und seinen Staatsanzeigen; er hatte sich von der Vandenhökschen Buchhandlung, die den Verlag beider Werke übernommen, die Hälfte des reinen Ertrags ausbedungen, welches bei einigen tausend verkauften Exemplaren beträchtliche Summen ausmachte. Daß er aber nicht umsonst Zeit und Mühe aufwenden wollte, mag man ihm wohl in seiner Lage keineswegs verargen.

Seine litterarischen Fehden, deren er mehrere bestand, sind ihm gleichfalls, wiewohl größtentheils mit Unrecht, wiederholt vorgeworfen worden, indem man ihn für zanksüchtig ausgegeben, gleich als wenn er nur allein aus Lust an Zank und Streit diese Fehden bestanden. Wenn sich aber auch nicht läugnen läßt, daß seine natürliche Heftigkeit, sein Eifer für alles, was er als das Rechte und Wahre erkannt, vorzüglich in späteren Jahren zuweilen in Bitterkeit auszuarten schien, daß seine Formen nicht immer die zartesten waren, so geht dagegen aus seinem ganzen Leben und Treiben eben so unwidersprechlich hervor, daß nur der gewissenhafteste Eifer für Wahrheit und Recht, der lebendigste Haß gegen alle Oberflächlichkeit und Seichtigkeit, wo er dieselbe irgend zu erblicken glaubte, gewöhnlich der einzige Grund dieser anscheinend übertriebenen Heftigkeit war. Unter seinen Fehden sind die mit Herder, Gatterer, Bahrdon, Thunemann und zuletzt mit Evers die bekanntesten geworden; wir glauben den Dank der Leser zu verdienen, wenn wir die Geschichte dieser Streitigkeiten selbst, die großentheils nur ein augenblickliches Interesse hatten, mit Stillschweigen übergehen. — Die am wenigsten glänzende Seite von Schlözers Charakter offenbarte sich dagegen unstreitig in seinen häuslichen Verhältnissen. Ungern berühren wir diesen Punct — weil er uns zwingt, einen in so mancher Rücksicht mit Recht allgemein geachteten Mann in einem weniger günstigen Lichte darzustellen; wir würden ihn ganz übergehn, dürfte er in einer treuen Schilderung Schlözer's, wie er wirklich im Leben war, überhaupt fehlen; eine Lobrede aber zu schreiben, haben wir nicht unternommen. Und warum auch menschliche Schwächen großer Männer absichtlich und ängstlich verstecken; warum sie als ganz makel- und tadellos darstellen? ist doch Schwäche und Unvollkommenheit der Sterblichen Erbtheil. Wohl denen, bei welchen, gleich wie bei Schlözer, die menschlichen Schwä-

ausgezeichneten Platze, den er als Gelehrter und Politiker unter seinen Zeitgenossen einnahm. Wiederholt wurden ihm litterarische und bürgerliche Auszeichnungen zu Theil. So ward ihm, noch während seiner Anstellung in Rußland (1766), von Göttingen die philosophische, nachmals von Inspruck (1783) die juristische Doctorwürde als Anerkennung seiner gelehrten Verdienste ertheilt. Von der hannöverischen Regierung ward ihm der Ehrentitel eines Hofraths (1782), dann nochmals der eines geheimen Justizraths (1805) zu Theil, von mehrern gelehrten Gesellschaften zu Petersburg, Stockholm, Göttingen und München ward er zum Mitgliede aufgenommen; Kaiser Alexander aber, auf die Uebersendung des ihm gewidmeten Nestor, beschenkte ihn nicht nur mit einem kostbaren Ringe, sondern ertheilte ihm auch den Wladimir Orden vierter Klasse (1804) und den russischen Erbadel. Seiner Würde und der Würde seines Amtes vergaß er nie. Von der Bedeutung eines göttingischen Professors hatte er allerdings

vorzüglich aus seinem Briefwechsel und seinen Staatsanzeigen; er hatte sich von der Vandenhökschen Buchhandlung, die den Verlag beider Werke übernommen, die Hälfte des reinen Ertrags ausbedungen, welches bei einigen tausend verkauften Exemplaren beträchtliche Summen ausmachte. Daß er aber nicht umsonst Zeit und Mühe aufwenden wollte, mag man ihm wohl in seiner Lage keineswegs verargen.

Seine litterarischen Fehden, deren er mehrere bestand, sind ihm gleichfalls, wiewohl größtentheils mit Unrecht, wiederholt vorgeworfen worden, indem man ihn für zanksüchtig ausgegeben, gleich als wenn er nur allein aus Lust an Zank und Streit diese Fehden bestanden. Wenn sich aber auch nicht läugnen läßt, daß seine natürliche Heftigkeit, sein Eifer für alles, was er als das Rechte und Wahre erkannt, vorzüglich in späteren Jahren zuweilen in Bitterkeit auszuarten schien, daß seine Formen nicht immer die zartesten waren, so geht dagegen aus seinem ganzen Leben und Treiben eben so unwidersprechlich hervor, daß nur der gewissenhafteste Eifer für Wahrheit und Recht, der lebendigste Haß gegen alle Oberflächlichkeit und Seichtigkeit, wo er dieselbe irgend zu erblicken glaubte, gewöhnlich der einzige Grund dieser anscheinend übertriebenen Heftigkeit war. Unter seinen Fehden sind die mit Herder, Gatterer, Bahrdon, Thunemann und zuletzt mit Evers die bekanntesten geworden; wir glauben den Dank der Leser zu verdienen, wenn wir die Geschichte dieser Streitigkeiten selbst, die großentheils nur ein augenblickliches Interesse hatten, mit Stillschweigen übergehen. — Die am wenigsten glänzende Seite von Schlözers Charakter offenbarte sich dagegen unstreitig in seinen häuslichen Verhältnissen. Ungern berühren wir diesen Punct — weil er uns zwingt, einen in so mancher Rücksicht mit Recht allgemein geachteten Mann in einem weniger günstigen Lichte darzustellen; wir würden ihn ganz übergehn, dürfte er in einer treuen Schilderung Schlözer's, wie er wirklich im Leben war, überhaupt fehlen; eine Lobrede aber zu schreiben, haben wir nicht unternommen. Und warum auch menschliche Schwächen großer Männer absichtlich und ängstlich verstecken; warum sie als ganz makel- und tadellos darstellen? ist doch Schwäche und Unvollkommenheit der Sterblichen Erbtheil. Wohl denen, bei welchen, gleich wie bei Schlözer, die menschlichen Schwä-

ausgezeichneten Platze, den er als Gelehrter und Politiker unter seinen Zeitgenossen einnahm. Wiederholt wurden ihm litterarische und bürgerliche Auszeichnungen zu Theil. So ward ihm, noch während seiner Anstellung in Rußland (1766), von Göttingen die philosophische, nachmals von Inspruck (1783) die juristische Doctorwürde als Anerkennung seiner gelehrten Verdienste ertheilt. Von der hannöverischen Regierung ward ihm der Ehrentitel eines Hofraths (1782), dann nochmals der eines geheimen Justizraths (1805) zu Theil, von mehrern gelehrten Gesellschaften zu Petersburg, Stockholm, Göttingen und München ward er zum Mitgliede aufgenommen; Kaiser Alexander aber, auf die Uebersendung des ihm gewidmeten Nestor, beschenkte ihn nicht nur mit einem kostbaren Ringe, sondern ertheilte ihm auch den Wladimir Orden vierter Klasse (1804) und den russischen Erbadel. Seiner Würde und der Würde seines Amtes vergaß er nie. Von der Bedeutung eines göttingischen Professors hatte er allerdings

vorzüglich aus seinem Briefwechsel und seinen Staatsanzeigen; er hatte sich von der Vandenhökschen Buchhandlung, die den Verlag beider Werke übernommen, die Hälfte des reinen Ertrags ausbedungen, welches bei einigen tausend verkauften Exemplaren beträchtliche Summen ausmachte. Daß er aber nicht umsonst Zeit und Mühe aufwenden wollte, mag man ihm wohl in seiner Lage keineswegs verargen.

Seine litterarischen Fehden, deren er mehrere bestand, sind ihm gleichfalls, wiewohl größtentheils mit Unrecht, wiederholt vorgeworfen worden, indem man ihn für zanksüchtig ausgegeben, gleich als wenn er nur allein aus Lust an Zank und Streit diese Fehden bestanden. Wenn sich aber auch nicht läugnen läßt, daß seine natürliche Heftigkeit, sein Eifer für alles, was er als das Rechte und Wahre erkannt, vorzüglich in späteren Jahren zuweilen in Bitterkeit auszuarten schien, daß seine Formen nicht immer die zartesten waren, so geht dagegen aus seinem ganzen Leben und Treiben eben so unwidersprechlich hervor, daß nur der gewissenhafteste Eifer für Wahrheit und Recht, der lebendigste Haß gegen alle Oberflächlichkeit und Seichtigkeit, wo er dieselbe irgend zu erblicken glaubte, gewöhnlich der einzige Grund dieser anscheinend übertriebenen Heftigkeit war. Unter seinen Fehden sind die mit Herder, Gatterer, Bahrdon, Thunemann und zuletzt mit Evers die bekanntesten geworden; wir glauben den Dank der Leser zu verdienen, wenn wir die Geschichte dieser Streitigkeiten selbst, die großentheils nur ein augenblickliches Interesse hatten, mit Stillschweigen übergehen. — Die am wenigsten glänzende Seite von Schlözers Charakter offenbarte sich dagegen unstreitig in seinen häuslichen Verhältnissen. Ungern berühren wir diesen Punct — weil er uns zwingt, einen in so mancher Rücksicht mit Recht allgemein geachteten Mann in einem weniger günstigen Lichte darzustellen; wir würden ihn ganz übergehn, dürfte er in einer treuen Schilderung Schlözer's, wie er wirklich im Leben war, überhaupt fehlen; eine Lobrede aber zu schreiben, haben wir nicht unternommen. Und warum auch menschliche Schwächen großer Männer absichtlich und ängstlich verstecken; warum sie als ganz makel- und tadellos darstellen? ist doch Schwäche und Unvollkommenheit der Sterblichen Erbtheil. Wohl denen, bei welchen, gleich wie bei Schlözer, die menschlichen Schwä-

men ist, ich in diesem Augenblicke den Befehl nach Kronenberg ertheile, daß die *** entlassen werden solle. Ich bitte, hiervon auch dem würdigen Herrn *** mit meiner Empfehlung Nachricht zu geben, und sehe jeder andern Gelegenheit mit Vergnügen entgegen, wo ich Beweise der vorzüglichen Hochachtung zu geben vermag, womit ich bin u. s. w."

So wie Schlözer frei und ohne Scheu sich gegen einzelne Fürsten und Große zu äußern wagte, mit gleich furchtloser Kühnheit machte er auch vor dem gesammten großen Publikum von seinen Grundsätzen kein Hehl, sobald es die Vertheidigung von dem galt, was er für recht und wahr anerkannte. Einen glänzenden Beweis dieser seiner Freimüthigkeit gab er vorzüglich im Jahre 1785 in seiner Rechtfertigungsschrift gegen den eichstädtschen Generalvikar Lehenbauer, die, wie wir oben bemerkt, er selbst in einer handschriftlichen Bemerkung für das Wichtigste erklärt, was er je habe drucken lassen. Zufällig hatte er in seinen Staatsanzeigen die Acten der gegen einen gewissen Pfarrer

trügen, der kritische Geschichtsforscher, wie der vorsichtigste Criminalrichter, sich mit allen Ehren blindlings unterwerfen darf? — Seinen Namen bei dergleichen Angaben hinzuzusetzen, könne man keineswegs unbedingt einem jeden zumuthen, denn wer würde die wahrhaft christliche Pflicht eines Deferenten erfüllen, wenn er, wie ein Ankläger, seinen Namen öffentlich angeben und dadurch den Haß der Mächtigen, denen seine Delation widerlich seyn könnte, auf sich nehmen müßte? — Die gottgefällige Justiz aber liebe Helle und Licht, rechtschaffene Richter ließen gern ihre guten Werke sehen und verrichteten ihr heiliges Amt aperto ostio, wie in London und Stockholm." Auch der eichstädtsche Generalvikar Lehenbauer hatte die jetzt so oft vorgebrachte Behauptung aufgestellt, der Journalist müsse für Alles verantwortlich seyn, was in den von ihm bekannt gemachten Aufsätzen Anderer stehe; „eine unerhörte Foderung!" ruft Schlözer aus, „mußte denn St. Hieronymus, als er eine neue Bibelausgabe veranstaltete, für Alles stehen, was in diesem heiligen Buche Simei und Ahitofel und Judas und Satanas logen?" Auch der Generalvikar Lehenbauer gab schon Schlözer'n den Rath, den wir gleichfalls so oft freimüthigen Männern, wenn auch nicht von Generalvikaren, haben geben hören, sein Journal gänzlich zu schließen, da dasselbe doch größtentheils nur Lügen und Verläumdungen enthalte. „Allerdings" erwidert dieser, „giebt es noch einige stockfinstere Gegenden in Deutschland, die nun einmal in der jetzigen Generation das Licht noch nicht vertragen können wie arme Gefangene, die Olympiaden lang keine Sonne in ihren unterirdischen Löchern gesehen haben. Nun, nach einer uralten Regel, die auch die neueren Götter der Erde wahr zu seyn befinden, muß man die Menschen nennen, wie sie sind, und der Zeit und den Konjunkturen überlassen, daß sie werden, wie sie seyn sollen; aber das geht so geschwind nicht. Lassen Sie etwas auf das Wort eines Mannes, dem Sie Einsicht und Rechtschaffenheit zutrauen müssen, gegen ein preußisches Oberkollegium drucken, es wird nicht gegen Sie wüthen, es wird Sie nicht bei Ihrer Regierung verklagen, und gleichwohl wird es sich eine, seiner Würde angemessene Genugthuung zu verschaffen wissen, denn — Preußen ist nun ein Mal Preußen. Aber wagen Sie das nämliche gegen ein bischöfliches Vicariat, wo noch, wie ohnlängst jemand von Goslar schrieb, er will was drucken

Göttingen den 5ten Jul. 1809.

„Diesen Morgen, falls ich diesen Morgen noch erlebe, früh um fünf Uhr, trete ich in mein fünf und siebenzigstes Jahr. Jetzt gehe ich zu meiner — nicht wahr — wohl verdienten Ruhe ein und dem zufolge unter andern ersuche ich dringend und respective gehorsamst alle meine lieben Angehörigen, Freunde und Bekannte, sich von nun an nicht weiter mit Geburtstags- und Neujahrsgratulationen an mich zu bemühen, solche mögen nun aus dem Herzen kommen oder rein diplomatisch seyn. Schon dadurch gewinne ich, dem alles Briefschreiben unbeschreiblich sauer wird, sehr viel, daß auch ich nun der schuldigen Dankantworten und Gegenwünsche (von denen ich mich natürlich nie würde dispensiren lassen) mit Ehren überhoben werde, vollends da Einem, der seit Ao. 1742 dergleichen Schreibereien getrieben, endlich die Variationen ausgehen und man doch nicht Jahr aus Jahr ein mit stehen bleibenden Lettern die Behörden angehen will. Aber

auch im Innern die Wiederkehr von Recht und Freiheit zu verheißen schien? Uns aber, die wir noch leben in der Zeit, möge die Erinnerung an den unvergeßlichen Mann zur Mahnung dienen, nicht zu ermatten in dem großen Kampfe für Wahrheit und Recht, möge sein rühmliches Beispiel ermuthigen und aufs Neue bei uns die Ueberzeugung befestigen, daß jedes männliche, redliche Streben, scheinen die Hindernisse auch noch so groß und unübersteiglich, dennoch endlich dem Ziele näher bringe und wenigstens einst für ein glücklicheres Geschlecht die gehofften Früchte trage!

Frau

Doctor Dorothea von Rodde,

geborne von Schlözer.

Von B. A.

Frau Doctor Dorothea von Rodde.

In der Charakterschilderung Schlözers würde unstreitig eine der anziehendsten Seiten vermißt werden, wenn wir hier nicht zugleich einen kurzen Abriß der Bildungs- und Lebensgeschichte seiner berühmten Tochter, Dorothea, gegenwärtig verehlichten Frau von Rodde, zu geben versuchten; beide stehen mit einander in der genausten Verbindung, erklären und erläutern sich wechselsweise. Wir verkennen die Schwierigkeiten nicht, die es hat, von Lebenden zu sprechen, vorzüglich die Schwierigkeit von ganz eigener Art, von einer in so vieler Rücksicht ausgezeichneten Frau nach Würden zu reden, ohne das weibliche Zartgefühl zu beleidigen, indem bei dem Außerordentlichen schon die gerechteste Würdigung so leicht als Schmeichelei erscheint. Dagegen aber, je mehr sich ein allgemeines Vorurtheil gegen die gelehrten Frauen erklärt, verdient die Frau um so mehr besser gekannt zu werden, die, obwohl im eigentlichsten Sinne eine gelehrte, dennoch nie aufhörte zugleich die weiblichste Frau und die Zierde ihres Geschlechts an Zartheit und Anmuth zu seyn. So möge es uns daher vergönnt seyn, den Versuch zu wagen, wenn auch nur in schwachen Umrissen, ein Bild der außerordentlichen Frau zu entwerfen, welche Deutschland nicht nur, sondern das gesammte gebildete Europa mit Recht als eine der Ausgezeichnetsten ihres Geschlechts betrachtet. Dorothea, das älteste von Schlözer's Kindern, ward am 10ten August 1770 geboren und schon von frühester Jugend an von ihrem Vater dazu bestimmt, eine gelehrte Bildung zu erhalten. Der vornehmste Beweggrund zu diesem Entschlusse, wir müssen es offenherzig eingestehen, war nicht viel mehr als eine Grille des Vaters, ein pädagogisches Kunst- und Probestück zu machen, und die Erziehungsmethode, die damals vorzüglich Basedow anpries, und welche freilich jede gründliche, ge-

lehrte Bildung durchaus zu vernichten drohte, auf eine recht auffallende Weise durch die That zu widerlegen. Das spielende, tändelnde Wesen, die seichte Vielwisserei, das Pralen mit leeren Worten und Namen, denen man den prunkenden Titel von Realkenntnissen gab, die Basedow den Kindern schon in frühster Jugend beigebracht wissen wollte, dieß alles konnte natürlich dem ernsten, gründlichen Schlözer keineswegs behagen. Heftig stritt er gegen Basedow bei mehrern Anlässen, vorzüglich in seiner Vorrede zu Chalotais's Versuche über den Kinderunterricht. Er selbst hatte sich in früheren Jahren wiederholt mit dem Unterrichte von Kindern abgegeben, theils weil seine Verhältnisse dieß so mit sich gebracht, theils weil er dabei Gelegenheit fand, manche höchst anziehende Beobachtung zu machen. Auch Kinder weiblichen Geschlechts hatte er bereits damals unterrichtet; so war er der Lehrer der achtjährigen Tochter Röderer's, seiner nach-

von zwei Jahren acht Monaten lernte sie zuerst stricken und platt-deutsch sprechen, welches letztere der Vater theils an und für sich, theils als Hülfsmittel zur dem-nächstigen Erlernung mehrerer verwandten Sprachen für unentbehrlich hielt. Auf das Plattdeutsche folgte zunächst das Französische, und zwar zuerst Uebung im Sprechen, zu welchem Ende in dem väterlichen Hause eine französische Wärterin gehalten ward. Als sie vier Jahre und zwei Monate alt geworden, fing sie an, Deutsch lesen zu lernen, und zwar nach einer von ihrem Vater unter dem Titel: Dortchen's Reise von Göttingen nach Franken, eigends dazu verfertigten Fibel *). Der grammatische Unterricht in der französischen Sprache begann erst mit dem neunten Jahre, um welche Zeit sie auch das Englische, dieß jedoch gleich vom Anfange an regelmäßig, zu erlernen begann, und sowohl dieser Unterricht, als auch häufiger Umgang mit Engländerinnen verschafften ihr gar leicht eine vollkommene Kenntniß der englischen Sprache. Unterricht im Italiänischen erhielt sie zuerst in ihrem eilften Jahre, allein nur drei Monate lang; dann aber begleitete sie ihren Vater auf einer Reise, welche dieser gegen das Ende des Jahres 1781 nach Italien unternahm. Beinahe sechs Monate lang blieben sie in Italien, und vorzüglich dem Umstande, daß sie während ihres Aufenthalts zu Rom, getrennt von ihrem Vater, in italiänischen Familien lebte, wo sie nothgedrungen, so wie auch unterwegs in den Wirtshäusern, sich im italiänisch Reden versuchen mußte, verdankte sie bald eine außerordentliche Fertigkeit in dieser Sprache, so daß sie dieselbe nach dem Zeugniß des Abts Denina **) gleich vollkommen wie ihre Muttersprache inne hatte. Schwedisch lernte sie in ihrem sechzehnten Jahre von ihrem Vater, Holländisch gleichfalls unter den Augen und mit Unterstützung desselben, größtentheils jedoch für sich nur mit Hülfe einer Sprachlehre und eines Wörterbuchs. Bereits in ihrem neunten Jahre hatte sie Lateinisch zu lernen begonnen, las jedoch nach dem Willen ihres Vaters größtentheils nur historische Schriftsteller und obendrein eben nicht die interessantesten derselben, wie sie denn z. B. mit Eutrop und Justin den

*) Eigentlich eine im Kinderstyle abgefaßte Beschreibung einer im Jahre 1773 nach Franken unternommenen Reise.

**) in seinen Lettere Brandenburghesi S. 34.

Anfang machen mußte; dann aber Tacitus, Sallust, Ci-
cero und Andre las; von Dichtern dagegen bis in ihr
16tes Jahr nur 500 Verse aus der Aeneis und einige
Oden und Satyren des Horaz. Erst später ward die
gesammte Aeneis und einige andre größere Dichterwerke
von ihr gelesen. Sechzehntehalb Jahr alt schritt sie zu
dem Griechischen fort, das sie zwar anfangs, theils we-
gen dauernder Unpäßlichkeit, dann wegen einer nach dem
Harze unternommenen Reise unterbrach, bald jedoch wie-
der aufs Neue fortsetzte. Apollodor, Anakreon und Homer
wurden unter Andern von ihr gelesen. Zu allen diesen
kam endlich auch noch das Spanische, welches sie später-
hin erlernte, und eine Zeitlang sogar das Hebräische.

In einigen dieser Sprachen ward sie, wie bereits
angeführt worden, von ihrem Vater selbst, in allen aber
unter beständiger strengen Aufsicht desselben unterrichtet.
Auch hierbei befolgte Schlözer seinen eigenen Weg und
seine besondern Ansichten, die wir jedoch um so weniger
billigen können, da darunter seine Tochter nothwendig
höchst empfindlich leiden mußte. Jede derselben mußte in

Kindes treffliche Anlagen unterstützt, erlangte Schlözer, was er sich vorgesetzt; in ihrem 17ten Jahre konnte seine Tochter in zehen Sprachen sich ausdrücken und über wissenschaftliche Gegenstände mit Männern sich unterhalten, das Hauptspiel des väterlichen Strebens, das freilich nur auf Kosten eines guten Theils des Jugendglücks der Tochter erreicht ward. Auf ähnliche Weise, wie die Erlernung der Sprachen, ward auch das Studium der verschiedenen Wissenschaften betrieben; auch hierin mußte die Tochter den Launen des Vaters unbedingt gehorchen. Vorzüglich waren es Geschichte und Mathematik, die sie nach seinem Willen betreiben mußte, erstere aber keineswegs auf eine Weise, wie sie ein junges, lebhafter Eindrücke empfängliches Gemüth am leichtesten hätte fesseln mögen. Statt unterhaltender, auf eine leichte und zugleich angenehme Weise belehrender Bücher gab Schlözer seiner Tochter bändereiche und wiewohl gründliche, dabei jedoch zugleich herzlich trockene Werke in die Hand, um aus ihnen die Geschichte der einzelnen europäischen Staaten zu erlernen. Maskow, Rapin Toyras, Herrera, Daniel, Muratori, die Hallische allgemeine Weltgeschichte und andre ähnliche Werke wurden für ihre Lektüre bestimmt, und weh ihr, wenn sie in den beinahe täglich wiederholten Prüfungen schlecht bestand, eine Jahrzahl, oder auch nur ein Datum ihrem Gedächtnisse entschlüpft war! Sämmtliche historische Vorlesungen des Vaters mußten zugleich von ihr gehört, dabei alle von demselben angeführten Werke auf die angegebne Weise studirt werden. Mit schon größerer Lust betrieb sie seit ihrem sechsten Jahre Mathematik. Mit der Geometrie ward nach dem Willen ihres Vaters der Anfang gemacht, dann schritt sie allmählich zur angewandten und höheren Mathematik fort. Schlözer selbst besaß nur geringe mathematische Kenntnisse, daher übertrug er Kästner'n das Geschäft, seine Tochter von ihrem siebenten Jahre an wiederholt über ihre Fortschritte in der Mathematik zu prüfen; ungleich leichter mochte sie jeden Andern als ihren strengen Vater befriedigen *). Neben diesen beiden Hauptwissenschaften wurden noch

*) In der Vorrede zu Müller's Anweisung zur Geometrie für Anfänger (Göttingen 1790. 2te Aufl.) sagt Kästner von ihr, ohne sie zu nennen: „Unerwartet aber wird es seyn, daß ich ein Kind von sieben Jahren kenne, dessen Hand noch zu schwach ist,

mehrere andere zu verschiedenen Zeiten betrieben, jedoch, wie es scheint, ohne einen umfassenden, zusammenhängenden Plan, sondern vielmehr je nachdem die Laune des Vaters auf die eine oder die andre derselben verfiel. Die Neigung der Tochter aber ward dabei nur äußerst selten oder vielmehr niemals, wie sie es verdient hätte, berücksichtigt. So folgte auf das Studium der Mathematik zunächst das der Mineralogie. Nicht nur genoß sie darin in ihrem 16ten Jahr den besondern Unterricht des Hofraths Gmelin, sondern mußte dann auch, um sich practische Kenntnisse, sowohl der Mineralogie, als auch der Bergwerkskunde überhaupt zu verschaffen, den Harz besuchen, weshalb sie sich sechs Wochen lang zu Clausthal bei dem Generalsuperintendenten Dahme aufhielt; und sie, das blühende sechzehnjährige Mädchen, mußte in Mannskleidern, in Gesellschaft der Herren von der Feder und vom Leder, die sich jedoch sämmtlich beeiferten, durch die zarteste Aufmerksamkeit ihr das Beschwerliche und Unangenehme eines solchen Beginnens zu erleichtern, die Gru-

ter die philosophische Doctorwürde ertheilt ward. Eine zufällige, scherzhafte Aeußerung des Hofraths Michaelis (24. Jul. 1787) gegen Fräulein Schlözer, „sie werde in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts die erste Studenten-Matrikel oder gar ein Magister-Diplom erhalten,“ gab dazu die erste Veranlassung. Schlözer, zweifelhaft, ob diese Aeußerung ernstlich oder scherzhaft gemeint gewesen, glaubte sich dennoch näher darnach erkundigen zu müssen und schrieb deshalb an Michaelis, (28. Jul.) „daß, falls es mit dem Magisterdiplome für seine Tochter ernstlich gemeint gewesen, er den Wunsch hege, daß sie nicht etwa nur Ehren halber ein solches erhalte, sondern zugleich entweder von der gesammten Fakultät, oder doch zum mindesten von einigen Abgeordneten derselben förmlich und regelmäßig geprüft, dagegen aber von dem öffentlichen Auftreten bei der Jubiläums-Feier selbst dispensirt werde.“ Dem zu Folge ward von der philosophischen Facultät der Beschluß gefaßt, daß Fräulein Schlözer zwar des öffentlichen Auftretens und der Disputation, wie auch des üblichen Gesuchs, um Zulassung zum Examen, überhoben, dagegen aber auf die gewöhnliche Weise, jedoch nur in deutscher Sprache, geprüft werden solle. Nachdem sie daher auf Michaelis Aufforderung ihren Lebenslauf der Facultät eingereicht, ward der 25ste August zu ihrer feierlichen Prüfung festgesetzt, welche in der Behausung des Hofraths Michaelis, als Dekans, in seiner und der übrigen Mitglieder der philosophischen Fakultät, der Herren Kästner, Heyne, Gatterer, Meister, Feder und Kulenkamp Gegenwart, von 5 bis 7½ Uhr Abends vorgenommen ward. Michaelis, Kästner und Meister waren die Examinitoren. Ersterer ließ sie die 37ste Ode aus dem ersten Buche des Horaz frei übersetzen und erklären, dann befragte sie Kästner über Algebra, Mineralogie und Bergwerkskunde, Meister über Baukunst, vorzüglich mit Rücksicht auf ihre vor einigen Jahren gemachte italiänische Reise, und legte ihr zuletzt noch eine mathematische Aufgabe vor, welche sie gleichfalls zu allgemeiner Zufriedenheit löste. Dann ward ihr nach kurzer Berathung der Facultät durch Michaelis der Beschluß derselben eröffnet, ihr die philosophische Doctorwürde zu ertheilen, und sie zugleich von den Anwesenden beglückwünscht. Sie aber dankte mit der Aeußerung, „daß sie zwar jetzt diese Ehre noch nicht verdient habe, dieselbe aber vielleicht in fünf Jahren zu verdienen hoffe.“ Dann eilte sie, von

mehrere andere zu verschiedenen Zeiten betrieben, jedoch, wie es scheint, ohne einen umfassenden, zusammenhängenden Plan, sondern vielmehr je nachdem die Laune des Vaters auf die eine oder die andre derselben verfiel. Die Neigung der Tochter aber ward dabei nur äußerst selten oder vielmehr niemals, wie sie es verdient hätte, berücksichtigt. So folgte auf das Studium der Mathematik zunächst das der Mineralogie. Nicht nur genoß sie darin in ihrem 16ten Jahr den besondern Unterricht des Hofraths Gmelin, sondern mußte dann auch, um sich practische Kenntnisse, sowohl der Mineralogie, als auch der Bergwerkskunde überhaupt zu verschaffen, den Harz besuchen, weshalb sie sich sechs Wochen lang zu Clausthal bei dem Generalsuperintendenten Dahme aufhielt; und sie, das blühende sechzehnjährige Mädchen, mußte in Mannskleidern, in Gesellschaft der Herren von der Feder und vom Leder, die sich jedoch sämmtlich beeiferten, durch die zarteste Aufmerksamkeit ihr das Beschwerliche und Unangenehme eines solchen Beginnens zu erleichtern, die Gru-

ter die philosophische Doctorwürde ertheilt ward. Eine zufällige, scherzhafte Aeußerung des Hofraths Michaelis (24. Jul. 1787) gegen Fräulein Schlözer, „sie werde in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts die erste Studenten-Matrikel oder gar ein Magister-Diplom erhalten," gab dazu die erste Veranlassung. Schlözer, zweifelhaft, ob diese Aeußerung ernstlich oder scherzhaft gemeint gewesen, glaubte sich dennoch näher darnach erkundigen zu müssen und schrieb deshalb an Michaelis, (28. Jul.) „daß, falls es mit dem Magisterdiplome für seine Tochter ernstlich gemeint gewesen, er den Wunsch hege, daß sie nicht etwa nur Ehren halber ein solches erhalte, sondern zugleich entweder von der gesammten Fakultät, oder doch zum mindesten von einigen Abgeordneten derselben förmlich und regelmäßig geprüft, dagegen aber von dem öffentlichen Auftreten bei der Jubiläums-Feier selbst dispensirt werde." Dem zu Folge ward von der philosophischen Facultät der Beschluß gefaßt, daß Fräulein Schlözer zwar des öffentlichen Auftretens und der Disputation, wie auch des üblichen Gesuchs, um Zulassung zum Examen, überhoben, dagegen aber auf die gewöhnliche Weise, jedoch nur in deutscher Sprache, geprüft werden solle. Nachdem sie daher auf Michaelis Aufforderung ihren Lebenslauf der Facultät eingereicht, ward der 25ste August zu ihrer feierlichen Prüfung festgesetzt, welche in der Behausung des Hofraths Michaelis, als Dekans, in seiner und der übrigen Mitglieder der philosophischen Fakultät, der Herren Kästner, Heyne, Gatterer, Meister, Feder und Kulenkamp Gegenwart, von 5 bis 7½ Uhr Abends vorgenommen ward. Michaelis, Kästner und Meister waren die Examinitoren. Ersterer ließ sie die 37ste Ode aus dem ersten Buche des Horaz frei übersetzen und erklären, dann befragte sie Kästner über Algebra, Mineralogie und Bergwerkskunde, Meister über Baukunst, vorzüglich mit Rücksicht auf ihre vor einigen Jahren gemachte italiänische Reise, und legte ihr zuletzt noch eine mathematische Aufgabe vor, welche sie gleichfalls zu allgemeiner Zufriedenheit löste. Dann ward ihr nach kurzer Berathung der Facultät durch Michaelis der Beschluß derselben eröffnet, ihr die philosophische Doctorwürde zu ertheilen, und sie zugleich von den Anwesenden beglückwünscht. Sie aber dankte mit der Aeußerung, „daß sie zwar jetzt diese Ehre noch nicht verdient habe, dieselbe aber vielleicht in fünf Jahren zu verdienen hoffe." Dann eilte sie, von

den Töchtern des Hofraths Michaelis mit einem Lorbeer-
kranze geschmückt, in das elterliche Haus zurück. Ihr An-
zug an diesem Tage glich überhaupt ganz einem bräutlichen
Schmucke; so hatte es der Vater gewollt. An demselben
Abend ward ihr ein von Schlözer selbst im Namen ihrer
Brüder verfertigtes Gedicht überreicht, dann am 17ten
September bei der Feier des Jubiläums sie feierlich zum
Doctor erklärt. Sie selbst war jedoch bei der Feierlichkeit
nicht gegenwärtig, sondern befand sich in der benachbarten
Bibliothek, von wo aus sie alles, was in der Universitäts-
kirche vorging, bequem hören und übersehen konnte.

So hatte sie das Ziel erreicht, welches ihr der Vater,
nicht sie selbst sich vorgesteckt; sie war feierlich in der Gelehr-
ten Zunft aufgenommen, öffentlich als Gelehrte anerkannt,
ward bald darauf auch in die jenaische lateinische Gesellschaft
als Mitglied aufgenommen. Allein, wenn gleich Schlözer
allerdings Basedow dadurch aufs Sprechendste widerlegt
und seine eigenen früher aufgestellten Behauptungen auf das
Glänzendste gerechtfertigt zu haben schien, so dürfen wir
dennoch nicht vergessen, daß er dieß auf Kosten des Jugend-
glücks seiner Tochter gethan, und daß es wohl nur ein
glückliches Ungefähr zu nennen war, daß diese diesen hals-
brechenden Versuch nicht mit dem Leben, wenigstens mit
dem gänzlichen Verluste ihrer Gesundheit gebüßt; Schlö-
zer dagegen rechtfertigte die streng wissenschaftliche Erzie-
hung seiner Tochter damit, daß er theils die leeren Stun-
den derselben, deren es bei der gegenwärtigen Erziehung
ungleich mehr gebe als bei der großmütterlichen, habe aus-
füllen wollen, da der Müssiggang so leicht der Sittlichkeit
gefährlich werde, dann aber auch, daß er seiner Tochter
Kenntnisse zu verschaffen gesucht, die ihr vielleicht einst im
bürgerlichen Leben von großem Nutzen seyn könnten, und
würde dieß auch der Fall nicht seyn, so meinte er, habe sie
dabei nichts als eine Reihe, sonst vollkommen leer geblie-
ner und dadurch vielleicht schädlich gewordener Stunden
verloren, außerdem aber seyen ja auch die Fälle so gar sel-
ten nicht, wo eine durch Wissenschaften gebildete Fra-

Allein wohl waren es diese Gründe keinesweges allein, welche Schlözer'n bei der Erziehung seiner Tochter leiteten; aus der Art, wie dieselbe betrieben ward, aus der Wahl der Wissenschaften, denen sich die Tochter ganz vorzüglich widmen mußte, geht vielmehr unwidersprechlich hervor, daß die Hauptabsicht des Vaters keine andere, als die schon oben angegebene gewesen, ein lebendiges Muster von der Vorzüglichkeit seiner Methode, vor der von Basedow anempfohlnen, aufzustellen. Nur die herrlichste Natur mochte aber zugleich die Tochter vor der Eitelkeit und Prunksucht bewahren, die der Vater selbst auf jede Weise zu befördern strebte. Die Sorge für ihre Gesundheit, eine der ersten und hauptsächlichsten Rücksichten, die den Vater bei der Erziehung seines Kindes hätten leiten sollen, blieb fortwährend nur eine Nebenrücksicht. Nur allein ihre starke Constitution erhielt sie trotz der unnatürlichen Lebensweise, zu der sie sich verurtheilt sah. Oft den ganzen Tag, regelmäßig aber jeden Abend von sechs Uhr an, mußte sie mit dem Vater seyn, mit ihm und neben ihm arbeiten, und war dabei, wenn die Arbeit nicht ganz nach seinem Wunsche ausgefallen, da er alle seine Umgebungen nach sich selbst zu messen gewohnt war, übertriebene Ansprüche an seine Kinder überhaupt, vorzüglich aber an seine Tochter, machte, den heftigsten Ausbrüchen seiner übeln Laune blosgestellt. Schon als junges Kind mußte sie bis spät in die Nacht mit dem Vater wachen und arbeiten, ihm bei seinen litterarischen Beschäftigungen zur Hand gehen, Auszüge, Uebersetzungen und Tabellen verfertigen, Aufgaben lösen, und andere Arbeiten der Art unter seinen Augen verrichten. Dazu von frühem Morgen bis zum Abende eine Menge bestimmter Privatstunden. Erholungen und Vergnügungen wurden ihr nur äußerst spärlich verstattet, ja sogar, bis sie das väterliche Haus verließ, jeder Brief, den sie schrieb oder erhielt, wurde von dem Vater gelesen und streng beurtheilt; nur wie er wollte, sollte sie sich äußern. So ward sie um ihre Jugend durchaus betrogen, Kinderjahre und Kinderspiele, froher Jugendgenuß blieben ihr unbekannte Freuden; dazu die Willkür, mit der ihre Geschwister von dem harten Vater beherrscht wurden: wahrlich man erstaunt mit Recht über die beinahe unbegreifliche Stärke des Charakters, der unter solchen peinlich drückenden, alle Lebensfreudigkeit, jede fröhliche Innigkeit zernichtenden Verhältnissen dennoch seine Selbstständigkeit zu bewahren vermochte. Wohl

mochte Schlözer Recht haben, als er durch die Erziehung, die er seiner Tochter gab, dieselbe vor der Langenweile des Alters zu bewahren hoffte; allein zu theuer ward jedoch dieselbe durch eine mehr als langweilige Jugend erkauft.

Frohe, und beinahe die einzig frohen Augenblicke gewährten ihr die Reisen, die sie wiederholt, theils in Gesellschaft ihres Vaters, theils ohne denselben machte; allein auch hier genoß sie, wenigstens sobald der Vater sie begleitete, recht eigentlich nur frohe Augenblicke, und seine Grillen versagten ihr außerdem die mehrsten von jenen Genüssen, die ihren Jahren, ihrer Jugend und ihrer Bildung vor Allem zugesagt haben würden; vorzüglich war dieß auf der italiänischen Reise der Fall. Schlözer reisete nur zur Bereicherung seiner historisch-politischen Kenntnisse; die Tochter hatte lebhafteres Gefühl für Natur und Kunstschönheiten; allein der Vater, den seine Kurzsichtigkeit für dergleichen Genüsse unempfänglich machte, hielt es nicht der Mühe werth, dieser ihrer Neigung auch nur das geringste Opfer zu bringen. So sah sie den berühmten Wasserfall von Terni

sie, kurz nachdem sie die Doctorwürde zu Göttingen erlangt hatte, in Gesellschaft ihrer Mutter nach Straßburg machte (26. Septbr. — 26. Oktbr. 1787.), bei welcher Gelegenheit ihr unter andern durch eine aus dem Rektor und verschiedenen Professoren bestehende Deputation der Straßburger Universität eine Matrikel überreicht ward. Einige Jahre darauf fand sie ebenfalls Gelegenheit, in Gesellschaft der Familie des Obercomissär Gräzel aus Göttingen nach Frankfurt am Main zu reisen, um der Wahl und Krönung Leopold's II. (1790) beizuwohnen. Auch deshalb ward diese Reise für sie von Wichtigkeit, da sich ihr zu Frankfurt eine Gelegenheit darbot, in einem angesehenen Hause in Coblenz fortan einer angenehmeren Existenz zu genießen, als sich mit dem Halten akademischer Vorlesungen zu beschäftigen, wie Schlözer von ihr verlangt hatte, und wozu sie sich bereits hatte vorbereiten müssen. Des Vaters Wille rief sie jedoch nach Göttingen zurück, und schon im nächsten Jahre ward ihr Schicksal anderweitig entschieden, indem sie bei Gelegenheit einer Reise, die sie in Gesellschaft ihres Vaters (1791. 17. April bis 14. Mai) nach Lübeck, Kiel und Hamburg machte — der beabsichtigte Besuch von Koppenhagen ward durch widrige Winde vereitelt —, am ersterem Orte den damaligen Senator, nachherigen Burgermeister (1806) Matthäus Rodde, durch kaiserliche Begnadigung in der Folge (1803) in den Reichsfreiherrnstand erhoben, kennen lernte, und sich alsbald mit demselben verlobte; ein Jahr später (1792, 28. Mai) ward zu Göttingen die Ehe vollzogen.

Mit ihrer Verheirathung und ihrer Versetzung nach Lübeck, begann zugleich eine neue Periode ihres inneren Lebens und Treibens, indem sie von jetzt an mehr ihrer eigenen Neigung bei der Wahl ihrer Studien folgen konnte. Durch Villers, der, wie in der im 5ten Stücke dieser Zeitschrift enthaltenen Biographie desselben ausführlicher erzählt worden, mit dem Roddischen Hause in genauere Verhältnisse gekommen war, ward sie in die schöne Litteratur der Franzosen eingeführt, welche ihr, so lange Schlözer ihre Studien leitete, beinahe gänzlich unbekannt geblieben war, während sie dagegen den geistvollen Franzosen zuerst mit dem innersten Wesen deutscher Art und Wissenschaft bekannt machte. In glücklicher Unabhängigkeit, geachtet und geschätzt von Allen, die das Glück hatten, ihr zu nahen, lebte sie an ihrem neuen Wohnorte;

drei Kinder, zwei Töchter und ein Sohn beglückten ihre Ehe*). Auch darin den mehrsten, sogenannten gelehrten Frauen unähnlich, die nur darauf bedacht, als Schriftstellerinnen zu glänzen, die Erziehung ihrer Kinder, als etwas Untergeordnetes und Störendes, gar leicht fremden Händen überlassen, widmete sie dagegen von jetzt an ihre Zeit und ihre Kenntnisse mit nie rastender Sorgfalt ganz vorzüglich der Erziehung und Bildung derselben; nichts ward versäumt, was irgend dazu beitragen konnte: keine Reise ohne sie unternommen, alles Bemerkenswerthe auf denselben mit ihnen besucht; der Kunstsinn der ausgezeichneten Frau hatte bisher nur geringe Befriedigung gefunden, da, wie schon bemerkt worden, Schlözer das Studium der Kunst als etwas vollkommen Unnützes und Ueberflüssiges seiner Tochter nicht gestatten wollte, und sie daher selbst auf ihrer italiänischen Reise gleichsam nur im Fluge und verstohlner Weise diese ihre Neigung hatte befriedigen können. Dagegen besuchte sie jetzt in den nächsten Jahren in Gesellschaft

sie auch nachmals fortwährend bei *) — die zufällig in einem öffentlichen Blatte erschien, ward bald in allen Journalen von Paris mit lautem Beifalle wiederholt **). Die zweite Reise vorzüglich fiel in einen der interessantesten Zeitpuncte. Es war die Periode der Ermordung des Herzogs von Enghien und Pichegrü's, des Prozesses von Moreau und Georges und der Annahme der Kaiserwürde. Deutlich und unverkennbar äußerte damals die Masse der Pariser ihre vollkommene Gleichgültigkeit, nicht selten selbst ihren lauten Widerwillen gegen das grobe Gaukelspiel, welches unter ihren Augen vorging und sie selbst sowohl, als das gesammte übrige Europa, täuschen sollte, und auch Frau von Rodde hatte wiederholt Gelegenheit, alle die erbärmlichen Kunstgriffe zu beobachten, welche von der Polizei angewandt wurden, um einen künstlichen Enthusiasmus hervorzubringen. Außer diesen beiden Reisen nach Paris besuchte Frau von Rodde zu verschiedenen Malen Hamburg, Kiel, Gotha, Leipzig, Dresden und Göttingen; zu Lübeck aber war ihr Haus der Sammelplatz der ausgesuchtesten Gesellschaft von Fremden und Einheimischen; was auf Talente und Bildung Anspruch machte, bestrebte sich, der ausgezeichneten Frau zu nahen. Allein bald ward dieser schöne Kreis durch öffentliches, dann durch Familienunglück zerstört. Die Schlacht von Jena führte plötzlich und unerwartet drei französische Armeekorps vor die Thore von Lübeck, die Stadt ward erstürmt (6. Nov. 1806); nur durch Villers entschlossene Geistesgegenwart ward das roddische Haus vor den Greueln der Plünderung geschützt. Der damalige Marschall Bernadotte, der in demselben sein Quartier genommen, schätzte Frau von Rodde, und noch bei seiner Anwesenheit in Göttingen am Ende des Jahres 1813 gab er ihr davon öffentlich die schmeichelhaftesten Beweise. Nichts desto weniger wurden die Unfälle, welche Lübeck im Allgemeinen betroffen, bald auch die Veranlassung zu der Zerstörung ihres häuslichen Glücks. Große Verluste hatte die Stadt durch die Erstürmung und die Plünderung erlitten, noch mehr litt sie durch die gänzliche Sperrung ihres Handels, durch das plötzliche Versiegen der mehrsten bisherigen Erwerbsquellen ihrer Bewohner, und natürlich wirkten diese

*) Dem Verfasser dieses Abrisses ist es vergönnt worden, von allen diesen Tagebüchern Einsicht zu nehmen.

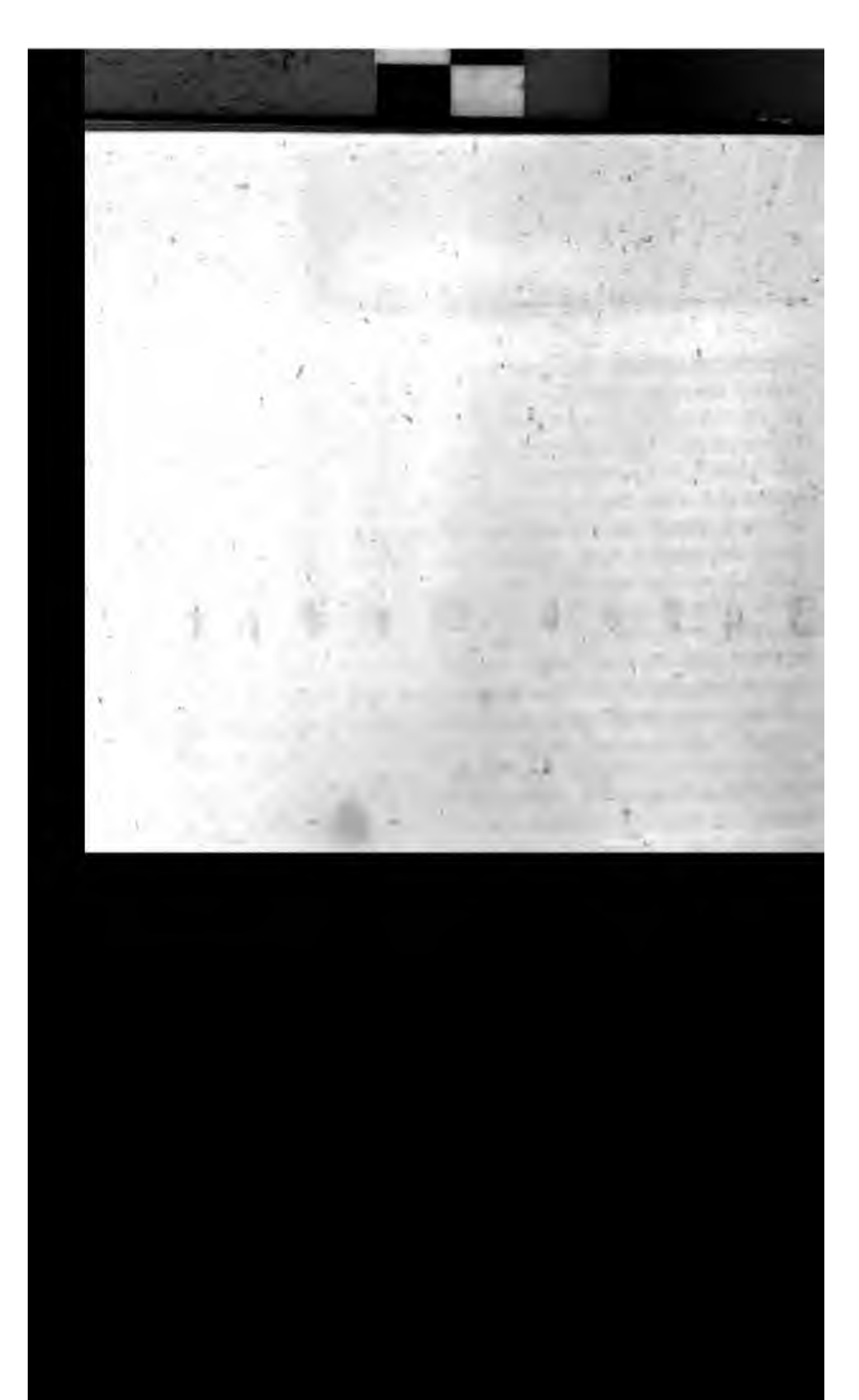
**) Meyer's Briefe aus der Hauptstadt und dem Innern Frankreich's (Tübingen 1802. 2 Bde.).

unglücklichen Verhältnisse auch auf das Roddische Haus, eins der ersten Handelshäuser der Stadt, auf eine höchst empfindliche Weise zurück. Hierdurch veranlaßt, vertauschte die Roddische Familie (1810) ihren bisherigen Aufenthaltsort mit Göttingen, und auch hier ward Frau von Rodde, die durch ihren Muth und ihre Standhaftigkeit noch bewunderungswürdiger im Unglücke, als im Glücke durch ihre bescheidene Anspruchslosigkeit, erschien, mit allgemeiner Achtung empfangen, indeß ihr neuer Wohnplatz ihr zugleich alle zu ihren wissenschaftlichen Beschäftigungen erforderliche Hülfsmittel im Ueberflusse darbot. Nur häufig wiederkehrende Kränklichkeit bewogen sie, allmählich sich immer mehr von der Gesellschaft in ihre Häuslichkeit zurückzuziehn und sich auf einen kleinen aber ausgesuchten Kreis zu beschränken. Nicht leicht versäumt außerdem der fremde Gelehrte und Künstler, den sein Weg nach Göttingen führt, die Bekanntschaft der außerordentlichen Frau zu suchen, und findet sich aufs Angenehmste überrascht, wenn er durchaus

Jakob Necker

von

C — r.



Vorwort.

Die gegenwärtigen Erscheinungen der literarischen, wie der politischen Welt, erneuern Necker's Andenken auf vielfache Weise. Jene beschäftigen sich größtentheils mit der Charakteristik des Privatmannes, diese zeigen in vielen Staaten die schwierige Aufgabe der Bildung einer zweckmäßigen Volksrepräsentation und erinnern daran, daß Necker in dem Zeitpuncte seiner größten ministeriellen Wirksamkeit zur Lösung desselben Problems verpflichtet war. Bei den großen Forderungen, welche unter solchen Verhältnissen Regent und Volk an das Ministerium zu machen berechtigt sind, ist es besonders lehrreich, in dem Gebiete der Geschichte bei den Gegenbildern zu verweilen und solche zum Prüfsteine zu machen, nach welchem die Gegenwart erkannt und die Folge der Erscheinungen bestimmt werden darf.

Nach diesem Gesichtspuncte wurde die Untersuchung über Neckers eigenthümliche Wirksamkeit als Staatsmann, als ein richtiger Theil seiner Biographie, auf dem Grund lauterer historischer Quellen vorgenommen, ehe das neueste, diesen Gegenstand berührende Werk der Frau von Staël bekannt wurde. Als der Verfasser des einliegenden Versuches die Betrachtungen über die vornehmsten Begebenheiten der französischen Revolution erhielt, ging er sie aufmerksam durch, willfährig, jede zur Berichtigung seiner Untersuchung dienende Belehrung aufzunehmen. Je sorgfältiger er aber die reichen Quellen der französischen Revolutionsgeschichte und Neckers eigene Schriften benutzt hatte, um so weniger fand er sich veranlaßt, außer der Hinzufügung einiger Anmerkungen, irgend eine Veränderung in seinem Aufsatze vorzunehmen, wenn gleich Fr. v. Staël eine, von dem Resultate dieser Untersuchung

ganz verschiedene Meinung über die staatswissenschaftlichen Verdienste ihres Vaters zu verbreiten sucht. Die großen Thatsachen, welche in den Betrachtungen der Fr. v. Staël eine neue Bürgschaft erhalten, geben einer verschiedenartigen Deutung Raum: anders erscheinen sie der Tochter, die den geistreichen Mann, den redlichen Beamten, den theuren Vater in reiner Liebe verehrt, und um so leichter den Staatsmann rechtfertigen zu können glaubt, je entfernter dessen Wirkungskreis dem Elemente ihrer Verehrung steht, anders dem, der in strenger historisch-biographischer Würdigung nur den Staatsmann und seinen Beruf beurtheilt. — Am auffallendsten bewährt sich dieses in dem Abschnitte der Betrachtungen, wo Fr. v. Staël von Neckers Charakter als Staatsmann und von dessen Planen hinsichtlich der Finanzen und der Verwal-

I.

Die Familie Necker.

Karl Friedrich Necker stand bis zum Jahre 1712 als Advocat bei der Regierung zu Küstrin in der Neumark. Getrieben von der Sehnsucht, die Welt zu sehen, um sich einen weitern Wirkungskreis für das Leben zu bilden, hegte er längst den Wunsch, die Verhältnisse in Küstrin aufzugeben, und wandte sich zur Beförderung solches Planes an einen Verwandten zu Berlin, den geheimen Commerzienrath Schütze. Dieser in einseitigen Verbindungen lebende Mann hatte den Auftrag, für einen jungen von Bernsdorf zu Hannover einen Hofmeister zu empfehlen; Necker wurde in Vorschlag gebracht, und trat mit großer Freude in eine neue Lebenssphäre, welche ihn 1713 verpflichtete, seinen Zögling auf die Universität Genf zu begleiten, und, nach dort vollendeten Studien, die vornehmsten Hoflager Europas zu besuchen. Im Verfolg dieser Reisen fand Necker zu London auf eine sehr ehrenvolle und ganz seinen Wünschen entsprechende Weise die Bestimmung für sein künftiges Leben. Der König, Georg der Erste, gewann den jungen von Bernsdorf, den er zu Hannover einst aus der Taufe gehoben, besonders lieb und übertrug dieses ausgezeichnete Wohlwollen auch auf seinen Begleiter. Necker reich beschenkt, erhielt als ein bewährter, geschickter Erzieher durch die Vermittelung des Königs vom Parlamente eine bedeutende jährliche Pension mit dem Auftrage, zu Genf eine Bildungsanstalt für junge Britten zu errichten.

Unter so günstigen Verhältnissen kehrte er nach Genf zurück, erfüllte jenen Auftrag und sicherte durch verständige Leitung den glücklichen Fortgang seiner Pensionsanstalt, indem er sich durch Fleiß, Biedersinn und Fähig-

keit die größte Achtung seiner Mitbürger verschaffte. Er ward bei der hohen Schule zu Genf Professor des deutschen Staatsrechts 1724, erhielt das Bürgerrecht 1726 und trat bald darauf als Mitglied in den großen Rath des Freistaats.

Unermüdet widmete er sich dem Gemeinwesen und kämpfte immer gegen den Geist der Zwietracht mit Wort und That; in diesem Streben fand der rüstige Greis das Ziel seiner Wallfahrt.

Bei einer Wahl entstanden in der Petri-Kirche heftige Unruhen; Necker, vom lebendigen Geiste des Pflichtgefühls begeistert, trat hervor und erschütterte mit kraftvollen Worten die erbitterten Gemüther; aber mitten unter den Anstrengungen, den Haß gegenseitiger Feindschaft zu beschwichtigen, sank der edle Patriot, vom Schlage getroffen, zur Erde. Er ging zu den Wohnungen des Friedens aus dem Kampfplatze wilder Leidenschaft 1760.

Karl Friedrich Necker war verheirathet mit der Tochter des Genfer Syndikus Gualtier und hinterließ aus

allen Verhältnissen, welche ihn mit der Vaterstadt verbanden; er nahm von dem Landgute seines Vaters Germanie den Zunamen an und ließ sich 1762 in der Heimath seiner Gattin zu Marseille häuslich nieder, eine Wechselhandlung errichtend, gemeinschaftlich mit seinem Bruder und mit einem Schwager des Banquier Frieß zu Wien; der glücklichste Erfolg krönte dieses Unternehmen. Ludwig Necker zog sich nach wenigen Jahren mit einem reinen Gewinne von zwei Millionen Franken aus dieser Handelsverbindung zurück, wählte dann Paris zu seinem Wohnorte und lebte hier, als Theilnehmer der Banquiergeschäfte seines Bruders, einer schönen wissenschaftlichen Muße, an der Seite seiner zweiten, sehr reichen Gattin, einer Schwester des französischen Husarenobristen, Hauteville, in der genauesten Verbindung mit dem herrlichen Greise, Benjamin Franklin, der damals als Gesandter der nordamerikanischen Freistaaten am französischen Hofe accreditirt war, (1778 bis 1783). Ludwig Necker hatte zwei Kinder aus der ersten Ehe, eine Tochter, die nach Genf verheirathet wurde, und einen Sohn, der in französischen Militärdiensten stand; seine zweite Ehe war kinderlos. —

Ludwig Neckers einziger und jüngerer Bruder, Jacob, der in der französischen Geschichte in der ersten Epoche der Revolution eine ausgezeichnete Rolle spielte, erhielt eine sehr sorgfältige Erziehung und entwickelte schnell seine Geistes-Fähigkeiten. Die verschiedenen Classen des Collegiums zu Genf in kurzer Zeit durcheilend, verweilte er bei den Studien der Geschichte, der schönen Wissenschaften und der Philosophie unter des berühmten Vernet Leitung. Dieser geliebte Lehrer war es, welcher den jungen sechzehnjährigen Necker, der sich für die Handlungsgeschäfte als seine künftige Bestimmung entschieden hatte, 1750 mit freundlichen Empfehlungen nach Paris zu einem Bruder, einem bedeutenden Banquier, sandte. Neckers Wißbegierde fand reichen Spielraum auf dem Comptoire dieses großen Handlungshauses, in der schönen Bibliothek seines Principals und im Umgange mit einsichtsvollen Männern. Durch Thätigkeit, Ordnungsliebe und merkantilischen Scharfsinn gewann er das entschiedene Vertrauen Vernets, der, der Sehnsucht nach seiner Vaterstadt Genf folgend, schon 1753 Paris verließ, einen ansehnlichen Fond zum Vor-

theile Neckers aussetzte und ihn bald darauf zum Theilnehmer einer Handelsverbindung machte, bei welcher sein Neffe den Namen Vernet fortsetzte. Nach kurzer Zeit aber trennte sich Necker vom jüngern Vernet und vereinigte sich mit dem Genfer Thelusson. In dieser Handlungsgesellschaft erhielt Necker den Ruf eines höchst einsichtsvollen, glücklich speculirenden, in jeder Hinsicht Vertrauen verdienenden Banquiers und gewann unter Begünstigung und unter kluger Benutzung der Zeitverhältnisse ein sehr großes Vermögen. Die beständigen Geldverlegenheiten der französischen Regierung, die außerordentlichen Bedürfnisse des Land- und Seekrieges (1756 bis 1763), die Theilnahme an der Ostindischen Handels-Compagnie als Hauptactionair, der Ankauf der von den Kapern aufgebrachten Schiffe, und ein gewinnreicher Betrieb mit brittischen Staatspapieren unmittelbar vor dem Friedensschlusse (1763), von dessen bevorstehendem Abschluß Necker früher benachrichtigt war, als

samkeit erregte und die Schwägerin des Königs, Gemahlin des Grafen von Provence, veranlaßte, den Verfasser jener Schrift dem Minister, Grafen von Mueregas, dringend zu empfehlen; der König selbst war schon sehr günstig für ihn, der einen geheimen Vertrauten Ludwigs XVI., den Grafen von Pezmy, für sich zu gewinnen gewußt hatte, gestimmt. Man hielt am Hofe Neckern für den rechten Mann, welcher der großen Verwirrung der Finanzen abzuhelfen im Stande sey. Es erfolgten Anträge, die für den ehrsüchtigen Mann zu lokkend waren, als daß er sie hätte ablehnen sollen; er legte seine Residenten-Stelle nieder und trat 1776 als Gehülfe des General Kontrolleur Taboureau in königliche Dienste. Letzterer mußte schon im folgenden Jahre dem neuen Director der Finanzen weichen.

Neckers Verhältnisse zu seinem Handlungshause, dem er jetzt nicht mehr öffentlich vorstehen konnte, wurden vermittelst einer förmlichen Theilung, bei welcher sein Antheil sieben und eine halbe Million Livres betrug, regulirt. Sein Compagnon Thelusson war gestorben, auch der Bruder Jakob's, Ludwig Necker de Germaine, trat aus der Handlungsverbindung, wogegen ein Sohn des großen Haller, Emanuel Haller, die Leitung des Banquierhauses übernahm, welches, nach wie vor, im Hotel de Colbret neben der Börse seinen Sitz hatte und unter der Firma, Jean Girardot de Marigny (Thelussons Schwager) und Emanuel Haller, als ein Zeichen besonderer Gnade, vom Könige mit dem Titel beehrt wurde: Procureurs generaux et speciaux de touts paiements quelconques etc. —

Jacob Neckers Gattin, Susanna, war die Tochter des Pfarres Curchot zu Nyon bei Genf. Sie erhielt ihre Erziehung in der Pensionsanstalt der Demoiselle Villaume zu Lausanna, kam als Gesellschafterin in die Thelussonsche Familie, wo sie Necker kennen lernte, und ward seine Lebensgefährtin. Sie gehörte zu den Frauen, welche gern Gelehrte, ausgezeichnete Männer und Schriftsteller in ihrem Hause sahn und sich durch diese Liebhaberei einen Namen verschafften. Selbst Joseph II. besuchte bei seinem Aufenthalt zu Paris ihren Zirkel. Nicht erzogen in den Sitten der Hauptstadt Frankreichs, blieben ihrem Leben die Vorzüge und Nachtheile derselben fremd; Leichtigkeit, Anmuth und Grazie standen ihrem

keit die größte Achtung seiner Mitbürger verschaffte. Er ward bei der hohen Schule zu Genf Professor des deutschen Staatsrechts 1724, erhielt das Bürgerrecht 1726 und trat bald darauf als Mitglied in den großen Rath des Freistaats.

Unermüdet widmete er sich dem Gemeinwesen und kämpfte immer gegen den Geist der Zwietracht mit Wort und That; in diesem Streben fand der rüstige Greis das Ziel seiner Wallfahrt.

Bei einer Wahl entstanden in der Petri-Kirche heftige Unruhen; Necker, vom lebendigen Geiste des Pflichtgefühls begeistert, trat hervor und erschütterte mit kraftvollen Worten die erbitterten Gemüther; aber mitten unter den Anstrengungen, den Haß gegenseitiger Feindschaft zu beschwichtigen, sank der edle Patriot, vom Schlage getroffen, zur Erde. Er ging zu den Wohnungen des Friedens aus dem Kampfplatze wilder Leidenschaft 1760.

Karl Friedrich Necker war verheirathet mit der Tochter des Genfer Syndikus Gualtier und hinterließ aus dieser Ehe zwei Söhne, Ludwig und Jakob. —

Der Erstgenannte und Aelteste dieser Geschwister, zu Genf 1730 geboren, erhielt nach beendeten Studien auf der Universität seiner Vaterstadt die Doctorwürde der Rechtswissenschaft, führte dann den Fürsten von Nassau-Weilburg und den Grafen von Lippe-Detmold nach Turin, machte mit beiden außerdem mehrere Reisen, und übernahm, da jene in ihre Heimath zurückkehrten, die Hofmeisterstelle beim Freiherrn von Wassenär, den er auf die Universität Utrecht begleitete. Von dort ward er zur Uebernahme der Professur der Naturlehre nach Genf zurückgerufen, wo er zu gleicher Zeit die Pensionsanstalt für junge Britten, der sein Vater mit großem Ruhme vorgestanden, fortsetzte. Seine wissenschaftliche Thätigkeit im Fache der Naturlehre und der Mechanik bezeugen die von ihm bearbeiteten Artikel in der d'Alambertschen Dictionaire encyclopédique und mehrere gelehrte Schriften, die *Senebier* in der Literärgeschichte Genfs (Thl. 3 S. 145

II.

Necker, der Staatsmann.

Bei näherer Beobachtung solcher Männer, die auf irgend eine Weise sich einen bedeutenden äußeren Wirkungskreis bildeten, ist nicht zu verkennen, daß sich oft die Charakteristik ihres eigenthümlichen Willens und Schaffens in einem kurzen Zeitabschnitte concentrirt. Dieser ist mit seinem Glanze und seinen dunklen Stellen die Sonne des Lebens, um welche sich, gleich den Planeten von ihren Strahlen erhellt, die übrigen Jahre bewegen. Was ausgezeichnete Männer vorher thaten und nachher beabsichtigten, erscheint immer nur als Nebengemälde der Hauptepoche, in deren Würdigung der Geschichtsforscher den Schlüssel zu vielen scheinbar mit einander im Widerspruche stehenden Ereignissen findet. —

Necker hatte seine erste Geschäftsführung im französischen Ministerio als Finanzdirector dadurch bezeichnet, daß er die als Banquier erhaltenen Ansichten auf die Finanzadministration übertrug, und theils durch Ordnung und Sparsamkeit, theils durch Anleihen die dringendsten Bedürfnisse der Ausgaben zu decken suchte. Die Radicalhülfe der Noth des Staatsschatzes bereitete er sich vor, indem er Turgots Plan der Provincial-Versammlungen zur Abhelfung der erkannten inneren Staatsübel und vorzüglich zu gleichmäßigen Vertheilungen der erforderlichen Abgaben in Wirsamkeit zu setzen begann *).

Wenn sein Anleihesystem auf den Ruhm, den er als Kaufmann genoß, auf seinen Privatreichthum, auf

*) Siehe der Frau von Staël's Betrachtungen über die vornehmsten Begebenheiten der französischen Revolution Thl. 1. Seite 84. ff. (Sowohl bei diesem, als den folgenden Citaten dieses Werkes ist die Seitenzahl nach der unter des Herrn A. W. v. Schlegel's Aufsicht gemachten Uebersetzung angegeben).

Innern und Aeußern nie zu Gebote; bei einer gewissen Art wissenschaftlicher Bildung verstand sie es nicht, sich von dem Einflusse kleinlicher Eitelkeit frei zu erhalten. Bei dem innigsten Verhältnisse, in welchem sie zu ihrem Gatten stand, beschuldigte man sie, dessen ersten Rücktritt aus dem Finanzdirectorio deßhalb mitbewirkt zu haben, weil ihr im Staatssaale der Königin das Tabouret unter den Herzoginnen verweigert war; so bot sich, da Scheelsucht und Neid ihre Schritte beobachteten, der Spottsucht der pariser großen Welt vielfache Veranlassung dar, Madame Necker zur Zielscheibe des frivolen Witzes zu machen: aber höchst rühmlich ausgezeichnet durch Sittenreinheit, Wohlthätigkeitssinn, Freundschaftstreue und unübertreffbare Zärtlichkeit für ihren Gatten verdient ihr Name unter den edelsten ihres Geschlechts genannt zu werden. Die Frauen spielten in dem ersten Zeitraume der Revolution bedeutende Rollen, Madame Necker und Madame Rolland vor allen; beide

II.

Necker, der Staatsmann.

Bei näherer Beobachtung solcher Männer, die auf irgend eine Weise sich einen bedeutenden äußeren Wirkungskreis bildeten, ist nicht zu verkennen, daß sich oft die Charakteristik ihres eigenthümlichen Willens und Schaffens in einem kurzen Zeitabschnitte concentrirt. Dieser ist mit seinem Glanze und seinen dunklen Stellen die Sonne des Lebens, um welche sich, gleich den Planeten von ihren Strahlen erhellt, die übrigen Jahre bewegen. Was ausgezeichnete Männer vorher thaten und nachher beabsichtigten, erscheint immer nur als Nebengemälde der Hauptepoche, in deren Würdigung der Geschichtsforscher den Schlüssel zu vielen scheinbar mit einander im Widerspruche stehenden Ereignissen findet. —

Necker hatte seine erste Geschäftsführung im französischen Ministerio als Finanzdirector dadurch bezeichnet, daß er die als Banquier erhaltenen Ansichten auf die Finanzadministration übertrug, und theils durch Ordnung und Sparsamkeit, theils durch Anleihen die dringendsten Bedürfnisse der Ausgaben zu decken suchte. Die Radicalhülfe der Noth des Staatsschatzes bereitete er sich vor, indem er Turgots Plan der Provincial-Versammlungen zur Abhelfung der erkannten inneren Staatsübel und vorzüglich zu gleichmäßigen Vertheilungen der erforderlichen Abgaben in Wirsamkeit zu setzen begann *).

Wenn sein Anleihesystem auf den Ruhm, den er als Kaufmann genoß, auf seinen Privatreichthum, auf

*) Siehe der Frau von Staël's Betrachtungen über die vornehmsten Begebenheiten der französischen Revolution Thl. 1. Seite 84. ff. (Sowohl bei diesem, als den folgenden Citaten dieses Werkes ist die Seitenzahl nach der unter des Herrn A. W. v. Schlegel's Aufsicht gemachten Uebersetzung angegeben).

Innern und Aeußern nie zu Gebote; bei einer gewissen Art wissenschaftlicher Bildung verstand sie es nicht, sich von dem Einflusse kleinlicher Eitelkeit frei zu erhalten. Bei dem innigsten Verhältnisse, in welchem sie zu ihrem Gatten stand, beschuldigte man sie, dessen ersten Rücktritt aus dem Finanzdirectorio deßhalb mitbewirkt zu haben, weil ihr im Staatssaale der Königin das Tabouret unter den Herzoginnen verweigert war; so bot sich, da Scheelsucht und Neid ihre Schritte beobachteten, der Spottsucht der pariser großen Welt vielfache Veranlassung dar, Madame Necker zur Zielscheibe des frivolen Witzes zu machen: aber höchst rühmlich ausgezeichnet durch Sittenreinheit, Wohlthätigkeitssinn, Freundschaftstreue und unübertreffbare Zärtlichkeit für ihren Gatten verdient ihr Name unter den edelsten ihres Geschlechts genannt zu werden. Die Frauen spielten in dem ersten Zeitraume der Revolution bedeutende Rollen, Madame Necker und Madame Rolland vor allen; beide hatten auf ihre Gatten vielen, auf die Begebenheiten des Tages einigen Einfluß. Madame Rolland war einnehmender Bildung, gefälligen Aeußern und lebendigen Witzes; Madame Necker, ohne diese Vorzüge, nützte ihrem Gatten durch feine Beobachtungsgabe, ruhige Beurtheilung und viele Erfahrungen. Beide ehrten nicht allein das Talent sondern auch den moralischen Werth, ein Verdienst, welches bei der damaligen sittlichen Entartung der pariser Welt besonders hervorleuchtet! — In spätern Jahren, als die glänzende Zeit der Neckerschen Familie in Frankreich vorüber war, als sie zu Copet bei Genf lebte, betrat Madame Necker die Schriftsteller-Laufbahn, auf der ihr kein ausgezeichneter Ruhm zu Theil wurde. — Sie starb im Anfange des Jahres 1796. —

administration that, muß, wie gesagt, als vorbereitende Maaßregeln angesehen werden, um den nach erfolgtem Rücktritte ihm oft gemachten Vorwurf zu mildern, daß seine Ersparungen nur auf Machtsprüchen beruheten, daß sein Anleihesystem in seinem persönlichen Credite, nicht in dem des Staates Haltung hatte, und daß er nicht einen einzigen Schritt gethan, welcher den wahrhaften Staatsmann vermuthen ließ.

Immer bleibt es wahr, daß es dem Manne, welchem die Erreichung eines schwierigen Zweckes anvertraut wird, geziemt, wenn man ihm die als nothwendig erachteten Mittel eigenwillig verweigert, sich von der übernommenen Verpflichtung los zu sagen. Da Necker aber bei seinem zweiten Eintritt in den königlichen Dienst, nachdem am Ende des Augusts 1788 Brienne abgetreten war, jede Forderung für eine freie Wirksamkeit erfüllt sah, da er nun Sitz und Stimme im Staatsrathe erhielt, die Führung der Geschäfte, deren ganzes Verhältniß er kennen mußte, freiwillig, mit Zuversicht und Vertrauen übernahm *), da die Stimme der Nation und

---

Wissen an den Minister zu schreiben, und, ihren Gatten vertretend, für denselben Bestrafung des Gegners zu fordern. „So viel Geist Mad. N. hatte," fährt Frau v. Staël fort, „sie, in den Gebirgen der Schweiz erzogen, machte sich keinen Begriff von Maurepas Charakter, dieses Mannes, der in dem Ausdruck der Gefühle nichts sah als eine Gelegenheit, die verwundbare Seite zu entdecken. —" Man fühlt sich gedrungen hinzuzufügen: so viel Geist auch Mad. N. hatte, so war sie doch unvorsichtig genug, sich auf unüberlegte Weise in die wichtigsten Dienstangelegenheiten ihres Gemahls zu mischen. —

*) „Sire! le mal est grand, mais les ressources sont encore plus grandes!" Dieses ist der Ausspruch, durch welchen Necker nach dem einstimmigen Zeugnisse der Zeitungen und Journale jener Tage seine erste Unterredung mit dem Könige nach der Uebernahme seines zweiten Ministerii bezeichnete. N. hat in seinen spätern Schriften so sorgfältig die Gerüchte bestritten, welche ein nachtheiliges Licht auf seine Dienstführung werfen konnten, nie aber jene wichtige, ihm beigelegte Verheissung als erdichtet in Anspruch genommen, weshalb die historische Critik sie für wahr halten muß. Nach dem Zeugnisse der Frau v. Staël (Thl. I. Seite 161.) sagte N., als sie ihm die Nachricht von seiner Ernennung nach St. Ouen brachte: „Ach! warum hat man mir nicht die fünf Vierteljahre des Erzbischofes von Sens (Brienne) gegeben? — Jetzt ist es zu spät! —" Beide einander widersprechende Aeuße-

seine eigenen Andeutungen darauf hinwiesen, daß er der rechte Mann sey zur Lösung des mit unendlichen Schwierigkeiten verknüpften staatswissenschaftlichen Räthsels, so ergiebt es sich, daß Neckers damalige öffentliche Laufbahn, sein zweiter Eintritt in den französischen Staatsdienst der Zeitpunkt ist, nach welchem er als Staatsmann beurtheilt werden muß. Diese Epoche ist in den kurzen Raum vom Augustschlusse 1788 bis zum 12ten Juli 1789 zusammengedrängt; in ihr scheint Necker auf einem ganz neuen Standpuncte, im Wesentlichsten verschieden von dem, den er während seiner ersten Administration (von 1777 bis 1781) eingenommen hatte. Damals war er auf die Leitung der Finanzen beschränkt, doch bei derselben, wie in seiner ganzen Wirksamkeit, Maurepas ministerieller Autorität völlig untergeordnet. Für eine unendlich höhere Stelle war er jetzt ausersehn; er ward, wenn auch nicht dem Titel nach, wirklicher Principal-Minister Frankreichs, und zwar zu einer Zeit, wo nur unerschütterliches Bewußtseyn auf die Gewalt

Mitwirkung der Nation, durch die Zusammenberufung der Reichsstände erfolgen. Neckers Beruf also erheischte, als Staatsmann die Maaßregeln auszumitteln und kräftig ins Werk zu richten, durch welche ohne Zeitverlust die Reichsversammlung in Thätigkeit gesetzt und für die Ausführung des Planes gewonnen wurde, den er, als Finanzminister, zur Reorganisation des gesammten Finanzwesens zu entwickeln die Absicht haben mußte. Dieser Arbeit untergeordnet war die Pflicht bis zur Vollendung des Hauptwerkes auf eine Weise, daß dessen Bearbeitung nicht erschwert würde, die currente Finanzverwaltung fortzuführen, und provisorische (eine gar beliebte Redensart unserer Tage, denen die Fähigkeit zum definitiven versagt zu seyn scheint,) Maaßregeln zu treffen, um eine völlige Auflösung der Staatsfinanzverwaltung zu verhindern. —

Der Staatsschatz des französischen Reiches war in der traurigsten Lage, sowohl für das augenblickliche Bedürfniß, als für die Zukunft, welche die Zahlungsverbindlichkeiten stündlich häufte, ohne die Befriedigungsmittel in gleichem Verhältnisse zu vermehren. Die Versammlung der Notabeln (1787) hatte diese Thatsache der Nation officiell kundgemacht; indeß man sich über die ungeheure Summe des Deficits stritt, wurde die gegenwärtige Unwirksamkeit der Anticipations= und Anleiheunternehmungen sichtbar. Ein königliches Edict vom 16ten August 1788 sprach die schreckenerregende Wahrheit aus, daß die Zahlungen der königlichen Cassen theils ausgesetzt, theils beschränkt werden müßten, indem nur Dreifünftel der nothwendigsten Ausgaben baar gezahlt, Zweifünftel aber in Creditscheinen entrichtet werden sollten. Dieses war das Bekenntniß eines Staatsbankerottes mit 60 Procent, das man nicht länger zu verschweigen im Stande war. Nach den vorherergriffenen despotischen Maaßregeln, besonders nach der Aufhebung des Parlements, (den 8ten Mai 1788) wie auch nach den bessern Zusicherungen, welche noch kurz vorher die königlichen Edicte gaben, war es unwiederbringlich um den Credit des Finanzministers (Brienne), um das Ansehen des Königs und um das Vertrauen der Nation zu den Zusicherungen jenes geschehen. — Welche Vorwürfe man auch (besonders Calonne) der Neckerschen ersten Finanzverwaltung gemacht hatte, so gingen die Anleihen

unter seiner Leitung doch glücklich von Statten, die von ihm anerkannten Zahlungsverbindlichkeiten waren erfüllt; wenn unter der Hülle seiner Popularität auch eine große persönliche Eitelkeit nicht erkannt wurde, so waren sie doch gegen die verhaßte Arroganz des Hofes, des Adels und der hohen Geistlichkeit gerichtet, sein Privatcredit hob seinen officiellen Posten, indeß andere Minister durch das officielle Verhältniß für die Privatunternehmungen, zu denen sie sich oft gezwungen sahen, Haltung zu gewinnen suchten. — Alles Beweggründe, die Neckern, nach der Volksstimmung unter jeder Bedingung an die Spitze der Finanzverwaltung riefen. Die Celebrität, mit welcher er aus dem Privatstande an die Spitze der Staatsverwaltung trat, gründete sich gleichmäßig auf den Haß der Nation gegen seine Vorgänger und auf Hoffnungen für die Zukunft. —

Necker ward zum Finanzminister ernannt und nahm den Ruf an, mit der Ueberzeugung, daß das Uebel groß sey, die Mittel zur Abhelfung desselben aber überwie-

herstellung des Parlaments, das das Volk (seitdem jenes die Reichsversammlung bestimmt als die zur Bewilligung neuer Steuern allein befugte Behörde anerkannt, auf deren Zusammenberufung gedrungen hatte, und im Verfolg dieser, den Ansichten des Hofes und den Foderungen der königlichen Macht widerstreitenden Grundsätze aufgehoben war,) als eine wahre Schutzwehr gegen den Ministerialdespotis'm erachtete, mußte erfolgen, wenn Necker die Volksgunst erhalten wollte. Letztere glich nach ihrem schwankenden Wesen dem Vertrauen des Königs, welches durch die Kabalen des Hofes in jedem Augenblicke eine andere Richtung bekommen konnte. — Auch Brienne war unter den größten Beifallsbezeugungen der Nation in das Finanzministerium getreten; er hatte in der Versammlung der Notablen wider die neuen Auflagen gestimmt und dadurch einen Ruf gewonnen. Die Gutmüthigkeit der Völker spricht sich darin öfter aus, daß sie gern von neuen Staatsbeamten das Beste erwartet und, immer getäuscht, nie aufhört, zu hoffen. —

Wie aber die Würfel einmal lagen, war in der That mit dem Widerrufe des Edictes vom 16ten August, wonach die Zahlungen des Staatsschatzes zwar langsam, aber doch im baaren Gelde wieder erfolgten, wenig gethan.

Nicht ein Product der ministeriellen Willkür sondern der beschränktesten Nothwendigkeit waren die, dem Staatscredite so nachtheiligen Bestimmungen, die der König sehr ungern ergriff (avec le sentiment le plus penible) und bei welchen Brienne als Minister seine Existenz aufs Spiel setzte, wie seine schnell erfolgte Entlassung am besten bekundete. Hielt sich Brienne in den Sommermonaten 1788 zu so verzweifelten Finanzmitteln gezwungen, so stieg die Erwartung zu Neckers Maaßregeln auf das Höchste, da er mit seinem Eintritte ins Ministerium die Zahlungen des Tresors im baaren Gelde wiederherstellte, noch ehe ein königlicher Befehl es nothwendig machte, da die bisherigen Verzögerungen in Abtragung der currenten Verpflichtungen die Foderungen gehäuft hatten, und da der Zeitpunct, der 15te September, vor der Thür war, wo auf dem Stadthause die große Auszahlung der Zinsen und Leibrenten beginnen mußte. Jener beschwerliche Tag rückte immer näher; das vom neuen Finanzminister beobachtete geheim-

nißvolle Schweigen steigerte die Neugier über die von ihm beabsichtigten Maaßregeln aufs Höchste. Endlich, am Thorschlusse, den 14ten September, trat Necker mit der ersten Erklärung seines neuen Ministerii hervor. Voran, wie einen guten Vorposten, stellt er in dem als Gesetz der Nation vorgelegten Auszuge aus dem Register des Staatsraths den Widerruf des Gesetzes vom 16ten August und die Wiederherstellung der Schatzzahlung im baaren Gelde. Ueber die Mittel, dieses durchzuführen, läßt sich dann der Minister folgender Gestalt vernehmen:

„Der Minister hat Sr. Majestät bei der Darlegung des Finanzzustandes nicht verschweigen können, wie sich die ganze Angelegenheit in einer krittischen Lage befindet; doch hat sich Höchstdieselbe überzeugt, daß bei einer geringen Verzögerung der minder dringenden Zahlungen, bei thätiger Wachsamkeit in Vertheilung der Einnahmen und Ausgaben, und bei der Vereinigung al-

unter den einsichtsvolleren Mitgenossen Einen Mann gegeben, dem diese erste Erklärung des neuen Finanzministers in der wichtigsten Angelegenheit seines ganzen Wirkungskreises genügt hätte? —

Brienne hatte, wie gesagt, am 16ten August die Unmöglichkeit erklärt, daß der Staat die Zahlungsverbindlichkeiten im baaren Gelde leisten könne, und dieserhalb den Gläubigern eine theilweise Zahlung in Geld (60 Procent) und eine theilweise Zahlung in Schuldscheinen (40 Procent) versprochen; Necker sichert die ganze Zahlung im baaren Gelde zu; da er aber die Mittel nun angeben soll, durch die er in den Stand gesetzt ist, diese Maaßregel auszuführen, stellte er an der Spitze derselben die Verzögerung der nicht dringenden Zahlungen (en retardant un peu des payemens les moins pressés). Welches konnten diese seyn, da hier von der Erfüllung bereits eingegangener und fällig gewordener Verpflichtungen die Rede war? — Der neue Minister behielt sich die Auslegung des Gesetzes und die Beurtheilung der Nothwendigkeit der Ausgaben vor, er unterwarf seiner ministeriellen Machtvollkommenheit Alles, indeß doch Brienne wenigstens seiner Maaßregel eine bestimmte Verpflichtung zugesellte.

Die beiden andern Mittel, die Necker namhaft machte, als Hülfsquellen, um das Deficit der Staatscasse zu decken: richtige Vertheilung der Einnahme und Ausgabe und Vereinigung aller Theile der Finanzverwaltung zu Einem Zwecke, sind allgemeine Administrationsgrundsätze, die in jedem Collegio über Politik erörtert werden, aber gerade ihrer Allgemeinheit wegen hier, wo von der speciellesten Hülfe die Rede seyn soll, ganz an der unrechten Stelle sind und den unvortheilhaftesten Vermuthungen Raum geben.

Was endlich von der Zusammenberufung der Stände und der dann zu bewirkenden Radicalheilung der Finanzübel gesagt wird, verliert sich so in rhetorischen Formeln, daß das bedingte Versprechen des Königs, von seiner Seite Opfer darzubringen, nicht günstig wirken konnte.

Wenn man erwägt, von welchem Standpuncte aus und zu welchem Zwecke hier Necker zur Nation redete, so erscheinen selbst die den Franzosen vorläufig gemachten Lobsprüche wie auf den Fang ausgeschickte Lock-

vögel. Weder bei den provisorischen noch bei den definitiven Maaßregeln läßt der Minister einen tüchtigen, gereiften Plan ahnen und versteckt sich hinter süßlich zugerichtete Worte, die immerhin eine gewisse Art Popularitat und Gemüth offenbaren mögen. —

Wenn sich gleich Necker den Aufschub nicht dringender Zahlungen vorbehielt (er konnte ja, als höchste Instanz, alle größere Zahlungen dahin rechnen), so wird man doch immer begieriger, zu erfahren, wie er es möglich machte, die zerrüttete Maschine des Finanzwesens, ohne gänzliche Auflösung, in Bewegung zu erhalten. Da er gewiß den guten Willen hatte, zu helfen, so trat er vor allen Dingen persönlich hervor mit seinem Privatcredit, der auf ein großes Vermögen gegründet war, und wollte die öffentliche Meinung begeistern durch den Ausspruch, daß er willig seine Gelder darböte, da er bereits seine Ruhe und seine Gesundheit daran gewagt habe (lorsqu' on risque son repos et sa senté, on peut bien encore risquer son argent). Der Werth dieser

gegen Necker, der freilich auf eine größere Erkenntlichkeit gerechnet und zuversichtlich gehofft hatte, die jetzt bezeigte Geneigtheit würde dem Parlemente alle die Angriffe vergessen machen, die Necker als Finanzdirector gegen dasselbe unternahm. Das gegenseitige Vertrauen konnte keine weitere Früchte für den Finanzminister bringen, der, nachdem er die einzeln Mitglieder des Parlements (es war den 24sten September 1788 wieder zusammengetreten) sondirt, eine so ungünstige Stimmung fand, daß er es nicht wagen durfte, die Registrirung eines durchgreifenden provisorischen Finanzplanes von demselben zu verlangen; denn ein solches Unternehmen würde die ärgerlichen Auftritte des letzten vom Könige gehaltenen, noch im neuen Andenken seyenden Lit de Justice (den 6ten August 1787) erneuert und ihm mit Einem Schlage die Volksliebe geraubt haben.

Die in der That gezwungenen Anleihen sowohl, als die versuchten Mittel, um aus einzelnen Administrationszweigen für den Augenblick Geld in den Schatz zu ziehen, wie auch die Verweigerung fälliger Zahlungen, waren eigenwillige Maaßregeln, die nur durch die dringende Noth vielleicht entschuldigt, nie gerechtfertigt werden können. Das Unzureichende und Schwankende derselben fühlend, und getäuscht in seinen auf das wiederhergestellte Parlement gegründeten Erwartungen, mußte nun Necker den Zeitpunkt der Eröffnung der Reichsversammlung beschleunigen. Die Wiederberufung der Notablen (das königliche Edict vom 5ten October beschied sie den 6ten November nach Versailles) sollte hierzu den Weg bahnen; aber sie mußte einen entscheidenden Beweis ablegen, wie wenig Neckern eine höhere Politik zu Gebote stand. Dachte er vielleicht, seine ministerielle Größe durch die Notablen eben so zu begründen, wie es 1627 der große Richelieu that; aber wie richtig berechnet waren des Letztgenannten Maaßregeln, wie fest seine Schritte! —

Der Zweck der von Necker schleunig veranstalteten Versammlung der Notablen war, den König zu berathen, wie das Formelle der nächsten Reichsversammlung anzuordnen sey. —*) Um mit den Bestimmungen die-

*) Siehe die Betrachtungen der Frau v. Staël Thl. 1. S. 117. ff. — Gleichzeitig mit der Berufung der Notablen wurden Geschichtsforscher und Schriftsteller officiell aufgefordert, über

ser Art nachher nicht die Zeit zu verlieren, war die Maaßregel vom Minister insofern gut gewählt, als er erwarten konnte, daß seine Ansichten dieses Gegenstandes bei der Pluralität der Notablen Eingang finden würden. Aber bald zeigte sich hier der Streit des Volks mit den privilegirten Ständen, bei welchem letztere gegen die Meinung des Ministers das Uebergewicht gewannen, da die Pluralität der Notablen aus dem hohen Adel und aus der hohen Geistlichkeit bestand *). Nun war also der Minister gezwungen, durch einen königlichen Befehl festzustellen, daß von den Mitgliedern der bevorstehenden allgemeinen Reichsversammlung nach eben den Grundsätzen, die er bei der Einrichtung der Provinzialversammlungen ins Werk gerichtet hatte, die ganze Hälfte aus dem Bürgerstande, ein Viertel aus dem Adel und ein Viertel aus der Geistlichkeit gewählt werden sollte. — Er gewann hierdurch wieder das Vertrauen des Volkes,

Organisation der Reichsversammlung ausgesprochen hätte, ohne Concurenz der Notablen, da diese ministerielle Entscheidung gegen den Rathschluß der Befragten erfolgte, also bei den Discussionen Leidenschaft und bei der Entscheidung Unzufriedenheit erzeugte; theils ließ die Entscheidung mehrere hierhergehörige Hauptpuncte unberücksichtigt, die nothwendig ins Reine gebracht werden mußten, und deren Uebergehung nachher die Folge namenloser Verwirrung und der Haupthebel der ganzen Revolution wurde.

Unentschieden blieb die Frage: Inwiefern die Abgeordneten eines jeden Standes auch wirkliche Mitglieder des Standes selbst seyn mußten? Für den Bürgerstand war dieses sehr wichtig, da schon bei der Notablen-Versammlung die privilegirten Stände häufig zu bewirken gewußt hatten, daß Adlige und Geistliche sich die Vollmachten, als Deputirte der städtischen Korporationen, erwarben. — Unentschieden blieb die gleich wichtige Frage: Ob die Giltigkeit der Vollmachten und die Qualificationen zur Mitgliedschaft der Reichsversammlung von jedem Stande unter sich, oder von allen gemeinschaftlich geprüft werden sollte? Wie wurde an diesen Streitpuncten der Revolutionszunder entzündet und wie leicht konnte derselbe durch eine zu diesem Zwecke niedergesetzte Commission beseitiget werden! — Um willigen Gehorsam zu erzeugen, bedarf es oft nur des bestimmten und muthigen Befehls. — Ferner: das Volk, der Adel und die Geistlichkeit bildeten drei Kammern; die Zahl der Deputirten, welche jede Kammer enthalten sollte, war genannt; die Art der Stimmengebung, als das Fundament der Verhandlungen, war aber mit Stillschweigen übergangen. Wurde nach den Köpfen votirt, so hatte der Zahl nach der Bürgerstand Zwei, der Adel Einen, und die Geistlichkeit Einen Stimmenantheil; wurde nach den Kammern votirt, so fiel jeder derselben ein gleiches Stimmenrecht anheim. Daß die Entscheidung dieser Alternative gleich bei der Eröffnung der Reichsversammlung, wenn sie von ihr ausgemittelt werden sollte, die heftigsten Reibungen veranlassen würde, war ohne Divinationsgabe vorher zu sehen. Der Minister konnte, wenn er einen festen Plan hatte, nur durch den Sieg über die privilegirten Kammern in der Hülfe des Bürgerstandes zu einer durchgreifenden Finanzreform gelangen. Hierauf

hatte er bei der Entscheidung über die Zahl der Deputirten schon hingedeutet, er hatte es mit den höheren Classen hierdurch schon für immer verdorben, also war es nicht zweifelhaft, wie er diese wichtigen Puncte entscheiden mußte; auch hatte er noch die Mittel in Händen, durch die königliche Autorität und durch die Stimme der Nation seiner Entscheidung Gewicht und Haltung zu geben: und doch versäumte er zu solcher That den einzigen rechten Augenblick, indem er sich mit unendlicher Zuversicht einbildete, Geist genug zu haben, die Reichsversammlung auf jede Weise zu seinem Zwecke zu leiten *). Auch den Bürgerstand machte er mißtrauisch in die Redlichkeit seiner Absichten; er beraubte sich offenbar muthwillig jedes Anhanges und berechtigte zu Calonne's hartem Vorwurf: Er sey ein Mann, der zwischen beiden entgegengesetzten Parteien schwanke, der durch Abschweifungen und Wendungen sich einen Einfluß zu verschaffen suche, der den dritten Stand als den stärksten, zahlreichsten und ausgelassensten gegen die beiden andern auf-

die Zahlung der Leibrenten, der Pensionen und Gehalte nur langsam durch den königlichen Schatz erfolgten, und da die Abtragung der 1788 fälligen Anleihe von 54 Millionen unterblieb. Für die dringendste Noth wurden kleine Anleihen z. B. vier Millionen von den Zünften zu Paris und sieben Millionen von den Kaufleuten zu Nantes herbeigeschafft; bei diesen kleinen Geschäften aber überzeugte er sich, daß für eine große Anleihe kein Zeitpunct vorhanden.

Indeß war man in den Provinzen mit der Wahl der Abgeordneten zur Reichsversammlung, welche, durch ein Convocationsschreiben vom 24sten Januar 1789, den 27sten April nach Versailles beschieden war, beschäfftigt. Dadurch, daß die Wahlen der Geistlichen nicht unter dem Vorsitze der Bischöfe sondern der Civil-Beamten geschahe, ward verwirkt, daß viele Landgeistliche als Deputirte der Clerisey und durch andere Wege, daß Viele vom niedrigen Adel, die die Ansichten des Bürgerstandes theilten, zu Deputirten gewählt wurden. Schon bei diesen Wahlen kam in den Provinzialversammlungen die bisher unentschieden gelassene Frage über die Art wie die Stimmengebung auf dem Reichstage erfolgen solle, ob nach Kammern oder nach Köpfen, zur Sprache, und recht dem Minister zum Hohne entschieden einige Provinzialversammlungen diese große Staatsangelegenheit, und noch dazu gegen Neckers Meinung, zu Gunsten der privilegirten Stände. Auch das Parlement, welches sich immer im Streite des Bürgerstandes oder der Krone wider den Adel zu letzterm hinneigte, entschied auf gleiche Weise. — Ueberall wurden die untrüglichsten Kennzeichen eines übermäßigen Gährungsstoffes sichtbar; es kam in der Bretagne schon zu blutigen Auftritten. Wo das Ministerium solche Ereignisse nicht übersehen konnte, begegnete es denselben mit milden Zurechtweisungen und väterlichen Belehrungen, worin sich gewöhnlich die Schwäche der Wortführer spiegelt. —

Die Gewählten trafen so früh als möglich zu Versailles ein; 1200 Mitglieder bildeten die ganze Reichsversammlung. Die größte Thätigkeit herrschte unter ihnen in vorläufiger Verfechtung der Rechte der drei Stände und der Provinzialprivilegien. Man hielt Privatversammlungen, debattirte, wechselte Schriften, man bildete Klubbs und Parteien; sorglos und völlig unthätig für den gro-

ßen Staatsberuf sah dieß der Minister an, unbekümmert um eine Partei für sich und sein schwieriges Werk. — Ein Minister, der höhere Staatszwecke zu hegen weiß und nicht blos den Titel führt, um, gleich einer zu füllenden leeren Tonne, einen Administrationszweig vor sich herzutreiben, muß eine Partei haben; denn eine solche ist ein Theil der Nation in der Nationalstimmung für ihn, in dem nähern Vertrauen auf ihn beruht seine Wirkungsfähigkeit. —

Necker fand es nicht gerathen, die sich schon gegenwärtig kenntlich machenden ausgezeichnetsten Wortführer zu gewinnen, seine Ideen ihnen mitzutheilen, seine Absichten ihnen annehmlich und durch sie zum Volkeswunsch zu machen; zwar bemerkt Frau v. Staël (Betrachtungen Thl. I. S. 223) Necker habe sich mit der Partei der Abgeordneten des dritten Standes, an deren Spitze Mounier und Malouet standen, berathen; jedoch muß beider Rath bei Neckern nicht viel gefruchtet haben. Ma-

Muße, sich zu verständigen, sich recht fest an einander zu schließen. Wochenlang lebten die Deputirten so zu Versailles nicht unthätig, aber nicht beschäfftigt vom Minister, der mit der Eröffnung der Reichsversammlung zauderte. Schon fing man an, zu argwöhnen, es sey dem Könige wie dem Minister mit der Sache kein rechter Ernst; da ward denn die Ungeduld endlich beschwichtigt und der Reichstag den 5ten Mai eröffnet. — Die Entscheidung der vorhin bezeichneten Frage, die Art der Geschäftsführung in der Versammlung und die Weise der Stimmengebung schwebte noch auf dem stürmischen Meere der sich wechselseitig bestreitenden Meinungen. — „Der Augenblick war gekommen," sagt Mounier, ein verständiger Augenzeige, „wo es für einen seinem Posten gewachsenen Minister kein dringenderes, so zu sagen kein anderes Geschäft gab, als die Ständeversammlung so zu constituiren, daß die königliche Macht dabei nicht zu Grunde ginge. Schon die blose Theorie mußte einen einsichtsvollen Minister belehren, daß es unumgänglich nothwendig war, den Thron sicher zu stellen, sobald die Reichsstände mit den ihnen schon zugestandenen und noch in Anspruch genommenen Prärogativen in Wirksamkeit gesetzt werden sollten. — Gleich fehlerhaft war, was Necker auf seinem Standpuncte als erster Rath des Königs that, und was er unterließ. —" Nicht die Ceremonie des ersten Zusammentrittes der Abgeordneten des großen Reichs, nicht die herzliche Rede des Königs noch die des Großsiegelbewahrers war der Act, auf dessen Entwickelung die ungetheilte Aufmerksamkeit der ganzen Nation und ihrer Repräsentanten harrete. —

Necker, der Staats- und Finanzminister, sollte und mußte hier das wahre Verhältniß des Staates klar machen, die Grundquelle vielfachen Elendes nachweisen, die gerechten Forderungen Aller ausgleichen und durch eine neue Verfassung dauernde Bürgschaft für das Nationalglück und für des Staates Wohlfahrt geben. — In der Hoheit dieses Berufes, in der Mitwirkung, und in der Erfüllung desselben lag der Werth der so sehnsuchtsvoll erwarteten Reichsversammlung; in der Erreichung dieses Zweckes der Maaßstab von der Tauglichkeit des Ministers. Alle ihm vorher gemachten Vorwürfe, aller Tadel gewählter oder verabsäumter Maaßregeln, alles Lob geglückter Unternehmungen verschwinden bei der Prüfung

der in diesem Augenblicke genommenen Haltung, welche vorher zu berechnen, ihm weder Zeit noch Mittel versagt waren. — Es muß hier noch darauf aufmerksam gemacht und ein für alle Mal darauf hingewiesen werden, daß Necker, der mächtige Minister, die Reichsversammlung zusammenberufen, über ihre Form streiten, sie eröffnen ließ, ohne daß irgend ein Ausspruch aus dem Ministerio des souverainsten Königs versucht und erfolgt wäre, der, als erste Bedingung der Thätigkeit der Reichsversammlung, gesagt hätte, welche Grenzen der gesetzgebenden oder berathenden Macht ihr der König beimesse, und welche Macht er selbst in Rücksicht auf die Beschlüsse der Reichsstände zu üben gesonnen sey. —

Necker nahm das Wort. Den Eingang seines Vortrages bildet eine Verwickelung von Redensarten, in denen er von sich selbst spricht, von deren Inhalt man aber nicht wohl begreift, ob er Verzagtheit an den Tag legen, oder Selbstvertrauen beweisen soll; nur die Zu-

Hülfe zu jenem Zwecke als nothwendig in Anspruch genommen wird, von dem Finanzminister verlangt, sind:

1) eine richtige klare Darstellung der Finanzen und des sich in denselben vorfindenden Deficits,
2) ein Plan, wie letzteres gedeckt und der vernichtete Staatscredit neu belebt werden soll, und
3) die Entwickelung der Mittel, durch die für die Zukunft gleichem Unglück vorgebeugt wird.

Ehe der Redner nach diesem einfach richtigen Plane die Sache selbst angreift, erlaubt er sich nochmals Abschweifungen über das einer Nation aus Finanzverwirrungen erwachsende Unglück (lagen diese Erfahrungssätze den Franzosen nicht so nahe, daß sie, in der vollen Erkenntniß derselben, hierüber keine Belehrungen nöthig hatten?), über die Verdienste, die sich Necker während seiner gegenwärtigen Verwaltung bereits erworben, über den eigentlichen Begriff der feststehenden Ausgaben und Einnahmen eines Staates (diese Entwickelung ist so im gesunden Menschenverstande und im Sprachgebrauche gegründet, daß sie niemand würde vermißt haben), und endlich spricht er über die Art und Weise, nach welcher von ihm die der Versammlung mitzutheilende Darstellung der fixen Einkünfte und Ausgaben des Staates bearbeitet ist. — Bei letzterer Auseinandersetzung zeigt Necker die Einsichten eines scharfsinnigen Banquiers, die Mängel der von seinem Vorgänger aufgestellten Uebersichten und die Zweckmäßigkeit der von ihm selbst gegenwärtig gewählten Form, vermittelst welcher er die Berechnung nach den Materien genau ordnet und eine klare Uebersicht der Einnahme und Ausgabe möglich macht. —

Es kann hier nicht der Ort seyn, die einzelnen Positionen der Neckerschen Berechnung, deren Vollständigkeit und Richtigkeit nachher von Mehrern, besonders von Calonne, (siehe dessen Werk De l'Etat de la France) angegriffen wurde, zu prüfen; die vom Minister angegebenen Resultate waren, daß die ordentlichen Einnahmen des Staates jährlich 475,294,000 Liv. die Ausgaben 531,444,000 Liv. betrugen, daß das Deficit mithin eine Summe von 56,150,000 jährlich ausmachte. Er erinnert hierbei, daß durch seine Verdienste dieses Deficit, welches vor seiner gegenwärtigen Geschäftsführung 75 Millionen betragen habe, bereits auf die angegebene

Summe verringert sey; er nimmt keinen Anstand, sich selbst hierüber großes Lob zu ertheilen und zu erwähnen, daß die Nation diese Verminderung allein seinem weisen Staatshaushalte verdanke. Das Verdienst, welches sich Necker beimißt, verschwindet aber ganz, da er die Maaßregeln angeben sollte, wodurch jene bedeutende Verkleinerung des Deficits bewirkt war; dieses geschah durch Abzüge bei den Pensionen, — eine despotische, ungerechte Maaßregel, die indeß nicht einmal auf Neckers Anstiften sondern von seinem Vorgänger den 13ten October 1787 bereits angeordnet wurde, und durch Ersparnisse bei den Etats des Departements der auswärtigen Angelegenheiten, des Krieges und des Seewesens. Wenn diese Verringerung der zur Disposition der genannten Departements ausgeworfenen Fonds unnöthige Ausgaben verhinderte, so war die Maaßregel durch sich selbst so gerechtfertigt, daß der Minister verbrecherisch gehandelt haben würde, wenn er zu nutzlosen Verschwendun-

durch Verzögerung das Uebel nicht größer zu machen; verzweifelte er aber selbst an der Tauglichkeit dieses Planes, so durfte er seine gegenwärtige Darstellung gar nicht durch dessen Mittheilung ins Breite ziehen.

Mit der Beibehaltung der innern Verfassung Frankreichs suchte Necker die Mittel, das Deficit auszugleichen, in einer Untersuchung und Veränderung der Bedingungen der mit den Generalpächtern und Abgabenerhebern gemachten Contracte (eine höchst despotische Maaßregel, einseitig rechtskräftig, abgeschlossene Contrakte umzustoßen, wovon ein Gewinn von jährlich 24,600,000 Fr. verheißen wird), in der Aufhebung der einigen Provinzen verwilligten Zahlung eines Fixums anstatt der Accisesteuer; (der Betrag dieser Veränderung wird zu 7 Millionen angegeben) in der Einziehung der bisher jährlich zur Abtragung der Schulden der Geistlichkeit verwendeten vier und einer halben Million, wogegen der Schatz unmittelbar die Abbezahlung der Schulden übernehmen soll (wie hieraus eine Vermehrung der Staatsrevenüen erfolgen kann bleibt dunkel, da die Uebernahme des activen Fonds dieser Verpflichtung einer gleich großen Vermehrung der Ausgabe in sich schließt); in dem Ersparniß von 8,200,000 Fr., die der König bisher an Geistliche, Klöster und Frauen-Stiftungen zahlte, und zu deren Erlegung die Geistlichkeit verpflichtet werden soll; in der Aufhebung von mehrern der ostindischen Compagnie zugestandenen Befreiungen und Auflageberechtigungen (veranschlagt zu 1,800,000 Liv.; aber gleichfalls eine einseitige Ueberschreitung abgeschlossener Contracte) in der Ersparniß einer Million bei einer bessern Einrichtung des Sclavenhandels, der zu Gunsten der Colonieen und der Handlung getrieben wird; in der Erhöhung des Tabakpachts in der Bretagne, berechnet zu 1,200,000 Liv.; in der Aufhebung des einzelnen Communen zustehenden Rechtes, Consumtionsabgaben für eigene Rechnung neben den königlichen zu erheben; diese soll der König gegen Entschädigung künftig mit den übrigen in den Schatz fließenden Steuern beitreiben lassen, woraus durch bessere Administration und Erhebungsersparniß ein Gewinn von 2 bis 3 Millionen verheißen wird; — in der Aufhebung des Einfuhrverbotes ostindischer Zeuge gegen eine Eingangsabgabe, die dem Tresor jährlich 800,000 bis 900,000 Fr. verheißt; in dem Gewinn der in der Auf-

gabe veranschlagten nach und nach erlöschenden Leibrenten, berechnet zu anderthalb Millionen; — in einer patriotischen Beisteuer von jährlich 900,000 Fr., welche die beiden Brüder des Königs darbringen wollen; — in einer höhern Besteuerung der Consumtion der Stadt Paris und in genauerer Ausübung des Salzzwanges, angegeben mit einem jährlichen Gewinn von 7 bis 900,000 Liv. und endlich in der Aufhebung der Hafenfreiheiten zu Bajonne und l'Orient, eine Veränderung, die 600,000 Liv. jährliche Einkünfte verheißen soll. —

Wenn die Richtigkeit der hier auf einander folgenden Angaben, wenn die Möglichkeit nach den namhaft gemachten Summen die Einnahmen des Schatzes zu vermehren und mit den Ausgaben ins Gleichgewicht zu stellen, gleich öfter bestritten ist, und wenn bei der Verwickelung der Sache hierüber kein entscheidendes Urtheil ausgesprochen werden darf, so bezeugt dieser Plan doch unleugbar, daß Necker mit unendlichem Fleiße und Aufmerksamkeit alle Theile der Finanzadministration durch-

So gut auch das vom Minister hier Gesagte seyn mag, so scheint doch aus der Stellung der einander gegenüber gesetzten Projecte zur Abhelfung des Finanzübels hier nach der damaligen Verfassung, dort nach einer völligen Staatsreform, hier mit den größten Details, dort nach allgemeinen Andeutungen hervorzugehn, daß Necker in dem letztern das einzig wirksame und sichere, aber auch das schwierigere und gefährlichere Hülfsmittel nicht verkannte, welches nach seinen wesentlichen Merkmalen, tief eingreifenden Veränderungen und unmittelbaren Folgen zu entwickeln, er als Minister nicht für gerathen hielt. Wenn er sich in den Mittelpunct des ungeheuern Werkes versetzte, sich als die Haupttriebfeder desselben dachte, konnte er sich Muth und Kraft beimessen, um solchen Plan durchzuführen? — Weder seine frühern Thaten, noch seine gegenwärtige Rede berechtigen zu solchem Vertrauen, denn Necker zieht es vor, den Reichsständen selbst die Ausmittelung und Bestimmung des zu einer Totalreform einzuschlagenden Weges anheim zu stellen. So erscheint denn der Minister wieder gerade auf dem Puncte, wo alles zu entscheiden ist, unbestimmt und Verzögerung suchend, indem er wider seinen Willen immer neuen Gährungsstoff unter die Reichsstände in eine Versammlung warf, in der der neubegonnene Kampf zwischen der Autorität der alten Form und der Kraft der neuen Ideen die Vorzeichen fürchterlicher Ausbrüche gab. Necker verkannte ganz und gar die Sphäre seines Berufes. Als Staatsmann und Minister mußte er sagen: Dieses ist die Lage des Staatsschatzes, dieses ist der Plan zur zweckmäßigen Gleichstellung der Einnahme und Ausgabe, dieses sind die Gründe für den Plan, den der König gebilligt hat, dieses ist die Mitwirkung, die zur Ausführung desselben der Reichsversammlung zusteht, die Mitwirkung verfällt in folgende Theile, über welche der König die Stimme der Repräsentanten vernehmen will, und für welche sie sich in Thätigkeit zu setzen hat. — Konnte er dieses nicht sagen, so durfte er nicht länger Minister bleiben; sagte er's, und fand kein Gehör, so hätte er wenigstens scheidend bekundet, daß er ohne Schwindel auf dem höchsten Punct des Staates zu handeln verstand *). —

---

*) Fr. v. Stael sagt Thl. I. S. 66: „Der Umfang seines Gei-

Entscheidend, bestimmt und muthig Alles wagend, mußte der Minister um so mehr reden und handeln, da er zögernd bereits den Mitgliedern der Reichsversammlung Muße gelassen hatte, ihre Foderungen klar hinzustellen; sie foderten das ausschließende Recht, Abgaben zu bewilligen, die Nothwendigkeit ihrer Zustimmung zu jeder Gesetzgebung, die Zusicherung der Zusammenberufung der Reichsstände nach bestimmten Zeitfristen, und endlich das Recht, die Minister zur Verantwortung ziehn zu können. — (S. Mouniers Entwicklung Thl. II. Abschn. 5.)

Da Necker, wie vorher gezeigt, rücksichtlich der Mittel zur Wiederherstellung des Staatscredits sich unbestimmt äußerte und es unentschieden ließ, ob selbige durch eine dermalige oder durch eine neue Finanzverwaltung in Ausübung gebracht werden sollten, so konnte auch die Sicherung dieses Credits für die Zukunft auf keinen festen Grund gebauet werden.

puncte entrückt, ohne feste Plane und doch eifersüchtig auf die Ideen Anderer. Er glaubte, die Reichsstände wären zusammengekommen, um seine Orakelsprüche zu hören, demüthig zu befolgen, und vergab sich und dem Könige schon vor Eröffnung der Reichsversammlung Alles, was zu gewinnen war. — Immer wird man erinnert an Sieye's treffendes Urtheil über Neckern, er sey ein vollkommener finanzieller Rechenmeister mit poetischen An- und Aussichten, in welcher Charakteristik mehr Ironie als Lob liegt. —

Ehe der Minister in seinem Vortrage zur Darlegung der Gegenstände übergeht, die nach dem Vorhergesagten die Stände erwägen und entscheiden sollen, thut er einen Nothschuß, indem er der Versammlung beweist, daß wenn der König despotische, das heißt, dem Staate nachtheilige Machtsprüche hätte thun wollen, er die Hülfe der Reichsstände gar nicht gebraucht hätte; dann läßt er Seifenblasen steigen, indem er zeigt, welches Glück über das Reich verbreitet werden würde, wenn die Versammlung in die unmittelbar nachher aufgestellten Propositionen einginge. Er macht die richtige Foderung, man müsse alle Parteilichkeit ablegen, den besondern und einzelnen Nutzen vergessen, um die sichere Wohlfahrt des Ganzen, des Staates mit Verleugnung des Egoismus zu bezwecken; dieses könne, meint er ferner, nur geschehen, indem man alles Uebrige für jetzt auf sich beruhen ließe, fernere Berathungen vorbehielte und sich gegenwärtig ausschließlich mit der Wiederherstellung des Staatscredits, mit der Organisation des Finanzwesens und mit der Deckung des Deficits beschäftigte. — Das Fehlerhafte dieses Ganges, der von der Reichsversammlung ohne die größte Verblendung nicht befolgt werden durfte, springt sogleich bei den Vorschlägen selbst in die Augen. —

Die der Nation zur Untersuchung und Berathung vorgelegten Gegenstände theilt der Minister in solche, die für die allgemeine Reichsversammlung und in solche, die zur Discussion der Provinzialversammlungen gehören. Ersterer fällt anheim die Einrichtung einer guten Finanzverwaltung, die nur auf eine gleichförmige Vertheilung aller Abgaben auf alle Staatsbürger, ohne Berücksichtigung des Standes, der Provinz und der Communalrechte angeordnet werden müsse. Ehe man

aber diesen Plan bearbeiten kann, muß offenbar die innere Staatsverfassung mit einer andern verwechselt, die bisher bestandenen Rechte der Stände und der einzelnen Provinzen müssen aufgehoben oder ausgeglichen, eine andere gesetzliche Norm muß hingestellt, eine neue Staatsverfassung muß geschaffen werden. Solches wollte aber Necker nicht, oder getraute sich nicht, es zu sagen; er wollte von der Folter der Finanzverlegenheit erlöst seyn; er wollte gehörige Einnahme haben für die ihn nur zu sehr dringenden Ausgaben und das Uebrige dem Gange des Schicksals und der Weisheit der Reichsversammlung überantworten, von welcher letztern er gegenwärtig nur die Bestimmung der Grundsätze verlangt, einem folgenden Reichstage hingegen die Anwendung und Ausführung vorbehält. — Als höchst schätzenswerthe Vorarbeiten zu dieser Entscheidung theilt Necker viele, gewiß recht mühsam gesammelte Notizen über die einzelnen Abgabenzweige und deren Erhebung in den verschiedenen Provinzen mit und räth

solle? welche Gesetze für den Getreidehandel zu machen für zweckmäßig erachtet werde? — Ferner soll die Reichsversammlung dem Könige angeben, wie mit den verpfändeten Domainen zu verfahren ist. Will der Minister die Verpfändungsacte bestehen lassen, so tadelt das Volk die widerrechtliche Schmälerung der Staatseinkünfte, will er sie umstoßen, so beschuldigt man ihn einer alles Recht vernichtenden Despotie. — Die Abschaffung der Frohndienste, besonders in der Bretagne, die Erleichterung des Schicksals der unglücklichen Neger in den Colonieen, die Ergänzung der Armeen u. s. f. — alle diese Gegenstände soll der Reichstag erwägen und berathen. Bei dem letztgenannten Gegenstande vermißt man gleichfalls Einsicht in die Elemente der Staatsverbindung. Er meint, daß es wirklich hart sey, irgend jemanden zum Soldatendienst zu zwingen; er wirft die Frage auf, ob man nicht durch eine allgemeine Abgabe einen Fonds herbeischaffen und aus demselben, vermittelst des Handgeldes, eine genügende freiwillige Rekrutirung veranstalten könne? Er sagt sich aber von der nähern Untersuchung dieses Gegenstandes los, indem er darauf verweist, daß dem Kriegsdepartement die Bearbeitung des Gegenstandes und die Darlegung der nöthigen Vorschläge anbefohlen sey. —

Nachdem er, so unstet und ängstlich umhersuchend, dem Reichstage einen Wirkungskreis angewiesen hat, giebt er den Provinzialversammlungen auf, die Consumtionsauflagen für die gewöhnlichen Lebensmittel zu bestimmen, die gerechte und gleichmäßige Vertheilung der Grund- und Personensteuer anzuordnen, die eintretenden Reclamationen zu entscheiden, in den Zeiten des Mißwachses und Elendes schleunige Hülfe herbeizuschaffen, für die Belebung der Industrie zu sorgen, alle fromme Stiftungen in Obacht zu nehmen und Wege und Landstraßen in gutem Stande zu erhalten. — Alles löbliche Zwecke, die aber in diesem Augenblicke nur die zweite Sorge des Ministers seyn durften.

Zuletzt wendet sich dann nach diesen Mittheilungen Necker zur Constitution, für welche er treffliche Bemerkungen und Vorschläge zu nützlichen Verbesserungen mittheilt, sich aber immer von den allgemeinen philosophischen Ansichten zu einzelnen Abänderungen wendet, ohne die unendliche hier zwischenliegende Kluft auszufüllen

durch einen festen und richtigen Constitutionsplan. Nach den schon früher mitgetheilten Bemerkungen konnte Nekker bei dem Redetheile, wo er von der Staatsverfassung redet, nicht bestimmt auftreten, weil er hier ganz aus der Sphäre seiner eigenthümlichen Kraft trat; er durfte nicht vollständig seyn, wenn er es auch gekonnt hätte, denn die Reichsversammlung sollte nach seiner Meinung zunächst die Abhelfung der Finanzverlegenheit bewirken und die große Organisation der Staatsverfassung späterhin bearbeiten. — Der Schluß der Rede mag nach der rhetorischen Form gut gestellt seyn; er enthält nichts Wesentliches, was hier noch hinzugefügt werden müßte, da die ganze Rede als ein Hauptmoment der großen Staatsrevolution, als der eigentliche Wendepunct von Neckers ministerieller Celebrität, genau beleuchtet ist. — Des Ministers Vortrag fand keinen Beifall und ward, unter heftigem Tadel einzelner Theile, indem er von der Reichsversammlung nicht weiter berücksichtigt wurde, ein bestimmtes Merkmal vom Verfall der königlichen

Jun.) als Nationalversammlung constituirten*) und sich dadurch in Opposition stellten gegen die Autorität der bisherigen Verfassung, gegen die Würde der Krone und deren Minister, und gegen die Rechte der privilegirten Stände. Von dem so vertrauensvoll angenommenen Standpuncte aus beschäftigte sich nun sogleich schnell, aber wohl überlegt, die Nationalversammlung mit der Bildung einer neuen Staatsverfassung, die allein den gewagten Schritt zur That erheben und die sich selbst beigelegte Macht sichern konnte. Die kraftlosen Weisungen des Ministers fruchteten nichts gegen dieses Fortschreiten, und das, was man ihm in der größten Verlegenheit zum Nutzen der Finanzverwaltung von dort aus gewährte, wurde verbunden mit der entschiedensten Kränkung des Königs und des Ministers. Schon die erste Sitzung der Nationalversammlung bestimmte, daß, obgleich die bisherigen Abgaben, als von den Ständen nicht bewilligt, unrechtmäßig erhoben worden, solche dennoch bis zur Regulirung dieser Angelegenheit entrichtet werden sollten, daß aber nachher durchaus keine Abgaben in den Provinzen des Reichs ohne förmliche Bewilligung der Nationalversammlung auferlegt und eingetrieben werden dürften, und daß endlich die Staatsgläubiger die Garantie der Nation erhalten sollten. —

So kühne Thaten vernichteten die Trugbilder, auf welche der König und der Minister bisher ihre Aussichten in die Zukunft bauten; sie sahen sich gezwungen, von dem Irrthume zurück zu kommen, als könnten sie ohne ins Innere der Staatsverfassung einzugreifen, dem Finanzübel abhelfen; nun und erst nun versuchte der König, seine Macht (sie war schon hingeopfert) zu gebrauchen. Er erschien den 23sten Juni in allem Glanze des Thrones, umgeben vom Hofe und Militair, im Versammlungssaale der Reichsstände, rügte die Uneinigkeit der Stände, legte ihnen bestimmte Gegenstände der Berathschlagung vor, erklärte, was die Nationalversammlung gethan, für nichtig und befahl, sich jetzt zu entfernen, um morgen sich zur Betreibung der Geschäfte wieder zu versammeln, jeder Stand in dem ihm angewiesenen Versammlungssaale. —

*) Fr. v. Staël im öfter angeführten Werke sagt Thl. I. S. 209 von diesem Beschlusse sehr richtig: „Dieß Decret ging durch, und dieß Decret war die Revolution selbst.“ —

durch einen festen und richtigen Constitutionsplan. Nach den schon früher mitgetheilten Bemerkungen konnte Nekker bei dem Redetheile, wo er von der Staatsverfassung redet, nicht bestimmt auftreten, weil er hier ganz aus der Sphäre seiner eigenthümlichen Kraft trat; er durfte nicht vollständig seyn, wenn er es auch gekonnt hätte, denn die Reichsversammlung sollte nach seiner Meinung zunächst die Abhelfung der Finanzverlegenheit bewirken und die große Organisation der Staatsverfassung späterhin bearbeiten. — Der Schluß der Rede mag nach der rhetorischen Form gut gestellt seyn; er enthält nichts Wesentliches, was hier noch hinzugefügt werden müßte, da die ganze Rede als ein Hauptmoment der großen Staatsrevolution, als der eigentliche Wendepunct von Neckers ministerieller Celebrität, genau beleuchtet ist. — Des Ministers Vortrag fand keinen Beifall und ward, unter heftigem Tadel einzelner Theile, indem er von der Reichsversammlung nicht weiter berücksichtigt wurde, ein bestimmtes Merkmal vom Verfall der königlichen und ministeriellen Kraft und Autorität. Jeder Mißgriff, der mit und durch diese Rede geschah, ließe sich als solcher aus Neckers so reich mit Maximen ausgestatteten Schriften documentiren; der Minister sprach schon vier Jahre zuvor in der Einleitung zu seinem Werke über die Finanzadministration Frankreichs sich und seiner Handlungsweise das Urtheil, wenn er sagt: „Wer schwankt, zerstört den Ruf der Brauchbarkeit und giebt den Uebelgesinnten Zeit, das verächtlich zu machen, was geopfert werden soll." —

Die sich unmittelbar nach dieser in der ersten Versammlung der Reichsstände gehaltenen Rede drängenden großen Ereignisse der Revolution beweisen, daß Necker in der Versammlung kein Gewicht hatte, daß diese, ohne alle Berücksichtigung des Ministers, (nach Sieyes t durchdachtem Plane) muthig ihren Weg fortging großen Staatszweck fest im Auge haltend und die tel für denselben richtig berechnend.

Würde erforderliche Einkommen zu bestimmen. Er war es, der ihnen die Wahl der richtigen Mittel zur Verbindung der öffentlichen Ordnung mit der Preßfreiheit, und die Sicherung der persönlichen Freiheit gegen alle Verletzungen des Despotism's übertrug; endlich er, der erhabene Besitzer einer durch die Autorität vieler Jahrhunderte zur Wohlfahrt Frankreichs geheiligten Macht, war es, der in die Hände der Volksrepräsentanten die ruhmvolle Sorge zur Vertheidigung des Nationalwohls gegen die Fehlgriffe der Verwaltungsbehörden niederlegte, um dem Glanze des französischen Namens den aus weisen Gesetzen und durch öffentliche Freiheit entsprießenden hohen Genuß zuzugesellen. — Nicht für einen Augenblick, nicht für den Zeitraum seiner Regierung geschah es, daß der Monarch die Nation aufrief zur Ausübung der köstlichsten Herscherrechte; für immer wollte er seinen Thron umgeben mit den treuesten Dolmetschern der Nationalbedürfnisse und für das Staatswohl ein unauflösliches Bündniß stiften zwischen dem Gesammtwillen und der Gesammtmacht. Es stand zu vermuthen, daß bei einer so edelmüthigen Verzichtleistung von Seiten des Königs die Nationalversammlung, gerührt durch den Anblick so großer Tugend, so vieler Wohlthaten, diese feiernd anerkennen und so zu sagen, in ihr Gefolge treten würde, um mild, traulich und ruhig das Gebäude des Staatswohles und das unsterbliche Werk der Regeneration Frankreichs zu vollenden. Doch weit entfernt, sich einer so natürlichen Sinnesweise hinzugeben, ist die Versammlung in dem Systeme einer allgemeinen Umwälzung der ursprünglichen französischen Nationalfreiheit rastlos vorgeschritten. — Ein so unerwartetes Betragen betäubte das Herz des Königs; er sah sich zurückgestoßen, wenn er mit den größten Aufoferungen hervortreten wollte, er sah sich oft darauf beschränkt, sich seiner wohlthätigen Absichten zu erfreun in der Einsamkeit seines Nachdenkens und seines Gewissens. Man ward gar bald gewahr, daß die Theilnahme des Monarchen am großen Werke des Staatswohls, daß die Mitwirkung seiner Minister, daß die Hülfe der Verwaltungsbehörden der Reichsversammlung, die allen Glanz in sich vereinigen wollte, und die außer dem ihrigen keinen Ruhm duldete, sehr beschwerlich fielen. Vor allem ward sichtbar, daß jene Verfechter, die die vom Ruhme

zu erwartenden Vortheile noch nicht aus Erfahrung kannten, vorzüglich sich befleißigten, die neue glanz- und klangreiche Münze zu erwerben, die sie für jedes andere Erdengut zu verwechseln träumerisch hofften. Das Publicum bemerkte diesen Eifer der Nebenbuhler gar bald und unterhielt sorgsam eine Stimmung, die ihm ohne Mühe großes Ansehn gewährte und es über die Repräsentanten der Nation stellte. So bildete sich Wirkung und Gegenwirkung zwischen den Ruhmsüchtigen und zwischen denen, die sich für die Ruhmvertheiler hielten. —"

Jeder dieser, in Neckers eigenthümlich schwülstiger Redeform mitgetheilter Sätze bietet Veranlassung dar zu historischen Berichtigungen; will man aber auch ganz willfährig die angegebenen Gesichtspuncte als wahr gelten lassen, so gewinnt Necker dadurch nichts, die ihn treffende Rüge wird vielmehr um so größer. Er war ja Minister des Königs, wie durfte er als solcher dazu rathen, wie durfte er es dulden, und wie konnte er Minister bleiben, wenn es wider seinen Willen geschah

liche Rede über die Finanzverwaltung hielt, und wo er vermittelst derselben Niemandes Erwartungen befriedigte, bildete sich zwischen dem Könige, zwischen der National-versammlung, zwischen der Nation und ihm ein neues Verhältniß. — Der König und der Hof verloren das Vertrauen zu seiner Fähigkeit und zu seinem Willen. Man sah nun, daß vom Minister, selbst vermittelst der ihm zusagenden Volksgunst, nichts zu hoffen sey, ja man mißtraute ihm um so mehr, da er mit einer gewissen Popularität lebte und häufig philantropische Ansichten zur Schau stellte, die, den höhern Ständen verhaßt, das Signal der Volkspartei im Gegensatze jener waren. — Die Nationalversammlung, gerade hierdurch für Neckern günstig gestimmt, war zufrieden mit einem ihren Zwecken keine Hindernisse in Weg legenden Minister, der außerdem vielen Fleiß zeigte zur Aufrechterhaltung der öffentlichen Geschäftsverwaltung, und der höchstens beschwerlich fiel durch ewige Anforderungen zur Abhelfung der Noth des Staatsschatzes wie durch selbstgefällige, mit hochtönenden Phrasen geschmückte Reden. Doch ward dieses gute Verhältniß einem baldigen Bruche näher geführt durch die vorhin erwähnte Sitzung der Nationalversammlung am 23sten Juni, wo der König ein Machtwort zu sprechen wagte. Diese mißgeglückte Maaßregel, deren Wahl recht eigentlich auf Neckers Rechnung geschrieben ist, verminderte in gleichem Maaße seinen Credit bei Hofe und in der Versammlung; dort, weil sie gescheitert, hier, weil sie versucht war. — Neckers Gunst beim Volke blieb so ziemlich dieselbe, da er mit den neuen Demagogen, nicht wie die übrigen dem Könige zunächst stehenden Personen, im offenbaren Widerstreit lebte, da er das beliebte Thema von bürgerlicher Freiheit und Menschenrechten vielfach variirte, da er Zahlungen leistete, wo er nur konnte, und vor allem, da er, von Geburt dem Bürgerstande zugehörig, strenge Redlichkeit allen denen erzeugte, die seiner Person nahe kamen.

In dieser gespannten Lage der Dinge, wo sich schon eine aristokratische und eine demokratische Partei vollkommen gebildet hatte, wo der Minister keiner zugehörte, von keiner getraut, jedoch letzterer von ersterer zugezählt wurde, wo die Nationalversammlung selbst bald auf eine Veränderung des Ministerii dringen mußte, entschied sich der König und der Hof für die Entlassung Neckers; er

erhielt den 12ten Jul. 1789 den Befehl, das Königreich zu verlassen. Eine seltene, beharrliche Gunst des Glückes, welche Neckern so oft auf seinen Lebens-Wegen freundlich die Hand bot, verherrlichte dieses ihn betreffende Schicksal zum Triumphe. Die französische Nation erblickte nun in dem entlassenen Minister, dessen Privatredlichkeit man immer schätzte, ein Opfer der Volksliebe, im Widerstreite mit der Hofpartei. Es lag in der Stimmung des Zeitgeistes, Alles zu mißbilligen, was letztere that; daher ward des vom Hofe verstoßenen, aus dem Reiche vertriebenen Ministers Name hochgefeiert. Er, der sich immer in seinen Rathschlägen entscheidenden und gewaltsamen Maaßregeln der Aristokraten widersetzt hatte, erschien als ein Märtyrer. Unter den wilden Stürmen, die den 13ten und 14ten July zum Ausbruche kamen, bei dem Geschrei gedungener Freiheitsprediger, während der Auflösung aller bürgerlichen Ordnung zu Paris und bei der Stürmung der Bastille erscholl Neckers Name, und die Nationalversammlung, die Volksstimmung schwei-

welcher im Besitz der jetzt vernichteten königlichen Autorität nichts hatte leisten können, er, der die Steigerung der Gefahr seines Postens nicht verkennen durfte, wäre schon durch die Umstände gerechtfertiget, wenn er solche Rückberufung abgelehnt hätte. — Doch nein, er folgte ihr willfährig. Dieser Schritt ist nicht ohne vielfachen Tadel, wohl aber ohne entscheidende Wirksamkeit geblieben. Es ist bemerklich gemacht, wie er zurückkehrte, um sich in Versailles Lobeserhebungen sagen, sich in Paris rühmen und bewundern zu lassen, wie er im Besitz großer Scheinmacht die Schmeicheleien des Pöbels höher achtete, als die Benutzung jener zur That, wie er gar bald der wilden Menge im Glanze seiner Eitelkeit verdächtig erschien, und wie so der Gipfel seines Triumphes das Wahrzeichen seines Falles wurde. Als der erste Wunsch der Verehrung, den mehr sein guter Name, als sein Betragen in der letzten Periode, und vor allem die Wuth, das Widerspiel der Hofstimmung zu offenbaren, erzeugte, vorüber war, würdigten muthwillige Demagogen ihn herab, und niemand fand sich, der ihn in Schutz genommen hätte. Sein Ansehn sank mit einer Schnelligkeit, von der selbst die an solchen Ereignissen reiche Revolutionsgeschichte wenige Beispiele giebt.

Necker tritt immer mehr und mehr in Hintergrund zurück*). Wir sehen ihn nur das peinliche Bekenntniß erneuern, daß die Cassen leer sind, und gegen den Assignatenunfug eifern, wodurch zuletzt ein solcher Unwille gegen ihn rege wird, daß er für sein Leben zittern muß und unter großen pekuniären Aufopferungen sich die Vergünstigung erkauft, (im Anfang des Septembers 1790) das Reich verlassen zu dürfen. Nicht ohne wirkliche Mißhandlungen zu erfahren, wird ihm dieser Wunsch gewährt. — Als er sich bei der Nationalversammlung über die erlittenen persönlichen Beleidigungen schriftlich beklagte, ging sie zur Tagesordnung über und achtete nicht darauf. — Er schied unbemerkt und unbedauert. —

Neckern, dem Staatsmanne, ist vorgeworfen, daß er,

*) Seine Rathschläge, eine der brittischen Constitution ähnliche Verfassung zu bilden, kamen zu spät, oder zu früh, denn die Geschichte hat keine Beweise aufzuzeigen, daß eine von außen hergeholte Verfassung der Eigenthümlichkeit einer Nation zugesagt, nationelle Festigkeit erlangt und das Staatsglück wirklich begründet hätte.

nur der kleinlichsten Selbstsucht ohne alle Umsicht fröhnend, die letzte Wiederberufung ins Ministerium angenommen habe. Seine individuelle Schwäche mag daran ihren Antheil haben, und dem Staatsmanne wird dieser Schritt nie verziehen werden; aber dem Menschen mag es zur Entschuldigung, und, wenn man will, zum Verdienste angerechnet werden, daß Necker aus reiner, persönlicher Liebe für den König und für dessen eines bessern Schicksals werthe Gemüthsart sich zur Rückkehr bereit finden ließ, da er sich in dem entschiedenen Besitz der Volksliebe einbildete, ihn retten zu können. —

Necker erscheint bei aller Reinigkeit seiner Sitten, großer Ordnungsliebe, vieler Sachkenntniß und entschiedener Neigung, Reformen zu machen, unfähig, die radicale Verbesserung irgend eines Staatsübels durchzuführen; manche nützliche Ansicht würde er durchgesetzt haben, wenn er nicht da innerhalb der engen Gränzen einer verschlossenen, pedantischen, zurückstoßenden Persönlichkeit

theil trifft auch den Schriftsteller; doch verdient letzterer eine besondere Würdigung nach der Reichhaltigkeit der Thatsachen und nach der Verbindung, in welcher seine Werke mit den großen Erscheinungen jener Zeit standen. Ein historischer Werth ist ihnen nicht abzusprechen; Neckers Individualität entfaltet hier die auffallendsten Merkmale. Es steht zu bezweifeln, ob in der ganzen Litteratur ein Autor namhaft gemacht werden kann, dessen sämmtliche Schriften sich so um das eigene Ich in Ruhmredigkeit und unermeßlicher Eitelkeit drehen, als Neckers Werke. —

Einer von Neckers Vorgängern im Ministerio und als Schriftsteller sein eifriger Widersacher, ein Mann, dem selbst seine entschiedensten Gegner den Ruhm großer Einsichten in der Staatswissenschaft nicht versagen, Calonne, stellt zwischen seiner und Neckers Administration, zwischen dem ihn verfolgenden Volkshasse und der Neckers Namen verherrlichenden Volksliebe folgende interessante Parallele auf, indem er Betrachtungen macht über die Gehaltlosigkeit, Inconsequenz und Ungerechtigkeit der Volksstimmung, die so oft mit der öffentlichen Meinung verwechselt wird. In seinem Werke De l'etat de la France sagt er: „Auf der einen Seite hat man einen Staatsmann gesehen, der der grausamsten Verfolgung preis gegeben, durch die schrecklichsten Beschuldigungen herabgewürdigt ist und ein Opfer der Hofintriguen wurde; er, der erste, der den Muth hatte, die Vorrechte der Geistlichkeit und des Adels anzugreifen, ihm maaß die blinde Menge die Verwirrungen bei, die er furchtlos der Nation offenbarte. Man hielt ihn der thörigtsten Verschwendung schuldig, man wüthete gegen ihn und hatte dazu keinen andern Grund, als die verläumderischen Einflüsterungen eines Widersachers, der ihn nach der Verdrängung zu verderben wünschen mußte. Er mochte Beweis fodern von seinen Feinden, auf bestimmte Anklage dringen, er mochte um die genaueste Prüfung seiner ganzen Administration flehen; er ward nicht gehört, man wollte nicht sehen, nicht richten. Selbst noch gegenwärtig, wo die Verläumder in Schweigen versunken sind, lebt die Stimmung, welche sie dem Volke gaben, fort. Auf seine Kosten wurden auch die Verständigern getäuscht; er erhielt keine Genugthuung, er blieb den giftigen Schlangenbissen ausgesetzt. — Uebri-

gens ist man gezwungen, einzugestehen, daß, wenn er in einem Zeitraume von viertehalb Jahren vier bis fünfhundert Millionen aufgebracht hat, selbige zur Abtragung der Kriegsschulden und anderer Rückstände verwendet sind; jedermann muß einräumen, daß er stets Zahlung aufs genaueste leistete, daß unter seiner Verwaltung Zinsen und alle Staatsverpflichtungen abgetragen sind mit einer bis dahin beispiellosen Pünctlichkeit, daß er den Credit wieder hergestellt, den Handel belebt, dem Mangel vorgebeugt und alle Gewerbe aufgemuntert habe. Endlich steht fest, daß er keine neuen Auflagen angeordnet hat, im Gegentheile dem Volke durch Aufhebung mehrerer drückender Lasten Erleichterung verschaffte, und daß das Deficit, welches man ihm Schuld gab, wenn man nach der einmal angenommenen Weise rechnen will, bei seinem Austritte aus dem Ministerio sich nur auf 57 Millionen belief. — Dieß sind Thatsachen, die niemand leugnen kann, die aber nicht in Erwegung gezogen werden. — Auf der andern Seite sah man unmittelbar

vergöttert, und würde es noch seyn, hätte er Klugheit genug gehabt, den Ruhm, welcher ihm in seine Ruhestatt folgte, nicht von Neuem aufs Spiel zu setzen. —"

So die Ungerechtigkeit der Volksmeinung darthuend, spricht hier ein Widersacher gegen Necker harte Beschuldigungen aus, die wenigstens in so fern die Geschichte nicht für ungegründet erachten muß, als sie auf den Mangel an höherer staatswissenschaftlicher Einsicht und Thatkraft, wie auf persönliche Gefallsucht recurriren. Ueberblickt man das Verhältniß, in welchem Necker zu der Nation, die ihn hoch ehrte, stand, so bemerkt man, daß selbiges auf einem wechselseitigen Irrthume beruhte; daß französische Volk hörte nicht auf, von Neckern gegen die Verwirrung der Staatsfinanzen die Hülfe zu erwarten, die er unter pomphaften Declamationen immer verhieß und nie leistete. Alle fehlgeschlagene Versuche konnten Neckers Eigenliebe nicht zu der Erkenntniß bringen, daß er nicht der Mann sey, dem es möglich, die schwierigste Aufgabe der Staatsweisheit zu lösen; er täuschte aber Andere um so leichter, je weniger er Täuschung beabsichtigte und je mehr der egoistische Irrthum für ihn subjective Wahrheit war und blieb.

Vergleicht man Calonne und Necker *) als Staats- und Finanzminister, so findet sich, daß ersterer, mit den großen Talenten des hohen Berufes geboren, in demselben ein Opfer wurde des Mangels an moralischer Selbstständigkeit; er büßte den ministeriellen Werth ein in der Haltungslosigkeit seines Privatcharakters. Necker hingegen verlor in der ministeriellen Sphäre, für welche ihn das Talent versagt war, seinen persönlichen Werth, er war ein einsichtsvoller Banquier, kein Staatsmann. Tel brille au second rang, qui s'eclipse au premier! Calonne als Minister, Necker als Schatzmeister und Generalcontrolleur hätten in gemeinschaftlicher Wirksamkeit etwas Großes leisten können, jener durch richtigen Blick, geistige Regsamkeit und muthige That, dieser durch Fleiß, Ordnungssinn und redliche Sparsamkeit. — Durch Lei-

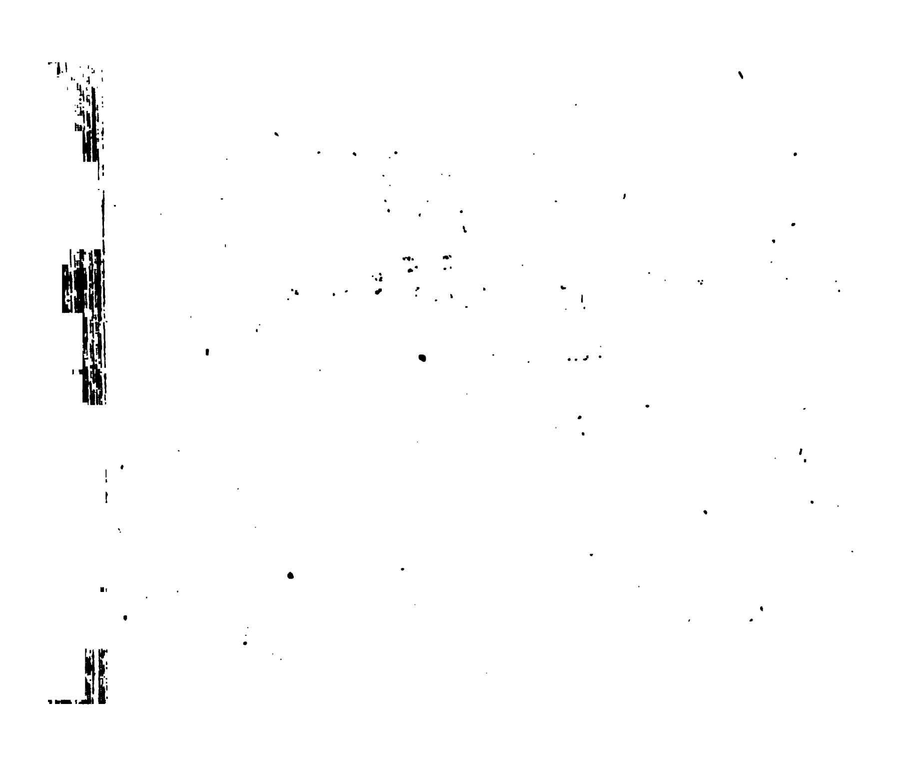
*) Wie hoch auch Fr. v. Staël in dem oft angeführten Werke, diesen zu erheben und jenen herabzusetzen sucht, so hatte doch Calonne in seiner Verbannung dasselbe Glück, welches Neckern nach seiner Verabschiedung zu Theil wurde: die ersten Höfe Europa's bezeugten ihm ihre Verehrung, und Catharina II. erließ an ihn die schmeichelhaftesten Einladungen.

denschaft getrennt, sich gegenseitig anfeindend, ging beider eigenthümlicher Werth dem Staate verloren. — Wem es unerwartet kommen möchte, Calonne's Werth hier so hoch angeschlagen zu finden, erinnere sich, daß er bereits unterm 9ten Februar 1789, also mehrere Monate vor der Versammlung der Reichsstände, vor dem Ausbruche der Revolution dem Könige aus seiner Verbannung schrieb: „Im Grunde weiß man nicht, wohin man will und was man verlangt. Man ist zu wenig einsichtsvoll, um einen gründlichen Plan entwerfen zu können; die Gefahr ist darum aber nicht geringer. — Man wird keine Constitution zu Stande bringen, man wird aber die Fundamente des Staatsgebäudes wankend machen. Man wird sich entzweien, sich erhitzen; die Menge wird den Sieg über die Vernunft davon tragen; man wird auf einem Boden verborgener Vulkane ohne Wegweiser umherirren und den Staat in den fürchterlichsten Abgrund stürzen. —

Henrich Steffens

von

W.



Henrich Steffens.

Das Vereinende, Herstellende, kurz, Rettende in der Welt, der Geist, hatte von jeher seine Siegelbewahrer und Pfleger, uranfänglich in den Priesterkönigen, Priester- und Dichterschulen, später, als die Geister sich mehr von der Uridee entfernten und die profane Wissenschaft vorherrschend ward, in den freien und edlen Genien der Völker, welche, nachdem der vorzugsweise göttliche Genius wieder zur Gemeinschaft im Geist und in der Wahrheit berufen hatte, allein die Akademie und Kirche derselben genannt zu werden verdienen, inwiefern sie die Förderer der Freiheit und die Diener des Höchsten sind. Denn allerdings giebt es auch in diesem Verein, wie in dem größern der Völker, eine Masse, welche nicht zählt, wo es jenes Höchste gilt, Unmündige, die der erziehenden Vormundschaft bedürfen. Jemehr es aber, besonders in den Zeiten des Christenthums, Vergeistigung und Verklärung, Erhebung über das Irdische galt, kurz, je tiefer der Geist in sich selbst grub, desto mehr mußte sich die Masse, die sich mit dem Gangbaren, mehr oder weniger in den Verkehr des täglichen Lebens Gezogenen beschäftigte, und in Frankreich, durch Nachäffung aber auch in Deutschland, wie einen eignen Stand, den der hommes de lettres bildete, ausscheiden von jenen vornehmen Geistern, in welchen allerdings der Bestand und die Hoffnung, kurz, das wahrhaft Wesentliche der Völker und Staaten ruht. Es ist nicht zu besorgen, oder doch leicht zu verschmerzen, wenn diese dem Menschen und seiner angebornen Liebe so natürliche Anhänglichkeit und treue Huldigung gegen das Höhere, was ja eben, als solches, die Persönlichkeit gleich beseitigt, vom Beschränkten und Mißwilligen mit Stolz verwechselt wird. Es

sey also hiermit unumwunden gesagt, daß wir in dem Manne, dessen Leben hier nach gütig mitgetheilten äußern Umrissen geliefert wird, allerdings einen jener vornehmen Geister anerkennen zu müssen glauben. Denn eine edle, durch einen vielverschlungenen, weitzweigigen Proceß gebildete und gereifte Frucht ist sein Leben, so das wissenschaftliche wie das staatsbürgerliche. Diese Liebe und Achtung aber fodert, daß wir auch im Gebrauch dieser Mittheilungen so wenig als möglich von seiner Eigenthümlichkeit verwischen.

Seine väterliche Familie stammt aus Holstein. Sein Großvater war Stadtchirurg in Wilster. Unzufriedenheit mit seiner Lage bestimmte ihn, sein Vaterland zu verlassen. Er ging also nach Surinam, ward Vorsteher einiger Plantagen in Berbice, heirathete eine Holländerin, von Leuwen, und erwarb sich selbst einen Besitz. Hier ward unsers Steffens Vater geboren. Nach Verlauf von einigen Jahren, als sein Vater zwölf bis dreizehn Jahr alt war, kehrte der Großvater, dessen Frau früher ge-

reise quer durch Norwegen und einen Theil von Schweden nach Kopenhagen. Hier sah der siebenthalbjährige Knabe einen der höchsten Berge in Norwegen, Dofrefield, fuhr über den großen gefrornen Landsee Milsen, und es konnte nicht fehlen, daß diese frühern Anschauungen einer großen gewaltigen Natur, die dunkeln Erinnerungen aus dieser Reise, gleichsam einer entschwundenen, geistig nicht von ihm gewältigten Urzeit, die häufige Wiederholung dieser in seines Vaters Leben merkwürdigsten Begebenheiten einen entschiedenen Einfluß auf seine ganze Anschauweise gewannen, und mit ihnen der Anklang jener tiefern beschaulichen Einsenkung in die geheimen Tiefen der Natur durch kühne Bekämpfung der oberflächlichen Hülle gegeben ward.

Sein Vater hatte eine neue Anstellung als Regimentschirurg in Helsingör bei einem Husarenregiment erhalten, wo er bis zum Jahre 1785 blieb. Dort besuchte Henrich die gelehrte Schule, die aber in den niedern Klassen so schlecht als möglich war, übrigens zum Rector den damals in Dänemark als Philosoph berühmten, jetzt in hohem Greisalter norwegischschwedischen Staatsrath zu Christiania, Treskow, hatte. Was Wunder, daß die früher angeschlagene Saite fortschwang und tönte? daß der Sund, die Rhede, das Schiffgewühl aus allen Völkern, ja Welttheilen ihn mehr anzog? Aus der Kinderstube sah er in diese großartige Bewegung hinein. Helsingör hat keinen Hafen; vor seinen Augen gingen auf offener Rhede Schiffe unter, oder geriethen in der Nähe der Häuser in Gefahr; Verunglückte retteten sich in den väterlichen Garten. So wurde die kindliche Phantasie frühzeitig nach allen Gegenden der Erde hingeleitet.

Wie aber in allen tiefen und gediegenen Naturen die Elemente scharf entgegengesetzt und gespannt sind, also war auch, besonders durch einer vortrefflichen, in jahrelanger Krankheit fromm duldenden Mutter Einfluß, ein stiller religiöser Zug in dem Knaben, der ihn in sich gekehrt machte; dabei offenbarte sich auch früh schon eine vorzügliche Rednergabe. Sein Vater arbeitete also, in der freudig stolzen Anerkennung dieser Gabe, eine Predigt aus. Henrich, dessen Gedächtniß vortrefflich war, mußte sie auswendig lernen, und als er eben aus Norwegen kam, ward ein Schemmel in die Kanzel einer Landkirche gesetzt, und er sagte die Rede von der Kanzel herab

zur Erbauung der versammelten Bauern und Verwand-
ten her. Diese Redneranlage und stille Religiosität be-
festigten den Entschluß der Eltern, ihn für den geistli-
chen Stand zu bestimmen. Indeß war dieß nur Eine
Seite seines Wesens, und mit großer Gewalt hatten ihn
die Erscheinungen der Natur ergriffen. Daher, wiewohl
es ihm an aller Anleitung fehlte, ja die Beschäftigung
gar als unnütz verpönt war, sammelte er doch Pflanzen;
die Geschiebe, die runden Steine des Ufers sollten ihm
Kunde bringen von der Beschaffenheit der fernen Gebirge,
die, in beständigen Nebel gehüllt, über das brausende Kat-
tegat von den schwedischen Küsten hinüberblickten. Däm-
mernd schwebten vor ihm, wie aus der Seele reichend,
die mächtigen Felsen des Geburtslandes mit seinen kecken
in der Familie bis zur Vergötterung verehrten Einwoh-
nern. Die Schiffe versezten ihn lebhaft in die entfernten
Gegenden, die göttliche Gegend zog ihn an, und alles
weckte lebendige Keime, die, still genährt, von der Umge-
bung kaum gemerkt, in der kindlichen Seele eine Welt
voll seligen Genusses erschufen.

Im Jahre 1785 mußte Henrichs Vater Helsingör
ungern verlassen, um mit dem Stab des Regiments nach
Roskilde zu ziehen. Diese kleine Landstadt war in der
glänzendsten Zeit die wichtigste Residenz der Könige.
Man fand eine Menge uralter Denkmäler in der Gegend;
Trümmern, in Dänemark so selten, waren kaum wahr-
nehmbar in der Nähe. Die alte Kirche, das einzige Ue-
berbleibsel der glänzenden Zeit, enthält die Grabstätte
der meisten dänischen Könige von uralten Zeiten her.
Hiemit entwickelte sich wieder ein neuer Keim in der Seele
des Knaben, der Hang zur Geschichte seines Vaterlands,
welcher in der Folgezeit so bedeutend ward, indem er ihn
wieder in das äußere Leben des Staats thätig und geist-
reich einzugreifen veranlaßte. Um so mächtiger aber war
dieser Zug, je schlechter die gelehrte Schule war. Dort
lernte er nichts als Latein und erhielt darin einige Fer-
tigkeit, aber keine gründliche Kenntniß. An Erziehung
war gar nicht zu denken.

men zusammen, um mit Flitzbogen nach einem hölzernen Vogel zu schießen. Da hiebei Reden gehalten wurden, so eröffnete sich für Henrichs Rednergabe ein Feld, und er war beständiger Redner. Dasselbe Talent entwickelte sich auch noch mehr, als sein ältester Bruder, der in Kopenhagen ein Schauspiel gesehen hatte, durch seine Erzählung ihn in eine wunderbare Zauberwelt versetzte. Leicht und schnell anregbar verfertigte Henrich auch Schauspiele, und sie wurden, so gut sichs eben thun ließ, gegeben.

Da er sich als einen künftigen Prediger betrachtete, so besuchte er auch die Kirchen fleißig und ward von der frommen bettlägrigen Mutter immer aufgefodert, ihr die gehörten Predigten zu wiederholen. Auch las er ihr wohl aus Bastholms damals berühmten Predigten vor. Aber es trieb ihn, auch selbst Predigten auszuarbeiten, um so mehr, da sein ganzes Gemüth sich immer mehr der Mutter zuwandte, und er ihren Beifall damit gewann. Sonderbar, wenn nicht eben in dieser reinen Lust am Wort, d. h. in dem Drang, sich klar zu werden und aussprechend zu entwickeln, in seiner Tiefe begründet war die durch keine andre äußere Auffoderung geweckte Lust zur Schriftstellerei. Ein Paar Verwandte, die Schriftsteller waren, lebten fern, wurden selten gesehen und nur mit staunender Bewunderung betrachtet. Henrichs erste Schriftstellerei war ein Wochenblatt vermischten Inhalts, welches in saubern Abschriften unter seinen Mitschülern und den Freunden seiner Eltern herumging, und wozu auch einige Mitschüler Beiträge lieferten. Wiewohl er späterhin alles verlor, was ihm als Denkmal früherer Zeiten übrig geblieben war, hatte ihm doch ein Zufall zwei Bruchstücke daraus gerettet. Das eine war eine Kirchengeschichte, die von Adam bis auf unsere Zeit gehen sollte. Seine Quellen waren die Bibel, eine Uebersetzung von Josephus und Bastholms jüdische Geschichte. Es war viel zusammengeschrieben. Das zweite war ein Entwurf der Hauptlehren der christlichen Religion. So war und blieb dieser religiöse Zug immer der Grund, auf welchen alles aufgetragen seyn wollte. Denn Naturbetrachtung blieb jetzt seine Hauptbeschäftigung, ob er wohl, ohne Aufsicht und Leitung, eine Menge keineswegs nützlicher Romane in die Hände bekam. Alle Haupt- und Staatsactionen, die damaligen Schauspiele, Schäferromane, die englische Pamela, Grandison wurden ver-

schlungen. Besonders machte Tom Jones großen Eindruck; auch die Robinsonaden, die damals Mode waren, zogen ihn sehr an. Hiemit zum Theil war er allmählich aus dem stillen, grübelnden Leben herausgetreten, und seine Heftigkeit, seine Neigung zu mancherlei Possen zogen ihm viele Händel zu. Diese größere Rührigkeit stach freilich von der Neigung zur Frömmigkeit so seltsam ab, daß Manche, welche diese Spannung der Elemente in ihm nicht begreifen konnten, ihm wohl gar Heuchelei vorwarfen. Die jetzige Zeit aber bietet ebenfalls so im Ganzen, wie in einzelnen Individuen, Beispiele dieser Art genug, und das erwachte Naturstudium nach einer langen, dürren und überklugen, oder vielmehr afterwitzigen Begriffsphilosophie ist um so mehr eine ähnliche Erscheinung, da keine wahre Naturbetrachtung ohne Religion möglich ist, weshalb auch dieß ein fröhliches Vorzeichen der nöthigen Wiedergeburt der Zeit ist.

Im Jahr 1787 ward Steffens Vater nach Kopenha-

aller Trockenheit, ihn außerordentlich an, und er ruhte nicht, bis er sich mit den Hauptsätzen der mechanischen Physik vertraut gemacht hatte. Die zum Verständniß nöthigen Elemente der Arithmetik und Geometrie suchte er sich ohne alle Anleitung aus Wolf eigen zu machen. Eine schön gesteigerte Führung aber war es, daß er aus der Leihbibliothek eine Uebersetzung Buffons in die Hände bekam. Dies Buch machte Epoche in seinem Leben, es zog ihn unwiderstehlich an, und seine früher hin und her schwankende Neigung erhielt jetzt eine entschiedene Richtung. Als ob aber die Elemente einer andern Seite seiner Natur nicht nur nicht vorkommen, sondern sich gleichmäßiger entwickeln und somit der harmonische Bau seines Geistes nicht gestört werden sollte, gerieth er auch auf Göthes Faust, diesen Wendepunct der neuen Zeit, diesen mächtigen Bekämpfer des Buchstabens und Propheten des Geistes einer neuen Welt. Steffens wußte bis dahin noch nichts von Göthe, und der funfzehnjährige Knabe vermochte kaum die Tiefe des Gedichts zu durchschauen; aber dennoch erschütterte und regte es ihn tief auf. Die Töne der Sprache, das wilde Streben und die leise Klage, der unendliche Jammer ergriffen ihn, als wäre jetzt erst die Wunde des Daseyns, das eigentliche Grund = und Urelend ihm entgegen getreten. Es war, als hätte er die geheime Alraunwurzel ergriffen; das verborgene Weh der ganzen Natur und des Geschlechts ließ sich in bangen, klagenden Tönen vernehmen, und sein erschüttertes Innere bebte nach, zitterte mit, als wäre der eigentliche Ton der tiefsten Seele getroffen. Er konnte den ganzen Faust auswendig und konnte ihn seitdem zu jeder Zeit hersagen.

Nach einem achtjährigen Krankenlager starb Steffens Mutter. Mit ihr hatte er, immerfort so in dem Geleise seines Bildungsganges erhalten, einige von Jung Stillings Schriften gelesen. Ihr frommer Sinn zeigte ihr im Sohne den künftigen Religionslehrer, und sterbend ermahnte sie ihn, diesem Berufe treu, Glauben und Frömmigkeit zu verbreiten. Dieser Tod einer geliebten Mutter war für die gesammte Familie ein großer Verlust. Eine frühere Heftigkeit war durch langwierige Krankheit gebrochen; ihr Leiden und ihr frommer Sinn knüpfte Alle, und vor allen Henrich an sie. Jene letzte Ermahnung weckte einen großen innern, sehr quälenden Kampf

in ihm; denn schon war er entschlossen, nicht Prediger zu werden. Wie theuer ihm die Religion auch war, das theologische Studium schien ihm abschreckend, und der Trieb, die Natur zu erforschen, hatte ihn ganz ergriffen. Einige chemische Schriften hatten ihn zum Laboriren gebracht, des Vaters Hausapotheke mußte herhalten, und die Wirkungen der Säuren und Alcalien und die Bildung der Salze unter seinen Händen schienen ihm etwas Feenhaftes. So verlor er sich ganz in ein Studium, das ihn in den frühesten Jahren ergriffen hatte, und die Beschäftigung gewann dadurch sehr an Reiz, daß ihm nur wenig Stunden dazu vergönnt waren, daß weder Vater noch Lehrer in diesem Spiel etwas Bedeutendes fanden. Nur letzterer äußerte oft seine Unzufriedenheit, weil damit, wie ihm schien, die Zeit auf unnütze Weise versplittert würde. Noch ward Naturgeschichte in Steffens Vaterlande nicht als ein Theil der Erziehung betrachtet. Aber so ungescheut er sich dieser Neigung überließ, warf er sich dennoch im Stillen vor, daß er so

richtes Ansinnen spöttisch abweisen würde. Aber es geschah nicht. So ausgezeichnet war die Freimildigkeit des herrlichen Mannes, daß er selbst Kindern, die ganz unbekannt waren, die Bücher anvertraute. Der Bibliothekar schien gar nicht befremdet. Steffens foderte Linné's System; es ward ihm überbracht, und er schrieb die Quittung. Dabei konnte er durch die geöffnete Thür einen Blick in die große Bibliothek aus etwa 100,000 Bänden werfen. Zum ersten Mal übersah er mit einem Blick eine solche Menge wissenschaftlicher Bücher; und über diese konnte er gebieten. Noch war ihm nichts begegnet, das ihn mit solchem Uebermaaß von Freude überschüttete; der Blick in die Bibliothek hatte seine Phantasie gewaltsam aufgeregt. Von dieser Zeit an lieh er immer naturhistorische Werke und erhielt selbst die theuersten ohne Umstände. Er ward dem Bibliothekar, dem Eigenthümer bekannt, und durfte selbst in den Schätzen der naturwissenschaftlichen Werke herumwühlen, und fing nun an, nicht allein deutsche, sondern auch französische Schriften zu lesen, obgleich er für diese Sprache gar keine Anleitung hatte.

Das zweite für ihn entscheidende Ereigniß war die Errichtung einer Gesellschaft für Verbreitung des Studiums der Naturgeschichte. Sie wurde durch den berühmten Prof. Abildzaard veranlaßt, hatte einen bedeutenden Fonds, eine zoologische Sammlung ward angelegt, der König gab einen Platz, und der große Botaniker Wahl ward als Lehrer angestellt und erhielt Auftrag, öffentliche Vorträge über Zoologie und Botanik zu halten. Natürlich eilte Henrich, an diesen Vorträgen Theil zu nehmen, und hatte das Glück, gleich im Anfange Wahls Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Er ward nun im eigentlichsten Sinne sein erster Lehrer. Die Zoologie trieb er mit vielem Eifer. Weniger zog ihn die nomenclatorische Botanik an, in welcher er, Linné's Schüler, in ganz Europa der entschiedenste Meister war, obgleich diesem strengen Unterricht St. viel verdankte. So hatte also sein künftiges Leben eine entschiedene Richtung gewonnen.

Im Jahr 1790 ward er mit einem jüngern Bruder Student. In Dänemark müssen die angehenden Studenten sich öffentlich prüfen lassen. Der schlechte Lehrer wußte so wenig, welche Fortschritte das Brüderpaar ge-

macht hatte, daß er sich, aus Furcht, sie möchten abgewiesen werden, verbarg, in der Absicht, wie er mindestens versicherte, bei einem schlechten Erfolg sich das Leben zu nehmen. Aber zu seinem Glück erhielten beide das erste Zeugniß. Henrich hörte im ersten Halbjahr nicht weniger als acht Vorlesungen. Die crusius-baumgartensche Philosophie ergötzte ihn, aber er nahm sie sehr leicht; mit dem herrschenden, psychologisch-moralisch-sentimental aufgeklärten Radotiren, practische Philosophie genannt, war er hinlänglich bekannt. Das Selbststudium der Mathematik hatte ihn so weit gebracht, daß er mit Nutzen Prof. Wolfs strenge Vorlesungen hören konnte. In der Physik unter Kranzstein zeichnete er sich aus. Die Lust besonders zur vaterländischen Geschichte, die ihn schon früher angezogen, stellte sich auch wieder ein, und er trieb sie mit Eifer. Nach allen Richtungen aufgeregt, unterwarf er sich nach einem halben Jahr der sogenannten philosophischen Prüfung in Physik, Astro-

wirthschaft mit ihrem reichen, sicher gezogenen Kreis von Beschäftigungen zog ihn an. Da der Lehrer der Kinder abwesend war, um sich examiniren zu lassen, so vertrat Henrich seine Stelle, taugte aber wenig dazu. Eines Tages schlief er ermüdet von einem botanischen Ausflug auf einer Heide ein. Der Hut fiel ihm vom Kopf, die Sonne brannte auf das entblößte Haupt. Als er erwachte, fand er sich zu Hauße. Er hatte einen Sonnenstich erhalten und war in tiefe Ohnmacht gefallen. Da diese sich öfter einstellte, ward er wieder nach Kopenhagen gebracht und lebte in einem großen Siechhauße, worin, seiner vortrefflichen Einrichtung wegen, selbst angesehene Kranke sich aufnehmen ließen. Prof. Bank, sein Ohm, war der erste Arzt. Nach seiner Herstellung war er nun sich selbst überlassen, und besorgt, wie er leben sollte. Der Entschluß, Theologie zu studiren, hätte ihn gleich in eine sehr angenehme Lage versetzt; aber lauter sprach sein innerer Drang, und er folgte ihm standhaft. Lohn und Gewähr der Richtigkeit des einzuschlagenden Weges war, daß es besser ging als er dachte. Er manuducirte, schriftstellerte, und sein vortrefflicher Oheim, Prof. Bang, wie unzufrieden er auch mit ihm war, verließ ihn nicht ganz. Der beste Umgang war mit seinen Stiefsöhnen. Mynster, der ältere, ist jetzt Professor und Nachfolger des Vaters als erster Arzt beim Friedrichshospital. Der jüngere ist Prediger in Kopenhagen und Mitglied eines für Schulen und Universität errichteten Departements. Beide waren sehr ausgezeichnete Jünglinge. Von diesen ward er in die Welt eingeführt, mit ausgezeichneten jungen Männern bekannt, lernte die Litteratur im Großen und Ganzen kennen; die berühmtesten Männer, die sich in Poesie, Kunst und Philosophie auszeichneten, waren ihnen bekannt. Gelehrte Blätter setzten ihn mit dem gelehrten Treiben des Tages in Verbindung, und so war seine Lage innerlich und äußerlich sehr heiter. Entschiedenen Einfluß hatte besonders der ältere, Mynster. Henrich war in beständigen, nie ruhenden Productionen begriffen, eine Menge von Ansichten durchkreuzten sich in seinem Kopf, er wollte das Kühnste anfangen und ausführen. Da stand ihm nun Mynster mit einem scharfen kritischen Talent gegenüber. Diesem theilte er seine Ansichten mit, und meist erschienen sie, von ihm geprüft, in ihrer Rich-

tigkeit. Aber eine große Neigung verband beide; wie oft auch zurückgestoßen, ward Henrich doch immer von Neuem zu ihm hingezogen, und unvergeßlich ist ihm, was er ihm schuldig ist. Sein Bruder, ein stiller, sanfter Mensch von schönen Talenten und gründlichen Kenntnissen, ist Henrichen eine der heitersten Erscheinungen, die ihm je entgegengetreten und einer seiner tiefsten Freunde.

Indeß trieb er das naturwissenschaftliche Studium mit vielem Eifer. Wahl war fortdauernd sein Lehrer. Mineralogie hatte er ganz auf eigne Hand getrieben. Spengler, als Conchyliolog bekannt, hatte eine vortreffliche Sammlung; er war Steffens Vater bekannt, und durch ihn ward, noch ehe Henrich die Universität bezog, der Grund zu einer eigenen Sammlung gelegt. Er erhielt durch ihn auch Mineralien. Ein wunderlicher Mensch, ein gewisser Colsmann, hatte sein ganzes Vermögen an allerlei Sammlungen mit einer Art idiosynkrastischer Verrücktheit verschwendet. Da er wenig oder gar keine Kennt-

der Eifer. Auch haben sich die Mitglieder fast sämmtlich ausgezeichnet. Hecholb, der berühmte Arzt, Stafu, der Pflanzenphysiolog, Rathje, der ausgezeichnete Zoolog, Hornemann, der Botaniker, gehörten zu diesem Kreise. Mynster entwarf den Plan eines physisch-medicinisch-ökonomischen Journals, wie es in Dänemark noch nicht da war. Henrich nahm den lebhaftesten Antheil, und Arbeiten der Gesellschaft bildeten den Grund. Von St. erschien hier ein Aufsatz über die Oxydation der Metalle, der erste antiphlogistische in Dänemark. Früher hatte er, aufgemuntert durch Wahl, Wildenows Grundzüge der Botanik übersetzt, die Terminologie erweitert und den ersten Versuch einer dänischen gemacht. So waren denn Alle äußerst thätig und rieben sich durch Recensiren und allerlei Angriffe an Andern. Endlich gingen sie in sich; die gar zu jubelnden Gelage wurden abgeschafft. Damit aber erlahmte auch die Gesellschaft, und erst später ist aus ihr die bekannte medicinische Gesellschaft geworden, deren Mitglied jedoch Steffens nicht ist, wie er überhaupt nicht das Glück hat, mit irgend einer gelehrten Gesellschaft seines Vaterlandes in Verbindung zu stehen.

So lebte er in den Jahren 1792. 93. und den Winter 94, wenn auch in keiner glänzenden Lage, doch angenehm, und bedeutende Männer fingen an, von ihm gute Hoffnungen zu hegen. Es war eben die Zeit, da ganz Europa durch die Umwälzung bewegt war; und daß ein lebhafter junger Mann in den ersten Jahren derselben ganz dafür war, ist gar zu natürlich. Aber in keiner Stadt des festen Landes, außer Paris, wurde das Thema der Staatsumwälzung mit mehr Kühnheit, ja Frechheit behandelt und verbreitet, als in Kopenhagen, wo damals noch eine unumschränkte Preßfreiheit herrschte. Politischer Schriften wegen einem Fiskalproceß unterworfen zu seyn, war der Gegenstand des Ehrgeizes vieler junger Männer, ja auch ältere strebten nach diesem eitlen Kranz. Eine Menge Flugschriften äußerten wahrhaft anarchische Grundsätze und griffen die Regierung auf die frechste Weise an. Wiewohl Steffens keine Furcht kannte und, gleich andern jungen Leuten, etwas darein setzte, eifriger und kühner Demokrat zu seyn, so konnte er es doch nicht über sich erhalten, eine Flugschrift der Art zu schreiben, und sein richtiger Tiefsinn fand zuletzt das Geschrei über Menschen-

rechte, Freiheit und Gleichheit unsäglich flach. Zu denjenigen seiner Freunde, die gar zu sehr von dieser Richtung ergriffen waren, deren Opfer er auch ward, gehörte auch Malte-Brun, der in Frankreich als Geograph großen Ruf genoß. Indeß war hiemit ein Keim aufgebrochen, der nun herrlichere Früchte getragen.

Merkwürdig war aber sein Verhältniß zur Philosophie. Rüsbrogh, der alte Professor der Philosophie, erwartete etwas von Steffens und hatte ihn in den ersten Universitätsjahren sehr zu diesem Studium ermuntert. Seine Freunde beschäftigten sich lebhaft mit der kantischen Philosophie, und kein innrer Trieb, sondern bloße Eitelkeit brachte ihn dazu, die Kritik der reinen Vernunft zur Hand zn nehmen. Es war ihm aber nicht möglich, durchzudringen; ja zuletzt, wiewohl er sich sonst nicht wenig zutraute, sprach er sich selbst alle Fähigkeit für dieß Studium ab. Die Freunde unterhielten sich in seiner Gegenwart über die erhabensten Gegenstände; er ward als ausgeschlossen von diesen Unterhaltungen be-

Norwegen einen Hafen zu suchen, und hier sah er nun das längst ersehnte Gebirg wieder. Es machte unglaublichen Eindruck auf ihn; seine Freude kannte keine Gränzen, und er besaß mineralogische Kenntnisse genug, um das Gestein zu bestimmen. Als man in Bergen ankam, hatte er nicht einmal Geld genug, um die Ueberfahrt zu bezahlen; aber er fand Vertrauen und lebte in Bergen in einem kleinen Gasthof, dessen Wirth seine Lage kannte, deßunerachtet aber doch sich nicht besann, ihm zu crediтiren. Indeß erlaubte freilich die beschränkte Lage nicht, bedeutende Reisen zu machen, und so brachte er die Zeit unter den umliegenden Bergen zu, die er ihrer Structur nach kennen zu lernen suchte und einige Wochen zwischen den Inseln mit Untersuchung der Mollusken. Er hatte große Ideen, was er hier alles treiben, was entdecken wollte. Was geschah, schien ihm nichts zu seyn; und so ward er von tiefer Scham ergriffen und versank in tiefe Melancholie. Ganz allein, von wenigen jungen Leuten umgeben, irrte er unter den kahlen Felsen herum, die ihm an dieser Lage ihre Bedeutung tückisch zu verschließen schienen. Hier aber in sich hineingedrängt, erwachte bei ihm die Philosophie. Der Geist der Natur und der Dinge schien ihm näher zu treten, und er vertiefte sich in Grübeleien, die noch später, wenn er in seinem Tagebuche aus jener Zeit blätterte, ihn durch die richtige Tiefe überraschten.

Nach Kopenhagen zurückzukehren schien ihm unmöglich. Er faßte den tollen Entschluß, nach Deutschland zu gehen. Dort wollte er sich einen großen Ruhm erwerben und erst dann wieder unter seinen Freunden erscheinen. Ein Freund gab ihm eine kleine Anweisung auf einen Hamburger Kaufmann, und im Oct. ging er ab. Ungünstige Winde trieben das Schiff nach den Orkneyinseln, dann nach den schottischen Küsten im Süden bis in die Nähe von Texel. Als es sich Helgoland näherte, war ein fürchterlicher Sturm; da sich kein Lootse herauswagte, ging es ohne Lootsen in die Mündung der Elbe zwischen den Tonnen hinein. Der Sturm wüthete. Abends stieß das Schiff an, die Masten wurden gekappt, die großen Böte gingen verloren. Um Mitternacht wollte es sinken, und funfzehn Menschen suchten sich in einem kleinen Boot durch die Brandung gegen das Schiff mit Lebensgefahr zu retten. Sechs Stunden trie-

ben sich die Reisenden herum, still; die meisten murmelten Gebete, alle erwarteten jeden Augenblick den Tod, jede Welle drohte, sie zu verschlingen, und so trieben sie nach dem Meere zu. Gegen Morgen in der Dämmerung entdeckten sie ein Schiff und wurden gerettet. Aber dieß Schiff war selbst in Gefahr. Indessen ward es Tag. Man ließ das Anker stecken, und das Schiff flog, vom Sturme getrieben, die Elbe hinauf. Steffens hatte Alles verloren. Sein Reiseschrein war verpackt und nicht zu retten. Ein altes Kleid, was er trug, war zerrissen. Eine Sammlung von Mollusken, darunter eine neue Laplysia, seine Bücher, Mineralien, Sammlung von Excerpten, Erzeugnisse eines siebenjährigen mühsamen Fleißes, blieben auf dem Wrak. Der rettende Schiffer lieh ihm seinen Ueberrock.

Und so kam er zuerst nach Altona mit einem geliehenen Kleide, von allem entblößt; nur sein Tagebuch war gerettet. Er kannte keinen Menschen und sprach sehr schlecht deutsch. Seine Anweisung war auch verloren

dürftige Lage aber nicht ganz unbedeutende Bibliothek zurückgelassen, vorzüglich aber eine Naturaliensammlung, die aus ein Paar tausend Pflanzen, tausend Insecten, vielen Eingeweidwürmern, vor allem aber aus Mineralien bestand. Während seines Aufenthaltes in Rendsburg verzehrte (im Sommer 1795) das Feuer einen bedeutenden Theil von Kopenhagen, seine ganze Sammlung brannte auf, und somit hatte er alles, was er in der Welt besaß, verloren. Diese Führung diente, wie sich immer mehr zeigen wird, eben so sehr, ihn in seinem Innern zu kräftigen, als liebend an die Menschenwelt zu knüpfen und somit das schöne Gleichmaaß seiner Bildung zu bewahren.

Im Frühling 1796 ging er mit 5 Thalern nach Kiel. Hier änderte sich mit dem Schauplatz seine Lage. Auf eine ihm ewig unvergeßliche Weise ward er hier aufgenommen. Fabricius munterte ihn zu Vorlesungen über die Naturgeschichte auf; der alte Hensler nahm sich seiner väterlich an, und nach wenigen Monaten hatte er viel Zuhörer. Bescheiden nahm er dieß mehr für persönliche Zuneigung als für gebührendes Anerkenntniß des Werths seiner Vorlesungen. Durch Privatunterricht erwarb er außerdem das Nöthige, und der Umgang, die Freundschaft vorzüglicher Gelehrten machten ihm seinen Aufenthalt äußerst angenehm. Seine Neigung zur Speculation nahm indeß zu. Der stille, von allem Aeußern getrennte Aufenthalt in Rendsburg hatte sie genährt; aber noch kannte er keine der ältern und neuern Philosophen. Alle seine Grübeleien gehörten ihm selbst zu. Hier in Kiel lernte er zuerst Jacobs Briefe über Spinoza kennen und fing an, die Ethik zu studiren. Die große Konsequenz riß den sinnigen, kräftigen Geist ganz hin, und hier schien ihm das Räthsel des Daseyns gelöst. Aber die schöne Natur, das bunte bewegliche Leben, das schlagende Herz erstarrte doch in dieser Strenge. Das Spiel mit Stoffen, Kräften und unlebendigen Formen schien ihm klein, und selbst während er die Wissenschaft vortrug, schien sie ihm fremd, verändert. Somit entwickelte sich ein ungeheurer Widerspruch, der nicht gelößt werden konnte, am wenigsten aber dadurch, daß er einige junge Männer kennen lernte, die, von Jena kommend, Fichte's eifrige Anhänger waren. Wie unendlich theuer sie ihm waren, wie sehr er sie als Freunde achtete; ihre Ansichten sprachen

ihn nicht an, den schon jahrelang das rege Leben der Natur angesprochen. Diese Freiheit, welche sich vermaaß, die Objecte aus der Tasche zu spielen und selbst den Boden und Träger, ja die Bühne ihres Verkehrs als hohlen, unwesentlichen Begriff zu erzeugen, mußte ihm bald, trotz aller Folgerichtigkeit im Gange, unerquicklich und dürr scheinen. Indeß bezeichnete eine kleine Schrift über die Mineralogie und das mineralogische Studium diesen seinen Zustand der Sehnsucht nach speculativer Einsicht, indem sie vorzüglich durch Einfluß der kritischen Philosophie entstand, deren äußere Herrschaft ihm imponirte, als aus innerer Ueberzeugung. Dazu kannte er damals die Ethik noch nicht. Spinoza folgte er mit schwerem Kampf und verfiel darüber abermals in einen tiefen Trübsinn, immer nach der schönen Beschäftigung mit der Natur greifend, und immer durch die Strenge der Forschung zurückgescheucht, die ihn ergriffen hatte.

Jetzt traten wie versöhnend Schellings Ideen zu

ner der trefflichsten Menschen, ein tiefes herrliches Gemüth, welches von Philosophie und Poesie vor allem angezogen ward. Es gelang Steffens bald, seine Zuneigung zu gewinnen, und in wenigen Wochen hatte er ein ansehnliches Stipendium aus der Staatscasse und ein kleineres von der Copenhagener Universität.

Jetzt eilte er nach Jena. Es war im Sommer 1798. Hier war Göthe in der Nähe, hier das lebhafteste geistige Streben der Zeit. Den Sommer brachte er auf dem Harz, in dem Thüringer Gebirge zu, und, als er im Herbst nach Jena zurückkam, war Schelling da. Wie thätig er damals eingriff, weiß, wär' es auch nur durch Verunglimpfungen und schalen Witz, wer die damalige Zeit und ihre freilich heilsamen Reibungen erlebt hat, oder kennt. Steffens blieb den Winter da und reiste über Berlin nach Freiberg. Dieser Ort fesselte ihn vor allen. Der große Werner ward sein Lehrer und Freund, und wie wichtig dessen große Entdeckungen ihm wurden, weiß jeder, der Steffens Schriften kennt. Hier schrieb er seine Beiträge zur innern Naturgeschichte der Erde, worin auch die wernersche Theorie weitläufiger, als St. selbst wünschte, auseinandergesetzt wurde und jene wichtige Idee auftrat, daß das Pflanzenleben aus Kohlenstoff und Kieselgeschlecht, die Thierwelt aber aus dem Stickstoff des Kalkgeschlechts hervorgehe. Von hier aus nahm er an der Zeitschrift für speculative Physik Theil. Im Sommer reiste er meist in Deutschland herum, besuchte viele Gebirgsgegenden und kehrte im Winter nach Freiberg zurück. Sein ganzes Leben hatte jetzt seine Bedeutung erhalten, und im Jahre 1802 reisete er nach Dänemark zurück. Auf der Rückreise versprach er sich mit einer Tochter vom Kapellmeister Reichardt.

In Kopenhagen fand er vielen Widerstand. Er hatte einen Ruf nach Ireland erhalten als Bergrath. Man wollte dort ein Bergcollegium errichten und wünschte wernersche Schüler. Dieser Ruf verschaffte ihm einen ziemlichen Gehalt in Kopenhagen; er erhielt eine Pension und ein Jahrgehalt, um in Norwegen geognostische Untersuchungen anzustellen. Aber er fand zwei mächtige Gegner. Der eine war der Herzog von Augustenburg, ein Schwager des Königs, Schüler von Platner und entschiedener Feind der Naturphilosophie, Curator der Universität. Der zweite war der Minister, Graf Rewentlow,

ein durchaus praktischer Mann, der sich ein für allemal in den Kopf gesetzt hatte, mit einem Philosophen sey nichts auszurichten. Dennoch fing Steffens im Herbst 1802 öffentliche philosophische Vorlesungen an. Das erstemal waren vielleicht 60 — 70 Zuhörer zugegen, das zweitemal 200 — 300, und kaum hatte er eine Woche gelesen, so konnte das ansehnliche Auditorium die Zuhörer nicht fassen. So lange die Universität existirte, hatten noch keine Vorlesungen einen so lebhaften Eindruck gemacht. Angesehene Beamte, Prediger, Bürger, Kriegsmänner, Professoren drängten sich mit Studenten zu seinen Vorlesungen. Eine wissenschaftliche Gährung entwickelte sich, und, nicht seine Anhänger, nein seine scheltenden Gegner, gestehen, daß diese Vorträge einen Wendepunct in der ganzen dänischen Literatur bezeichnen. Im Frühling brach er die Vorträge ab, um sie nächsten Winter fortzusetzen, denn jetzt erhielt er den Auftrag, den Gypsberg in Segeberg und die Salinen bei Oldesloe zu untersuchen. Er nahm die Gelegenheit wahr, nach Halle zu reisen.

übergehender Aufenthalt ließ ihn Theil nehmen an einer dort blühenden schönen Zeit. Er war durch dieß alles günstig geweckt, gerichtet, geklärt. Halle war damals in den Jahren 1804 — 6 unstreitig die erste Universität in Deutschland. Von allen Gegenden Deutschlands kamen die Studirenden hier zusammen. Schleiermacher und Steffens wirkten in Verbindung mit einander, und ihre besten Zuhörer waren gemeinschaftlich. Reil war ihm in andern Rücksichten unendlich wichtig, worüber öffentliche Aeußerungen vorhanden sind. So hatte er endlich eine Stellung erhalten, ganz wie er sie wünschte. Freilich bedurfte es einige Zeit, um seine äußere Lage, die bei den vielen Reisen nicht geordnet seyn konnte, in Ordnung zu bringen; aber ein gefülltes und immer wechselndes Auditorium eröffnete ihm auch in dieser Rücksicht die heitersten Aussichten.

Doch auch dieß vorübergehende Glück sollte er mit einem großen Verlust erkaufen. In einer Reihe von Jahren hatte er sich vorzüglich mit dem Erdmagnetismus beschäftigt, hatte eine Sammlung von Abweichungs- und Neigungskarten von vielem Werth, worunter viele seltene waren. Als er Kopenhagen verließ, hatte der Tischler die größte Küste, worein ein Theil seiner Bibliothek verpackt war, schlecht gezimmert. Sie ging entzwei, und so waren die gut eingebundenen Bücher, eine Menge Zeichnungen und alle Karten verschwunden. Ein harter, durchaus unersetzlicher Verlust!

Noch mehr aber: Kaum zwei Jahre hatte er hier zugebracht, als die unglückliche Schlacht bekanntlich die Universität zerstörte. Eben war Schleiermacher in Steffens Hause, als die Franzosen in Halle eindrangen. St. wohnte mit seiner Familie auf einem einsamen Platz in einer entfernten Gegend, und Schleiermacher rieth, Weib und Kind in seiner Wohnung mitten in der Stadt in Sicherheit zu bringen. Man entschloß sich etwas spät dazu. Die Straßen waren schon leer, die Einwohner ängstlich in ihre Häuser verschlossen. Die Familie mußte den Marktplatz, wo in wildem Getümmel sich die Preußen zu retten suchten, wo Wagen, Kanonen, Munitionswagen sich drängten, quer durchschneiden. Steffens trug sein Kind und gerieth wirklich in Gefahr, ja es war unbegreiflich wie er durchkam. Kaum hatte er die Ecke

der gegenüberliegenden Straße erreicht, als die Feinde den Platz besetzten und hinter ihm her schossen.

Nun war er ohne Gehalt und mit denjenigen seiner Collegen, die, wie er, ohne Vermögen waren, in der bedenklichsten Lage. In dem Falle, daß die Universität an den Feind abgetreten würde, daß der König von Preußen, der für alte verdiente Unterthanen zu sorgen hatte, seine Dienste nicht länger bedurfte, wollte er für die Zukunft seine Lage in seinem Vaterlande sichern. Da er jetzt mit Beifall als Lehrer auf einer der berühmtesten deutschen Universitäten aufgetreten war, so glaubte er, würde man vielleicht jetzt Manches anders ansehen. In diesem Sinne schrieb er seinem jüngern Bruder und trug ihm auf, sich zu erkundigen, wie man über ihn dächte. Dieser Bruder war Officier in Kiel, wo damals der Kronprinz, Regent des Landes, der jetzige König, sich aufhielt. Erschrocken über Henrichs Lage, ging er ohne Auftrag zum Kronprinzen. Dieser äußerte, der Bruder

fand mit Verwunderung, daß die höchsten Behörden noch vor seiner Ankunft ihn vorgeladen hatten. Gott weiß, woher das wunderliche Mißverständniß her rührte, daß er jetzt, der Regierung zum Trutz, in Kopenhagen lesen wollte. Dagegen nun hatte man, ohne auch nur einen entfernten Schritt seinerseits, gar wunderliche Vorkehrungen getroffen. Aber sie schienen seinen Stolz wenig zu kennen, denn er wußte gar wohl, was er seiner Lage als Lehrer bei einer berühmten Universität schuldig war. Was er als Lehrer in Dänemark vermochte, hatte er gezeigt. Auch hatte er auf die Anfrage geantwortet, daß, wenn man etwa in der Zukunft einsähe, daß er als Lehrer nützlich wäre, er sich besinnen würde; jetzt hätte man durchaus nichts zu befürchten. So war er denn auf immer von seinem Vaterlande getrennt, und er läugnet nicht, daß es ihn schmerzte. Selbst Freunde haben sein Benehmen getadelt; aber der kühne, freie, offene, im Leben schon gehärtete Geist konnte nicht anders handeln, ohne sich zu verläugnen. Auch hatte ihn damals das ungeheure Schicksal, welches richtend über die Welt ging, so ergriffen, daß er wenig an sich, desto lebhafter aber an den Geist dachte, dem er Treue geschworen hatte. Im Sommer 1807 und Winter 1808 — 9 lebte er in Holstein, Hamburg und Lübeck bei Freunden, bis er, nachdem die Universität hergestellt war, nach Halle zurückkehrte. Hier lebte er ganz still. Schon in Hamburg hatte er hessische Patrioten kennen gelernt; die stillen Unternehmungen in Hessen und Berlin waren ihm bekannt; er nahm an ihnen Theil und lebte in beständiger Gefahr, weil mehrere preußische Officiere keinesweges die nöthige Vorsicht beobachteten, wie er dieß selbst in Krosigks Leben (Zeitgen. IX.) ausführlich erzählt.

Vor Ausbruch des Krieges hatte er in Halle die Grundzüge der philos. Naturwissenschaft drucken lassen; in der traurigen Zeit die geognostisch-geologischen Aufsätze und eine kleine Schrift über die Idee der Universitäten. Schwerlich ist etwas Kühneres im Königreich Westphalen durch einen namhaften Schriftsteller erschienen, der ganz in der Gewalt des Tyrannen und selbst verdächtig war. Vom Handbuch der Oryktognosie erschien der erste Theil. Freilich war diese Zeit nicht dazu geeignet, seine äußere, durch mancherlei Unglücksfälle zerrüttete Lage zu verbessern. Er kam im Herbst 1811 nach Breslau,

wo er Anfangs mit manchem zu kämpfen hatte, was sich später ebnete. Als der König nach Breslau kam, als die Begeisterung das ganze Volk ergriff, hatte er abermals das Glück, die schönste Zeit in ihrer ersten fröhlichen Blüthe zu genießen. Als die Auffoderung zur freiwilligen Bewaffnung Montag Nachmittags ihm bekannt wurde, fiel ihm, indem er einsam auf seinem Zimmer sich zu einer philosophischen Vorlesung am Dienstage vorbereitete, ein, daß es ja in seiner Gewalt stände, was noch nicht ganz ausgesprochen, laut werden zu lassen. Im Sinne der Regierung zu handeln, war er durchaus überzeugt. Er erklärte daher seinen nicht zahlreich versammelten Zuhörern, daß er entschlossen sey, über die gegenwärtige Lage mit den Studirenden zu sprechen, daß er dazu die Stunde von 11 — 12 festsetze, und alle Studenten erwarte. Keinem Menschen hatte er davon etwas gesagt, auch seiner Familie nicht. Das Zuströmen, nicht von Studenten allein, war unglaublich.

direnber verbanden sich mit ihm. Der König machte ihn durch ein gnädiges Handschreiben zum Freiwilligenofficier. Er eilte, sich dem Bataillonchef, dem jetzigen General von Jagow, und Boltenstern, der das errichtete Detachement befehligte, die ersten equipirten Freiwilligen dem Könige vorzuführen, der sich, gegen ihn gewandt, auf eine Weise äußerte, die für ihn die höchste Belohnung war. Es ward exercirt, sie zogen nach Sachsen; aber immer deutlicher ward es Steffens, daß ein vierzigjähriger Gelehrter einen schlechten Secondlieutenant abgiebt. Er vermochte es nicht, sich die Menge kleiner Fertigkeiten zu erwerben, die doch so nothwendig sind. Scharnhorst stellte ihn also beim Generalstabe an. Er wohnte den Schlachten von Lützen und Bautzen bei, vor dem Waffenstillstande. So lange dieser dauerte, sollte er den Landsturm, der aber nicht gebraucht ward, im Gebirge organisiren und für Nachrichten über die Stellungen der Feinde sorgen, was ihm zur Zufriedenheit gelang. In derselben Absicht begleitete er General Borostin nach der Schlacht an der Katzbach, welcher er nicht beiwohnte. Aber mit dem genannten Feldherrn, der die Vorhut des Generals St. Priest befehligte, nahm er Theil an den Gefechten bei Greifenberg, Marklissa, Lobau, Hochkirch und Bischofswerda. Einigemal kundschaftete er mit Kosakencommandos. Zurückgekehrt zum Generalstabe wohnte er den Schlachten bei Wartenburg und Leipzig bei und begleitete den General Wasilikow, als er die Franzosen mit leichten Truppen verfolgte. Von Gießen aus ward er nach Westphalen geschickt, um die Landwehrbewaffnung befördern zu helfen, und, in Düsseldorf auf ähnliche Weise mit Gruner thätig, half er die jetzige Einrichtung des vortrefflichen Gymnasiums befördern. Mit einer Brigade, befehligt vom jetzigen General Hacke, suchte er das Hauptlager des Feldmarschalls wieder auf. Bei Metz entgingen sie nur durch einen glücklichen Irrthum einem Hinterhalte. Sie waren von Trier bei Bezieres in der Nähe von Vertus ohne Rasttag marschirt und zwei Stunden nach ihrer Ankunft suchten sie den Feind bei Etoges auf, der sich zurückzog. Der Tag darauf war der verhängnißvolle Tag bei Formentieres, für Blücher und seine Schaaren gleich gefahr= wie ehrenvoll, wo Blücher und seine Begleitung eingeschlossen war. Steffens theilte diese Gefahr, und jener Tag ist ihm in der Erin=

nerung einer der größten und schönsten, die er erlebt. Nach diesem erlebte er die Schlacht bei Laon, begleitete den General Gneisenau beim Angriff auf ein Quarre des marmontschen Corps bei La Fere Champenoise, und wohnte der Schlacht von Montmartre bei. In Paris blieb er zwei Monate, erhielt seinen Abschied vom Militair mit einem Handschreiben des Königs, dessen Inhalt sein größter Stolz ist, und das eiserne Kreuz. Er benutzte die Zeit für Kunst und Wissenschaft so gut, als es die verwirrte äußere und innere Lage erlauben wollte, und eilte durch das südliche Deutschland nach Breslau zurück.

Er ist Doctor der Arzneikunde (durch ein Ehrendiplom der Kieler Universität bei Gelegenheit der Krönungsfeierlichkeiten) und Philosophie, ordentlicher öffentlicher Lehrer der Physik und der philosophischen Naturkunde auf der Universität zu Breslau, Ritter des eisernen Kreuzes, ordentliches Mitglied der königl. baierschen Akademie der Wissenschaften zu München, p. t. Secretair der physikalischen Section der Gesellschaft für vaterlän=

Jetztwelt ist, vergeistigende und erklärende Sinn hat Steffens unter den edelsten und höchsten Geistern der Zeit eine bedeutende Rolle gewonnen. Er ist es, der kindlich fromm aus den Brüsten der Natur Leben gesogen, dieß Leben in die erstorbene, an trostloser Speculation kränkelnde Wissenschaft übergetragen und sie damit zu einem heitern, schönen Geistesbau gebildet hat. Sein leises und zartes Ahnungsvermögen des innersten Geistes, wir möchten sagen, des Gemüths der Natur, seine scharfe, reiche Beobachtung, seine dialectische Gewandtheit, seine an goldnen Zügeln lenkende Sprachgewalt machen ihn musterhaft nicht bloß für die gegenwärtige Zeit. Die Ohnmächtigen, dem raschen Umschwung der Zeit nicht Gewachsenen, haben ihn wohl scheltend einen stürmischen Feuerkopf genannt, und den Zerrbildern, welche jede aufgeregte Zeit fördert, zugezählt, dabei wohl auch allerlei veraltete oder doch mißverstandene Waidsprüchlein über ihn ausgerufen, dabei aber nicht bedacht, daß auch in der Geisterwelt ein edleres, höheres Gewächs mehr Gluth und Lebensströme braucht, daß seine Elemente herber und schärfer gespannt seyn müssen, daß eine Palme eben nicht wie unser Erlengebüsch aussehen kann ꝛc. Freilich haben ihn nicht bloß Bücher und Stube, ihn hat das Leben in seinen Schwingungen gebildet, und was er von ihm empfangen, das hat er als Apostel und Herold der wiedererstandenen Idee und des damit wieder zu erlangenden Heils in dem, in welchen sie Mensch ward, mit frommer Begeisterung auf seinen Reisen, in seinem Leben und Wirken eben so sehr und noch mehr, als durch Schriften verkündet und in den großen Weltstrom zurückgegeben. Darum und weil in ihm eben ein reges, reiches Leben quillt, mußte er jedes lebenswarme Herz ansprechen und jedes frische Gemüth entzünden und begeistern. Mit schönem, freiem, sorglosem, weil vertraunsvollem Jugendmuthe hat er von je in Leben und Wissenschaft alles Hemmende, Kleinliche, Unfreie, Einzelne hingegeben und hingeworfen, um das Innerste, den Geist, in seiner Freiheit und Klarheit siegreich darzustellen; er hat gekämpft, gelitten, geopfert, und noch rinnt unversiegbar die Quelle der ewigen Jugend in ihm. Das ist auch sein Verdienst um die Naturwissenschaft, daß er sie immer mehr zur lebendigen Anerkenntniß des ewig frei Fortschreitenden und sich allmählich immer mehr bis zum

Menschen hinauf erlösenden und rettenden Lebens der Natur fortgebildet hat. Mit großer Elasticität des Geistes vermag er in alle Schwankungen der Zeit einzugehen, aber auch sich ihnen frei zu entheben. Muthig und folgerecht faßt und führt er jede Erscheinung bis zu ihrem Gipfel, wo er sie gläubig, froh und fromm an das Ganze abgiebt. Insofern convergiren in ihm die verschiedensten Strahlen der Zeit, und er selbst ist zu einer Eigenthümlichkeit durchgebildet, in welcher manche Schwankungen der Zeit bestimmt, manche Verworrenheiten wie im Voraus gelöst sind, und so hat er, wie die Würdigsten und Besten, nicht nur für seine, sondern für alle Zeiten gelebt. Die Geschichte der Naturwissenschaft wird sein Verdienst, als Gelehrten und Forschers, würdigen. Hier galt es, die geistige Gestaltung des Menschen überhaupt hervorzuheben. Ob dieß, so weit es hier möglich und erforderlich, gelungen, muß aus dem innern Zusammenhange und Einklange des aufgestellten Bildes her-

Don

Juan Antonio Llorente.

Stoff, welchen die genannte Urschrift liefert, im Wesentlichen hier mitgetheilt, wobei die gelegentlichen Angaben und Nachrichten, welche für die Geschichte Spaniens und seiner Literatur Ausbeute geben, nicht übergangen werden durften. Ueberall, wo Llorente's eigenthümliche Ansichten herausgehoben werden mußten, sind auch seine eigenen Worte mitgetheilt worden.

W. A. L.

Don

Juan Antonio Llorente.

Juan Antonio Llorente wurde am 30. März 1756 zu Rincon del Soto, einem der Krone unmittelbar unterworfenen Orte (villa realenga), der bis zum 17ten Jahrhunderte als Dorf zu der benachbarten Stadt Calahorra in Aragon gehört hatte, geboren. Seine Eltern, Juan Francisco Llorente y Alcaráz und Maria Manuela Mendizábal, waren gleichfalls dort einheimisch, von altem Adel und mit vielen angesehenen Geschlechtern verwandt, aber nicht reich und nur im Besitze eines kleinen Gutes, das sie selbst anbauten und verwalteten. Für denjenigen ihrer Söhne, der sich dem geistlichen Stande widmen wollte, hatten sie jedoch ererbte Ansprüche auf verschiedene Pfründen, welche Juan Antonio in späterer Zeit nach und nach in seiner Hand vereinte, aber, bis auf eine, wieder an seine Neffen abtrat.

In den ersten Monaten seines Lebens verlor er seinen Vater und im zehnten Jahre auch seine Mutter, die ihn nebst 2 Brüdern und 2 Schwestern verwaiset zurück ließ. Der älteste Bruder, welcher Pfarrer in einem benachbarten Orte war, starb jung, der zweite Bruder aber und die Schwestern hatten Kinder und Enkel. Das elterliche Vermögen war zwar hinlänglich gewesen für den anständigen Unterhalt des Hauses, aber, getheilt unter vier Kinder, war es nicht hinreichend, jedes vor Armuth zu sichern. Der Mutter Bruder, Josef Gonzalez y Mendizábal, nahm sich des verwaiseten Knaben väterlich an. Er war Pfründner der vereinigten Pfarrkirchen zu Calahorra und dessen Tochterpfarren, in der Gottesgelehrtheit sehr bewandert und ein Muster von Wohlthätigkeit und andern Tugenden. Der junge Llorente lernte unter der Aufsicht

dieses Mannes in dem benachbarten Dorfe Aldea Nueva del Ebro bis 1765 die lateinische Sprache, und der Oheim hatte alle Hülfsmittel bereit, seinen Pflegling auf die Hochschule zu Zaragoza zu senden, um ihn der Philosophie sich widmen zu lassen, als sein Freund Manuel de Medrano y Albarez de Arellano, der aus Calahorra stammte und damals Erzdechant in Calatayud war, zum Besuche nach Rincon del Soto kam. Er fand Gefallen an dem lebhaften Knaben und bat den Oheim, ihm denselben zu überlassen, da sich auch in Tarazona Gelegenheit zum Unterrichte in der Philosophie finden würde. Wahrscheinlich aber leitete ihn der Wunsch, dem redlichen Freunde die Beschwerden zu erleichtern, welche die Sorge für vier Neffen und Nichten gab.

Llorente war 14 Jahre alt, als er von dem Bischof von Calahorra, auf seines neuen Pflegers und seines Oheims Bitte, die erste Tonsur erhielt. Er begann in demselben Jahre in der Klosterschule die Erlernung der

er hinzu, habe Llorente auf Moral-Theologie sich gelegt und daher auf Nachsicht Anspruch. Das ist wohl wenig Moral für dasjenige, was der Pater Prior verlangt, sprach der andre Mitbewerber. Bei der Prüfung fiel dieser durch, und Llorente wurde der Zweite. Medrano wiederholte jene Worte des Priesters so oft, daß sie sprüchwörtlich wurden, wenn man sagen wollte, daß irgend etwas nicht hinlänglich sey zur Erreichung einer Absicht.

Im Jahre 1773 ging Llorente nach Zaragoza, um die Rechtswissenschaft zu erlernen. Vier Jahre lang beschäftigte man sich hier bloß mit dem römischen Rechte. Im ersten und dritten erklärte ein Lehrer die Institutionen, ein anderer las über irgend eine gewählte Rechtslehre, und in einer spätern Stunde ließ ein Repetent die Studenten die tägliche Lection aus dem Werke des Arnold Vinnius über Justinians Institutionen aufsagen. Ein anderer Lehrer las Nachmittags über den Coder. Im zweiten und vierten Jahre wurden die Pandecten vorgetragen und die Uebungen bei dem Repetenten wie in den andern Jahren fortgesetzt. Die vier Lehrer bekümmerten sich wenig um die Fortschritte der Schüler, denn da sie für ihre Lehrstellen schlecht bezahlt wurden, so betrachteten sie diese Beschäftigung bloß als eine Ehre, die ihrem Erwerbe als ausübenden Rechtsgelehrten hinderlich war. Die Schüler verdankten daher ihre Ausbildung hauptsächlich dem Repetenten, der nicht nur die Abschnitte des Handbuches erklärte, sondern auch die Lehrlinge unter einander darüber sich besprechen ließ. Zu Repetenten wurden gewöhnlich die Baccalaurei der Rechte ernannt, und sie erwarben sich, wenn sie sich auszeichneten, eine Empfehlung zu einer Lehrstelle, hatten aber sonst keinen Genuß für ihre Arbeit. Llorente's Repetent war Franz Xavier de Lizana, der damals noch sehr jung war und vor einigen Jahren als Erzbischof von Merico starb.

Während der Ferien im Jahre 1775 begleitete Llorente seinen Wohlthäter Medrano nach Madrid, das er zum ersten Male sah. Er besuchte bei dieser Gelegenheit die beiden Theater del Principe und de la Cruz, und es erwachte in ihm die Neigung zur dramatischen Dichtkunst. Später las er die Poetik des Aristoteles mit der spanischen Erläuterung von Josef Gonzalez de Salas, die Epistel an die Pisonen in spanischen Versen von Vincente Espinel, und andre ähnliche Werke, um sich mit

den Regeln des Drama's bekannt zu machen. Endlich wagte er sich an ein Lustspiel: Die Heirath wider Willen, das er aber selbst bald für mißlungen erkannte und den Flammen übergab.

Im folgenden Jahre ward er Baccalaureus der Rechte zu Zaragoza, obgleich er nur drei Cursus gemacht hatte, da nach einer kurz vorher gegebenen Verordnung Karls III. der vierte Cursus demjenigen erlassen wurde, der nicht nur die für einen Baccalaureus der Rechte nach 4 Cursus erfoderlichen Uebungen gemacht hatte, sondern auch noch eine Prüfung bestand, woran alle Doctoren Theil nehmen konnten. Die literarischen Uebungen bestanden in einem freien halbstündigen Vortrage ohne Heft über einen Abschnitt aus den Institutionen, der aus drei durch das Loos bestimmten Gegenständen gewählt und wozu eine Zeit von 24 Stunden zur Vorbereitung gestattet wurde; in der Bestreitung der Beweisgründe, welche zwei Lehrer in der Form von Schlußsätzen, jeder eine

zum Priester geweiht wurde. Einige Wochen später erhielt er auch die Erlaubniß, Männern Beichte zu sitzen, für Weiber aber erst 5 Jahre nachher. Er erwähnt eines merkwürdigen Umstandes, der bei seiner Priesterweihe sich ereignete. Als er mit den übrigen neuen Priestern die Hostie geweiht hatte, wurde er auf einige Minuten ohnmächtig. Man brachte ihn zu sich selbst, indem man ihn auf den bischöflichen Stuhl führte, wo der Bischof, vor ihm stehend, in der unterbrochenen Handlung der Weihe fortfuhr, und so geschah es, daß er in seiner ersten Messe nicht communiciren konnte.

Im Jahre 1780 wurde er Doctor des geistlichen Rechts zu Valencia und war darauf einer der Mitbewerber um das erledigte Doctorats-Canonicat zu Tarazona, wo sein Beschützer Medrano Dechant geworden war. Leider aber wurde dieser krank, und sein Zustand bald so bedenklich, daß er seinen letzten Willen zum Vortheile seiner Neffen machte und Llorente zum Vollzieher desselben bestellte. Als Llorente seinen Freund auf einige Zeit verlassen hatte, gelang es einem Karmeliter-Mönche, den Kranken zu bewegen, den letzten Willen zu ändern und sein Vermögen zu Messen und andern frommen Werken zu bestimmen. Llorente suchte dem Mönche zu zeigen, es sey das größte und beste aller frommen Werke, arme weibliche Verwandte auszusteuern, wie der Kranke gethan hatte, und setzte hinzu, es werde Anlaß zu Rechtsstreitigkeiten geben, wenn es bei dem zweiten Testamente bleiben solle, da sich leicht beweisen lasse, der Kranke sey, als man dieses gemacht habe, nicht mehr bei vollem Verstande gewesen. Der Mönch versprach, die Verfügung ändern zu lassen; aber es geschah nicht, und Medrano's Nachlaß wurde ein Gegenstand des Streits. „Wie viele Uebel," ruft Llorente aus, „bringen der Gesellschaft die irrigen Ansichten, welche Unwissende als Tugendgrundsätze aufstellen!"

Um dieselbe Zeit, im J. 1781, begab er sich zum zweiten Mal nach Madrid, um sich von dem hohen Rathe von Castilien zum Advocaten aufnehmen zu lassen, was nach vorhergegangener Prüfung geschah. Ein Haupterforderniß dabei war, daß man sich 4 Jahre nach Empfang des Baccalaureats der Rechte mit dem spanischen Landrechte und den in Spanien gewöhnlichen Arten des gerichtlichen Verfahrens, dem gemeinen Prozeß, dem Ex-

cutiv= Criminal= und Concursprozeß beschäftigt haben mußte, was herkömmlich durch das Zeugniß eines ausübenden Rechtsgelehrten bewiesen wurde. In demselben Jahre ward er von der Akademie des canonischen Rechts, der Liturgie und Kirchengeschichte von Spanien zum Mitgliede aufgenommen. Er schrieb bei dieser Gelegenheit eine geschichtliche Abhandlung über den Titel der Decretalen Gregors IX. de clericis pugnantibus in duello, worin er zeigte, daß dem geistlichen Stande der Geist des Friedens eigen seyn solle, und der Gebrauch der Waffen ihm nicht zieme. „Ich dachte nicht," sagt er, „daß eine Zeit kommen sollte, wo ich die darin vertheidigten Lehren zur Rechtfertigung meines Betragens während der spanischen Revolution würde anführen müssen."

Im Jahre 1782 erhielt er das erledigte Amt eines geistlichen Oberfiscals im Bisthum Calahorra und wurde zugleich Stellvertreter des Generalvicars, zwei wichtige

lehrter; der sich in Calahorra eine Zeitlang aufhielt, den aber Llorente nicht nennen will, um, wie er sagt, politische Unannehmlichkeiten zu vermeiden — vermuthlich ein Franzose — zeigte ihm mit überzeugenden Gründen, daß er in einseitigen Ansichten befangen sey. „Ich merke," sagte er, „daß Sie seit dem frühesten Unterrichte Irrthümer gelernt, daß Sie bei der Fortsetzung ihrer gelehrten Laufbahn immer nur irrige Grundsätze angenommen haben. Ich sehe wohl, daß Sie als Rechtsgelehrter zu bedeutendem Rufe gelangt sind, weil sie viel gelesen haben; Schade aber, daß es nur schlechte Werke gewesen sind, die bloß dazu dienten, Sie in Ihren Irrthümern zu bestärken. Jemehr Sie zu lesen und sich zu unterrichten suchen, desto grösser wird der Nachtheil für Sie seyn, wenn Sie bei der Wahl ihrer Bücher nicht einen ganz andern Weg einschlagen." Llorente hatte bemerkt, daß dieser Fremde allen Geistlichen und Weltlichen in Calahorra in wissenschaftlicher Bildung sehr überlegen war. Er hörte von ihm stets Ideen und Nachrichten, wovon er nichts in seinen Büchern fand und nichts von allen Männern hörte, die im Rufe der Gelehrtheit standen. Dieß hatte ihm die Freundschaft des Mannes werth gemacht, und er ward dessen gelehriger Schüler. Sein Wissensdurst war unersättlich. „Sie müssen vergessen, was Sie wissen, weil es schlecht ist," sprach der Fremde zu ihm, „Sie müssen von der Tafel Ihres Verstandes die aus schlechten Büchern entlehnten Gedanken wegwischen. Schon die Neigung, zu viel zu lesen, hat geschadet, denn Ihr Lesen hat die Irrthümer so sehr befestigt, daß ich zweifele, ob Sie stark genug seyn werden, sich von den Vorurtheilen los zu machen, die seit früher Jugend in Ihnen gewurzelt haben." Llorente meinte, daß dieß nicht so sehr der Fall seyn werde. Seine Neigung zur Dichtkunst habe ihn zur Bekanntschaft mit einigen Dichtern geführt, mit dem Theater befreundet, und schon auf diesem Wege sey der Zweifel in ihm aufgestiegen, ob alles Gelesene gut sey. Der Umstand aber, daß solche Bücher von den Gerichten gut geheißen worden, oder von Männern, die im Rufe der Gelehrtheit standen, daß man in den Gerichten solche Grundsätze befolgt habe, und endlich der Mangel eines bildenden Umgangs habe ihn gehindert, das Licht zu suchen. Der Freund erwiederte, es sey vor allen

Menschen hinauf erlösenden und rettenden Lebens der Natur fortgebildet hat. Mit großer Elasticität des Geistes vermag er in alle Schwankungen der Zeit einzugehen, aber auch sich ihnen frei zu entheben. Muthig und folgerecht faßt und führt er jede Erscheinung bis zu ihrem Gipfel, wo er sie gläubig, froh und fromm an das Ganze abgiebt. Insofern convergiren in ihm die verschiedensten Strahlen der Zeit, und er selbst ist zu einer Eigenthümlichkeit durchgebildet, in welcher manche Schwankungen der Zeit bestimmt, manche Verworrenheiten wie im Voraus gelöst sind, und so hat er, wie die Würdigsten und Besten, nicht nur für seine, sondern für alle Zeiten gelebt. Die Geschichte der Naturwissenschaft wird sein Verdienst, als Gelehrten und Forschers, würdigen. Hier galt es, die geistige Gestaltung des Menschen überhaupt hervorzuheben. Ob dieß, so weit es hier möglich und erforderlich, gelungen, muß aus dem innern Zusammenhange und Einklange des aufgestellten Bildes hervorgehen. Möge mindestens die Liebe zu dem darge-

sollte, das Studium des vaterländischen Rechts statt des römischen zu befördern. Er machte den damaligen ersten Staatssecretär, den Grafen von Florida Blanca, mit seiner Absicht bekannt und eröffnete ihm seinen Zweifel, ob das Werk nicht lieber spanisch als lateinisch, wie es Llorente's erster Entwurf war, geschrieben werden möchte. Der Minister antwortete, Llorente möge es machen, wie es ihm am besten dünke, und das Werk, wenn es vollendet wäre, dem hohen Rathe von Castilien vorlegen. Llorente schloß aus dieser Antwort, daß man die Sache mit gleichgiltigen Augen ansah. Dieß und andere zufällige Umstände bewogen ihn, das Unternehmen unvollendet liegen zu lassen.

Bald nachher (1786) schrieb er über den Vorrang der spanischen Gesandten vor den französischen auf Kirchenversammlungen und bei andern Gelegenheiten *). Er suchte die auf der Kirchenversammlung zu Trient unentschieden gebliebene, durch spätere Uebereinkünfte zwischen beiden Reichen nur einstweilig und vorläufig bestimmte Streitfrage, über welche schon Valles unter Philipp III. ohne Kritik geschrieben hatte **), auszumachen. Auch diese Schrift aber blieb ungedruckt, da bald nach Vollendung derselben die französische Revolution ausbrach, während welcher die Herausgabe dem Verfasser unpassend zu seyn schien. „Die Jugend," sagt er, „führt uns zuweilen auf Ideen, die man in reifern Jahren verwirft, wo man zu hellern Ansichten gelangt ist, „und die Wichtigkeit oder Nichtigkeit der Gegenstände „besser unterscheiden kann. Spaniens wahrer Vortheil „ist Förderung des Ackerbaus, der Künste, des Handels, „des Kunstfleißes, der Fabriken und Manufacturen; der „Vorrang oder Nachrang seiner Gesandten aber ist höchst „unbedeutend." Sein nächstes Werk, welches den Ursprung der Patrimonial-Pfründen des Bisthums Calahorra untersuchte und 1790 gedruckt wurde, hatte zwar nur eine örtliche Wichtigkeit; Llorente genoß aber die

---

*) Preferencia de los embaxadóres de España á los de Francia en los concilios generales, en la corte de Roma y en otras asambleas generales.

**) De dignitate regum regnorumque Hispaniae, et honoratiori loco eis seu eorum legatis — debito. Granada 1626. Fol. und Frankf. 1626. 4.

Einkünfte seiner Pfründe in Spanien nicht hätte beziehen können.

Bei seiner Aufnahme zum Ehrenmitgliede der Akademie der schönen Wissenschaften (Academia de bellas letras) zu Sevilla (1790) schrieb er eine Abhandlung über die Lage des alten Segobriga, das er für das jetzige Cabeza del Griego unweit Ucles in der Landschaft Cuença hielt, und die daselbst gefundenen Ueberreste eines gothischen Tempels mit vielen gothischen und römischen Inschriften bestärkten ihn in seiner Meinung. Nicht lange nachher nahm ihn auch die Akademie der Literargeschichte zu S. Isidro in Madrid in ihre Mitte. Der Vorsitzer der Gesellschaft, Don Miguel de Manuel, trug acht Mitgliedern auf, kritische Abhandlungen über verschiedene Gegenstände auszuarbeiten. Llorente, einer von diesen, schrieb eine Abhandlung über die Unterrichtsplane, welche Cassiodor in Italien im 6ten Jahrhunderte, Isidor zu Sevilla im 7ten und Karl der Große mit Alcuins Hilfe in Frankreich zu Ende des

gefangen habe. Er ließ eine Uebersicht der acht Abhandlungen drucken. Es wurde eine öffentliche Sitzung zur Vertheidigung derselben angeordnet und alles zum Empfange von Herren und Frauen prächtig eingerichtet, und die Gesandten und alle angesehene Einwohner der Hauptstadt erhielten Einladungen. Der Minister selbst führte den Vorsitz und saß unter den Vertheidigern der Sätze, und der Erzbischof von Toledo, Cardinal Lorenzana, war einer der Bestreiter. Die glänzende Versammlung wurde mit Gefrornem, mit Scherbet und Zuckerwerk bewirthet, und die Hofzeitung sprach von der Feierlichkeit.

In den Jahren 1790 und 1791 war Llorente einer der Censoren, wozu ihn Felix Ribero, Mitglied des hohen Rathes von Castilien, den der König zum Richter über das gesammte Bücherwesen in Spanien bestellt hatte, ernannte. In dieselbe Zeit fällt seine Ausgabe des Textes des altspanischen Gesetzbuches Fuero juzgo, worin er viele Irrthümer der einzigen bekannten castilischen Ausgabe verbesserte und eine Erklärung der veralteten Wörter aus dem XIII. Jahrhunderte, dem Zeitalter der Uebersetzung, so wie eine chronologische Uebersicht aller Gesetzsammlungen in Spanien hinzufügte.

Der Aufenthalt in Madrid wurde ihm jedoch gegen Ende des Jahres 1791 durch die Unannehmlichkeiten verleidet, welche ihm die Vormundschaft über den Herzog von Sotomayor zuzog. Die Mutter desselben, verwitwete Gräfin von Castillo aus Sardinien, kam nach Spanien und wollte selbst die Angelegenheiten ihres Sohnes verwalten. Llorente hatte nichts dagegen; König Karl IV. aber wollte es nicht gestatten, und die Gräfin fing an, Llorente's Aufrichtigkeit zu bezweifeln. Er bat den König durch das Staatssecretariat des Grafen von Florida Blanca um die Erlaubniß, nach Calahorra zurückzukehren, um seiner Pfründe zu leben. Er bekam zweimal abschlägige Antwort, weil man der Gräfin die Angelegenheiten ihres Sohnes nicht überlassen wollte; aber Llorente wiederholte sein Gesuch mit neuen Gründen. Der Justizminister, Marques von Beramar, erließ indessen eine Verordnung an den Rath von Castilien, worin er sagte, dem Könige sey berichtet worden, daß Llorente unter dem Vorwande der Vormundschaft über den Herzog von Sotomayor seine Pfründe versäume, daher sollte jene Behörde ihn anweisen, sich nach Calahorra zu begeben.

ren des Inquisitionsgerichts nöthig hielte, anzugeben. Llorente kehrte nach Calahorra zurück, um seinen Entwurf bei ruhiger Muße auszuarbeiten; aber ehe er denselben vollendet hatte, wurde der König durch Hofränke bewogen, dem Groß-Inquisitor zu befehlen, sein Amt niederzulegen und sich im Benedictiner-Kloster zu Sopetran, 7 Meilen von Madrid, aufzuhalten. Llorente, der die fertigen Bogen seiner Schrift nach und nach dem Erzbischofe geschickt hatte, hörte bei dieser Nachricht sogleich mit seinen Sendungen auf, und die Arbeit blieb mehrere Jahre liegen.

Von den folgenden drei Jahren erzählt Llorente kein Ereigniß, das für sein bürgerliches oder literarisches Leben von bedeutendem Einflusse gewesen wäre. Bei Gelegenheit eines Rechtsstreites wegen der Wiederherstellung des alten Bisthums Alava, das im 11ten Jahrhunderte mit Calahorra war vereinigt worden, mußte er die Rechte seines Capitels wahren; aber der Einfall der Franzosen

Landschaft Rioja beherrschte, mehrere Schiffe nicht weit von Miranda am Ebro, in dem jetzt öden Orte Nave de Albuera, mit Holze belud und sie zwanzig Meilen weit bis Zaragoza gehen ließ.

Im Anfange des Jahres 1797 schrieb Don Nicolas de los Heros, Secretär und Rechnungsführer der Inquisition, ein Bruder des Staatssecretärs, Grafen von Montalvo, an Llorente und sagte ihm, er habe die Vorschläge über die Calificadores und einen Theil der Schrift über die Verbesserung des gerichtlichen Verfahrens der Inquisition gelesen und glaube, daß sich eine günstige Gelegenheit darbiete, ein Werk dieser Art gemeinnütziger zu vollenden. Er versicherte, daß der Staatsrath, der sich um Ostern versammelte, die vollendete Schrift mit Vergnügen annehmen und sein Bruder dem Grafen Campomanes den Auftrag geben werde, dieselbe zu prüfen und mit Llorente den Verbesserungsentwurf zu besprechen. Da dieser Brief nicht amtlich war, so antwortete Llorente, er könne die Arbeit nicht eher übernehmen, bis der Graf von Montalvo ihn dazu auffodere, denn sonst müsse er fürchten, das Mißvergnügen des Groß-Inquisitors, Francisco de Lorenzana, Erzbischofs von Toledo, zu erwecken. Don Nicolas erwiederte, man pflege solche Angelegenheiten stets als Geheimnisse an Höfen zu behandeln, da Verbesserungsvorschläge vor der wirklichen Annahme oft Nachtheile hervorbringen könnten, sein Bruder könne daher amtlich zwar keinen Schritt thun, wisse aber um alles, und Llorente habe nichts zu fürchten. Llorente erwog den Inhalt des Briefes mit dem Bischofe von Calahorra, Francisco Aguirriano, einem gelehrten, vorurtheilsfreien und mit dem Geschäftsgange in der Hauptstadt sehr bekannten Manne, der lange in Madrid Gehülfe des Erzbischofs von Toledo gewesen war. Dieser rieth, die Schrift zu vollenden, sie dann selbst nach Madrid zu bringen und mit gehöriger Vorsicht zu übergeben. Er sah Llorente's Entwurf durch und schrieb Verbesserungen dazu. „Das that eben der Mann, der in spätern „Jahren in der Ständeversammlung zu Cadix für die „Beibehaltung der Inquisition sprach," setzt Llorente hinzu. „Ohne Zweifel wollte er sie nur unter der Bedingung beibehalten wissen, daß die nothwendigen Verbesserungen in den Verhandlungen angenommen würden, „weil er sonst gegen seine Grundsätze gestimmt hätte; aber

„die Leute, welche ihn in Cadix umgaben, waren Fanati-
„ker, unwissende und höchst vorurtheilsvolle Menschen, die
„ihn und Andere überredeten, daß die katholische Religion
„in Gefahr gerathen werde, wenn man nicht der Ver-
„breitung von Lehren Einhalt thun wollte, die man für
„gottlos hielt, wie sie in verschiedenen Schriften einiger
„Mitglieder der Cortes ausgesprochen waren, welche der
„rohe, abergläubige Pöbel nur ungläubige Jacobiner
„nannte.“

Llorente vollendete seine Schrift und brachte sie nach Madrid, wo er sie Don Nicolas de los Heros übergab. Zwei Tage nachher sagte ihm dieser, er habe sie nach Aranjuez an seinen Bruder geschickt. Llorente entschloß sich, selbst dahin zu gehen. Don Nicolas machte Gegenvorstellungen; und als Llorente bei seinem Vorsatze beharrte, rieth er, der Sache nicht zu erwähnen, wenn der Graf nicht davon sprechen sollte, da alles geheim betrieben werde. Llorente sah den Grafen oft, der aber nie verrieth, daß er etwas von der Sache wisse. Sein

sen Cabarrus empfohlen, der zum Gesandten auf dem Congresse zu Breda ernannt war, damit dieser es ausmittele, ob es zweckmäßig sey, die Sache dem Fürsten de la Paz mitzutheilen, mit welchem der Graf Montalvo in enger Verbindung stand. Cabarrus rieth dazu. Llorente foderte seine Schrift von Don Nicolas zurück und erhielt sie nach einiger Zögerung. Er überreichte sie dem Fürsten, jedoch nicht als ausdrücklichen Vorschlag, „um „Verfolgungen auszuweichen, welche man gegen ihn hätte „erregen können, unter dem Vorgeben, er habe sich an„gemaßt, aus eigener Bewegung Verbesserungen in dem „Verfahren eines so geachteten Gerichts vorzuschlagen." Der erste Entwurf der Schrift blieb in Llorente's Händen. Es wurden zwei Abschriften davon gemacht, die eine für den Bischof von Plasencia, Josef Gonzalez Laso, welche nach dessen Tode wieder an Llorente kam, die andre für Don Gaspar de Jovellanos, damals Mitglied des Ordensraths und bald nachher Justizminister, und diese letzte wurde bei der ungerechten Verhaftung des wackern Mannes im Jahre 1801 von der Regierung weggenommen.

Llorente machte für das ganze gerichtliche Verfahren bei der Inquisition, von der ersten Anzeige bis zur Vollziehung des Urtheils, Verbesserungsvorschläge. Jede Abhandlung bestand aus 3 Theilen. In dem ersten stellte er das gegenwärtige Herkommen, hinsichtlich des fraglichen Gegenstandes, auf, im zweiten die Nachtheile dieses Herkommens, im dritten die am zweckmäßigst scheinenden Hülfsmittel, unter der Voraussetzung, daß die Grundsätze des heimlichen Verfahrens fortdauern sollten. In einem Anhange aber wurde hinzugefügt, daß das Ganze gründlich würde verbessert werden, wenn man Oeffentlichkeit bei dem Verfahren einführte, wie bei andern geistlichen Gerichten. In der Einleitung zeigte Llorente, wie gänzlich verschieden die Umstände zu Ende des 15ten Jahrhunderts, wo die Inquisition gegen die neuen, dem Judenthume noch ergebenen Christen gestiftet wurde, von den Verhältnissen zu Ende des 18ten Jahrhunderts waren, wo man es mit Philosophen, Gelehrten und durch kritische Kenntnisse ausgezeichneten Männern zu thun habe.

Sobald Jovellanos Minister geworden war, sandte er an das Capitel der Stiftsherrn in Calahorra den Befehl, den Canonikus Llorente nach Madrid abgehen zu

lassen, wo derselbe zum Staatsdienste nöthig sey. Die Veranlassung dieses Rufes lag in frühern Ereignissen. Der König hatte durch eine päpstliche Bulle die Erlaubniß erhalten, von der spanischen Geistlichkeit jährlich 7 Millionen Realen und überdieß für Einmal eine außerordentliche Abgabe von 36 Millionen Realen zu erheben, als Beitrag zu den Kosten des Krieges gegen Frankreich, jedoch ohne Eintrag der alten Abgabe von 5 Millionen Realen jährlicher Steuer, welche die Geistlichkeit seit Philipps II. Regierung bezahlte. Die Geistlichkeit in Biscaya — wo hinsichtlich der Angelegenheiten dieser Art die weltlichen Zehnten-Einnehmer auf die Vorrechte der Geistlichen Anspruch machen — hatte stets, wie die übrige spanische Geistlichkeit, zu den alten Steuern beigetragen, aber sie verweigerte die Bezahlung der neuen Abgaben. Der Steuer-Einnehmer wandte sich an die Behörde für die Angelegenheiten der Kreuzbulle, welcher Llorente vorstand, und die auch in den Sachen, die sich auf die neue Steuer bezogen, entscheiden sollte. Llorente

verbindlichkeit angeführten Gründe seyen unstatthaft, da es aus der spanischen Geschichte erhelle, daß Biscaya zu keiner Zeit ein unabhängiger Freistaat, sondern stets unterworfene Landschaft von einem der spanischen Reiche, anfangs von Asturien, dann von Leon, eine Zeitlang von Navarra und endlich von Castilien gewesen wäre, und daß die Biscayer nie ihren Herrn erwählt hätten. Denn die Herrschaftsrechte der Mittelbaren in Biscaya seyen stets von der Krone ausgegangen wie andere Gutsherrnrechte in Spanien; die Landrechte von Biscaya könnten daher auch nicht Verträge mit dem ersten Herrn gewesen seyn, sondern seyen bloß Vorrechte, welche der König mit Rücksicht auf die Unfruchtbarkeit des Landes und auf andere Umstände ertheilt habe. Jovellanos, der eine Abschrift von diesem Aufsatze besaß, glaubte, daß es nützlich seyn werde, jene Gedanken ausführlicher und umfassender zu entwickeln. Llorente erhielt einen königlichen Befehl, zu diesem Zwecke eine Schrift auszuarbeiten und die beweisenden Urkunden hinzuzufügen. Jede Abschnitt des Werks sollte, nach der Weisung des Ministers Jovellanos, vorher der Durchsicht des Fiscals des Oberkriegsraths, Don Juan Villamil, (späterhin Justizministers) unterworfen werden. Llorente vollendete seine Arbeit. Villamil und Don Josef de Cornide, beide Mitglieder der Akademie der Geschichte, mußten das Werk prüfen, und ihr Urtheil war beifällig. Es wurde auf königliche Kosten gedruckt, und mündlich versprach der Minister dem Verfasser, ihn zum Dechanten von Calahorra zu erheben, da man dem damaligen Inhaber dieser Pfründe ein Bisthum bestimmt hatte; aber in derselben Woche, wo Jovellanos diese Angelegenheit vorbereitete, verlor er selbst seine Stelle. Die Hofränke, die in jener Zeit so häufig waren, vermochten seinen Nachfolger, den Entwurf seines Vorgängers aufzugeben und Llorente nach Calahorra zurück zu senden; aber eben der neue Minister rief ihn im Jahre 1805 wegen derselben Angelegenheit zurück. Man theilte ihm noch mehr Urkunden mit, und so erschien das umgearbeitete Werk unter dem Titel: Noticias historicas de las tres provincias vascongadas, Alava, Guipuzcoa y Vizcaya y del origen de sus fueros, wovon in den Jahren 1806 und 7 fünf Bände gedruckt wurden. Die bald folgenden Ereignisse hinderten den Druck der Fortsetzung, und es blieben zwei

Bände liegen, und zwar die wichtigsten, da sie die Sammlung der alten Landrechte von Biscaya und andern Landschaften, schätzbare Beiträge zur Geschichte der spanischen Gesetzgebung, enthielten.

Im Jahre 1799 wurde Llorente noch einmal nach Madrid berufen, als eines von den erwählten Mitgliedern der spanischen Geistlichkeit, die sich unter dem Vorsitze des Ober-Commissars der Kreuzbulle versammeln sollten, um über die Mittel sich zu berathen, den Credit des Staatspapiers, der Vales Reales, unter der Bürgschaft der spanischen Geistlichkeit und ihrer Güter und Einkünfte, zu heben. Llorente war Secretär und Protokollführer dieser sogenannten Junta ecclesiastica de vales reales. „Man verabredete Mittel, welche, wenn „man sie ausgeführt hätte, gewiß so wirksam gewesen „seyn würden, daß im Jahre 1808, beim Ausbruche der „Revolution, nur eine sehr kleine Anzahl von Vales „Reales übrig gewesen seyn würde." Llorente besorgte

glieder der Junta aber waren besser unterrichtet von den furchtbaren Ränken und Umtrieben, wodurch man hinter dem Rükken des Ministers die Vollziehung des Entwurfes zu hindern suchte. Einer der Hauptpuncte war, der Geistlichkeit die Verwaltung sämmtlicher Einkünfte aus den Zehnten, die dem Könige gehörten, zu übergeben, damit dieselben ungetrennt von den der Geistlichkeit zustehenden Zehnten verwaltet werden möchten, weil nur auf diese Art der wahre Ertrag herausgebracht werden konnte, der mehr als das Doppelte, ja Dreifache dessen war, was in den königlichen Schatz floß*). Diese Bestimmung des Plans mußte die Gesellschaft der cinco gremios majores und Andre, die sich durch Verwaltung und Pachtung königlicher Zehnten und andrer Staatseinkünfte bereicherten, um große Vortheile bringen. Es gelang ihnen durch Mittel, deren nähere Angabe Llorente nicht für angemessen hält, zu bewirken, daß der König der Junta eröffnete, er könne seine Zehnten nicht zur Tilgung der Vales hergeben, da er sie zu andern Staatsbedürfnissen brauche. So scheiterte der Plan, und die Vales fielen beträchtlich, trotz des königlichen Befehls, der unter schweren Strafen gebot, sie für den Nennwerth zu nehmen; denn in solchen Dingen, sagt Llorente, hat die öffentliche Meinung stets mehr als die Meinung der Könige gegolten.

Im Jahre 1801 wurde Jovellanos als Gefangener durch Calahorra nach Mallorca geführt. Llorente wünschte vergebens, ihn besuchen zu dürfen. Er ahnete noch nicht, daß er in das Schicksal des Verfolgten verwickelt werden sollte. Man hatte unter den Schriften des gefallenen Ministers Llorente's Werk über die Verbesserung des gerichtlichen Verfahrens bei der Inquisition gefunden. Dazu kam noch ein anderer Umstand. Mehrere angesehene Personen wurden wegen ihrer Verbindung mit Jovellanos verfolgt, bald unter dem Vorwande des Jansenismus, bald unter andern Vorwänden. Die Inquisition ließ D. Antonio Cuesta, Archidiaconus der Domkirche zu Avila, und dessen Bruder, Geromino, Ca-

---

*) Als L. den neuen Finanzplan des Ministers Garay sah, wunderte er sich, daß der Betrag dessen, was die geistlichen Renten in den Schaz bringen, so gering angeschlagen wurde, da er früher bewiesen hatte, daß man jährlich 150 Millionen Realen darauf rechnen kann, und daß die Verwaltung Schuld ist, wenn sie nur 70 Mill. einbringen?

nonicus daselbst, verhaften. Dieser wurde nach Valladolid geführt, wo er 5 Jahre in dem Kerker der Inquisition lag, jener entfloh nach Frankreich. Beide wurden späterhin für unschuldig erklärt; aber daß sie es wirklich waren, würde ihnen wenig geholfen haben, wenn nicht andere Hofränke dazu gekommen wären *). Auf gleiche Art wurden Prozesse gegen die Gräfin von Montijo, gegen Don Antonio Palafox, Bischof von Cuenca, Don Antonio Tabira, Bischof von Salamanca, Don Augustin Abad la Sierra, Bischof von Barbastro, und mehrere Stiftsherrn des Capitels San Isidro in Madrid eingeleitet. Llorente erhielt heimlich Nachricht über diese Ränke. Er gab der Gräfin von Montijo, seiner alten Gönnerin, einen Wink, aber er argwohnte nicht, daß man auf der Post in Madrid seine Briefe erbrechen würde. Diese Briefe wurden nach genommener Abschrift weiter befördert, und eben so ging es mit den Antworten der Gräfin. Als man drei Briefe von beiden hatte, über-

Monat lang in einem Franciscaner-Kloster, 9 Wegstunden nördlich von Madrid, aufzuhalten. Angeblich hatte der König den Spruch bestätigt. Die Verfügung gab nicht an, was sein Verbrechen sey. Salazar gab auf Llorente's Frage zur Antwort, dieser habe das eidliche Versprechen verletzt, in Angelegenheiten der Inquisition das Geheimniß zu bewahren. Vergebens stellte Llorente vor, daß er in seinen Briefen nichts von den Geheimnissen der Inquisition verrathen und seine Schrift auf Befehl seines Vorgesetzten geschrieben habe. Man gab ihm seine Papiere zurück, ausgenommen diejenigen, welche sich auf die Inquisition bezogen, und unter andern auch ein Gutachten, das Llorente im Jahre 1799 zu Gunsten der königlichen Verordnung vom 5ten Sept. abgegeben hatte, welche befahl, während der Erledigung des päpstlichen Stuhles keine Bullen in Ehedispensationen und andern Angelegenheiten von Rom zu holen und wegen dieser Sachen bis zur Wahl eines neuen Papstes an die Landesbischöfe verwies. Auch behielt man zurück Llorente's Uebersetzung einer Schrift des gelehrten Portugiesen Pereira über das Recht der Metropolitan-Bischöfe, die übrigen Landesbischöfe zu bestätigen, worin die Anmaßungen des römischen Hofes gründlich dargelegt wurden, eine Arbeit, die Llorente schon früher würde herausgegeben haben, wenn nicht die oben erwähnte Verordnung vom 5ten September mit ihrem Urheber, dem Minister Urquijo, gefallen wäre, der große Verfolgung durch die Hofränke erlitt, welche Spanien einen jener Männer raubten, der sehr dazu gestimmt war, die Mißbräuche der geistlichen Gewalt auszurotten.

Als Llorente seine Bußzeit im Kloster vollbracht hatte, kehrte er im Julius 1801 nach Calahorra zurück. Man hatte ausgebreitet, er sey von der Inquisition gezüchtigt und die Erlaubniß zu predigen ihm genommen worden. Um dieses Gerücht zu widerlegen, predigte er bald nachher am Feste der spanischen Märtyrer Hemeterio und Celedonio über den Text: Die Gerechten werden standhaft bleiben gegen ihre Verfolger, und die Worte eines ihnen geweihten Kirchengesanges: Veritas crimen putatur — Vox fidelis plectitur (die Wahrheit gilt für Verbrechen und Züchtigung trifft ihren treuen Bekenner) gaben ihm Stoff zu dem Lobe

der Festheiligen. Nach der erlittenen Verfolgung war es ihm doppelt erfreulich, daß ihm der Bischof von Calahorra, der obengenannte Aguirriano, nicht lange nachher einen Beweis seines fortdauernden Vertrauens gab, als er ihn zum Synodal-Richter in der dritten Instanz für diejenigen kirchlichen Sachen, worin der päpstliche Nuntius zu Madrid seine Richtergewalt übertragen hatte, ernannte.

Im folgenden Jahre trat Llorente in einer Angelegenheit auf, die den herrschenden Geist in Spanien bezeichnet. Der Alkalde des peinlichen Gerichts in Valladolid verurtheilte einen Kapuziner zu öffentlicher Hinrichtung, welcher aber die Entsetzung von der Priesterwürde (Degradation) vorhergehen sollte. Diese Bestimmung hatte die Folge, daß der Bischof von Calahorra, zu dessen Sprengel der Mönch gehörte, nach Valladolid berufen wurde, um jene Handlung vorzunehmen. Der Bischof weigerte sich, weil er zuvor wissen müsse,

der Degradation nicht gesetzt. Das Criminalgericht wendete sich an den König. Dieser verordnete eine neue Untersuchung. Die Sache blieb unentschieden und verzögerte sich mehrere Jahre bis zur Revolution, wo der Gefangene die Zeitumstände benutzte, nach Amerika, wie es hieß, zu entfliehen. Llorente gesteht, nach seiner Ueberzeugung habe der Mönch verdient, auf dem Blutgerüste zu sterben; aber es sey seine Obliegenheit gewesen, seine Kenntnisse für ihn anzuwenden und für ihn die Gesetze geltend zu machen, die in Spanien noch in Kraft waren.

Im Jahre 1804 gab ein Gutachten, das die Bewohner eines Ortes in der Landschaft Rioja in einer Streitsache gegen ihren Gutsherrn von ihm verlangten, ihm Veranlassung, den Ursprung der Verschiedenheit der Gutsherrschaften in Spanien zu untersuchen, woraus ein noch ungedrucktes Werk über diesen Gegenstand (origen de los señorios populares en España) entstand, wovon der erste Band die geschichtliche Darstellung, der zweite aber neue Urkunden enthält, die sämmtlich noch nicht herausgegeben worden sind. In demselben Jahre wurde er correspondirendes Mitglied der Akademie der Geschichte, welche ihn sieben Jahre später zu einem wirklichen Mitgliede aufnahm.

Im Jahre 1805 kehrte Llorente auf königlichen Befehl nach Madrid zurück, um, wie bereits erwähnt worden, das acht Jahre vorher begonnene Werk über die Verfassung von Biscaya zu vollenden. Zur Belohnung für diese Arbeit wurde er im folgenden Jahre Canonicus der Stiftskirche zu Toledo. Später stieg er zu der Würde eines Scholasticus, womit das Amt eines Kanzlers der Universität zu Toledo verbunden ist, so wie das Recht zur Besetzung der Lehrstühle und zur Ernennung der Doctoren. Er beklagt bei dieser Gelegenheit die Aufhebung mehrerer spanischen Universitäten, ein Schicksal, das Toledo, Avila, Siguenza, Orihuela, Osuna, Gandia und andere erfahren mußten. „Wer „sollte es glauben,“ ruft er aus, „daß man zu Anfange „des 19ten Jahrhunderts die öffentlichen Lehranstalten „in Spanien vermindert? Ist dieß nicht ein Beweis, „daß man die Spanier den Hottentotten gleich stellen „will, um sie in Sclaverei zu halten? Es ist um so „merkwürdiger, wenn man bedenkt, daß jene Lehran-

„stalten dem Staate nichts kosteten, da die Lehrstühle „durch Privatstiftungen unterhalten wurden, um den Be- „wohnern der Umgegend das Besuchen entfernter Lehr- „anstalten, wie Valladolid, Alcala, Salamanca, zu er- „sparen.“

Im Jahre 1807 wurde er zum Ritter des Ordens Karls III. erhoben, nachdem man die Adelsprobe, wel- che nach der Verfassung erfoderlich war, hinlänglich ge- funden hatte, denn er bewies nicht nur 4 Ahnen, wie das Gesetz verlangte, sondern konnte sogar von 16 Vor- fahren im vierten Gliede nach aufsteigender Linie recht- mäßige Geburt und rein-christliches Blut (limpieza de sangre) darthun.

Die Revolution begann, und mit ihr eröffnete sich auch für Llorente, wie für so viele andere kenntnißreiche und freisinnige Männer in Spanien, eine neue Laufbahn. Im Mai 1808 erhielt er von dem Großherzoge von Berg, als damaligem Gouverneur von Spanien, den Befehl, sogleich als Mitglied der Notabeln nach

nie diese Reise gemacht haben, wenn er nicht gefürchtet hätte, in Madrid oder Toledo das Leben zu verlieren. „Die Nachricht von der Schlacht bei Baylen wandelte „plötzlich die öffentliche Meinung um, und man hielt es „für möglich, den Franzosen zu widerstehen. In Ma„drid, Toledo und andern Orten war Aufstand des „Pöbels, erregt durch einige Uebelgesinnte oder an Eng„lands Einfluß verkaufte Menschen. Viele achtbare Män„ner wurden bloß deswegen ermordet, weil sie die Mei„nung geäußert hatten, daß Widerstand gegen Frank„reichs ungeheuere Macht die Verwüstung Spaniens nach „sich ziehen werde." Llorente's Ernennung zum Staatsrathe erweckte die Vermuthung, daß er ein Anhänger der Franzosen sey. Die Erfahrung zeigte, daß seine Besorgniß gegründet gewesen war. Andere Personen wurden aus weit weniger scheinbaren Beweggründen Opfer der Volkswuth. Später erfuhr er, daß einige Uebelgesinnte ihn wirklich in seinem Hause gesucht hatten.

Im August 1808, als er noch zu Vitoria war, erhielt er vom Könige Josef, der zu Miranda am Ebro sich aufhielt, den Befehl, ihn auf seiner Reise durch die Landschaft Rioja zu begleiten. Er hatte hier Gelegenheit, seinen Landsleuten nützlich zu werden. Auf seine Verwendung gab der Marschall Jourdan den Ackerbauern in Logrono mehr als 100 Stück Vieh, die man geplündert hatte, zurück, und ähnliche Wiedererstattungen geschahen in Calahorra und anderwärts. In Miranda rettete er 17 Personen, die für die Ermordung eines französischen Soldaten mit dem Leben büßen sollten. König Josef gab in Logrono dem Armenhause ein ansehnliches Geschenk, und viele Pfarrer erhielten Gaben zur Wiederanschaffung von Kirchengefäßen, die nach ihrer Angabe waren geraubt worden. Llorente vermittelte es, daß für die Gemeinde von Logrono und andere Orte die Drohung eines Kriegsbefehls, der alle Bewohner einer Gemeine für jeden auf ihrem Gebiete begangenen Mord französischer Soldaten verantwortlich machte, ohne Wirkung blieb.

Als er im Anfange des Decembers nach Napoleons Siegen mit dem Könige wieder nach Madrid kam, ließ er bald nachher eine Abhandlung über das spanische Reichswappen (Discurso heraldico sobre el escudo de armas de España — Madrid 1809) drucken. Llorente hatte diese Schrift der Versammlung zu Bayonne [illegible]

gelesen, als man über das königliche Wappen Berathungen hielt. Er zeigte, daß Spanien als Ein Reich bis dahin kein eigenes Wappen gehabt hatte. Da Spanien zu der Zeit, wo die Wappen aufkamen, noch nicht ein einziges Reich bildete, so entstanden nur Wappen für die einzelnen Reiche, das Schloß für Castilien, der Löwe für Leon, das Kreuz (später Ketten) für Navarra, ein anderes Kreuz (wofür später die Pfähle — barras — der Grafen von Barcelona angenommen wurden) für Aragon. Portugal hatte verschiedene Wappenschilde, bis es endlich die Silberpfennige (Quinas) annahm. Die maurischen Reiche Toledo, Sevilla u. a. hatten gleichfalls eigene Wappen. Als Karl I. (V) Spanien vereinigte, dachte er auf ein allgemeines Reichswappen; er begnügte sich aber, die Wappenschilde von Castilien, Leon, Aragon, Navarra und Granada zu vereinigen, da man die übrigen Landschaften als Theile von jenen betrachtete. Llorente's Vorschlag war: zwei silberne Säulen im rothen

Verhandlungen, die er verlangen möchte, zur Abschrift überliefern, so wie jede Nachricht ertheilen sollten, die zum Behufe einer Geschichte der Inquisition nützlich seyn könnte. Llorente verschaffte sich auf diesem Wege reiche Vorräthe, und beschäftigte zwei Jahre hindurch viele Personen mit Abschriften und Auszügen, die er ihnen angab. Diese Vorarbeiten und seine trefflichen Handschriften, die er seit 1789 gesammelt hatte, setzten ihn in Stand, seine Werke über die Inquisition zu schreiben.

In demselben Jahre wurde er, nach der Aufhebung der Klöster (19. August 1809), zum Ober-Einnehmer alles Klostereigenthums ernannt, mit dem Auftrage, die Aufhebung nach und nach zu vollziehen. Llorente ließ Jeden alles, was die Zelle zu eigenem Gebrauche enthielt, frei mitnehmen, und selbst aus dem gemeinsamen Klostereigenthume dasjenige, was jeder bei der neuen Lebensweise, wozu er übergehen sollte, für den Anfang brauchen mochte. Man gab ihm verschiedene Prälaten und Mönche an, welche Geschmeide, Geld, Staatspapiere, Schuldscheine verheimlicht haben sollten, was bei hohen Strafen verboten war; aber er hat nie solchen Angaben strenge nachgeforscht. So lange er Einfluß hatte, wurden auch alle den Bewohnern der aufgehobenen Klöster ausgesetzte Jahrgelder pünctlich bezahlt.

Bald nachher wurde Llorente zum Ober-Aufseher der Nationalgüter bestellt. Dazu gehörten auch die Güter derjenigen, welche ihre Wohnungen verlassen hatten, um nach Cadiz zu gehen, und nicht zu der durch königliche Verordnungen bestimmten Frist zurückkehrten. Llorente sorgte dafür, soviel von ihm abhing, daß bei der Vollziehung der höheren Befehle, welche die Einziehung der Güter verfügten, die Nachtheile für die Angehörigen der Bestraften, soviel als möglich, vermindert wurden. Er wußte es zu vermitteln, daß die Verwaltung der eingezogenen Güter den Gattinnen, Töchtern und Schwestern der Ausgewanderten übertragen ward.

Die neue Regierung wußte nicht nur die Geschäftsthätigkeit des fleißigen Mannes für den Staatsdienst zu benutzen, sondern auch seine gelehrten Kenntnisse und freisinnigen Ansichten in fruchtbare Wirksamkeit zu setzen. Im Jahre 1809 gab er eine Sammlung von alten und neuen Urkunden, welche die Aufhebung kirchlicher Ehehindernisse und anderer Gegenstände der

Kirchenzucht betrafen (Coleccion diplomatica de varios papeles antiguos y modernos sobre dispensas matrimoniales y otros puntos de disciplina eclesiastica) heraus. Sie enthielt die oben erwähnte Verordnung vom 5. September, 1799, welche der König nach dem Tode des Papstes Pius VI. erlassen hatte, nebst den Schreiben aller Erzbischöfe und Bischöfe, die den königlichen Befehl zu befolgen versprochen hatten, und verschiedene damals geschriebene Abhandlungen über diesen Gegenstand. Die Herausgabe dieses Werkes geschah auf ausdrückliche Anordnung des Königs, der die öffentliche Meinung auf die Aufhebung der Nachtheile, welche der Ausfluß des Geldes für päpstliche Ausfertigungen herbei führte, vorbereiten wollte. Im nächsten Jahre ließ er eine Abhandlung über die Gewalt, welche die spanischen Könige bis zum 12ten Jahrhunderte in der Vertheilung der Bisthümer und in andern Puncten der Kirchenzucht ausübten (Disertacion sobre

Llorente gelungen wäre, mit dem Wenigen, was die Einkünfte abwarfen, sie zu unterstützen. Viele Personen hohen Standes, die ihre ehemaligen Jahrgelder entbehrten, würden genöthigt gewesen seyn, ihren Unterhalt zu erbetteln, wenn Llorente ihnen nicht heimlich Beistand geleistet hätte.

Als er im Jahre 1811 zum ordentlichen Mitgliede der Akademie der Geschichte aufrückte, verfaßte er eine Schrift über die öffentliche Meinung in Spanien, hinsichtlich des Inquisitionsgerichts (Memoria historica sobre qual ha sido la opinion nacional en España acerca del tribunal de la inquisicion), die 1812 gedruckt wurde. Er zeigte, daß sich das spanische Volk aus allen Kräften der Einführung der Anstalt widersetzt und stets auf die Verbesserung derselben gedrungen habe. Um dieselbe Zeit schrieb er ein Trauerspiel: Eurico, dessen Stoff zwar aus den Zeiten der Westgothen entlehnt war, worin er aber die Umstände seiner Zeit unter dem Bilde eines entfernten Zeitalters und alter Begebenheiten schilderte.

Im Jahre 1812, wo er Mitglied der Akademie der spanischen Sprache wurde, gab er den 1sten Band seiner Jahrbücher der spanischen Inquisition (Anales de la inquisicion de España) heraus, welcher die Erzählung von der Stiftung bis zum Jahre 1508 fortführt. Der zweite Band, der 1813 gedruckt wurde, geht bis 1530. Der Druck des dritten (bis 1564) und des vierten (bis 1578) war vorbereitet, und Stoff zur Fortsetzung gesammelt, dessen Verarbeitung verschiedene Reisen hinderten.

Im August 1812 ging Llorente im Gefolge des Königs Josef von Madrid nach Valencia, da der Marschall Marmont die Schlacht bei Arapiles oder Salamanca gegen Wellington verloren hatte. Er schrieb in dieser Zeit auf besonderen Auftrag des Königs mehrere Flugschriften in Beziehung auf die Angelegenheiten des Tages. Zuerst: Die öffentliche Meinung in Spanien über den Krieg mit Frankreich (Discurso sobre la opinion nacional de España acerca de la guerra con Francia) — eine Abhandlung, worin er unwidersprechlich darthat, „daß nur die Grandes, die „Lehnherrn, die Mönche, so wie diejenigen Weltgeistli„chen, welche im Besitze von Zehnten und reichen Län-

ter viele Handschriften und höchst seltene Werke waren. Im September wiederholte er sein Gesuch bei dem Könige und schrieb noch einmal an das Capitel zu Toledo. Von Seiten des Königs erfolgte keine Antwort; von dem Secretär des Capitels aber ward ihm gemeldet, er sey, kraft königlicher und geistlicher Gewalt, seiner Stiftspfründe für verlustig erklärt worden.

Llorente schickte eine Verwahrung seiner Rechte nach Toledo und behauptete die Nichtigkeit des Verfahrens gegen ihn, da er nicht vorgeladen und gehört worden sey. Zu Anfange des Decembers schickte er eine neue Vorstellung an den König. Er setzte weitläufig die politischen Umstände aus einander, welche zu den getroffenen Maaßregeln Anlaß gegeben hatten, und suchte darzuthun, daß der König übel berathen sey, wenn er ein Betragen, das er selber mehr als einmal befohlen, selber in einem weit größern Umfange befolgt habe, für verbrecherisch halte, und wenn er sich über diejenigen beklagen wolle, welche denselben Weg eingeschlagen. Die

„denn, der unglücklichen Schlacht bei Salamanca unge=
„achtet, würden die Franzosen, nach geendigtem Kriege
„gegen Rußland, mit Uebermacht zurückkehren.“

Llorente sah aber nur zu bald alle jene Erwartun=
gen verschwinden und mußte im Julius 1813 von Za=
ragoza nach Frankreich eilen, um den Gefahren wilder
Gesetzlosigkeit zu entfliehen, die er voraus sah, als das
französische Heer sich zurückzog. Warnend standen die
unglücklichen Erfahrungen des Jahrs 1808, wo so viele
wackere Männer unter ähnlichen Umständen ihren Tod
gefunden hatten, vor seinen Augen, und der Erfolg be=
wies, daß er dem gefaßten Entschlusse seine Rettung
verdankte. Zwei seiner Amtsgenossen, die in Spanien
blieben, wurden die Opfer der Wuth des entzügelten
Pöbels, und Einer von ihnen verlor sein Leben, wäh=
rend der Andre Mißhandlungen aller Art erlitt. Er reiste
durch das südliche Frankreich und kam im März 1814
nach Paris, um die Bekanntschaft einiger Gelehrten zu
machen und die dortigen Bücherschätze zu benutzen.

Als Ferdinand VII. im März 1814 von Valençay
nach Spanien zurückgekehrt war, beeiferten sich diejeni=
gen, welche unter Josef Minister oder Staatsräthe ge=
wesen und jetzt ihres Eides entbunden waren, den Kö=
nig anzuerkennen. „Sie handelten dabei,“ setzt Llorente
„hinzu, „eben so redlich als zu der Zeit, wo sie dem
„Könige Josef gehuldigt hatten, da die Nothwendigkeit,
„der französischen Macht zu weichen, es ihnen geboten
„hatte, wozu das löbliche Verlangen kam, den Schaden
„des Vaterlandes abzuwenden oder zu vermindern.“ Im
April schrieb er an den König und stellte sein Betragen
während der fremden Herrschaft und die Beweggründe
seiner Reise nach Frankreich dar. Auch schrieb er zu
gleicher Zeit an das Capitel zu Toledo, den Wunsch aus=
sprechend, zum Genusse seiner Pfründe zurück zu kehren.
[illegible] Schreiben blieben ohne Antwort. Im Mai des=
[illegible]

„der Zeit enthüllt worden. Ich war und bin ein An-
„hänger des Königthums. Ich glaubte, meinem Vater-
„lande nützlich zu seyn und die Monarchie gegen das
„republicanische System zu bewahren. Die Geschichte der
„ununterbrochenen Kriege, welche im 16ten und 17ten
„Jahrhunderte zwischen Spanien und Frankreich geführt
„wurden, weil zwei verschiedene Fürstenhäuser in diesen
„Reichen herrschten, und des dauernden Friedens, der
„im 18ten Jahrhunderte aus der entgegengesetzten Ur-
„sache bestand, bestärkte mich in der Meinung, daß wir
„bei der Voraussetzung, daß Ew. Majestät Unglück ent-
„schieden sey, dem Eide treu bleiben müßten, den wir
„dem uns vom französischen Herrscherstamme gegebenen
„Könige geleistet hatten, um nicht die unglücklichen Zei-
„ten unter Karl V. und Franz I. und ihren Nachfolgern
„zurück zu führen. Hätte die Partei des Aufstandes
„nicht den Bürgerkrieg erregt, so würde Amerika, das
„mit der Verfassung von Bayonne sehr zufrieden war,
„mit dem Mutterlande vereinigt geblieben seyn. Nur

„Bürgerkrieg entzündeten, die Verheerung von Städten
„und Dörfern, die Verarmung der Bewohner und den
„Verlust von Amerika herbei führten. Der Mangel ei=
„nes giltigen Rechtsanspruches bei der Erwerbung der
„Herrschaft war nur Vorwand, nicht wahrer Beweggrund.
„Nichtig war Ferdinands V. Anspruch auf Neapel, nich=
„tig sein Anspruch auf Amerika, nichtig die Ansprüche
„fast aller Eroberer; aber deßungeachtet wird alles im
„Fortgange der Zeit rechtmäßig, weil es das Wohl des
„Vaterlandes verlangt. Die Personen und die Geschlech=
„ter der Könige heißen heute so und morgen anders,
„aber das Vaterland ist beharrlich bei solchem Wechsel.
„Dem Herrscher gebührt Treue, solange er die Ober=
„gewalt ausübt, dem Vaterlande immer."

Llorente erfuhr nicht, ob sein Schreiben, das noch mehrere eben so freimüthige Aeußerungen als die mitge=theilten enthält, in des Königs Hände gekommen wäre. Er ließ es daher in Paris drucken und schickte Exem=plare desselben an alle Minister in Spanien und an den Erzbischof und das Capitel in Toledo. Auch diese schwiegen.

Während der beiden ersten Jahre seines Aufenthalts in Paris gab er seine Denkwürdigkeiten zur Ge=schichte der spanischen Revolution (Memorias para la historia de la revolucion de España) in drei Bänden heraus, die eine Menge von Urkunden enthal=ten, ohne deren Kenntniß man die Vorgänge jener Zeit nicht richtig beurtheilen kann. Die beiden ersten Bände erschienen auch in französischer Uebersetzung: Mémoires pour servir à l'histoire de la revolution d'Espagne unter dem anagrammatisch versetzten Namen Don Juan Nellerto. „Bald darauf gab de Pradt seine Denk=„würdigkeiten heraus, die ihm viel Geld eingetragen „haben," setzt Llorente hinzu, „aber vier Fünftheile sei=„ner Erzählung und alle Urkunden hat er aus meinem „Werke entlehnt, ohne es zu sagen."

Als man nach der Rückkehr der Bourbone auf die Throne von Spanien und Frankreich die Grundsätze der gesetzlichen Erblichkeit (Legitimität) zu Gunsten jenes Hauses verfocht, rühmte man dieses als das älteste europäische Fürstengeschlecht. Die Frage, ob und inwie=fern dieß gegründet sey, beschäftigte ihn ernstlich, und gewohnt, bei solchen Gelegenheiten nicht auf halbem Wege stehen zu bleiben, benutzte er seine Muße in Paris zu

fleißiger Quellenforschung. Das Ergebniß seiner Untersuchungen war, daß Graf Robert der Starke nicht, nach der später aufgekommenen Meinung, von Pipin von Heristal abstamme, sondern, wie schon im dreizehnten Jahrhunderte Konrad von Ursperg gezeigt habe, ein Sohn Wittekinds III., Herzogs von Sachsen, also ein Urenkel des großen Wittekinds gewesen sey. Diese Untersuchungen wurden die Grundlage eines neuen Werkes: Erläuterungen des Stammbaums des Königs von Spanien, Ferdinands VII. Er führte in dieser Schrift den Stamm des Königs bis zu einem Ziele, wohin deutsche Forscher auf sicherm geschichtlichen Boden zu gelangen längst aufgegeben haben, bis zu Wittekinds Ahnherrn, Sigard (633 nach Chr.), einem angeblichen Könige der Sachsen. Llorente wollte dem Beispiele früherer Forscher folgen, die ihre genealogischen Werke den spanischen Königen gewidmet hatten, und schrieb deßhalb an den ersten Staatssecretär, Cevallos, welchem er die Reinschrift überschickte. Er erhielt nie Nachricht.

„sente hinzu, „der erste und letzte Beweis von Gerech„tigkeit, den ich seit meiner Entfernung aus Spanien „erhielt." Aber er blieb ohne Wirkung, denn es kam bald der Befehl, alle Prozesse gegen die nach Frankreich entflohenen Spanier niederzuschlagen.

Während der Sitzung der Deputirten-Kammer von 1816 — 17 wurden von zwei Mitgliedern einige harte Aeußerungen gegen die unglücklichen Verbannten ausgesprochen, welche diesseit der Pyrenäen eine gastfreundliche Zuflucht gefunden hatten. Clauzel de Coussergues, aus dem Departement des Aveiron, ließ seine Stimme drucken und sagte in einer Anmerkung, daß einige Spanier, welchen die Rückkehr gestattet worden sey, von dieser Erlaubniß aus Furcht vor der Inquisition Gebrauch zu machen unterließen, und diese Besorgniß doch keinen Grund habe, da jenes Gericht sehr milde, ein Muster von Mäßigung sey und sich bloß auf Bücherrichten beschränke, da der Geist der Duldung in den Verordnungen desselben herrsche, die öffentlichen Gerichtshandlungen (autos de Fé) aufgehört hätten, und im Lande von einem solchen Gerichte kaum geredet werde. Llorente ließ zur Widerlegung jener Behauptungen ein Schreiben an Clauzel*) drucken, worin er darthat, daß die Angabe, es sey seit dem Jahre 1680 kein Auto de Fé gehalten worden, falsch sey, da erweislich von 1700 bis 1808 durch die Flammen der Iquisition 1578 Personen umgekommen, 788 aber, die vor dem Urtheilsspruche flüchtig geworden oder gestorben waren, im Bildnisse verbrannt, 11998 Personen zu mehr oder weniger harten Bußübungen verurtheilt, und also überhaupt 14,364 Opfer der Inquisition gezählt worden seyen. Dieß und der Umstand, daß kein einziges Gesetz des Inquisitionsgerichts widerrufen worden ist, stößt Clauzel's Behauptung völlig um. Llorente zeigte, daß zwar allerdings durch die allgemein verbreitete Aufklärung die ehemalige Strenge des Gerichts gemildert worden sey, aber deßungeachtet sey es eine große Härte, einen Gefangenen viele Jahre eingesperrt zu halten, ohne Rathgeber, ohne Gesellschafter, ohne ihm die Verhandlungen des Prozesses zu zeigen, ohne ihm die Zeugen bekannt

*) Carta de D. Iuan Antonio de Llorente á M. Clauzel de Coussergues sobre la inquisicion de España.

zu machen, ohne ihm eine wahre Vertheidigung seiner Ehre, seines Lebens und seiner Habe zu gestatten.

Ausführlicher sprach Llorente über alles dieß in seiner bald nachher in einer französischen Ausgabe erschienenen kritischen Geschichte der spanischen Inquisition, worin er die Ergebnisse vieljähriger Forschungen vereinte. Bis jetzt sind vier Bände davon herausgekommen.

Am Schlusse seiner Lebensbeschreibung giebt Llorente das Verzeichniß verschiedener Schriften, welche in der Handschrift theils vollendet, theils der Vollendung nahe sind. Auch hier mögen diese Angaben eine Stelle finden. 1) Das Hauptwerk: Ein topographisches Wörterbuch des alten und neuen Spaniens, nebst Angabe der Oerter, welche unter den alten Namen zu suchen sind. 2) Eine Lebensgeschichte des Antonio Perez, ersten Staatssecretärs Philipps II. Die bereits gedruckten Werke über diesen merkwürdigen Mann, dessen Begebenheiten mit der damaligen Geschichte

übenden Staatsgewalt, und den Vorbehalt der Entthronung im Falle einer Verletzung des Grundvertrages aufgestellt hat; b) Ueber die beharrliche Sorgfalt der Aragoner, ihre Könige zur Beobachtung der den Unterthanen ursprünglich vorbehaltenen Rechte zu vermögen, oder Angabe der merkwürdigsten Vorfälle, wo die Aragoner ihre Könige nöthigten, zurückzutreten, wenn dieselben zu willkürlicher Herrschaft vorschritten, Auflagen vorschrieben oder die persönliche Freiheit kränkten; c) Ueber die Nachtheile, welche Spanien durch den Ehrgeiz seiner Großen erlitten hat; d) Ueber den Widerstand der Spanier gegen unrechtmäßige Herrscher; e) Ueber den nachtheiligen Einfluß, welchen Unkunde in der Naturlehre und Mathematik auf Castilien gehabt hat; f) Abhandlung über die Quellen der Romane des Le Sage, worin er zeigt, daß der Franzose nicht mehr als Uebersetzer spanischer Werke war, und überhaupt Nachrichten über die Literatur der spanischen Romane mittheilt; g) Ueber die schädlichen Folgen, welche die Vervielfältigung der Festtage in religiöser, sittlicher und politischer Hinsicht hat.

Johann Friedrich Cotta.

Johann Friedrich Cotta.

Johann Friedrich Cotta, geboren den 27. April 1764, kann seine Abkunft bis zu dem alten römischen Geschlecht hinauf verfolgen, welches in der Zeit der Republik blühte. Nach dem vom Kaiser Otto dem ersten am Ende des zehnten Jahrhunderts dieser Familie ertheilten und vom Kaiser Sigismund im vierzehnten Jahrhundert bestätigten Adelsbrief kam sie von Rom nach Mailand und von da nach Oesterreich und Sachsen, wo sie zur Zeit der Reformation unter die angesehensten Einwohner Eisenach's gehörte und selbst Luther'n (durch Anna Cotta) unterstützte. Von Eisenach kam ein Zweig nach Dresden, wovon 1640 ein jüngerer Sohn, Johann Georg, der bei Zimmermann in Wittenberg die Buchhandlung erlernte, nach einigen Jahren nach Tübingen zog und dort die bis heutigen Tag bestehende Joh. Georg Cotta'ische Buchhandlung stiftete. Es sind mithin fast zweihundert Jahre, daß dieser Handlungszweig von dieser Familie mit glücklichem Erfolg betrieben wird. Wie bedeutend ihr Geschäftskreis war, kann daraus erhellen, daß der Großvater des jetzigen Cotta nebst seinem Bruder im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts schon zwanzig Pressen beschäftigte, und daß ihnen die Pariser Akademie damals den Druck ihrer Memoiren soll angetragen haben. Aber auch den Wissenschaften gab diese Familie wichtige Männer, wovon wir nur den in der gelehrten Welt rühmlich bekannten Johann Friedrich Cotta, Kanzler der Tübinger Universität, der im Jahre 1779 starb, nennen wollen. Dem Wunsch dieses berühmten Gottesgelehrten gemäß, ward unser Cotta dem Studium der Theologie gewidmet, weßhalb er sich, nebst den übrigen Wissenschaften, auf dem

Gymnasium zu Stuttgart auch mit der Erlernung der orientalischen Sprachen beschäftigte. In dem Jüngling hatte sich aber schon, als bestimmter Charakterzug, eine Neigung zur Selbstprüfung entwickelt; dieser gemäß schien ihn der geistliche Stand mit zu großen Anfoderungen zu bedrohen, besonders schien das Predigen und öffentliche Auftreten seiner auf Einsicht des Besten gegründeten Schüchternheit eine so schwer zu lösende Aufgabe, daß er mit Kummer seine Laufbahn verfolgte. Der Vater nahm seine Seelenstimmung endlich wahr, sprach ihn von dem geistlichen Stande los und überließ ihm die Wahl seiner Laufbahn. Cotta erklärte nun, daß er sich dem Kriegsdienst zu widmen gedächte. Wahrscheinlich hatten ihn die Erzählungen seines Vaters dazu veranlaßt. Dieser hatte in dem österreichischen Heere unter Laudon gedient und den Feldzug von 1740 mitgemacht; das Lesen militairischer Schriften, so wie des jungen Mannes Neigung zum Studium der Mathematik kamen diesem Entschluß zu statten. Da ihn der Vater gut hieß, ward fortan Ma-

Jüngling wenig Zeit zum Genuß übrig. Sommer und Winter von vier Uhr des Morgens bis neun Uhr des Nachts beschäftigt, kam er dem Nachtheil des beständigen Sitzens nur durch Fechtübungen, Voltigirunterricht und ein höchst abhärtendes, mäßiges Leben zuvor. Sein Fleiß gewann ihm die Liebe seiner Lehrer so sehr, daß sie beinahe alle keine Collegien-Gelder von ihm annahmen; auch Bande inniger Freundschaft wurden in jener Zeit geknüpft und entwickelten in Cotta das Bedürfniß des freundschaftlichen Vereintseyns, so wie die Gewohnheit fester Treue, aber auch die Ueberzeugung, daß Freunde in Glauben und Duldung gegen einander nie ermüden sollen. Drei also verlebter Jahre waren verflossen, als Cotta erfuhr, daß der rühmlichst bekannte Kupferstecher, Professor Müller, auf ein halbes Jahr nach Paris zu reisen gedächte, um, zum Behuf seines Kupferstichs, die Zeichnung von dem Gemälde Ludwigs XVI. zu verfertigen. Da nun genaue Bekanntschaft mit der französischen Sprache für seinen Beruf, als Erzieher in Warschau, so sehr nothwendig war, so wünschte er sehnlich, Frankreich in so guter Gesellschaft besuchen zu dürfen. Sein Vater und Müller willigten ein, und dieser letzte gewann Cotta so lieb, daß er, bis er eine königliche Wohnung erhielt, in Paris Tisch uud Wohnung mit ihm theilte. Dem Jüngling entstand aus diesem günstigen Verhältnisse der Vortheil, in sehr guter Gesellschaft zu leben und mit einer Menge Kunstansichten vertraut zu werden. Er genoß dabei den Unterricht der besten Lehrer in der französischen Sprache, der Mathematik, Naturgeschichte u. s. w., so wie er schon damals Bekanntschaft mit den in der Literatur und den Wissenschaften berühmtesten Männern Frankreichs anknüpfte.

Kaum hatte Cotta sich also die Mittel bereitet, seinen Aufenthalt in Paris auf das Vortheilhafteste zu benutzen, so rief ihn sein Vater schleunigst zurück, weil er glaubte, ihn in diesem Augenblick günstig versorgen zu können. Cotta gehorchte im Gefühl seiner kindlichen Pflicht; er fand auch, daß die Stelle, welche er jetzt zu erlangen sicher war, alle seine Wünsche erfüllte; allein indem er ihr entsagte, konnte er die Versorgung seiner ältesten Schwester begründen: er gebot demnach den Wünschen seines Herzens, widerstrebte sogar denen seines Vaters, verzichtete auf diese Stelle und blieb dem Entschluß

treu, nach seiner vollendeten Aufgabe in Polen eine Versorgung in seinem Vaterlande zu suchen. Das Opfer ward Cotta nicht schwer; aber mit strengem Ernst blickte er auf seine Zukunft, als seine beiden innigsten Freunde ihm sagten, daß die Vorsehung in ihr müßte kund thun, daß ihr dieses Opfer genehm sey.

Cotta kehrte nun nach Tübingen zurück, ließ sich beim Hofgericht examiniren und wurde als Advocat bei diesem höchsten Gericht aufgenommen. Die Rechtswissenschaft wurde aber von ihm weder practisch ausgeführt, noch theoretisch fortgeübt, sondern alle Zeit und Bemühung den physischen Wissenschaften gewidmet. Die Zeit war nun gekommen, in welcher er seine Stelle in Warschau hätte antreten sollen, und täglich sah er der Bestimmung seiner Abreise entgegen. Allein die Unruhen in Polen hatten die Fürstin Lubomirska bewogen, mit ihrem Sohne eine Reise nach Italien und Frankreich zu machen; sie hatte zwar alle Anstalten getroffen, um Cotta's Aufent-

Abneigung, den Sohn das Vaterland verlassen zu sehn, und drang in ihn, die ihm zugehörende Johann Georg Cotta'ische Buchhandlung in Tübingen zu übernehmen. Der Schritt war für einen jungen Mann sehr schwer, der mit redlichem Eifer und feurigem Streben seine Jugend der Aussaat für eine ganz andre Ernte geweiht hatte. Ohne Buchhändler-Kenntniß sollte er jetzt eine Buchhandlung übernehmen, die, seit mehreren Jahren nur durch Factore geführt, so herabgekommen war, daß sie nicht mehr für 3000 Fl. jährlichen Absatz hatte. Der Wille des Vaters ward ihm abermals zur Richtschnur; das Anerbieten der Familie Mallet ward ausgeschlagen, und das schwere Unternehmen gewagt. Aber auch hier, so wie bei der Verzichtleistung auf die Warschauer Reise, ward es Cotta vergönnt, durch eigene Erkenntniß die Fügung der göttlichen Vorsehung gewahr zu werden. Jenes Haus Mallet, eines der reichsten jener Zeit, verlor durch die französische Revolution sein ganzes Vermögen. Der Erzieher, welcher die Cotta angebotne Stelle erhalten hatte, begleitete seine Zöglinge bei der nothgedrungenen Auswanderung seiner Familie bis nach Hamburg, von wo sie sich nach St. Domingo einschiffte, um dort die Trümmer ihres Vermögens zu retten. Damals waren sie aber dergestalt von allen Mitteln entblößt, daß dieser Erzieher seinen letzten Jahrgehalt ihren nothwendigsten Bedürfnissen aufgeopfert haben soll.

Cotta, der mit dem beklommensten Herzen die Buchhandlung übernommen hatte, ward tief betrübt, wie er sah, daß die meisten Professoren, die ihm bisher seines treuen Fleißes wegen Achtung bezeigt hatten, sich nun von ihm zurückzogen, oder doch ihm theilnahmlos zusahen. Nicht alle äußerten diese kurzsichtige, illiberale Denkart; mit freudigem Dank für alte Freundschaft nennt der nun dem Hafen Zusteuernde die Namen, welche dem Aussegelnden auf stürmischem Meere freundlich nachriefen. Cotta war überzeugt, daß nur die angespannteste Arbeitsamkeit, nur die höchste Thätigkeit und Redlichkeit dem Handel glücklichen Erfolg verschaffen könnte; wie sehr er sich dieses zur Regel gemacht, bewies sein damaliges Verfahren. Von dem 1sten December 1787, wo er die Buchhandlung übernommen, bis zur Abreise auf die Leipziger Ostermesse 1788, arbeitete er von Morgens vier bis Nachts eilf Uhr, um sich die nöthigen Kenntnisse

seines Fachs, so viel möglich, zu erwerben. Dabei kämpfte er mit jedem Hinderniß, welches auch von finanzieller Seite einen Anfänger drücken kann. Ein Capital von 3000 Fl., welches ihm zur Abtragung der dringendsten Schulden damals nothwendig war, hat ihm, der von Haus gar keine Unterstützung erhielt, damals so viele schwere Stunden gemacht, daß er sich ihrer oft erinnern mag, wenn er Anfängern mehr als Einer Art jezt Vorschüsse macht, die er nie nennt, und die sie seinen aburtheilenden Zeitgenossen — wie es meistens natürlich ist — auch nicht verkünden. Sein erster Verlagsartikel war ein mediciniſches Werk des verdienten alten Hopfengärtner's, und seine ersten Buchhändler-Verbindungen mit dem alten Hartknoch und Göschen. Er erhielt während dieser Ostermesse 1788 in Leipzig die Nachricht, daß ihm die Fürstin Lubomirska nach langem Warten auf ein Lebenszeichen von ihrer Seite 300 Dukaten zur Entschädigung des nachtheiligen Einflusses habe auszahlen lassen, den sein langes Harren auf seine Laufbahn ge-

mit Schiller. Dieser kam, seiner zerrütteten Gesundheit durch die vaterländische Luft einige Erleichterung zu verschaffen, 1793 nach Schwaben. Cotta, der gerade damals von Tübingen durch Stuttgart zur Leipziger Messe reisete, traf mit ihm bei einer freundschaftlichen Mahlzeit zusammen, und als nach Tische die ganze Gesellschaft eine Spazierfahrt auf den Kahlenstein, den schönsten Standpunct für dasige Gegend, machte, legte er Schillern seinen ganzen Plan vor. Schiller's Einbildungskraft erwärmte sich für so ein Unternehmen; er eilte mit Cotta nach Hause, um es ganz zu besprechen. Beide trennten sich mit der Abrede, daß Cotta nach der Leipziger Messe über Jena gehen sollte, wohin Schiller bis dahin zurückgekehrt seyn wollte, um dann mit ihm den Plan vollständig zu entwerfen. Das geschah auch, und der Contract ist noch vorhanden. Cotta wollte zur Ausführung desselben das folgende Jahr nach Jena ziehn, nach Erfurt wäre eine tägliche Post angelegt worden, und Schiller und Posselt hätten die Zeitung gemeinschaftlich geschrieben. Schiller sagte sich seiner Gesundheit wegen wieder von dieser Verbindung los, bot aber Cotta die Horen dagegen an, und das Band, das auf diese Art einmal geknüpft war, löste sich nie wieder auf.

Der Plan der allgemeinen Zeitung ward aber in Tübingen selbst ausgeführt. Das Unternehmen war schwierig an einem Ort, wo die Post nur zweimal die Woche ankam und abging. Eine eigene Post ward nach dem neun Stunden entfernten Cannstadt angelegt, Posselt zog nach Tübingen, und das Werk sollte beginnen. Doch in welches Erstaunen gerieth Cotta, als ihm jener acht Tage vor dem Erscheinen des ersten Blattes erklärte, daß er zu nichts weniger als der Redaction einer täglichen Zeitung gemacht sey. Und es war auch also. Posselt schrieb nur die zwei ersten Nummern, alle folgenden wurden vom Doctor Zahn, Cotta's ehemaligem Associé, und ihm selbst verfaßt, bis Huber aus Neuchatel in Tübingen eintraf, dieses Geschäft zu übernehmen. Cotta's Verbindung mit diesem, in dem Herzen seiner Freunde noch lebenden Mann hatte schon einige Jahre gedauert und gründete sich von Huber's Seite auf Aeußerungen der Theilnahme und Achtung, die Cotta gegen den verstorbenen Georg Forster, Huber's Freund, ausgedrückt hatte, zu einer Zeit, wo diese Gesinnungen im Preis sehr gestiegen waren. Sie legten den Grund zu dem

Vertrauen, mit dem Huber das Werk unternahm. Wer ihn kannte, mild, treu und edel wie er war, der wird diese beiden Männer auch um ihres Geschäftsverhältnisses willen ehren; es entstand ein Werk daraus, das künftigen Zeiten für die Geschichte der unseren so unentbehrlich seyn wird, wie dessen Einfluß auf die Mitlebenden umfassend und wohlthätig gewesen ist. Nur mit der größten Vorsicht, Kühnheit und Redlichkeit ließ sich in jener politisch gefährlichen Zeit ein solches Unternehmen begründen. Cotta entging der Verläumdung nicht, nicht den unziemlichsten Beschuldigungen. Im Jahr 1798 verlegte er die Redaction der allg. Zeitung von Tübingen nach Stuttgart, wo sie bis ins Jahr 1803 blieb und seitdem, wie das Publikum weiß, ununterbrochen in Bayern herauskommt. Im Jahr 1799 scheint Cotta zum ersten Mal unmittelbaren Antheil an den allgemeinen Angelegenheiten seines Vaterlandes genommen zu haben. Die würtembergische Landschaft hat ihn aufs dringendste, eine Reise

mit seiner Zeit fortzuleben, spannen sich ihm auch sehr wesentliche Vortheile für seine allgemeine Zeitung an. Er kam durch sie und eine Menge wichtiger Ausgewanderten und Deportirten, die sich nach dem achtzehnten Brümaire nach Deutschland und besonders in die Neckargegenden zurückzogen, in zahlreiche Verhältnisse, durch die er häufige Nachrichten aus der ersten Hand erhielt, wodurch er manchen treffenden Gesichtspunct zu fassen im Stande war, welche dem abgesonderten und einsamen Redacteur anderer Blätter ermangeln und ungemein viel beitragen, seiner Zeitung die Haltung zu geben, die sie stets auszeichnete und ihr einen bleibenden Werth giebt.

Im Frühjahr 1801 nach dem Lüneviller Frieden ward Cotta von einem benachbarten Fürsten ersucht, eine zweite Reise nach Paris zu unternehmen. Er hatte dort Gelegenheit, manchen Blick in die sich damals entwickelnde Politik Napoleons zu thun und auch dadurch für seine Unternehmungen heilsame Ansichten zu gewinnen. Nie hat er sich durch diese zufälligen Geschäfte, wie umfassend auch ihr Interesse war, von der äußersten Sorgfalt für seine Buchhandlung abwenden lassen. Wer ihn in seinem Comptoir oder auf den Messen beobachtet hat, wird ihm dieses Zeugniß ablegen. Während einer langen Reihe von Jahren war auch nicht Eine Note, die nicht von seiner Hand in das Hauptbuch eingetragen wäre, so wie alle schriftlichen Geschäfte mit Gelehrten, Künstlern, Buchdruckern, Papiermachern, was bei einem Detail-Handel von mehr als 40000 Fl. jährlich viel sagen will. Bei so überwältigender Arbeit war es für ihn wirklicher Lebensbalsam, wenn ihn hie und da ein Geschäft mit einem Manne in Verhältnisse brachte und erhielt, der zu gleicher Zeit sein Freund war, und ihn Stunden der Freundschaft genießen ließ. Diese verdankte er Göthe und Schiller, so oft ihn seine Meßreisen einen Besuch bei diesen Männern gestatteten. Dieser war er bei Huber gewiß, er mochte sich schriftlich oder mündlich mit ihm unterhalten. Die Bekanntschaften mit den wichtigsten Staatsmännern unserer Zeit waren fortwährend so zahlreich und setzten ihn so oft in Stand, zu wirken und zu dienen, daß es sehr zu wünschen wäre, er verschaffte sich nach einem so gespannt thätigen Frühling und Sommer des Lebens unabhängige Herbst-Tage, um die Denkwürdigkeiten seiner Zeit für die Mit- und Nachwelt nieder zu schreiben. Wir fürchten sehr, daß er auch Einer unserer

Landsleute seyn wird, welche diese interessante Arbeit versäumen, durch deren Mangel dem Erzähler deutscher Geschichten stets die Farben zur Individualisirung seiner Gemälde gebrechen werden.

Unter den vielen Geschäften für das allgemeine, so wie für das würtembergisch vaterländische Beste, gehört der ruhmvolle Auftrag, den er von Seiten der Buchhändler an den Wiener Congreß erhielt. Das Resultat davon ist bekannt. Er hatte hier abermals die günstigste Gelegenheit, die interessantesten Menschen des Zeitpunctes kennen zu lernen und sich persönlich zu überzeugen, daß sie Eifer, Thätigkeit und Treue im Geschäft auszuzeichnen wissen.

Vom Congreß nach Stuttgart zurückgekehrt, wurde er zum Repräsentanten des bevorstehenden Landtags gewählt. Er machte es sich zur Pflicht, seiner Denkart gemäß die Rechte des Volks zu vertheidigen, aber mit der Umsicht, welche die Ueberzeugung gebietet, daß nie das Volksglück auf Zwist mit seinem Fürsten gegründet wer-

Madame Florissent,

bekannter unter dem Namen:

Mistreß Billington.

Am 26sten August dieses Jahres starb zu St. Artien ohnweit Venedig die ehemals berühmte Sängerin Mrs. Billington. Von ihrem Leben erschien kürzlich in der London Literary Gazette (No. 90) der nachstehende kurze Abriß, der nach dem Urtheil des New monthly Magazine (No. 58) von einem mit der Geschichte der Verstorbenen genau bekannten Verfasser herrührt.

„Sollte die Sprache dieser biographischen Skizze," so rechtfertigt der brittische Verfasser seine mit schonungsloser Strenge entworfene Darstellung, „zu hart scheinen, so können wir bloß sagen, daß es unserer Pflicht zuwiderläuft, hingeschiedene, verderbte Menschen mit allen möglichen Tugenden zu schmücken. Anstatt diese gefährliche Laufbahn zu betreten, halten wir es für die Pflicht jedes tugendhaften Weibes, die unsere Zeilen liest, ihren rühmlichen Charakter von einer gänzlichen Hintenansetzung aller reinsten Bande der Gesellschaft und der heiligsten Vorschriften der Religion entfernt zu halten. Das Geschäft des Biographen ist, soll es nützlich seyn, oft sehr schmerzlich."

Soweit die eigne Apologie des Verfassers. Der Herausgeber der „Zeitgenossen" stellt es seinen Lesern anheim, ob sie in ihrem Urtheil über die abgeschiedne Künstlerin den Ansichten des strengen Biographen oder den milderen, welche die in den Memoiren ihrer vertrautesten, nicht minder merkwürdigen Freundin, der Lady Hamilton, enthaltenen Züge darbieten, folgen wollen.

Mistreß Billington war die Tochter eines reisenden deutschen Musikers, Namens Weichsel. Durch Musikunterricht und mit Hilfe der Talente seiner Gattin, einer ziemlich guten Sängerin in Vauxhall und andern Concerten des untern Ranges, verschaffte er sich die Mittel zur

Erziehung ſeiner Tochter und ihres Bruders, des jetzigen Violinſpielers. Miß Weichſel zeigte die den Kindern der Muſiker gewöhnlich eigene frühzeitige Faſſungskraft zur Erlernung der Tonkunſt. Uebung unter der Leitung ihres Vaters und einiger andern vorzüglichen Künſtler machten ſie bald zu einer Meiſterin auf dem Pianoforte. Ihre Talente wurden benutzt, während man ihre Kindheit zur Schau ſtellte, und ſchon im Alter von ſieben Jahren ſpielte ſie auf dem Haymarket-Theater ein Concert. So ſchnell waren ihre Fortſchritte, daß ſie ſich in ihrem eilften Jahre mit einem Concert von eigner Compoſition hören ließ. Einer ihrer Lehrer war Schröter, der beſte Pianofortespieler ſeiner Zeit. Später erhielt ſie Unterricht von Hrn. James Billington, einem Manne, deſſen Name auf die Lebensgeſchichte dieſer Frau einen der ſchwärzeſten Flekken wirft. Er war beim Theater von Drury Lane als Muſiker angeſtellt und ein achtungswerther Mann. Mit ihm verheirathete ſich Miß Weichſel im Jahre 1782, und bald nachher begleitete ſie ihren Gatten nach Irland, wo

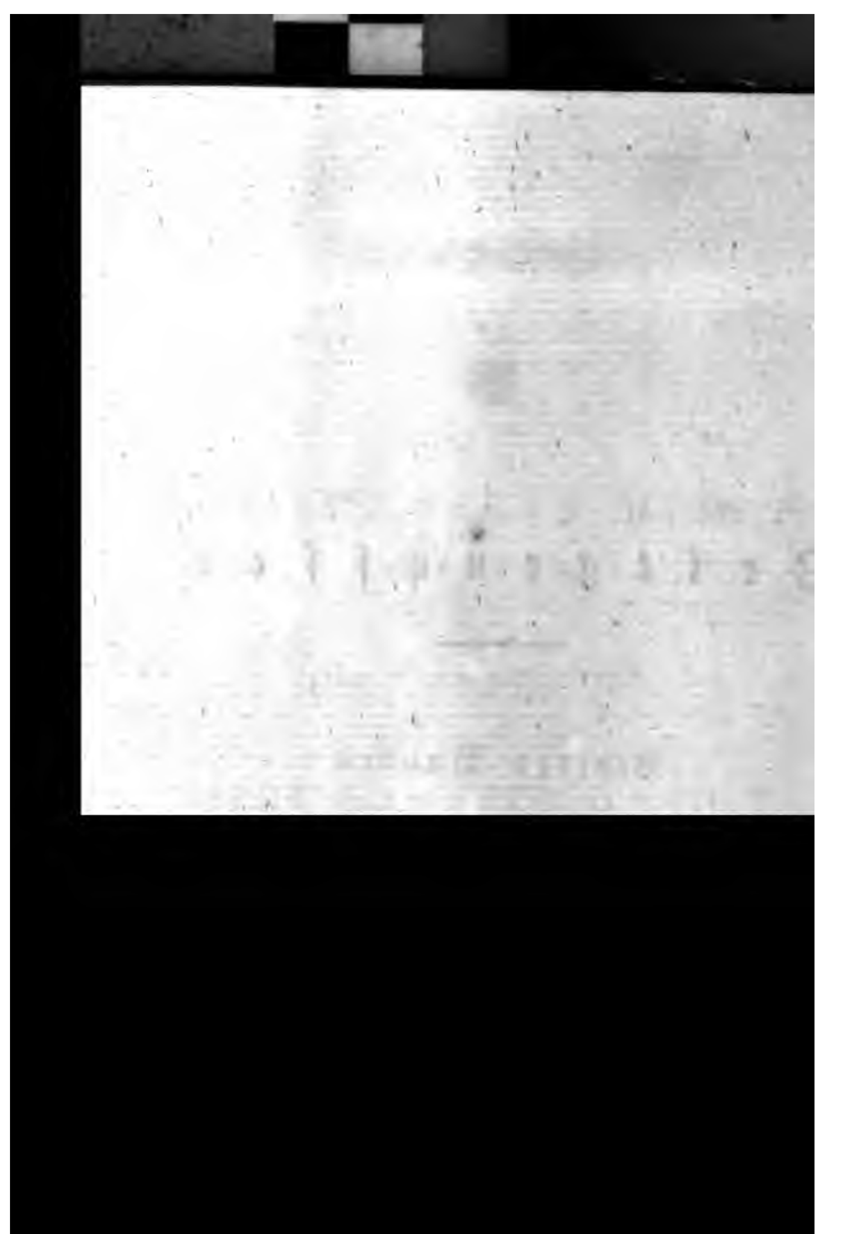
aber wir reden die Wahrheit, und Krone und Scepter Irlands, zerbrochen auf das Grab der Landesverfassung hingeworfen, sind traurige Beweise, daß der Wahnsinn des Volks ihr ein frühes Grab bereitete. Einige Jahre lang glänzte Mistreß Billington auf diesem Amphitheater des Lasters als eine der berüchtigtsten handelnden Personen. Dublin war kein Athen, und Mrs. Billington keine Aspasia; dennoch fanden sich unter dem Heere ihrer Anbeter Männer von ausgezeichneten Talenten, und der erste Redner der Irländischen Gerichtshöfe entwürdigte seinen Namen und verhöhnte den öffentlichen Anstand durch eine unverhohlne Verbindung mit der reizenden Sängerin. Der Statthalter (Lord Lieutenant), auch unter den Ausschweifendsten der Erste, galt ebenfalls für einen Anbeter dieser Circe.

Im Jahre 1786 ward Mrs. Billington für die Bühne von Covent-Garden engagirt und trat zuerst als Rosetta in „Love in a Village“ (Liebe auf dem Dorfe) auf; doch ward sie nicht mit ausgezeichnetem Beifall aufgenommen. Auch in Irland waren nicht ihre theatralischen Talente am einträglichsten für sie gewesen, und oft hatte das Publicum sie vernachlässigt. In England fand sie für einen gleichen Mangel an theatralischem Effect nicht den nämlichen Ersatz und sah sich dadurch genöthigt, den Mitteln zur Auszeichnung auf der Bühne eifriger nachzustreben. Sacchini bezauberte damals die Pariser Welt, und ihn suchte Mrs. Billington auf, um ihm einen Theil seiner Zaubermittel abzulernen. Das Ergebniß ihrer Klugheit, Anmuth und fleißigen Uebung war eine erfolgreiche Benutzung der Lehren des Italieners. Aufs Neue in Covent-Garden engagirt, trat sie mit Auszeichnung auf und ward allmählich der Liebling des Publicums. Was ihrer Stimme an Sicherheit fehlte, ersetzte sie durch eine eigenthümliche Lieblichkeit. Um sich in gründlichen musikalischen Kenntnissen zu vervollkommnen, ging sie im Jahre 1794 nach Italien. Auch hier machte sie schnelle Fortschritte in der Tonkunst; in der Kunst zu fesseln blieb ihr wenig, an Sittenlosigkeit nichts zu lernen übrig. Das Leben ihres unglücklichen Gatten ward getrübt durch ihre Ausschweifungen, und endlich ward es ein Opfer derselben. Plötzlich starb er, und zwar nach einigen Nachrichten am Schlage, nach andern an Gift. Nicht außergewöhnlich ist das Verbrechen der Vergiftung in jenem Lande, und es widerstrebt unserm Gefühl, es einer Engländerin Schuld zu geben. Ohne Zweifel war es die That

eines italienischen Liebhabers. Der Tod des Hrn. Billington erfolgte zu Neapel im Jahre 1796. Seine Witwe spielte nicht lange die Rolle der Matrone von Ephesus, sondern schon im folgenden Jahre verheirathete sie sich mit Hrn. Felissent, einem Lyonneser, kaufte ein Landgut im Venetianischen und schien sich dort dauernd niederlassen zu wollen. Doch plötzlich erschien sie 1801 aufs Neue in London. Als Veranlassung ihrer Rückkehr erzählte man, daß sie durch einen betrügerischen Liebhaber ihres Vermögens beraubt sey. Ihre Kunstfertigkeit stand damals auf dem Gipfel der Kraft; die Neugier des Publicums war aufs Aeußerste gespannt und die drei Hauptbühnen Londons wetteiferten in dem Streben, sie für sich zu gewinnen. Endlich ward zu ihren Gunsten die außergewöhnliche Einrichtung getroffen, daß sie wechselnd in Covent-Garden und Drury-Lane auftrat. Zuerst erschien sie als Mandane im „Artaxerxes" auf der Bühne von Covent-Garden und bezauberte durch Alles, was Auge und Ohr zu fesseln vermag. Immer noch war sie in den Jahren, wo zwar die Blüthe aber nicht das Feuer der Jugend verschwunden ist, ihr Geist war gereift und ihr Talent auf dem höchsten Punct der Vollkommenheit. So stand sie vor dem Publicum, — ein anmuthvolles, liebliches Weib mit edlen Zügen und der schmelzendsten, herzergreifendsten Stimme, verschönert durch alle Geheimnisse des italienischen Kunstgeschmacks. Kurz,

Zeitgenossen.

Vierten Bandes
dritte Abtheilung.



Aubin Louis Millin.

Geschildert

von

Karl Wilhelm Kraft;

mit

Skizzen zu Millin's Schilderung

von

C. A. Böttiger.

Der ist gut vor allen, der selbst jedwedes erkennet,
Gut ist jener zunächst, der den wohl Zuredenden anhört.

Hesiodus.

V o r w o r t.

Es ist eine billige Vergeltung! Das Maaß, womit wir Andern gemessen, füllt sich auch für uns. Shakspeare's Measure for measure noch in einem andern Sinne! Der im Sommer des verflossnen Jahres zu früh gestorbene Millin verdient es, daß ihm unter den Zeitgenossen ein Ehrenplatz zu Theil werde. Wie viele Denksteine hatte er im Laufe seiner literarischen Thätigkeit Andern gesetzt, die ihm durch Wissenschaft und Kunstliebe theuer geworden waren! So mag auch ihm ein Denkstein nicht fehlen. Was ein würdiger Deutsche in Paris, Kraft, ein Nachfolger Winklers, Baders und so viel Anderer in dem Vertrauen des Verstorbenen und bis zu seinem Tode sein Privatsecretär, in den encyclopädischen Annalen, deren letzten Jahrgang er nach dem Tode des Freundes bis zum Schluß des Jahres fortführte, über ihn niedergeschrieben hat, durfte auch hier nicht übergangen werden. Es wird in einer treuen Uebersetzung geliefert. Allein was seinem Zweck in einer Monatsschrift, die Millins Namen trug, vollkommen genügte, war zu oberflächlich für eine ge-

nauere Würdigung seiner Verdienste unter uns, den ferne stehenden. So durfte es wohl einem Deutschen, dem es wenigstens nie an gutem Willen gefehlt hat, dem weiten Felde der Alterthumskunde treue und verständige Arbeiter zu gewinnen und hie und da auch selbst Hand anzulegen, um so mehr gestattet seyn, einige Züge, nicht zur Lebensgeschichte, sondern zum literarischen und moralischen Charakter eines biedern Freundes zuzufügen, mit welchem er seit dem Jahre 1795 in ununterbrochenem Briefwechsel und in dem mannichfaltigsten Ideen-Austausch gestanden und von dem er stets die unzweideutigsten Beweise ungeheuchelter, ausdauernder Freundschaft empfangen hat. Dieß herzliche Verhältniß hat ihn indeß nicht abgehalten, auch die schwachen Seiten der literarischen und alterthümlichen Bemühungen Millins freimüthig einzugestehen. Denn wer auch nicht als Erfinder und Vormann auf der ersten Linie stehen kann, wird doch als rastloser Sammler und Förderer, als fortbildender und das Vorhandene geschickt anwendender Kunstgenosse auf der zweiten Linie seinen Mann stellen.

Böttiger.

I.

Aubin Louis Millin.

Von

Karl Wilhelm Kraft.*)

---

*) Aus den Annales encyclopédiques Novbr. 1818 übersetzt vom Hofrath Methusalem Müller.

Aubin Louis Millin.

Aubin Louis Millin wurde geboren zu Paris den 19ten Juli 1759. Seine Familie stammt aus Italien und zählt unter ihren Gliedern mehrere Männer, welche dem Staate und der Kirche ausgezeichnete Dienste geleistet haben *). In der Folge wurde sie in Frankreich naturalisirt, und erhielt das Lehn von Grandmaison in der Nähe von Paris, wovon sie den Namen annahm; allein seit sich dieses Lehn in fremden Händen befindet, wollte Millin blos seinen Familiennamen beibehalten.

Aubin Louis war noch Kind, als sein Vater der grausamen Behandlung erlag, die er von einer Horde von Wilden in Ostindien auszustehen hatte, wo er in Angelegenheiten der französischen Regierung reiste. Louis hatte drei Brüder, wovon der eine im Feldzuge auf Corsika das Leben verlor; die beiden andern aber sind, zur Belohnung der Dienste, die sie ihrem Vaterlande geleistet hatten, mit dem Kreutze des königlichen Militairordens vom heil. Ludwig geziert worden; der älteste starb vor wenig Jahren, der jüngste aber büßte unter dem Beile der Revolutionairs seine edle Ergebung gegen den besten König, den er dem schrecklichsten Tode entreißen wollte.

Liebe zur Unabhängigkeit und Neigung zu den Wissenschaften hinderten Herrn Millin die militairische Laufbahn zu betreten; nur kindliche Liebe vermochte ihn, beim Austritt aus dem Collége sich den Wünschen seiner Mutter zu fügen, und den geistlichen Stand zu ergreifen; allein bald bestimmte ihn Reue darüber, daß

*) Der Prälat Millino, ein Römer, aus der Familie der Vorfahren des Hrn. Millin, wurde Kardinal 1681 und starb 1701.

er sich verpflichtet hatte den Wissenschaften sich zu entziehen und die Hora's abzuwarten, diese Laufbahn zu verlassen, um sich ganz dem Dienste der Musen zu weihen. Sein sehr ansehnliches Vermögen setzte ihn in den Stand, seiner unwiderstehlichen Neigung ohne Einschränkung zu folgen.

So wie sich seine Verbindungen außerhalb des väterlichen Hauses ausdehnten, wurde Millin in den glänzendsten und geistreichsten Zirkeln aufgenommen. Der Eifer, womit man nach seiner Bekanntschaft strebte, der Genuß, den ihm eine so gewählte Gesellschaft gewährte und das Bedürfniß derselben von seiner Seite, verleiteten ihn jedoch nie seinem Vergnügen zu viel Zeit zu opfern; bis zum Ende seines Lebens widmete er zwei Drittheile eines Tages literarischen Beschäftigungen und den übrigen nur dem Leben in der Gesellschaft.

Lange Zeit arbeitete Millin ohne einen bestimmten Zweck zu haben; er las die classischen Schriftsteller jeder Nation blos in der Absicht, sich zu unterrichten, und

um sich mit dem großen Unternehmen das er ausführen wollte, vertraut zu machen, beschloß er, fleißig die Vorlesungen von Brisson, Darcet, d'Aubenton, Fourcroy, und Desfontaines am Collége de France und am Museum der Naturgeschichte zu besuchen, er wohnte den Herborisationen des Herrn von Jussieu bei, und trat in genaue Verbindung mit den berühmtesten Naturforschern seiner Zeit. Bei Verfolgung seines Planes sahe er ein, daß er, um zum Ziel zu gelangen, mit dem Lesen der Classiker auch das Studium alter Denkmäler verbinden müsse; er forschte daher auf Münzen, geschnittenen Steinen, und Basreliefs nach Allem, was zu seinem Plane paßte, und bald machte er einige Proben des großen Werks bekannt woran er arbeitete*) und für welches er ungeheure Materialien gesammelt hatte.

Brisson hatte damals seine Methode die Vögel zu classifiziren bekannt gemacht, Geoffroy sein System der Insekten, und Jussieu hatte die naturgemäße Methode aufgefunden die Pflanzen zu ordnen; allein Büffon hatte dem Publikum eine Verachtung alles Systems beigebracht; diese Lehre würde, wenn sie allgemein angenommen, und der aufblühenden Generation eingeprägt worden wäre, unbezweifelt die ganze Naturgeschichte in ein weites Labyrinth verkehrt, und die Trümmer dieser Wissenschaft schwachen Geistern Preis gegeben haben.

Um diese Gefahr abzuwenden, unternahm es Herr Millin das Ansehen des großen Linné in Frankreich geltend zu machen. Er vermochte die kleine Anzahl von Naturforschern, welche seine Ansicht theilten, sich zu einer Gesellschaft unter dem Namen der Linnéischen zu vereinigen, ähnlich der, welche D. Smith damals eben zu London gebildet hatte. Diese Gesellschaft bestand

---

[illegible] Reynier's Denkschrift in Bezug auf die

aus den Herren Willemet, Bose, l'Heritier, August Broussonet, Desfontaines, Alex. Brongniart und Millin; sie arbeiteten mit Eifer und fingen an die Naturwissenschaften mit der Fackel einer gesunden Kritik zu beleuchten. Aber bald erregte der gerechte Ruhm und der Einfluß, den sich diese Gesellschaft erworben hatte, bei mehrern Mitgliedern der ersten Corporationen des Staats die Furcht, ihren Ruf gefährdet zu sehen, und die Vermuthung, die Eifersucht möchte ihnen den Eintritt in die Akademie verschließen, bestimmte die Gesellschaftsglieder ihre Arbeiten zu unterbrechen. Während der Revolution begannen sie dieselben von neuem unter dem Namen der Société d'histoire naturelle, und sie hatten die Freude, die berühmtesten Naturforscher Frankreichs und des Auslandes in die Zahl ihrer Mitbrüder aufnehmen zu können.

Herr Millin gab einen neuen Beweis seiner Verehrung für Linné durch die franz. Uebersetzung des Werks von Pulteney, über das Leben und die Schriften dieses

noch diejenigen der Vergessenheit entreißen, die er zu studiren Gelegenheit gehabt hatte. Er besuchte in dieser Absicht die benachbarten Departements um Paris, die Normandie, Picardie, und Flandern, und sammelte so die Materialien zu seinen Antiquités nationales.

Er stand noch in voller Jugendkraft als die Revolution ausbrach. Tausend wichtige Plane, die man damals zum allgemeinen Besten entwarf, erfüllten seine Seele mit den süßesten Hoffnungen. Er stand in den genauesten Verhältnissen mit den vornehmsten Mitgliedern der constituirenden Nationalversammlung, wie hätte er bei seinem brennenden Eifer das Reich der Vernunft zu erweitern und zu befestigen nicht Theil nehmen sollen an dem großen Kampfe des Lichts gegen die Finsterniß? — Er gab daher verschiedene politische Schriften heraus *), und redigirte zu dieser Zeit mit Noël, Condorcet, und Rabaud de Saint-Etienne, die Chronik von Paris **).

Allein als die constituirende Nationalversammlung, nachdem sie auseinander gegangen war, Frankreich der Wuth der Demagogen überlassen hatte, die ihr folgten, hatte Millin den Muth, ihre verderblichen Plane öffentlich anzugreifen. Er zog sich dadurch ihren Haß zu, bald war seine Freiheit bedroht. Um sich ihren Verfolgungen zu entziehen, unternahm er einige Reisen, und bekleidete sogar eine Stelle bei der Verwaltung der Militairtransporte; allein er konnte ihnen doch nicht entgehen. Ein ganzes Jahr schmachtete er im Gefängnisse mit der Aussicht auf einen frühzeitigen und gewissen Tod. Den 8ten und 9ten Thermidor hatte er den Schmerz 150 seiner Leidensgefährten vor das Revolut. Tribunal führen zu sehen, den 11ten sollte er selbst nebst 50 andern Schlachtopfern vor demselben erscheinen; glücklicher Weise aber machte der 9te Thermidor diesen Mordscenen ein Ende, und Millin erhielt seine Freiheit wieder.

Selbst während seiner langen Gefangenschaft unterbrach er seine gelehrten Arbeiten nicht. Der National-

*) Lettre d'un empereur romain à un roi des Gaules 1789. Lettre sur la censure des gravures 1789. — De la liberté du théatre 1789. 8.

**) 1789 — 1792. in 4to.

convent hatte Preise ausgesetzt für die besten Elementarbücher über verschiedene Zweige der Wissenschaften, es fehlte noch ein ähnliches Werk über die Naturgeschichte. Millin ergriff mit Eifer diese Gelegenheit sich seinem Vaterlande nützlich zu machen, und seinen traurigen Aufenthalt einigermaßen zu verschönern. In der Vorrede zu seinen Elémens d'histoire naturelle stellt er seine Bewegungsgründe zu dieser Arbeit dar und schildert zugleich die peinliche Lage, in der er sie vollendet habe, auf eine Art, die seinem Herzen große Ehre macht.

Ich glaube seinen edlen Charakter nicht besser bezeichnen zu können, als wenn ich einen Theil dieser Vorrede hierher setze:

„Diese Elemente," sagt er, „sind während der langen Gefangenschaft verfaßt worden, worinnen ich nebst so viel andern tugendhaften und gelehrten Männern geschmachtet habe, deren Schicksal ich beinahe hätte theilen müssen. Ich hatte sie zur Preisbewerbung bestimmt, und je heftiger die Verfolgung gegen Gelehrte war, je

Seit diesem Zeitraume sind die Mitglieder der Jury fast sämmtlich zerstreut worden, ohne ein Urtheil zu sprechen, ich habe daher mein Werk wieder vorgenommen, um es vor den großen Richterstuhl der öffentlichen Meinung zu bringen.

Ich kann diese Vorrede eines Buches, das ich in eurer Mitte verfaßt habe, nicht vollenden, ohne einige Blumen auf euren Grabhügel zu streuen, ohne noch einige Thränen eurem unglücklichen Ende zu weihen, ihr unschuldigen und edelmüthigen Schlachtopfer, Roucher! du ausgezeichneter Gelehrter, achtungswerther Familienvater! André Chenier, du, dessen Seele so viel Energie besaß, dessen Geschmack so rein, dessen Gelehrsamkeit so glänzend und umfassend war! Und du braver und rechtlicher Biron, dessen Wohlthaten insgeheim den Mangel deiner Unglücksgefährten erleichterten, und der du lieber auf dem Blutgerüste sterben, als dadurch dich ihm zu entziehen suchen wolltest, daß du zuerst gegen das Ungeheuer, das dich daher geführt hat, eine rechtmäßige und augenscheinliche Anklage erhobst; so sehr empörte jede Denunciation dein großes Herz! Junger Trúdaine, deiner Staffelei entrissen, und nebst deinem Bruder den Wissenschaften entzogen, trotz der strengsten Reinheit deiner Sitten, und der liebenswürdigen Sanftmuth deines Charakters! Achtungswürdiger und arbeitsamer Dormesson, getragen zum Blutgerichte auf deinem Bette, woran dich ein schmerzliches und unheilbares Uebel auf immer gefesselt hatte, umgeben von deinen Büchern und allen Schätzen der morgenländischen Literatur, der du den Tod erduldetest wie Sokrates, nachdem du den Schmerz ertragen hattest wie Epictet u. s. w."

Kurz nachher, als er seine Freiheit wieder erhalten hatte, erhielt er auch den Preis, um den er gerungen hatte, und übergab seine Werke dem Druck *).

Jetzt aber sah er sich auch um den größten Theil seines Vermögens gebracht, durch das Decret, welches die Herabsetzung der Renten anbefohlen, und durch die Auswanderung seiner Gläubiger. Alle seine Mittel wa-

*) Elémens d'histoire naturelle. Paris 1794. 8. 1797. 8. 1802. 8. Dieses Werk ist auch ins Italiänische übersetzt worden.

ren erschöpft, er nahm daher die Stelle eines Divisions-chefs im den Bureaux des Ausschusses für den öffentlichen Unterricht an, auch befand er sich unter den Gelehrten, denen die Nation eine gewisse Geldsumme, als Belohnung oder Aufmunterung bewilligte.

Bald darauf wurde er zum Professor der Geschichte an der Centralschule des Seinedepartements ernannt. Von nun an ergab er sich ausschließend den Wissenschaften, ohne im Geringsten an Politik Theil zu nehmen.

In den ersten Jahren der Revolution hatten die Naturwissenschaften in Frankreich außerordentliche Fortschritte gemacht, allein die alte Literatur war fast gänzlich vernachlässigt worden. Um seinen Mitbürgern von neuem Geschmack an humanistischen Studien einzuflößen, unternahm Millin Anfangs in Gemeinschaft mit Noël und Warrens, dann allein die Herausgabe des Magazin encyclopédique, dadurch wollte er zunächst das Journal des savans, doch nach einem weit umfassendern Plane

Die Neigung nehmlich zur Naturgeschichte hatte den jungen Willemet bestimmt, eine Reise nach Indien zu unternehmen, allein der englische Gouverneur auf Pondichery behandelte ihn sehr übel, weil er sich nicht vorstellen konnte, daß Neigung zur Botanik allein einen Franzosen habe bestimmen können, sein Vaterland und seine Familie zu verlassen. Aus Gram darüber starb der junge Willemet in der Blüthe seines Lebens. Das einzige Denkmal seiner mühevollen Arbeiten, was er hinterließ, war eine kleine Flora von Isle de France*), welche Millin, das Andenken seines Freundes zu ehren, herausgab.

Seit seiner Ernennung zum Conservateur hatte Millin nichts Angelegentlicheres als der französischen Jugend Geschmack an dem Studium der Alterthümer einzuflößen. Er lehrte nach und nach mehrere Zweige dieser Wissenschaft, und gab kleine Uebersichten davon heraus **). Er pflegte seine Vorlesungen nie aufzuschreiben; um sein Gedächtniß zu unterstützen, ließ er bloß die Stellen aus den Alten und die Erläuterungen und Erörterungen neuerer Schriftsteller, die Bezug auf seinen Gegenstand hatten, abschreiben, oder übersetzen. Sein umfassendes Gedächtniß, seine glänzende Einbildungskraft, seine treffliche Methode erlaubten ihm in seinen Vorlesungen diese Documente fast ohne einen Blick in sein Manuscript zu thun, zu verbinden, zu würdigen, neue hinzuzufügen, und das Ganze mit jenem Zauber zu bekleiden, der ihm den Beifall eines stets zahlreichen und gewählten Auditoriums sicherte. Er erhöhte das Interessante seiner Vorlesungen vorzüglich durch Vorlegung alter Denkmäler aller Art; entweder im Originale oder in Kopien, wovon er selbst eine ungeheure ja vielleicht einzige Sammlung besaß.

---

*) Herbarium Mauritianum auctore Petro Remigio Willemet; praefatus est Alb. Lud. Millin. Lips. 1796. 8.

**) Introduction à l'étude des monumens antiques 1796. 8. ins Deutsche übersetzt Halle 1798. 8. — Introd. à l'étude des medailles 1798. 8. — Introd. à l'étude des pierres gravées 1796. 8. II. edit. 1798. — Programme d'un cours d'histoire de l'art 1805. — Cours de mythologie, 1808. 8. — Cours d'histoire héroique 1810. 8. — Introd. à la connaissance des vases peints 1811. 8.

Bekannt ist es, mit welcher liebenswürdigen verbindlichen Art er Gelehrten und Liebhabern die Schätze des Cabinets zeigte, welches ihm zur Aufsicht anvertraut war, und wie angenehm und unterrichtend seine Erklärungen waren.

Um kein Mittel zu vernachlässigen in Frankreich das Studium der Alterthumskunde und der Kunstgeschichte zu verbreiten, und um das weite Feld seiner Kenntnisse auch Personen zugänglich zu machen, welche sich zu schwach fühlten, um es ganz zu durchlaufen, oder welche sich durch die Schwierigkeiten, auf die sie hier stoßen könnten, zurück schrecken ließen, verfaßte er Wörterbücher über mehrere Zweige dieser Wissenschaften *).

Millin hatte, wie bemerkt worden, in den ersten Jahren der Revolution eine große Menge nationeller Denkmäler bekannt gemacht, zehn Jahr später sammelte er mit gleichem Eifer die der alten Aegypter, der Griechen und Römer, die sich in Frankreich vorfanden. Er

schnellerer Wiederherstellung den Süden zu bereisen. Natürlich mußten sich seine Blicke auf Italien richten, dessen Namen der Freund des Alterthums nie ohne Rührung ausspricht, indeß blieb Frankreich doch immer der erste Gegenstand seiner Gedanken. Allein er wollte nicht blos die Alterthümer des südlichen Frankreichs untersuchen, sondern seine Aufmerksamkeit verweilte auf jedem einiges Interesse darbietenden Gegenstande.

Zur Unterstützung in seinen Arbeiten nahm er seinen Freund, den nun auch verstorbenen Winkler mit, der bei dem Medaillencabinette angestellt, durch seine Talente, so wie durch die Zartheit und Anmuth seines Charakters sich allgemeine Achtung und Liebe erworben hatte. Winkler war in der Kenntniß alter Sprachen und der Alterthümer sehr bewandert, und ohngeachtet seiner Bescheidenheit, war sein Name von den vornehmsten Gelehrten Frankreichs und des Auslandes gekannt.

Der Weg, den unsere Reisenden zurücklegten, war nicht unbeträchtlich. Beim Ausgange aus Paris fingen sie ihre Beobachtungen an, und schlossen sie erst bei ihrer Rückkehr.

Ueberall fanden sie die erwünschteste Aufnahme und Unterstützung. Die Ortsbehörden und zahlreichen Freunde Millins unterstützten um die Wette seine Absicht sich in jeder Stadt aufzuhalten, die in Hinsicht auf Künste und Wissenschaften einiges Interesse haben konnte, oder an Orten, welche an bedeutende Ereignisse erinnern, die Denkmäler des Alterthums so wie die des Mittelalters zu untersuchen, ihren gegenwärtigen Zustand mit ihrem ehemaligen zu vergleichen, die Veränderungen anzugeben die sie erfahren hatten, und die Mittel zu ihrer Erhaltung anzugeben, die öffentlichen und Privatbibliotheken und Cabinette zu besuchen, und dann der Bibliothek, zu deren Conservatoren er gehörte, durch Ankauf und Tausch, Bücher, Manuscripte und Medaillen zu verschaffen, und so viel als möglich Notizen über seltene Ausgaben, oder interessante Manuscripte, die er zu sehen Gelegenheit gehabt hatte, zu sammeln.

Viele seltene Gegenstände, die sich in den Klöstern und den ältern öffentlichen Anstalten befanden, sind seit der Revolution verschwunden; Millin bemühte sich die Spuren davon aufzufinden; andere im Gegentheil, die aus den Klöstern und den Privatsammlungen weggekom-

men waren, sind in öffentlichen Aufbewahrungsorten zusammen gebracht worden, und bleiben hier unbekannt. Millin brachte davon Zeichnungen oder Beschreibungen mit und ließ sorgfältige Copieen der Inschriften machen, welche incorrekt herausgegeben worden, besonders aber derer, die noch gar nicht herausgegeben worden waren. Allein er beschränkte sich nicht blos auf Nachforschungen in Beziehung auf Künste und Wissenschaften, er besuchte auch die Werkstätten, die Manufakturen, die Anstalten der Wohlthätigkeit und des Unterrichts, mit einem Worte, er ließ wenig ununtersucht und unbeachtet.

Nach seiner Rückkehr nach Paris beschäftigte sich Millin mehrere Jahre damit, dem Publikum die Resultate seiner Reise vorzulegen, und einige Werke herauszugeben, deren bereits früher gedacht worden ist. Er richtete seine Blicke auf England, und um die Franzosen mit den Fortschritten der Archäologie und schönen Künste in diesem Lande bekannt zu machen, gab er eine von Freundes Hand verfertigte Uebersetzung *) des Werkes

Nach Millins Rückkehr aus dem südlichen Frankreich wandten sich seine Blicke immerfort nach dem classischen Boden, der so viel Meisterwerke der Kunst in sich schließt. Man hatte freilich schon eine große Menge von Beschreibungen Italiens und seiner Merkwürdigkeiten, indeß Vieles war in diesen Werken veraltet, indem neuere Veränderungen in den politischen Verhältnissen der Staaten auch Vieles in den öffentlichen Anstalten und Privatbesitzthümern verändert hatten, so daß Millin hoffen durfte eine Schilderung jenes Landes zu geben, welche man allgemein interessant finden würde.

Er befolgte bei dieser Reise die Methode, die er bei seiner ersten beobachtet hatte. Sein Hauptzweck war, die Denkmäler aufzusuchen, die der Wißbegier der Alterthumsforscher bisher entgangen waren; zugleich bemühte er sich, seine Beobachtungen über das südliche Frankreich zu vervollständigen, und zu berichtigen. Er richtete daher seine Aufmerksamkeit auf alle die Gegenstände, welche sich ihm darstellten, seit er, den 10. Septbr. 1811. Paris verlassen hatte.

Seine erste Sorge war zu Sens nach dem verbindlichen Herrn Tarbé zu fragen, der ihm von neuem bei seinen Nachforschungen zum Führer diente. Millin hatte die Freude zu sehen, daß man in dieser Stadt es sehr wichtig fand die besondern Denkmale, die er beschrieben hatte, zu erhalten; daher untersuchte er sie mit neuem Interesse. In dem ehemaligen Kloster der Cölestiner bemerkte er Weihgeschenke der Frömmigkeit, und mehrere andere Stücke worauf er bei seiner ersten Reise nicht sehr geachtet hatte. Unter diesen befindet sich auch eine alte Tapete von Gold und Seide, worauf man die Namen liest: Salomonis, Bersabé, Hester (sic) Assuère. Diese Endungen und diese Orthographie, welche sich denen der alten Italioten nähern, könnten vielleicht einige Gelehrte irre führen, welche den Ursprung derselben in alten oskischen oder toskanischen Idiomen suchen möchten, wenn sie profane Gegenstände bezeichneten. Als Kunstfreund betrachtete er mit achtungsvollem Vergnügen den herrlichen Christus aus Elfenbein von Bouchardon, der in Hinsicht des Stoffes von ungeheurer Größe ist. Die prächtigen Basreliefs von Silber, ein Werk von Germain, welche die Basis des Reliquienkastens von Saint-Loup zieren, und welche es wohl verdienten durch

den Grabstichel vervielfältigt zu werden, waren gleichfalls für ihn Gegenstände der Beobachtung. Die Basreliefs von Saint-Savinien und von Saint-Potentien wovon eins den Märtyrertod des Letztern darstellt, dem der Henker einen Arm abhaut, schienen ihm aus derselben Schule zu seyn.

Millin hatte in seiner Reise durch das südliche Frankreich, das Grabmal des Dauphin, des Vaters Ludwigs XVI. beschrieben, das sich in der Kathedrale von Sens befindet, allein er hatte des Grabmals des Maréchal de Muy nicht gedacht; diesmal zollte er die gerechte Bewunderung dem treuen Diener, der zu den Füßen seines edlen Herrn beerdigt seyn wollte, dessen Menin *) er gewesen war, und er las mit Rührung die Worte, welche seinen edlen Schmerz so treffend aussprechen:

Huc usque luctus meus.

Da Millin diesen ganzen Weg schon besucht hatte, hielt er sich blos zu Autün auf, um die alten Thore

billigen, allein deshalb einen antiken Bogen zu übertünchen und den ehrwürdigen Anstrich, womit ihn die Zeit bekleidet hat, durch einen Kalküberzug zu verderben, ist ein wahres Sacrilegium. Man kann die Religion ehren ohne die Künste zu entweihen."

Millin gedachte nur einen Tag in der Nähe von Macon auf dem Landgute des verstorbenen Herrn von Igé, seines alten Freundes zuzubringen, der, nachdem er einen ansehnlichen Posten in der Magistratur bekleidet hatte, sich als Weiser der Verwaltung seines großen Vermögens widmete. Er hatte bei ihm Gelegenheit die Behandlungsart und die Instrumente zu untersuchen, deren man sich zur Bereitung des Weines in diesem Theile des Maconnesischen bedient. Die Süßigkeit der Ruhe, die Reize der Freundschaft stellten seine Gesundheit schnell wieder her, welche durch anhaltendes Arbeiten und den Aufenthalt in der Stadt unvermerkt geschwächt worden war.

Indessen war Millin während der kurzen Zeit, die er bei Herrn von Igé zubrachte, nicht müßig; er besuchte die Abtei von Cluny, deren Kirche eins der schönsten Denkmale unserer alten Architectur war, wo der Umfang der Gärten, die Größe des Klosters, die Pracht der Treppe, und die Wohnung des Abts, die alten viereckigen Thürme, womit die Mauer besetzt ist — genug wo Alles von dem Reichthume und der Macht dieses Hauptortes des Benedictinerordens zeugt.

Die lange Beschreibung, welche Millin in seiner Reise durch das südliche Frankreich von Lyon gemacht hat, beweißt hinreichend, wie sehr er die Alterthümer dieser Stadt studirt, und wie sorgfältig er die öffentlichen Anstalten besucht hatte. In dieser Stadt hatte er daher nur wenig zu sehen, auch blieb er nur zwei Tage daselbst, allein diese boten ihm immerwährende Genüsse. Einer der größten war für ihn ohnstreitig der, zu sehen daß man die von ihm gegebene Idee realisirt hatte, die Inschriften und andere geschichtliche Denkmale von Lyon, welche Paradin, Colonia, Ménestrier, Spon entdeckt haben, und die welche man den Nachgrabungen verdankt, die man neuer Bauten wegen in mehrern Theilen des Gebietes von Fourvières vorgenommen hatte, an einen passenden Ort bringen zu lassen; ihnen entsprechende Nummern in einem gedruckten Cataloge zu geben, und

se Diejenigen, welche in dieser Stadt, oder deren Umgebungen, neue historische Denkmäler entdecken möchten, aufzumuntern, sie der allgemeinen Sammlung als Beitrag zu überlassen.

Nachdem er seinen Freund, Herrn Delandine umarmt, und den berühmten Astronomen von Zach besucht hatte, der sich damals zu Lyon aufhielt, blieb Millin nichts Neues in dieser Stadt zu sehen übrig; er reiste daher nach Grenoble ab, wo er die Natur in ihrer vollen Anmuth und Größe, eine rege Industrie, Geschmack an Künsten und Wissenschaften, eine vollkommen gleiche Ansicht von allem Nützlichen, und Gesinnungen fand, die Triebe zum Guten zeigten und die edlen Kennzeichen eines ächten Allgemeingeistes sind.

Den Tag nach seiner Ankunft besuchte Millin das Museum und die Bibliothek von Grenoble. Diese ist zahlreich, und gut gesammelt, von den Ausgaben des funfzehnten Jahrhunderts befanden sich damals mehr als zwei Hundert daselbst. Millin bemerkte hier auch unter andern zwei im 15ten Jahrhundert zu Grenoble selbst

absondern wollen. Er reiste daher den 1. Oktbr. mit den Herren Le Pasquier, Champollion und Bourgeat nach der großen Karthause. Er sammelte eine große Menge genauer und interessanter Nachrichten über dieses Haus, die sonderbaren Gebräuche, die industriöse Thätigkeit der Mönche, die Wirthschaften die sie angelegt hatten, und die Art des Landbaues die sie betrieben. Er kopirte sorgfältig Inschriften, wo die Frömmigkeit jenen Anstrich von Melancholie annimmt, der dem Style einen geheimen Zauber verleiht; so wie die Gemälde und Statuen, deren Gegenstände aus der heiligen Geschichte genommen sind, ein ihnen eigenthümliches Ideal haben.

Man kann leicht denken, daß Millin nicht unterließ die kleine Kapelle zu besuchen, wohin, wie die Sage erzählt, der heilige Bruno sich zuerst mit einigen Mönchen zurückzog. Er gedachte sogar eine Zeichnung davon zu geben.

Nachdem er mehrere Ausflüge in Grenobles Umgebungen gemacht, die vornehmsten Gebäude der Stadt, das Schloß von Vizille und die heiße Quelle bei Vif, ingleichen das Verfahren des Handschuhmachens, eines der Hauptnahrungszweige der Einwohner, und des Flachshächelns in Augenschein genommen hatte, reiste er den 31sten Oktbr. von Grenoble ab, um sich nach Chambery zu begeben. Mit Schmerz bemerkte er, daß in dem Maaße, wie man sich von der erstern dieser Städte entfernt, der Ackerbau unvermerkt abzunehmen beginnt.

Der Weg von Chambery nach Turin bot ihm wenig der Beobachtung werthes dar. Ueberdies dürfen wir hier auch nicht umständlich uns über Millins Reise nach Savoyen, Piemont, Nizza und Genua, noch über die nach Mayland, Piacenza, Parma, Modena, Mantua, Cremona, und mehrere andere Städte der ehemaligen Lombardey verbreiten, da das Publikum schon die Resultate davon kennt.

Auf dieser Reise durch Italien, wo ihm nicht leicht Etwas verborgen blieb, was nur irgend den Blick des Alterthumsforschers reizen konnte, besuchte er auch Venedig. Die Beschreibung der Reise durch diesen Staat befindet sich, ganz von seiner Hand ausgearbeitet und geordnet, bereits unter der Presse; und wird, wenn nicht ein Streit über die Manuscripte entsteht, worüber Millin in seinem Testamente verfügt hat, nächstens erscheinen.

Der Leser wird vielleicht unserm unermüdlichen Reisenden lieber in das Königreich Neapel und in die Hauptstadt der christlichen Welt folgen, wo seine Nachforschungen den glücklichsten Erfolg hatten.

Die Jahreszeit rückte vor. Millin dachte, wenn er sich in Mayland und Toscana u. s. w. aufhielte, so würde er zu spät nach Rom kommen, wegen des Einflusses der schlechten Luft (aria cattiva) die hier nur zu fühlbar ist, und für ihn leicht gefährlich werden konnte, wenn er genöthigt war den Sommer daselbst zuzubringen. Er glaubte überdies, er müsse, ehe er das übrige Italien besuche, erst seine Augen gewöhnen, die Wunderwerke zu schauen und zu beobachten, welche die Hauptstadt der Künste umschließt. Nicht minder wurde er gedrängt, wegen des Aufenthalts den er im Frühling zu Neapel nehmen wollte, und wegen seines Wunsches Großgriechenland zu besuchen. Er begab sich daher gerades Weges nach Rom, wo er den 30. Novbr. eintraf. Hier brachte er vier Monate zu, während welcher er

auf sehr starke Proben. Die erste Requisition rief
ition zur Armee; er blieb hier eilf Jahre ohne Et-
von sich hören zu lassen, und ohne sich nach seinem
lthäter zu erkundigen; dies zeigte denn nicht viel
kbarkeit, allein Millin schrieb die Rohheit des Her-
auf Rechnung des Mangels an Verstande.
Nach Beendigung des Krieges erschien Mention bei
m alten Herrn, indem er sagte: er kehre, nachdem
eine Dienstzeit überstanden habe, zu ihm zurück, um
nie wieder zu verlassen. Millin hielt diesen Schritt
einen Beweis von Anhänglichkeit, und wurde da-
h gerührt; er glaubte daß ein eilfjähriger Dienst
ition gebildet haben würde, und hatte die Schwach-
ihn wieder zu nehmen. Dieser bewies Anfangs viel
re und Aufmerksamkeit in seinem Dienste. Millin
te bald darauf nach dem südlichen Frankreich reisen,
befahl ihm daher sich vorzubereiten, um ihn zu be-
en, da gestand ihm denn Mention, daß er noch nicht
frei sey, sondern nur einen Urlaub für ein halbes
r habe, dessen Dauer abgelaufen sey. Er war also
lich ein Deserteur, jedoch nach eilfjährigem ununter-
henen Dienste, war so etwas verzeihlich. Millin
hte es also dahin, daß er in der Amnestie mit ein-
lossen wurde. Er folgte nun seinem Herrn nach
südl. Frankreich.
Niemand paßte weniger als dieser Mensch zu den
en Diensten und Aufmerksamkeiten, welche bei jener
e nöthig waren; sein Herr hatte keinen andern Vor-
als den, daß er auf seine Treue rechnen konnte.
Millin beschlossen hatte die Reise nach Italien
nternehmen, zeigten ihm die Erfahrungen die er bis-
gemacht hatte, daß er Mention dahin nicht mit-
nen könnte; er sagte ihm daher, daß er seinen Kame-
mitnehmen würde, der noch nicht so lange im

möchte nun früher oder später eine Stelle finden. Im Geheim hatte er auch einen Freund beauftragt, Mention zu unterhalten, so oft er ohne Herrn seyn würde; er wollte nicht daß der junge Mensch je in den Fall kommen sollte, Etwas von der ansehnlichen Summe anzugreifen, die er bei ihm erworben hatte. Er sandte ihm auch einen Brief, worinnen er alle seine Freunde bat, sich für sein Schicksal zu interessiren.

Man schrieb Millin, Mention habe bei Empfange dieser Nachricht eine große Verzweiflung blicken lassen und sein Blick sey finster, und unheilbringend gewesen. Millin ließ sich nochmals von der Lage und dem Schmerze des jungen Menschen rühren, allein er wollte prüfen, ob jener aufrichtig sey; daher meldete er ihm, daß er seinen Entschluß nicht zurücknehmen werde, allein er erlaube ihm in seinem Hause zu bleiben, bis zu seiner Rückkehr. Vom Monat December an gerechnet sollte er eine Gratification von 50 Franken monatlich erhalten. Mention schien damit zufrieden. Im Monat Januar

stand damals aus mehr als 12600 Bänden, und war seitdem bis 20000 vermehrt worden, fast sämmtlich sich beziehend auf die alte Geschichte, die Geschichte des Mittelalters, Alterthumskunde, schöne Künste, geschichtliche Hülfswissenschaften, Numismatik und Diplomatik.

Durch Nachforschungen, Aufwand, Bemühungen, Correspondenz war es Herrn Millin gelungen, eine in ganz Frankreich, wo nicht in Europa einzige Sammlung zusammen zu bringen. Die Zahl der Dissertationen, kleinen Abhandlungen über besondere Gegenstände, war ungeheuer; die Bücher waren in der besten Ordnung aufgestellt, und man konnte hier leicht Nachsuchungen anstellen vermittelst eines systematisch geordneten Catalogs, worinnen sogar die in Journalen, in academischen Memoiren, und in verschiedenen Sammlungen befindlichen Stücke angegeben waren, und eines andern Catalogs nach dem Namen des Verfassers, der jedes Werk sogleich nach seiner Nummer auffinden ließ. Mehr als hundert Portefeuilles enthielten eine ansehnliche Sammlung von Kupferstichen, nach demselben System geordnet, wie die Bücher, und alle auf dieselben Gegenstände sich beziehend, auch findet man hier in Classen abgetheilt die Monumente, Gebäude, die allgemeinen und topographischen Charten, und viele Stücke, die sich auf die Sitten und Gebräuche der Völker, vornehmlich Egyptens, Griechenlands, Frankreichs, und Italiens beziehen.

Seit fünf und zwanzig Jahren hatte Millin die berühmtesten Werke über die Alterthumskunde gelesen

---

in veneranda litterarum sodalitate
sunt pares
in re aliena temere curiosi
Blatterones inepti insulse loquentes
palpatores importuni officiis tristes

und excerpirt, er hatte die Stellen der Classiker gesammelt, hatte die Titel aller Schriften angemerkt, worinnen die Denkmäler erklärt oder dargestellt worden, und alle diese Papiere, welche fast hundert Portefeuilles ausmachten, waren nach der schönsten Ordnung classificirt. Diese Noten sind die Grundlage der verschiedenen Vorlesungen geworden, welche Millin über die Beschreibung der alten Welt, über die verschiedenen Theile der Alterthumskunde, über die Mythologie, die Geschichte der Kunst, die Geschichte der Egyptier, die französische Geschichte gehalten hat. Er besaß noch eine große Menge die sich auf Diplomatik und die christlichen Denkmäler bezogen; und in dieser unermeßlichen Arbeit fand er den Stoff zu den Werken und Abhandlungen, die er von Zeit zu Zeit herausgab. Dieses war für Millin ein unerschöpflicher Schatz, der sich noch täglich vermehrte. Er brachte in diesem Heiligthume der Musen die süßesten Stunden zu, und hatte oft geäußert, daß, wenn er durch irgend einen Zufall seine Manuscripte verlieren

nicht gelehrt hätten, die unvermeidlichen Widerwärtigkeiten des Lebens zu ertragen. Ueber den Verlust unbelebter Gegenstände einen ausschweifenden Schmerz nähren, heißt sich an der Natur und der Freundschaft versündigen. Was soll man thun bei dem Tode der nächsten Verwandten, der theuersten Freunde, wenn man sich über den Verlust seines Vermögens, und selbst derjenigen Dinge, woran man am meisten hängt, zur Verzweiflung hinreißen läßt? Jedermann ist dem Unglücke einen Tribut schuldig, nach einer so langen Glückseligkeit, womit mich die Musen und die Freundschaft überhäuft haben, muß ich ihn endlich wie jeder Andere bezahlen. Denken Sie nur an das Sprichwort: dem Polycrates mußte doch irgend ein Unglück begegnen! Ich trage kein Bedenken mich dem Tyrannen von Syrakus zu vergleichen, denn vor dem Verluste meiner Manuscripte hielt ich mich für reicher als ihn, und war gewiß glücklicher als er." Gegen seinen außerordentlichen Verlust war er indeß keineswegs gleichgültig. Daß dies jener Verlust aber war wird man aus Folgendem sehen:

Ein großer Theil der Bücher war wirklich verbrannt, und man kann denken, wie die übrigen durch Feuer und Wasser zugleich beschädigt worden waren. Unter den Manuscripten hatte Millin besonders mehrere angefangene und ganz vollendete Arbeiten zu bedauern, so wie alle Artikel, die er für eine neue Ausgabe des Dictionnaire des beaux arts eingerichtet hatte, mehrere Notizen, die in das Receuil de pierres gravées inedites kommen sollten, und eine große Menge Abhandlungen über mehrere Gegenstände der Geschichte und Alterthumskunde. Die Galerie mythologique ist blos eine Einleitung zu einem großen Werke, wofür Millin alle classische Stellen, und die Anzeigen aller bekannten Denkmäler gesammelt hatte; auch diese köstliche Sammlung war ein Raub der Flammen geworden. Millin dachte den folgenden Winter ein ähnliches Werk über die Geschichte der Kunst bekannt zu machen und gleichfalls ein anderes über diesen Gegenstand, nach seiner Bereisung

---

nach Paris gesandt hatte, wurden auf Befehl des Ministers des Innern zurückbehalten. Es existirt nur eine sehr kleine Anzahl von Exemplaren davon.

Italiens zu geben. Auch besaß er eine ungemein ansehnliche Briefsammlung von Gelehrten aus allen Theilen Europens. Sie war alphabetisch in mehr als 60 Mappen geordnet, mehrere dieser Briefe waren mit Planen, Zeichnungen, und Abhandlungen begleitet; der größte Theil dieser Correspondenz wurde gleichfalls vom Feuer verzehrt.

So sehr Millin dieser Verlust schmerzte, so ließ er sich doch dadurch den Muth nicht benehmen. Er setzte seine Nachforschungen in Italien mit verdoppelter Thätigkeit fort. In Oberitalien und Rom brachte er mehr als 600 topographische Werke zusammen, welche kostbare Notizen über heidnische und christliche Denkmäler und eine große Menge von Figuren enthalten. Er hatte überdies mehr als 600 Zeichnungen von Denkmälern genommen, die noch nie bekannt, oder doch in den gewöhnlichen Kupferstichen sehr entstellt worden waren, desgleichen mehr als 500 Inschriften des Mittelalters, vom Jahr 1000 bis 1450, mit den treu copirten Schrift-

Künstler nicht geschickt waren die nehmlichen Gegenstände zu zeichnen. Er mußte Versuche mit ihnen machen, die Gegenstände auswählen, sie den Künstlern anzeigen, und lange genug zu Neapel verweilen, um ihre ersten Versuche übersehen zu können. Das that er indeß er seine Reise nach Calabrien vorbereitete.

Er verließ nun Neapel den 6. May 1812 nachdem er einen Theil des Tages zu Pompeji zugebracht hatte. Er war Zeuge eines Patronalfestes, begleitet von sonderbaren religiösen Auftritten. Er ließ diese Scenen zeichnen, die zur Ehre der Madonna del Bagno bey Scafati Statt fanden. Der niedliche, runde Tempel von Nocera ist allen Reisenden bekannt; er ist gestochen, allein man hatte einen Cippus vernachlässigt, mit einer Inschrift, deren Buchstaben sich in perpendicularer Richtung befinden. Millin nahm davon eine Zeichnung.

Hierauf begab er sich nach Salerno. Folgendes ist das Resultat seiner Nachforschungen. Er nahm eine sehr schöne Zeichnung von der Cathedrale, eine von einer prächtigen Vase, die sich in der Mitte des reichen Portikus dieser Kirche befindet, und von den Sarcophagen, die sie umgeben; blos zwey von diesen Sarcophagen waren, von Paolo gezeichnet, in seinem großen Werke über Pästum angebracht worden, und seine Zeichnungen haben nicht das Geringste, was an den Styl des Alterthums erinnert. Millin ließ sieben davon zeichnen, die sich entweder unter dem Portikus oder in der Kirche befinden, so wie ein schönes Basrelief, das man an der Treppe der unterirrdischen Kirche sieht. Es war gerade die Osterzeit; ein großer Vorhang hing von der Kanzel herab worauf die Ceremonien dargestellt waren, die sich auf die Osterkerze beziehen, und zwar in mehrern Bildern, nach den ältesten Gebräuchen der Kirche. Millin nahm davon eine farbige Zeichnung. Endlich ist der Hauptaltar der [illegible] Einfassung geziert, der vier=

Das Grabmal der Königin Margarethe war aus einer aufgehobenen Kirche in die Cathedrale gebracht worden; es ist mit zwei großen noch nicht edirten Basreliefs geziert, wovon Millin Zeichnungen hat nehmen lassen.

Er beschränkte sich nicht blos auf die Aufsuchung dessen was Salerno noch jetzt Wichtiges für die Geschichte und Künste besitzt; sondern er stellte auch Excursionen in die Umgegend der Stadt an, er brachte zwei Tage in dem berühmten Kloster de la Cava zu, dessen Archive er untersuchte, und worüber er eine sehr interessante Notiz aufsetzte; er nahm in diesem Kloster kalkirte Zeichnungen der Figuren, welche den berühmten Codex der lombardischen Gesetze zieren, wegen der Costümes und der Seltenheit der Zeichnungen; die Figuren stellen die Fürsten und Könige Rachis, Johannes, Ludovicus, Pipinus, Lotharius und Adelchis vor.

Von Salerno begab sich Millin zur See nach Amalfi. Er brachte von hier Zeichnungen der Ansichten der Haupt-

t bekannt sind. Zu Mileto nahm er auch einige
hnungen, welche den ehemaligen Boden der Stadt
seinem jetzigen Zustande darstellen, und eine schöne
ie von einem prächtigen antiken Sarcophage, worein
ger gelegt worden war; Millin ließ darneben nach=
ben und fand auch den auf, worinnen Adelaide, die
nahlin dieses Königs gelegen hatte.
Einen ganzen Tag brachte er zu Scylla zu, wo
alle Operationen beim Fange des Fisches Spada
bachtete; sie sind eben so wie sie Strabo schon be=
ieben hat; allein falsch ist es, daß die Ausdrücke
n man sich bedient, griechisch seyen; Millin nahm
Verzeichniß davon auf, und hat keinen Hellenismus
unter bemerkt. Zu Gerace fand er einige interessante
nkmäler; in der Ebene von Locri copirte er einige
chische und andere Inschriften, welche römisch sind;
ließ hier einen schönen bronzenen Helm zeichnen, ge=
t mit einer griechischen Inschrift in sehr alten Buch=
en; ferner ein Fragment einer gefärbten Vase von
wundernswerther Schönheit, und einige Denkmäler
Mittelalters. Zu Squillace fand er ebenfalls einige
ressante Denkmäler, und nahm den Riß auf von
em großen Gebäude, welches ihm eine schöne Kirche
wesen zu seyn schien, die man in den ersten Zeiten
aut hatte, wo die Christen eine öffentliche Gottes=
ehrung halten durften. Drei Tage brachte er zu
ssano zu, um auszuruhen, einen verwandte er auf
n Ausflug nach dem alten Kloster der Basilidier,
Madonna del Patire genannt; dieses höchst interes=
te Kloster, worinnen sich antike Bildhauerarbeiten,
echische Manuscripte und Diplome befanden, ist der=
talt geplündert und verheert worden, daß es keinen
ein giebt, der nicht Spuren menschlicher Bosheit
t. Millin zeichnete indessen die Kirche, welche von

gen in der Stadt fortzusetzen, und einige Ausflüge in die Umgegend zu machen, um das Cap Miseno herum, nach Puzzoli, nach Cumä, bis zum See Patria; hier nahm er Zeichnungen einiger Basreliefs, welche noch nicht bekannt gemacht worden sind. Zu Capua ließ er die schönen colossalen Köpfe zeichnen, von denen er in seiner Abhandlung über die Gräber zu Pompeji gesprochen hat, so wie ein prächtiges Basrelief, das sich in der unterirdischen Kirche von Duomo befindet, desgleichen einige andere Sarcophage, welche den Portikus dieser Kirche zieren.

Er brachte einen Theil des Tages und die Nacht zu Saint-Germain zu, und beim Anbruche des Tages war er auf dem Gebirge, welches nach dem Monte-Cassino führt; dieses Kloster ist als Seminar beibehalten worden. Millin brachte einen ganzen Tag in der Bibliothek zu; er nahm eine figurirte Copie der bronzenen Kirchthüren, in mehrern Blättern, desgleichen eine von der berühmten Vision Alberics, wovon Montfaucon eine

hte der Architektur, und die Statue des Ovid welche
dem Ende des funfzehnten Jahrhunderts herrührt;
hält eine Rolle, die Werke des Dichters, in der
nd. Von Sulmone begab er sich über Chieti, nach
i, wo er sich überzeugte daß man dieser Stadt die
nen Asse zuschreiben müsse, die Lanzi für hetrurische
. Er nahm eine Beschreibung dieser beiden Münzen
die noch unedirt waren.

Nach Apulien konnte er erst nach der Regenzeit ab-
n, die zu Anfange des November einfällt; allein
n sind die Tage sehr kurz und die Witterung wird
hwerlich in einer Gegend, wo man selten Feuer fin-
und wo es keine Fenster, selbst in den schönsten
lästen giebt, die nicht zerbrochne Scheiben hätten.
schob daher diese Reise einige Wochen auf, und ver-
dte diese Zeit zu Fortsetzung der Arbeiten die er zu
pel unternommen hatte, und zu Verfassung seiner
andlung: Ueber die Gräber zu Pompeji. *)

Endlich reiste er den 18ten Decbr. von Neapel ab
traf bei Einbruche der Nacht zu Avellino ein. Den
darauf besuchte er das Kloster von Monte-Ver-
und die Städte Atripolda, Eclanum, und Ariano.
dem letzten Orte fand er mehrere Denkmäler, und
an sich zu überzeugen, wie unsorgsam einige selbst
desschriftsteller die Inschriften wiedergeben, indem sie
wechselseitig abschreiben, ohne die Copieen mit dem
inale zusammenzuhalten, selbst wenn sich diese un-
hren Augen befinden. In der Kathedrale von Ari-
erblickt man eine große steinerne Wanne oder Kufe,
auf sich eine Inschrift befindet; sie ist von mehrern
riftstellern herausgegeben worden, von Ughelli an,
sie zuerst bekannt machte, bis auf Monsignor Lupoli,
1808 einen dicken Band in 4. unter dem Titel: Iter
usinum drucken ließ und den Canonicus Vitale, der
... Geschichte von Ariano erscheinen

schenkt hat; nach den Copieen heißt es darinnen er sey aus Padua gewesen, Pataviis natus. Sein Name war jedoch nicht italiänisch, und die Inschrift sagt Pictavis natus; er war also aus Pictevin.

Zu Troja ließ Millin die beiden bronzenen Kirchthüren zeichnen; er nahm hier Copieen von antiken Inschriften, und von solchen aus dem Mittelalter. Von Lucera brachte er mit die Zeichnung der Kirche, des Baptisteriums, und eine arabische Inschrift die sich auf einen Gouverneur der Stadt bezieht. Zu Cerignola copirte er einige antike Inschriften, und eine Meile von der Stadt, in einer kleinen Kapelle Notre Dame de la Victoire genannt, calkirte er bei dem Altare eine sonderbare Inschrift, welche Gonsalvo di Cordova, nach seinem Siege über die Franzosen hier selbst mit der Spitze seines Dolches spanisch eingrub. Millin verließ nun die Hauptstraße um Canosa zu besuchen, wo es sehr seltene Denkmäler verschiedener Zeiten giebt; er ließ die in der von Bohemund gestifteten Kirche des heil. Sabinus zeichnen, nehmlich das Grabmal dieses Fürsten, die bronzenen

line, d. h. zum Pranger verurtheilt sind. Horaz würde wohl nicht gedacht haben, daß seine Manen je Zeugen solcher Executionen seyn würden.

Hierauf machte Millin einen Umweg nach Melfi und gelangte so spät an das damals gefährliche Ufer des Ofanto, daß er daselbst das Schicksal der Römer fürchtete, er verweilte in einer Schäferhütte. Vor Tages Anbruch ging er bei Mondenschein über den Ofanto; um 8 Uhr befand er sich zu Foggia; statt, wie man ihn einlud, sich hier auszuruhen, ließ er Postpferde vor eine Caracatelle legen, und begab sich nach Manfredonia. Er bestieg den Gargano, und war beim Einbruch der Nacht in dem Kloster des Monte Sant=Angiolo. Er betrachtete die seltene Basilika, die ins Gebirge gehauen ist, und nahm eine treue Zeichnung von der bronzenen Thüre welche in den Memoiren über Benevent des berühmten Cardinal Borgia so flüchtig abgebildet worden war. Als er sich in der Nähe von Manfredonia befand, sandte er seinen Zeichner voraus, und indeß er selbst einige Inschriften copirte, machte dieser eine schöne Zeichnung von der reizenden Kirche, welche Manfred unsrer lieben Frauen de la Victoire geweiht hat, und welche über der alten Basilika von Siponte erbaut ist, die noch existirt.

Bei seiner Rückkehr nach Foggia nahm er ein Curricolo um schneller fortzukommen, weil er den Weg, den er schon gemacht hatte, wieder zurückmachen mußte, und traf in anderthalb Tagen zu Neapel ein, statt drei die man mit gewöhlichen Wagen braucht. Er war hier noch drei Tage Zeuge des Carnevals, welche ihm genügten um dieses mit dem römischen zu vergleichen, dessen Schilderung er herausgegeben hatte. *)

Nachdem wir eine Uebersicht der Ausflüge gegeben haben, die Millin in die Provinzen des Königreichs Neapel gemacht hat, bleibt uns nichts übrig als von den Arbeiten zu sprechen, die er in der Hauptstadt unternahm.

Die Menge anziehender Gegenstände der Kunst, welche diese Stadt, trotz den Zerstörungen von 1799, in Kirchen und Museen noch enthält, setzte ihn in Erstaunen. Er faßte daher sogleich den Plan Alles was

(* Lettre à M. Langlès sur le carnaval de Rome. S. Mag. encyclop. an 1812. Tom. II. pag. 241. wird auch besonders ausgegeben in 8 mit K.

ihm unbekannt und doch bekannt zu werden würdig schien, zeichnen zu lassen. Die Statuen und Basreliefs des Museums degli Studj die noch nicht erschienen sind, und die fünf großen farbigen Mosaiken, die sich nicht in den pavimenti befinden, waren das erste. Dann wählte er aus der Gallerie der Vasen 47 der schönsten aus, so wie er 13 treffliche griechische und mehrere lateinische Inschriften copiren ließ. In dem Museum der Königin ließ er 117 Vasen, die Werke in Bronze und gebrannter Erde, welche ihm interessant schienen, zeichnen. Unter den Bronzen befindet sich hier ein Helm der zu Locri gefunden worden, und eine Inschrift mit sehr alten griechischen Buchstaben zeigt.

Nachdem Millin die Zeichnungen des Museums degli Studj und des der Königin beendigt hatte, ließ er den größten Theil derjenigen copiren, die sich in Privatsammlungen befanden. Diese verschiedenen Cabinette haben ihm mehr als 93 Stück dargeboten, wovon er Zeichnungen nahm.

Indem er die öffentlichen Gebäude und andere Orte

u. s. w. Er entdeckte darauf den Namen des Verfassers, der in keinem Berichte erwähnt wird, und der Bisuccio di Milano heißt.

Nie hat man daran gedacht die Grabmäler der Könige von Neapel zu sammeln. Millin ließ diejenigen davon zeichnen, die er in den Provinzen gefunden hatte, und fügte alle die von dem Geschlecht Anjou bei, die sich in der Hauptstadt befinden. Man erstaunt über die unermeßlichen Details derer von Ladislas, Carracciolo, Robert, die in seinen Portefeuillen liegen. Diese Grabmäler, die der Fürsten und Großen aus der nehmlichen Zeit, welche er gesammelt hat, sind mit der Feder höchst sorgfältig gezeichnet. Die Inschriften sind treu wiedergegeben, und aus Furcht vor Irrthum, und wegen der Kleinheit der Buchstaben hat er noch besondre Copieen davon genommen.

Man hat behauptet, es befänden sich keine Gemälde in den Katakomben von Neapel. Millin besuchte sie mehrmals, und brachte die Zeichnungen von 21 derselben mit, die sich noch daselbst befinden, welche aber von dem Fackelrauche bald ganz unscheinbar gemacht werden dürften. Er nahm auch eine Zeichnung von dem Innern der Katacomben.

Die Karikaturen, welche man unter dem Namen neapolitanischer Costums verkauft, wollte er nicht darstellen lassen, indessen ließ er doch einige Scenen, welche die Trachten und Sitten des Landes erkennen lassen, in Aquarell und mit Farben zeichnen.

Jetzt dachte er darauf den beschreibenden Theil seiner Reise auszuarbeiten. Er bildete sich eine zahlreiche Sammlung von besondern Geschichten, und speciellen Abhandlungen über die merkwürdigsten Klöster, Städte, und Orte des Landes, das er durchreist hatte, und dieser Theil seiner Bibliothek ist fast ganz vollständig.

In Rom, wohin er den 15ten April 1813. zurückkam, verwandte er seine Zeit auf gleiche nützliche Weise. In dem Museum Pio-Clementinum und Chiaramonte so wie in den Sammlungen des Vatikan ließ er 124 mehr oder weniger bedeutende Denkmäler zeichnen, von denen sich jedes durch ein besonderes Interesse auszeichnet. Dieselbe Arbeit unternahm er auch in den Palästen und bei Liebhabern. Hier sammelte er an Hundert noch

unedirte Denkmale. Er begnügte sich nicht damit sie zeichnen zu lassen, er begann auch den Stich derselben, der kurz darauf beendigt wurde. „Die Zeit verstreicht," sagt er in einem Briefe an das Institut über seine Reise durch Italien, „der Tod nähert sich, und ich muß eilen, um nicht die Frucht meiner Nachforschungen verloren gehen zu lassen."

Millin begnügte sich auch nicht damit, so viel er konnte, die alten griechischen oder römischen Denkmäler zu erschöpfen, welche die Museen bereichern, und die Palläste und Villen schmücken, sondern er wandte seine Aufmerksamkeit auch auf die christlichen Denkmäler, welche weit mehr von der Zerstörung bedroht sind. Diejenigen, welche man in den Werken von Ciampini, Boldetti und Bottari findet, ließ er nicht zeichnen; wohl aber einige von denen, die schon in dem Werk des achtungswürdigen d'Agincourt gestochen sind. Dieser Schriftsteller hat sie nach einem Maasstabe gegeben, der für seinen Plan paßt; Herr Millin aber hatte zum Zwecke, die Aufmerksamkeit der Regierung auf die Denkmäler zu richten, welche sie darstellen. Diese Zeichnungen sind mit der größten Treue gemacht; die Farbe des Marmor und des Emails so wie die des Goldes ist nachgeahmt. Diese Nachforschung ließ ihn auch in den Sacristeyen seltene christliche Denkmäler und Geräthschaften auffinden, z. B. die Kappe Leo III. welche dieser Papst bei der Krönung von Karl dem Großen getragen haben soll, das Pluviale Sylvesters III. u. s. w.

In dem Museum Pio Clementinum befindet sich eine herrliche zu Otricoli aufgefundene Mosaick, welche fünf und zwanzig Tragödienscenen darstellt. Millin ließ jede Abtheilung zeichnen, weil diese, ein Gemälde in Herkulanum ausgenommen, das einzige bekannte Denkmal ist, wo man die Schauspieler der Alten, in ihrem farbigen Costum sieht. Die Zeichnungen sind mit der genauesten Sorgfalt gearbeitet *). Nicht minder ließ er die berühmte Mosaik von Palästrina zeichnen. [illegible]

schon seit langer Zeit eine Abhandlung über die darauf
gebildeten Gegenstände der Naturgeschichte vorbereitete.
Man hat sich viel mit den Denkmalen des alten
om beschäftigt, weniger jedoch mit denen des Mittel-
ters, und doch sind sie gewiß von eben so großem In-
resse. Marini hat in seinen gelehrten Werken über die
rchiatros und das römische Gymnasium gezeigt, wie
el Nutzen sich aus ihnen für die Literargeschichte zie-
n läßt. Millin brachte eine kostbare und einzige Samm-
ng von Inschriften vom fünften Jahrhundert bis 1450
t Figuren, welche die Denkmäler zieren, zusammen;
wie auch die mit Figuren begleiteten Copieen aller
nschriften des Corridor delle Lapidi, der Bibliothek des
atikan, der Kirche St. Paul, und eine große Menge
derer. Immer hat er, mit Recht, diese Sammlung
s einen wahren Lapidarischen Schatz betrachtet.
Alles dieses bildete ihm Materialien zu dem gelehr-
n Theile seiner römischen Reisen. Den beschreibenden
heil derselben anlangend hat er eine große Menge von
upferstichen gesammelt, die in Verbindung mit seinen
oten, ihm das Gesehene mehr vergegenwärtigen soll-
n, desgleichen topographische Schriften, wo er Nach-
eisungen finden konnte, über das, was ihm der Be-
ch von einigen Stunden nicht hatte zeigen können.
Er begnügte sich nicht damit die Stadt zu besehen,
ndern durchstrich auch die Campagna di Roma, von
stia bis Corneto und bis nach Subiaco; von Corneto
achte er eine treue Nachbildung der Gemälde mit, die
an noch jetzt dort sieht. Diese Zeichnungen sind die
nzigen, welche einen wahrhaft in den Stand setzen,
n Urtheil darüber zu fällen.
Millin reiste von Rom ab den 14ten Juny 1813.
r durchstrich Toscana, die Venetianischen Staaten, ver-
eilte einige Zeit zu Mailand, und wollte seine italiäni-

ten wenig günstig, und doch wünschte er seiner Verpflichtungen gegen die gelehrte Welt sich zu entledigen ehe er neue Plane ausführte.

Als Millin nach Paris zurückgekehrt war, wollte er Anfangs die Früchte seiner Reise dem Publikum in einem großen Prachtwerke unter dem Titel: Voyage pittoresque d'Italie vorlegen, allein das Verlangen sie gemeinnütziger zu machen, bestimmte ihn seine Beschreibung in mehrern Werken, und besondern Abhandlungen herauszugeben *). In den Prachtwerken behandelte er nur diejenigen Gegenstände, welche die Aufmerksamkeit der Gelehrten oder sehr reicher Liebhaber erregen konnten **). Zu gleicher Zeit gab er die Annales encyclopédiques, als Fortsetzung des Magazin heraus. Er beschränkte sich aber nicht darauf durch seine Schriften zu nutzen, sondern benutzte dazu jedes in seiner Macht stehende andere Mittel; eines der wirksamsten waren ohnstreitig seine Soirées litéraires wo er seit länger als zwanzig Jahren die ausgezeichnetsten Gelehrten der Hauptstadt vereinigte, an welche sich die bedeutendsten Wissenschaft und Kunst liebenden Fremden, während ihres Aufenthalts in Paris gern anschlossen.

Auf diese Art erwarb sich Millin Ansprüche auf die Dankbarkeit und Verehrung des ganzen literarischen Europa's, und er erhielt davon bis ans Ende seines Lebens die sprechendsten Beweise. So empfing er die Decoration der Ehrenlegion kurz nach der Stiftung dieses Ordens; während seines Aufenthalts in Neapel das Kreuz des Ordens beider Sicilien, und im Anfange des Jah-

---

*) Voyage en Savoie, en Piémont, à Nice et dans l'état de Gênes, pendant les années 1811 et 1813. Paris, 1816, 2 vol. 8. — Voyage dans le Milanois, à Plaisance, à Parme, à Modène, à Mantoue, à Crémone, et dans plusieurs autres villes de la Lombardie. Paris, 1817, 2 vol. 8.

**) Description des

res 1818 von dem Kaiser von Rußland den St. Annen Orden. Mehrere Gelehrte eigneten ihm ihre Werke zu, und viele auswärtige Schriftsteller, die ihn in Paris kennen gelernt hatten, gedenken seiner mit Achtung in ihren Schriften. „Ich glaubte," sagt Reichard in seinen Vertrauten Briefen aus Paris in den Jahren 1802 und 1803, „in Herrn Millin einen alten Pedanten zu finden, allein ich hatte mich sehr getäuscht, er ist klein von Wuchs, und lebhaften Temperaments, hat einen durchdringenden Blick, ist in steter Bewegung, und läßt einem kaum Zeit auf eine Frage zu antworten, indem er sich schon wieder zur Unterhaltung mit Jemand anders wendet." Fast alle gelehrten Gesellschaften und Akademieen Europens beeiferten sich Millin unter ihre Mitglieder aufzunehmen, und er wußte diese Ehre wohl zu schätzen. Man hat ihn zuweilen der Eitelkeit beschuldigt, wenn man auf den Titeln seiner Werke die Namen aller dieser Gesellschaften fand, allein er verdiente diesen Vorwurf nicht; blos auf dem Titel der Annales encyclopédiques hat er sie sämmtlich aufgezählt, und hier hielt er es für Pflicht, weil dieses Journal großen Theils durch die Correspondenz bestand, welche diese Gesellschaften mit ihm unterhielten.

Die Anstrengungen auf seinen Reisen, und die Arbeiten, womit er seit seiner Rückkehr aus Italien überhäuft war, griffen unvermerkt seine Gesundheit an, so daß seit zwei Jahren seine Freunde ernstlich um sein Leben besorgt wurden. Er allein, beseelt von dem glühenden Verlangen nur so lange zu leben, um seine großen, wahrhaft menschenfreundlichen Plane ausführen zu können, besonders um das Publikum mit dem Resultate seiner Reisen bekannt zu machen, täuschte sich immerwährend über seinen Zustand. Erst wenige Wochen vor seinem Tode bemerkte er die ihm drohende Gefahr; allein er erschrack keinesweges davor, sondern machte sich mit demselben vertraut, wie es einem Christen und Philosophen geziemt. „Ich hätte wohl gewünscht," sagte er zu einem seiner Freunde, „länger leben zu können, um mehr Gutes zu thun, allein der Wille Gottes geschehe! ich habe 59 Jahr sehr glücklich gelebt, wäre es nicht Undank gegen die Vorsicht, wenn ich mich über ihren Rathschluß beklagte?" — In dieser Gesinnung

beharrte er bis an sein Ende, welches den 14ten August 1817 erfolgte.

Im Eingange seines Testaments hat er selbst seinen edlen Charakter aufs Treffendste geschildert. „Ich habe stets als Franzos gelebt," sagt er, „und sterbe als solcher, doch ohne einen Menschen zu hassen. Ich bedaure aber Diejenigen, welche die Vernunft zu Rückschritten bringen wollen. Ich habe keinem Menschen je wissentlich weh gethan, und habe ich Jemanden beleidigt, so bitte ich ihn wegen der Verirrung meines Geistes um Verzeihung."

Sein Leichenbegängniß fand den 15ten auf dem Kirchhofe des Pater La Chaise Statt. Eine Deputation des Instituts und eine große Menge Gelehrter, Künstler u. s. w. schlossen sich an seine Verwandte und Freunde an; und Herr Gail, Mitglied der Akademie der Inschriften und schönen Wissenschaften, und Conservateur der Manuscripte der königl. Bibliothek hielt an seinem Grabe folgende Gedächtnißrede:

kraft, welche stets der herrschende Zug seines Charakters und die Haupteigenschaft seines Geistes war."

„Der Bewahrung der Antiken des königlichen Kabinets, mit dem berühmten Herrn Gosselin vorgesetzt, durchwanderte Herr Millin das ganze Gebiet der Alterthümer, und seine stets von Geschmack geleiteten und von Kenntniß erleuchteten Nachforschungen gewannen an Umfang, was sie zuweilen an Tiefe verloren."

„Seine mythologische Gallerie, oder die Anwendung der Kunstdenkmäler auf historische Traditionen, war nicht allein eine treffende und sinnreiche Idee, sondern eine originelle und neue Theorie; seine Monumens antiques inédits ou nouvellement expliqués, eine Sammlung, in mehrerer Hinsicht derer von Caylus und Guattani würdig; seine Erklärungen antiker Vasen, die so viel Licht über eine erst in unserer Zeit erzeugte, daher auch lange noch nicht vollendete Wissenschaft verbreitet haben; sein thätiger Briefwechsel, sein Magazin encyclopédique, dieses nützliche und in Frankreich einzige Repertoir dieser Art, und so viele andere Arbeiten, — gewissermaaßen Erzeugnisse aus dem Stegreif — haben bewiesen, daß Herr Millin einen Eifer, eine Wärme, eine Mannichfaltigkeit, einen Reichthum, ja Ueberfluß von Kenntnissen besaß, denen nichts fehlte, als eine strengere Form, und bisweilen ein correckterer Styl, um dauerndere Eindrücke hervorzubringen."

„Die Denkmäler Aegyptens, Griechenlands und Italiens sind nicht die einzigen, denen Herr Millin seine gelehrten Forschungen widmete. Auch die Antiquités nationales sind eine der schönsten Urkunden seines Ruhms, so wie eine der glücklichsten Wirkungen seines Patriotismus."

„Als Frankreich in Trauer sich von ehrwürdigen Ruinen umgeben sah, und das Revolutionsbeil neben einem Denkmale der Druiden, einen römischen Tempel oder eine gothische Kirche zerstörte, edle Ueberreste so vieler Jahrhunderte, die sich über ihre Aechtung verwunderten, rettete sie Millin's eifriger Griffel wenigstens vor einer gänzlichen Vernichtung. Er stellte Abbildungen davon dar, erhielt das Andenken daran, und hörte nicht auf gegen die Barbarei zu kämpfen, als bis er verzweifelte sie zu besiegen."

„Wer sollte glauben, daß ein Mann, mit so vielen Arbeiten beschäftigt, welche ein sitzendes Leben voraussetzen, einen ansehnlichen Theil davon auf öffentliche Vorlesungen, und Ausflüge in verschiedene Provinzen Frankreichs, und auf häufige Reisen verwandt habe, deren letzte den Stoff zu einer Voyage pittoresque lieferte, an deren Stelle nichts mehr übrig ist als Zeichnungen, die vielleicht die Aufmerksamkeit der Regierung verdienen."

„Millins bewundernswürdige Thätigkeit schien sich so vielen und mannichfachen Arbeiten ohne Anstrengung hinzugeben; indessen sahen wir ihn doch sehr bald unter der edlen Last, die er sich aufgelegt hatte, erliegen. Schon empfand er die Schwächen eines beschleunigten Alters, und doch, immer arbeitsam, sich noch Kraft zutrauend als er nur noch Eifer besaß, las, sammelte, schrieb er, bemüht auch die letzten Brosamen von dem Gastmale des Lebens zu sammeln."

„Die Eigenschaften des liebenswürdigen und geistreichen Mannes erhoben in Herrn Millin noch den Ge-

worbenen Kenntnissen, die Gaben der Natur und die liebenswürdigen Eigenschaften verbanden, die jene nur um so schätzbarer machen, befand sich auch ein Weltmann, der sein Vermögen und seine Zeit den Wissenschaften weihte; ein Gelehrter, der in der Gesellschaft sich beliebt zu machen wußte; — es war der achtungswerthe und arbeitsame Schriftsteller den wir heut betrauern."

„Herr Millin, früh schon gelehrten Arbeiten sich hingebend, hatte sich weniger damit beschäftigt, einige Theile dieser Wissenschaft ganz zu ergründen, als den Punkt zu bestimmen, auf den sie gelangt war, und die Entwickelung, deren sie noch fähig seyn konnte. Dieser Gedanke veranlaßte ihn die vollständigste Sammlung über diesen Gegenstand in allen Sprachen, in Manuscripten und gedruckten Werken anzulegen, eine Sammlung, welche er täglich durch seine Correspondenz und seine Nachforschungen vermehrte. Besitzer eines solchen Schatzes und von Kenntnissen um ihn recht zu gebrauchen, bediente er sich derselben auf die nützlichste Weise, um den Cursus der Archäologie, den er jährlich hielt auszuarbeiten, und das beste Wörterbuch der schönen Künste, das wir besitzen, zu verfassen, um eine Reihe unedirter Denkmäler von hohen Interesse zu erläutern, und um das Magazin encyclopédique herauszugeben, welches zwanzig Jahre lang, ein aufeinanderfolgendes, mannichfaches Gemählde des Fortschrittes der Wissenschaften aufstellte. Mit eben so allgemeinnützigen Arbeiten verband Herr Millin andere über besondere Gegenstände, z. B. Versuche über die geschnittenen Steine, über das Studium der Münzen, über die Kenntnisse der Alten in der Naturgeschichte, und vorzüglich über die Nationaldenkmäler, die er zu einer unglücklichen Zeit vor der Vergessenheit und Zerstörung zu bewahren suchte. Die Reisen die er in Frankreich und Italien unternahm gewährten ihm eine reiche Aerndte von Thatsachen, Beobachtungen und Materialien aller Art, welche nach ihm noch zu Verfassung mehrerer Werke dienen, und sein Gedächtniß lange Zeit erhalten werden; was aber dieses noch lange erhalten wird, meine Herren, ist der verbindliche und gefällige Charakter Herrn Millins, wovon wir fast alle öftere Beweise erhalten haben. Sein Haus stand den arbeitsamen Männern aller Länder offen, er

ersparte ihnen Nachsuchungen, Aufwand, Schwierigkeiten, und vereinigte sie bei sich, um ihre Unternehmungen zu unterstützen, oder ihnen von ihren Arbeiten Erholung zu verschaffen. Mitglied sehr vieler Akademieen, in Correspondenz mit fast allen einheimischen und fremden Gelehrten, hatte er sich eine eigene Existenz von Geselligkeit, Verbindlichkeit und nützlichen Verbindungen bereitet. Sein Tod wird eine Leere zurücklassen, die sich sehr weit erstrecken, und besonders unter uns fühlbar seyn wird. So ist es stets, meine Herren, mit gelehrten und guten, aufgeklärten und redlichen Männern, man folgt ihnen ohne sie zu ersetzen, man ahmt ihr Beispiel nach, ohne sie vergessen zu machen, und wenn Etwas über ihren Verlust Diejenigen trösten kann, welche das Unglück haben, in den Reihen der Freundschaft zu altern, so ist es die Erfüllung der Pflichten, die sie auflegt, und die eine rührende Sitte geheiligt hat, so ist es das Geschäft auf ihrem Grabe die Ansprüche auszusprechen, die sie auf die Achtung der Menschen hatten,

Verzeichniß
der Werke von Herrn Millin.

1. Mélanges de littérature étrangère. Paris, 1785, in-12. 6 Vol.

2. Comparaison de la langue punique et de la langue irlandoise, extraite des *Collectanea de rebus hibernicis* de M. le colonel Vallancey. Paris, 1786, in-12.

3. Dissertation sur le *Thos*. Journal de physique, 1787, in-4to.

4. Lettre à M. Reynier sur les générations qui paroissent spontanées. *Ibid.*, 1788, in-4to.

5. Revue générale des écrits de Linné, par Richard Pulteney, traduite de l'anglois, avec un volume de notes et d'additions du traducteur. Paris, 1789, 2 vol. in-8vo.

6. Dissertation sur le bouleau-nain, traduite du latin de Linné. Voy. Revue générale des écrits de Linné, vol. II. p. 298.

7. Economie de la nature, traduction du latin du même auteur. *Ibid.*

8. Discours préliminaire des actes de la Société d'histoire naturelle. 1770, in-fol. Réimprimé séparément in-4to: c'est une histoire littéraire de l'histoire naturelle en France.

9. Mémoire sur quelques plantes nouvelles observées à la Jamaïque, traduit de l'anglois. Journal de physique, 1790, in-4to.

10. Rapport sur l'établissement d'une ménagerie au musée d'histoire naturelle, 1790, in-8vo.

11. Minéralogie Homérique. 1790, in-8vo, traduit en allemand par M. Rinck. Leips., 1797 in-8vo.

12. Antiquités nationales, ou recueil de monumens pour servir à l'histoire générale et particulière de l'empire françois, tels que tombeaux, inscriptions, statues, vitraux, fresques, tirés des abbayes, monastères, châteaux, et autres lieux devenus domaines nationaux. 1790-1797, 5 vol. in-fol. et in-4to.

13. Voyage du capitaine Philippe à Botany-bay, traduit de l'anglois. Paris. 1791, in-8vo.

14. Dissertation sur quelques médailles des villes grecques où l'on a représenté des objets d'histoire naturelle. Voyez Journal d'histoire naturelle, 1792, in-4to.

15. Observations sur les manuscrits de Dioscorides, qui sont conservés dans la bibliothèque nationale. Journ. d'hist. nat., 1792, vol. II, p. 281, Annalen der Botanik von Usteri, et Magasin encyclopédique.

16. Elémens d'histoire naturelle. Paris, 1794, in-8vo, seconde édition, 1797, in-8vo.; L'édition de Lyon en 2 vol. in-12 en est une contrefaçon; troisième édition, 1802, in-8vo.: on a donné à Turin en 1798 une traduction italienne de cet ouvrage; elle a été faite sur la seconde édition.

17. Lettre sur l'étude de l'histoire littéraire et de la bibliographie, dans la Décade philosophique, 1785, in-8vo.

18. Lettre de l'Y aux auteurs de la Décade. *Ibid.* 1795.

19. Essai historique sur l'ancien état des manufactures, et des connoissances chimiques relativement à la teinture en Asie, en tête des recherches expérimentales de M. Delaval, sur la cause des changemens de couleur dans les corps opaques, traduit de l'anglois. Paris, an V, 1797, in-8vo.

20. Notice sur Pierre Remi Willemet. Voy. les Annales de Botanique de M. Usteri, 1795, p. 129, et aussi le Magasin encyclopédique.

20 *bis.* Annuaire du Républicain, ou Légendes physico-

35. Voyage dans les départemens du midi de la France; 1807-1811. 4 vol. in-8vo., et un Atlas de plus de 100 pl.

36. Histoire métallique de la révolution françoise, ou Recueil des médailles et des monnoies qui ont été frappées pendant cette époque. Paris, 1808, in-4to.

37. Les beaux-arts en Angleterre, ouvrage trad. de l'anglois de M. Dallaway, par M***, accompagné d'un grand nombre de notes par M. Millin. 1809, 2 vol. in-8vo.

38. Description des peintures de vases antiques, dits étrusques, 1809-1810; 2 vol. in-fol. Atlas.

39. Galerie mythologique. 1811, 2 vol. in-8vo. avec 120 pl.

40. Discours prononcé à la distribution des prix à l'institution de M. Hix. 1811, in-8vo.

41. Lettre à M. Koreff médecin. 1811, in-8vo.

42. Description des tombeaux qui ont été découverts à Pompéi dans l'année 1812. Naples, in-8vo, avec 7 pl.

43. Description d'un sceau d'or de Louis XII. Paris, 1814, in-8vo., avec une gravure.

44. Description d'un vase trouvé à Tarente. Paris, 1814, in-8vo., avec une gravure.

45. Description d'une médaille de Siris, en Lucanie. Paris, 1814, in-8vo., avec une gravure.

46. Observations sur le monument sépulcral de Pompeius Campanus, à Aix en Savoie. Paris 1814, in-8vo., avec une gravure.

47. Les Martinales, ou Recherches à l'occasion d'une médaille qui représente l'Oie de la Saint-Martin. Paris, 1815, in-8vo., avec la gravure de la médaille.

48. Notice sur des médailles inédites de Callatis, 1815, in-8vo.

49. Voyage en Savoie, en Piémont, à Nice, et dans l'ancien État de Gênes, pendant les années 1811 et 1813. 1816, deux vol. in-8vo., avec deux vignettes.

50. Description des tombeaux de Canosa, ainsi que des bas-reliefs, des armures et des vases peints qui y ont été découverts en 1813. 1816, gr. in-fol.

51. Minéralogie homérique, ou Essai sur les minéraux, dont il est fait mention dans les poëmes d'Homère; seconde édit. corrigée et augmentée, accompagné de deux vignettes, 1816, in-8vo.

52. Egyptiaques, ou Recueil de quelques monumens égyptiens inédits. 1816, in-4to. avec 12 pl.

53. Voyage dans le Milanois, à Plaisance, à Parme, à Modène, à Mantoue, à Crémone, et dans plusieurs autres villes de la Lombardie. 1817, 2 vol. in-8vo., avec deux vignettes.

54. L'Orestéide, ou Description de deux superbes bas-reliefs inédits du palais Grimani à Venise, et d'autres monumens qui appartiennent à l'histoire d'Oreste. Paris, 1817, gr. in-4to.

55. Pierres gravées inédites, tirées des plus célèbres cabinets de l'Europe. 2 vol. in-8vo., avec 200 pl.

56. Magasin Encyclopédique, ou journal des sciences, des lettres et des arts. Paris, 1792 et 1795. — 1816, 128 vol. in-8vo. Voici les titres des principales dissertations que l'auteur y a fait insérer: Sur la chasse du sanglier dans les temps héroiques, 1792. — Rapport sur le calendrier Entomologique de M. Giorna, 1re année, 1795. — Sur l'anneau de Polycrates, et sur la première époque de la gravure en pierres dures. — Introduction au voyage en Norwège de Fabricius, traduit de l'allemand. — Des variétés de l'espèce humaine, qui sont indiquées dans les poëmes d'Homère. — Le Barde, ou les progrès du génie, traduit de l'anglois de M. Beattie. — Description d'une cornaline antique représentant Diane Lochia. — Sur quelques médailles des villes grecques, qui ont pour type des objets d'histoire naturelle; on la trouve aussi dans le Journal d'Histoire naturelle, 1793. — Lettre sur une tête de crocodile pétrifiée, qui a été trouvée à Maestricht. — Notice des pierres gravées égyptiennes du museum impérial. — Traduction de la vie de Guill. Harvée. — Notice sur les manuscrits de Dioscorides qui sont conservés à la bibliothèque nationale, 2me année, 1796. — Recherches sur la critique, par Harris, trad. de l'anglois. — Observations sur l'opéra d'Alceste, 3me année, 1797. — Discours prononcé à l'ouverture d'un cours d'antiquités. — Additions à la notice sur M. Fauris de Saint Vincent. —

sur un sceau inédit du seizième siècle. — Conjecture sur un plomb antique qui a été trouvé à Foz, *Fossa marina*, en Provence, en 1809. — De la manière de représenter le chaos dans les ouvrages de l'art. — Du Dieu appelé par les Athéniens le *Dieu inconnu*. — Description d'un vase peint représentant le combat des Grecs et des Amazones, en présence des principales divinités de la Grèce. — Introduction à la connoissance des vases peints: année 1811; c'est le discours préliminaire de la description des vases peints; il a été traduit en italien par M. le chevalier Avellino, dans le Journal encyclopédique de Naples, décembre 1812 et janvier 1813. — Observations sur le costume théatral. — Notice sur la vie et les ouvrages de Fulvio Orsino. — Dissertation sur un sceau d'Algaric, roi des Gots. — Notice sur le patois nissard. — Description d'un instrument antique qui a servi au monnoïage. — Lettre sur les monnoies attribuées à la reine Brunehaut, et sur quelques monnoïes de Théodebert. — Lettre à M*** concernant quelques additions au voyage de l'auteur de Paris à Lyon. — Lettre à M. Boulard, concernant quelques détails du voyage de l'auteur de Lyon à Chambéry. — Lettre à M. Langlès sur le carnaval de Rome, année 1812. — Lettre à M. Hase concernant quelques particularités sur le voyage de MM. Koes et Bronsted, 1814. Tom. II, Extraits de quelques lettres que M. Millin a adressées à la classe de littérature ancienne de l'Institut, pendant son voyage d'Italie. — T. III, Observations sur le monument sépulcral de Pompéius Campanus, à Aix. — Tom VI, correspondance inédite de MM. Novi de Caveirac, Seguier et Bimare. — 1815, t. II, Notice sur les médailles de Callatia. — Un grand nombre de notices, d'analyses ou extraits, plus ou moins étendus, de livres qui ont été annoncés dans le Magasin, tels sont l'extrait de l'ouvrage de M. Sprengel, intitulé *Antiquitatum Botanicarum specimen*, 4me. année, 1798; — Celui d'un ouvrage du même auteur, intitulé *Analysis historica de medicina Hebraeorum*. t. VI. — Analyse de l'essai d'une histoire pragmatique de la médecine, par M. Sprengel, traduit par M. Geiger, année 1809, t. IV; — de la vie de Cino de Pistoia, par M. Ciampi; — Celle de l'ouvrage de M. Sprengel, intitulé *Historia rei herbariae*; t. IV et V. — Extraits de l'Iconographie ancienne de M. Visconti, t. V. et VI; — ceux de l'Histoire littéraire d'Italie, de M. Ginguené, année 1811, t. III et IV; — du voyage de M. Morgenstern à Naples; — du Traité du poulx, par Mercurius, publié à Naples par M. Cirillo; — de la description de Teramo, par M. le conseiller Delfico; — de la description des curieuses peintures qui décorent un tombeau à Cumes, par M. Jorio; — de la dissertation de M. Carlo Fea, sur la statue qu'on regarde comme celle de Pompée au palais Spada, etc.; — de la disquisition upon etruscan vases, par M. Christie Loud, 1806, t. III, 1811; — des Annales géographiques, et Statistiques de M. Grabert de Hemsö, 1810, etc. — Auszüge aus den Tagebüchern und Papieren eines Reisenden, par M. Morgenstern, Leip-

ato, 1810, in-8vo. — Osservazioni intorno alla celebre statua detta di Pompeo, lette nell' Accademia romana d'archeologia, dall' avv. Carlo Fea. — Sonetti de' chiarissimi Arcadi Giuseppe Pietro Sellini, Giacomo Mazza, Gio. Battista Bodoni, Giov. Viviani, etc., Roma, 1812, in-8vo. — 1813, t. II, Mercurii Monachi pernecessaria de pulsibus doctrina; edidit atque illustrav. Salv. Cyrillus, Neapoli, 1812, in-8vo. — Memorie sui monumenti di antichità e di belli arti, ch' esistono in Miseno, in Baoli etc., Nap., 1812, in-4to. — Scheletri Cumaeni dilucidati dal Can. Andrea da Jorio. — Dell' Interamnia Pretuzia, memorie di Gio. Bern. Delfico, Nap., 1812, in-4to. — T. II, Lettera del conte Troj. Marulli, sopra un antica capella cristiana, scoperta di fresco in Roma nelle Terme di Tito, Nap., 1813, in-8vo. — T. III, Recueil de quelques médailles grecques inédites, par M. Millingen, Rome, 1812, in-8vo. — Lettera su gli scavi fatti nel circondario dell' antica Treja, del dott. Fort. Benigni, al Sig. A. L. Millin, 1812, in-4to. — T. VI, Description des atomes, in-8vo. — Mollusques terrestres et fluviatiles observées dans le département de Maine et Loire, par Millet. — Voyage de Paris à Neufchâtel en Suisse, par M. Depping, Paris, 1812, in-12. — Voyage pittoresque et historique d'Espagne, par M. de La Borde. — 1814, t. I, Sul metodo degli antichi nel dipingere i vasi, etc., del Can. A.

in-fol. — Descrizione della casa di Cipselo, dal ab. Seb. Ciampi. — 1815, t. I, Ricerche sopra una Pietra preciosa della veste pontificale di Harone, Milano, 1811, in-fol. — Titi Cicconii de vi trium verborum in vulgata, Mane, Thecel, Phares, disquisitio; Mediolani, 1814, in-8vo. — Sopra una gemma nella quale si veggono alcune greche parole. — Lettera di Bernardo Quaranta; Nap., 1814; in-8vo. — Recueil de fragmens de sculpture antique en terre cuite; Paris, 1814, in-4to. — Plotini liber de Pulchritudine, Ed. Creutzer; Heidelb., 1814. — M. T. Ciceronis, tr. oratt. pro Scauro pro Tullio, pro Flacco, partes ineditae, ed. A. Majo; Mediol., 1814, in-8vo. — Hist. litt. d'Italie, par M. Ginguené. — T. II, Monumens anciens et modernes de l'Indoustan, par M. Langlès. — De l'Education physique de l'homme, par M. Friedlaender, 1815, in-8vo. — Voyage en Autriche, par M. Marcel de Serres, 4 vol. in-8vo. — T. III, Les Ruines de Pompéï, par M. Mazois, in-fol. — Histoire de Christine, reine de Suède, par M. Catteau-Calleville; Paris, 1815, in-8vo. — T. V. Saggio di bronzi etruschi trovati nell' agro Perugino, descritti da C. B. Vermiglioli; Perugia, 1813. — Catalogue de la biblioth. Mac-Carthy, 1815, 2 vol. in-8vo. — Osservazioni sopra l'originalità della divina commedia, da Fr. Cancellieri; Rom., 1814, in-12. — Due urne sepolcrali descritte et illustrate, da Seb. Ciampi; seconde edit., Pise, 1814, in-8vo. — 1816, t. I, Essai sur la littérature françoise, par M. Craufurd; Paris, 1815, 3 vol. in-8vo. — Dissertazione di Fr. Cancellieri, intorno agli vomini dotati di gran memoria; Rom., 1815, in-8vo. — Recherches historiques, militaires, géographiques et philologiques, par MM. Barbié du Bocage et Gail; Paris, in-8vo. — Dissertation sur l'époque de la mort d'Antiochus VII Evergètes Sidetès, roi de Syrie, etc., par M. Tochon, in-4to.

57. Annales Encyclopediques, *Mémoires*, année 1817, t. I, Lettre à M. l'abbé Morelli. — T. II, Notice historique sur les manuscrits d'Herculanum. — T. III, Notice d'une gravure sur métal, avec la date de 1422, par M. Fischer, accompagné de notes de M. Millin. — T. IV, Description d'une médaille portant l'image d'Hérodote. — Année 1818, t. II, Observations sur les marques et les rôles caractéristiques du théâtre italien. — *Extraits et notices*, année 1817, t. I, Projets d'embellissemens de Páris, par M. de Laborde, 1816, in-fol. — Notice sur une médaille de Philippe-Marie Visconti, par M. Tochon, in-4to. — Observations de l'empereur Antonin sur lui-même, par M. Thomas, Paris, 1816, in-8vo. — De la civilisation chez les Tartares Nogaïs, par M. de Gouroff Karkou, 1816, in-8vo. — Essais sur les mystères d'Eleusis, Pétersbourg, 1815, in-8vo. — Les monumens de la France, par M. de Laborde. — Description of the collection of ancient terracottas in the British Museum, London, 1810, in-4to. — T. II, Alcuni cenni critici dell dott. Avramiotti, sovra l'Itinerario di Parigi a Gierusalemma del M. de Chateaubriand, Podova, 1817, in-8vo. — Les

Roses, par M. Redouté. — Germanicus, tragédie, par M. Arnault, 1817, in-8vo. — Abrégé des Mémoires de Dangeau, par Madame de Genlis, Paris, 1817, 4 vol. in-8vo. — T. III, Relation du combat de la frégate française *la Surveillante*, contre la frégate anglaise *le Quebec*, Paris, 1817, in-8vo. — Les Halieutiques d'Oppien, traduit par M. Limes, in-8vo. — Notice des inscriptions antiques du musée de Lyon, par M. Artaud, in-8vo. — Correspondance inédite de Franklin, in-8vo. — Recueil de monumens antiques, par M. Grivaud de la Vincelle. — I. Fiori, canzonette del Sig. Montani, Lodi, 1817, in-8vo. — Moeurs et costumes des Russes, par M. Houbigant. — T. V, Collection de chevaux, par Carle Vernet. — La Venere italica del Sig. Montani, Lodi, 1817, in-12. — T. VI, Mélanges d'histoire et de littérature, 1817. — Steph. Anton. Morcelli Michelea, 1817, in-4to. — Le couronnement de la Sainte-Vierge, et les miracles de Saint-Dominique, tableau de Jean de Fiésole, par A. W. Schlegel, in-fol. — Introduction à l'étude des vases antiques, par M. Dubois-Maisonneuve. — Naufrage de la frégate *la Méduse*, par M. Corréard. — L'incendie de Moscou, par Mad. Fusil, Paris, 1817, in-8vo. — 1818, t. I, Dictionnaire de sciences naturelles. — Essais sur l'instruction des aveugles, par M. Guillié, Paris, 1817, in-8vo. — Voyage

Werke die sich unter der Presse befinden:

1. Voyage dans l'Etat Vénitien, ... vol. in-8vo.
2. La Mosaïque du Vatican, in-fol.
3. Pierres gravées inédites (continuation).

Werke die wahrscheinlich in der Folge erscheinen werden:

1. Zoologie Homérique.
2. Botanique Homérique.
3. Monnoies Mérovingiennes.
4. La Mosaïque de Palestrine.

Projektirte Werke, welche nicht erscheinen werden.

1. Monumens inédits sacrés et profanes de Venise: trente dessins.
2. Histoire de Josué: trente-deux dessins coloriés, avec des inscriptions grecques.
3. Tombeaux des princes normands et français à Naples; trente dessins.
4. Peintures du Zingaro, de Giotto et de Bisuccio da Milano: quarante dessins.
5. Urnes étrusques de Volterra: quinze dessins.
6. Monumens inédits du musée de Turin: quinze dessins.
7. Peintüres de Corneto: cinq dessins coloriés.
8. Chappes de Lèon III et de St. Sylvestre: cinq dessins en or et en couleur.
9. Voyage dans l'Etat Romain.
10. Voyage dans le Royaume de Naples.
11. Voyage pittoresque d'Italie.

Anhang zu vorstehender Biographie.

Schreiben von Alphonse Mahul an C. G. Kraft*).

Mein Herr!

Mit lebhaftem Vergnügen habe ich die biographische Skizze gelesen, welche Sie Herrn Millin in dem letzten Hefte seiner Annalen gewidmet haben. Nachdem Sie ihn lange Zeit bei der Herausgabe dieser gelehrten Zeitschrift unterstützt, nachdem Sie ihn in seinen letzten Lebenstagen erleichtert und getröstet hatten, kam es Ihnen vor Allen zu, uns von den zahlreichen Arbeiten eines der Dauer nach nicht eben langen Lebens zu unterrichten, welches jedoch von schönen Werken und schönen Handlungen ganz erfüllt gewesen. Indessen glaube ich bemerkt zu haben, daß mir immer noch eine Nachlese da zu halten übrig bleibe, wo Sie so reichlich geärndtet haben, und ich glaube mich durch das Wohlwollen, ja ich wage fast zu sagen, die Freundschaft, die mir Herr Millin erwiesen, berechtigt, den Lesern der Annalen einige besondere Züge mitzutheilen, die Ihnen entgangen sind, und die für Jene nicht ohne Interesse seyn dürften.

Ich wünschte Ihnen einige Anecdoten erzählen zu können, welche die allererste Zeit von Herrn Millin's Jugend erheiterten, wo er noch im Knabenkleide allein [illegible]

Gegenwart eines kleinen Zirkels davon sprechen zu dürfen, wenn die Menge die seine literarischen Abendunterhaltungen zu besuchen pflegte, sich zerstreut hatte. Gern gab er sich dann dem Reize einer lustigen Erzählung hin, die um so pikanter wurde, je natürlicher und anspruchloser sein Scherz war; mit einem Worte, auf die Gefahr hier für satyrisch zu gelten, möchte ich sagen, Millin habe mehr Geist und Witz gehabt als man sonst gewöhnlich bei einem Gelehrten voraussetzt. Der Umgang mit der großen Welt hatte ihm jenen bessern Ton zu eigen gemacht, der in einer anständigen Einfachheit besteht, und seine genauern Verbindungen mit berühmten Menschen aller Art erhöhten sehr das Interessante seiner Unterhaltung. Diejenigen, welche Herrn Millin gekannt haben, werden sich nicht wundern zu hören, daß er zu derselben Zeit, wo er Abbé war, auch Dichter gewesen; ja er hatte bis zuletzt ein Manuscript seiner Gedichte aufbewahrt, das sich gewiß noch in seiner Bibliothek oder unter seinen Papieren finden wird. Unter den Mitarbeitern an der Chronique de Paris, die Sie Herrn Millin geben (Hrn. Noël, Condorcet, und Rabaud de St. Etienne), muß auch Herr Fievée genannt werden. Herr Millin hatte ihn nicht vergessen, und man muß das bemerken. Sehr gern wiederholte er auch daß er das Glück gehabt hatte, Herrn Cuviek in die gelehrte Welt einzuführen, dadurch, daß er in seinem Magazin Enoyclopédique die ersten Versuche dieses Gelehrten in einer Gattung drucken ließ, worinnen er sich so berühmt machen sollte.

Unter No. 20 *bis* des Verzeichnisses von Herrn Millin's Werken erwähnen Sie dessen, welches den Titel führt, Annuaire du Républicain, ou Légendes physico-économiques. Jetzt, da der Verf. über alle Angriffe des Hasses und Neides erhaben ist, konnte man, glaub' ich, unbedenklich hinzufügen, daß er sich hier den Beinamen Eleuthérophile giebt; es ist dieses ein interessanter Zug, den die unpartheiische Geschichte nicht vernachlässigen darf. Weit entfernt hierinnen einen Grund zur Beschimpfung des Andenkens von Herrn. Millin zu finden, — den die Verfolgungen der Anarchisten überdies hinlänglich als ihren Mitschuldigen bezeichnen würden — finde ich im Gegentheil in der Wahl dieses Namens einen Grund zum Lobe: denn indem er sich einer

Sitte unterwarf die eine wunderliche Exaltation einge=
führt hatte, zeigte er, sowohl durch die Bedeutung des
Beinamens den er für sich gewählt hatte, als durch die
Sprache, aus der er entlehnt war, daß er in den stürmi=
schen Zeiten nicht aufgehört hatte, der Gelehrsamkeit und
der Freiheit zu huldigen; das gelehrte Europa kennt den
heiligen Dienst den er der erstern widmete; allein viel=
leicht nicht so jene uneigennützige, lebhafte, von aller
Intoleranz und allem Vorurtheile freie Liebe, die er zu
den liberalen Grundsätzen hegte, welche der Ruhm un=
sers Zeitalters sind, und sein Glück machen werden.

Wenn man von Herrn Millin spricht, muß man
wohl auch ein Wort von seiner Bibliothek sagen, weil
er, um mich des glücklichen Ausdrucks eines der Män=
ner zu bedienen, die einige Blumen auf sein Grab ge=
streut haben, hier die Honneurs Frankreichs für
die auswärtigen Gelehrten machte. Man kann
kaum begreifen, wie ein Privatmann, der zwar wohl=
habend aber doch nicht eigentlich reich war, Mittel ge=

3 Akten, und in Prosa daselbst gesehen zu haben. Sie wissen daß er seit langer Zeit daran arbeitete, einen systematischen Catalog von seiner Bibliothek verfertigen zu lassen, den er öffentlich bekannt machen, und mit literarischen und bibliographischen Anmerkungen versehen wollte, wie ich es auf sein Begehren, in einer Nummer der Annales politiques vom Monat Juni angekündigt habe; er hatte zugleich die Absicht sich darinnen darüber zu beklagen, daß er, als der einzige Professor der Archäologie in Frankreich, bei Vertheilung einer gewissen Anzahl von Exemplaren des schönen Werks über Aegypten, das auf Kosten der Regierung erschienen war, an mehrere Gelehrte, allein übergangen worden sey. Ich erwähne dieses kleinen Umstandes deswegen, weil er Herrn Millin sehr empfindlich war, und ich ihn oft und sogar mit ein wenig Bitterkeit darüber zu einer Zeit habe klagen hören, wo ihn Alter und Krankheit noch nicht zum Kummer gestimmt hatten. Er ertrug sogar mit mehr Ruhe und Philosophie das sonst so traurige Ereigniß des Brandes seiner Bibliothek; und zu dem was Sie darüber gesagt haben, füge ich noch hinzu, daß er sich denselben Abend, wo er die traurige Nachricht erhielt, bei einem Feste einfand, wozu er von dem französischen Gouverneur zu Rom eingeladen worden war, und daß er in dieser glänzenden Gesellschaft die Beileidsbezeugungen der zahlreichen Freunde der Wissenschaften erhielt, welche die alte Hauptstadt der Welt einschließt, und die an diesem Ereignisse den lebhaftesten Antheil nahmen, so daß dadurch dieser Festtag in einen Tag der Trauer verwandelt zu seyn schien.

Zu Neapel hatte sich Herr Millin der besondern Güte von Mürats Wittwe zu erfreuen, welche damals Königin dieses Theils von Italien war; ihre Gefälligkeit ging so weit daß sie ihm erlaubte, mehrere Stunden in ihrem Zimmer zuzubringen, um Cameen und Basreliefs, welche dasselbe zierten, zeichnen zu lassen, und zu beschreiben. Gewiß wird Herr Millin seine Erkenntlichkeit dafür in dem Manuscripte seiner Reise in diesen Gegenden, ausgedrückt haben, und ich glaube gewiß, daß sein edelmüthiges Herz derselben einen wärmern Ausdruck wird geliehen haben, jetzt, da dieser Ausdruck der Schmeichelei nicht mehr verdächtig werden kann.

Mit Schmerz habe ich bemerkt, mein Herr, daß die Reise nach Neapel mit unter diejenigen Manuscripte gehört, deren öffentliche Bekanntmachung nicht wahrscheinlich ist; sie würde eine Fortsetzung der schon edirten Reisen ausgemacht haben, welche gewiß nicht die am wenigsten unterrichtenden und unterhaltenden Werke aus Millins Feder sind. Er würde hier wohl auch von der Flüssigmachung des Blutes des Heiligen Januarius geredet haben, wovon er Zeuge war, indem er durch den Erzbischof von Neapel, in dessen Händen sich das Fläschchen befand, worinnen die Flüssigmachung vor sich ging, eine Stelle dicht hinter demselben bei einem andern Franzosen, dessen Name mir entfallen ist, erhalten hatte; „Ich glaube zwar nicht an dieses Wunder," sagt uns Millin, nachdem er uns eine Beschreibung davon gemacht hat, „allein ich muß doch deswegen zu J. J. Rousseau's Theorie meine Zuflucht nehmen, und meinen eigenen Augen den Glauben versagen."

Nun will ich, mein Herr, noch Ihnen von einigen

Mängel des Nächsten aufgefunden hat, ihr Unrecht reichlich und überreichlich durch ein aufrichtiges und inniges Lob wesentlicher guter Eigenschaften vergütet. Millin war dem Neide ganz unzugänglich; er liebte die Gelehrten alle wie seine Brüder, und Niemand hat so offen und frei, sowohl bei seinem Leben als nach seinem Tode den berühmten Visconti gelobt, den er in allem Ernste unter die glänzendsten Eroberungen rechnete, welche wir in Italien gemacht hätten, ohne daß sein Ruhm in einer der seinigen verwandten Laufbahn ihm jemals die mindeste Besorgniß erregte. Ich schließe mit dem Versuche eine Beschuldigung gegen Millin's Verdienste zu widerlegen, welche nicht mit Stillschweigen übergangen werden darf, weil sie zu verbreitet war. Man beschuldigte Millin nehmlich eines literarischen Charlatanism; diese ungerechte Beschuldigung gründete sich eigentlich darauf daß Millin mehr mannichfache als tiefe Kenntnisse besaß; dann auf die Leichtigkeit, womit er immer, wenn es die Gelegenheit gab, die Materien zu ergreifen wußte, die er nicht eben zum besondern Gegenstande seiner Studien gemacht hatte, auf die zahlreichen Hülfsmittel, womit sich der wohlhabende Mann stets umgeben konnte und die Künstler die er immerwährend bei den Zeichnungen beschäftigte, womit er die meisten seiner Werke ausstattete, auf jene Bibliothek endlich, in deren Schooße die Vereinigung mehrerer Gelehrten ihm einen literarischen Hof zu machen schien, alle diese Umstände, und einige andere der Art haben zu diesem ungegründeten Gerüchte Anlaß geben können, welches Millin's Werke hinlänglich widerlegen.

Ich habe die Ehre zu seyn 2c.

Paris, den 24. Novbr. 1818.

Alphonse Mahul.



II.

Skizzen

zu

Millin's Schilderung

von

C. A. Böttiger.

Skizzen zu Millin's Schilderung.

I.

Millin hatte das ganze archäologische Studium in eine Reihe von Vorlesungen gebracht, die, mit einer in einander greifenden Abwechslung in drei Jahren das Ganze erschöpfend, einen vollendeten Cursus bildeten. Zuerst eine allgemeine Uebersicht der bildlichen Alterthumskunde, was wir seit Ernesti und Heyne in Deutschland Archäologie zu nennen gewohnt sind. Dazu diente der kurze Abriß, den er unter dem Titel Introduction à l'étude des monumens antiques zum erstenmal 1796 herausgab. Dieser Abriß umfaßte zugleich die Archäographie und Museographie, das heißt, die Kenntniß der literarischen Hülfsmittel für die Alterthümer, wozu wir Deutsche schon weit früher in J. Alb. Fabricius Bibliographia antiquaria ein Hauptwerk besaßen, und die Kenntniß der Museen und Sammlungen, worin Antiken aufbewahrt werden. Dieser erste Entwurf war außerordentlich mangelhaft und selbst als Skelet kaum brauchbar. Er erhielt durch wiederholte Auflagen große Verbesserungen. Allein Millin selbst erkannte ihn später kaum als sein Kind und wünschte, daß davon nicht mehr gesprochen werden möchte. Nun kam, so wie er über ein einzelnes Fach Vorlesungen veranstaltete, auch dazu allezeit ein Leitfaden heraus. Das sind seine nach und nach erschienenen Introductions in die Münzkunde, in die Glyptik oder Kenntniß der geschnittenen Steine und in die Keramographik, oder Kenntniß der altgriechischen gemalten Gefäße.

theilt. Als ein Resultat dieses dreimal nach einander wiederholten mythologischen Cursus hat man seine ungemein nützliche Galerie mythologique anzusehn, welche auf 182 Kupfertafeln in gr. 8. die Zahl von 687 Vorstellungen zur Erläuterung dieser Mythologie figurée zwar in sehr kleinen und zum Theil auch manierirten Umrissen, aber doch zur Andeutung der Hauptidee hinlänglich uns vors Auge führt. Millin schrieb darüber in einem seiner Briefe vom 31. August 1811: On ne peut regarder cet ouvrage que comme une table de figures. Je voudrais que la première édition fut epuisée à mon retour d'Italie afin d'y mettre plus d'ordre et de profiter de tontes les lumières que j'ai acquises à mon voyage. Nirgends ist bis jetzt etwas Vollständigeres und Wohlfeileres (also auch unbemittelten Liebhabern Zugänglicheres) erschienen. Millin betrachtete aber dies Werk selbst nur als einen Vorläufer eines weit umfassendern, das in unsern Tagen werden sollte, was Montfaucon's Antiquité expliquée vor 100 Jahren gewesen ist. Diesen Plan zerstörte der wüthende Mention.

II.

Millin's, des archäologischen Schriftstellers Ruhm, gründet sich vorzüglich auf zwei größere Sammlungen. Die erstere kam, unter dem Titel Monumens antiques inédits in Paris 1802 und 1806 in zwei Quartbänden heraus, jeder Band zu 6 Lieferungen, in beiden zusammen 93 Kupfertafeln. Der Verfasser dachte sich wohl anfangs eine Fortsetzung von dem bekannten Recueil des Grafen Caylus in 7 Quartbänden, allein innere Anordnung so wohl, als größere Ausführlichkeit in der Erklärung sind hier sehr verschieden von jenem frühern Werke, wo alles in 4 Klassen zerfällt, wovon die eine, die hetrurische, jetzt fast ganz ausgestrichen ist in den Ansichten der neuern Archäologen, besonders seit Heinrich Meyer's Aufsatz in den Horen, der hier als Tonangebend zu betrachten ist. Millin's Plan ahmte weit mehr des bekannten Römers Guattani in Rom Monumenti antichi inediti, overo notizie sulle antichità e belle arti a Roma nach, wovon im Ganzen 9 Theile in 4.

in Monatslieferungen erschienen sind. Millin's Werk enthielt Stücke aus allen ihm theils in Paris, theils auswärts erreichbaren Privatsammlungen, wobei doch weder die Antikensammlung in der Nationalbibliothek, noch die im Musée Napoléon ganz ausgeschlossen wurden, merkwürdige Reliefs, Gemmen, Vasen, Inschriften u. s. w. Diese in möglichst treuen Abbildungen zu geben, und so aus vielen Gärten einen antiquarischen Blüthenkranz zu flechten, war seine Absicht. So findet man hier Vasen aus der Sammlung des Grafen Parroy, des Hrn. Durand, des Hrn. Edward's in London, Zuppi in Neapel, Gemmen des Herrn v. Hoorne, des russischen Generals Hitrof, des Ritters Azara, der Kaiserin Josephine (bei welcher Millin stets Zutritt hatte und die den feinen, geselligen Gelehrten gern auszeichnete), Antiken aus Sens, Morillon und Nismes, eine in Pontarlier gefundene Statue des Hrn. La Marche und andere Monumente, aber keine Anticaglien, die ein Sechsachtel aller Caylussischen Sachen ausmachen. Bei dieser neuen Sammlung liegt schon darin ein großes Verdienst, so

seinem Commentar zu den Peintures de vases grecs dits étrusques bemerkbar, die gleichfalls heftweise in Paris bis Ende 1810 im größten Folio-Format erschienen sind. Millin, dessen Eifer für die Erweiterung der Alterthumskunde durch zweckmäßige Publicationen gewiß kein Opfer scheute, war doch selbst nicht bemittelt genug, um eine Sammlung zu veranstalten, die zugleich durch ihre Aussenseite ein Prachtwerk wäre und so wenigstens die Eitelkeit zum Kaufe anlockte. Da fand sich ein reicher Kunstfreund Herr Dubois-Maisonneuve als Herausgeber dazu. Man nahm die Vasenzeichnungen aus mehrern in Paris befindlichen Sammlungen, besonders von Tochon, Parroy, Durand, d'Igé, Aubourg, Grivaud und Bonnemaison. Andere hatte der Prinz Gallitzin, andere der Marschall Soult abzuzeichnen erlaubt. Die Kaiserin Josephine gestattete Copieen von den ihrigen, den ausgesuchtesten und schönsten, die sich in Frankreich befanden, zu nehmen. Dazu gesellten sich die im Musée Napoléon, in der Porzellanmanufaktur zu Sevres und aus dem Vatican, die freilich schon in Passeri's Vasculis Etruscis standen, aber doch äußerst incorrekt und verunstaltet gegeben worden waren. Ein Zeichner, Auge Clener mit Namen, den der Neapolitanische Tischbein besonders zum Stich der von ihm herausgegebenen Hamiltonschen Sammlung, welche sich jetzt größtentheils im Besitz des Bankier Hope in London befindet, gebraucht und Millin auf seiner Reise durch die mittäglichen Departements von Frankreich in Marseille gefunden und an sich geknüpft hatte, gab aus seinem in Neapel gesammelten Vorrath von Vasenbildern dazu, was man haben wollte, und besorgte den Stich der übrigen. Es scheint jedoch nicht, als ob man mit der Gewissenhaftigkeit und Treue, womit Clener diese Zeichnungen ausführte, ganz zufrieden zu seyn Ursache habe. So ist in der berühmten Vase des Vivenzio, welche die Schreckensscenen bei der Eroberung Trojas vorstellt, eine ganze Figur weggelassen. Auch findet dieselbe Verschönerungs- oder Verfälschungsmanier in den Umrissen statt, welche schon G. Cumberland in einer eignen Schrift (in seinen Thoughts on Outline in 4to. 1795.) dem frühern Tischbeinischen Vasenwerke vorgeworfen und A. W. Schlegel im Athenäum daraus wiederholt hatte. Die Sache wurde indeß mit großem Eifer betrieben. Millin arbeitete den

Text nach seiner gewöhnlichen Weise aus den ihm zu Gebote stehenden antiquarischen Hülfsmitteln und Collektaneen, ohne eben tiefer einzudringen und die hier so genau zu unterscheidenden, von H. Meyer in den Anmerkungen zur neuen Ausgabe von Winkelmanns Werken, und von Böttiger in den Ideen zur Geschichte der Malerei des Alterthums angegebenen Merkmale zu beachten. Doch ist sein Commentar, mit einem vollständigen Sachregister ausgerüstet, ein gutes Repertorium von allerlei fragmentarischen Alterthumsnotizen, die Millin, ein Meister in der literarischen Kochkunst, auch wohl zu gleicher Zeit in seinem Dictionnaire de beaux arts noch einmal auftischte. Das Werk erschien in 24 Lieferungen, ununterbrochen in jedem Monat eine Lieferung, hatte nebst den Hilfstafeln 155 Kupfertafeln in Atlas-Folio und ohngefähr 73 Bogen Text aus des ältern Didot's prächtigen Druckerei. Dubois sparte keine Kosten. Das herrliche Papier, worauf die Erklärung gedruckt wurde, hatte sogar die berühmte Poniatowskische Vase zum Papierzei-

tures antiques et inédites des vases grecs tirées de diverses collections (Rom, bei Romanis 1814. 84 S. Text 60 Kupfertafeln) und in den Peint. ant. de vases grecs de la collection de Sir John Coghill (Rom 1817. 43 S. Text und 52 Kupfertafeln) mit vielem Geschmack erinnert hat, wobei die zwei Briefe des Ritters Rossi in Rom an den Herausgeber der Coghillischen Sammlung, die einst dem Ritter Rossi, früher aber dem Schatzmeister der Königin von Neapel Lalo gehört hatte, nicht zu übersehen sind. Die von Millin erklärte Dubois-Maisonneuvische Sammlung, in zwei Bänden in Royalfolio ist übrigens jetzt schon selten geworden, da im Ganzen nur 300 Exemplare davon abgezogen worden sind. Darum ließ der Herausgeber Kupfer sowohl als Text nur in gewöhnlichem Folio-Format und auf gewöhnliches Schreibepapier noch einmal abdrucken. Diese zweite, weit wohlfeilere Ausgabe erschien 1816 bei dem ältern Didot und ist um sehr billigen Preis noch jetzt dort zu erkaufen.

III.

Ein bleibendes Verdienst um seine Landsleute und alle, die nur französisch lesen, (!) hat sich Millin durch zwei Wörterbücher erworben, die er redigirte. Denn wenn es einmal dergleichen Nothhelfer und Krücken der hinkenden Oberflächlichkeit geben muß — wiewohl ihr Nachtheil gar nicht zu berechnen ist — so ist es ja von der größten Wichtigkeit, daß wenigstens Irrthümer und schielende Halburtheile darin nicht fortgepflanzt werden. Aus Frankreich ist dieß Wörterbuch-Uebel über das übrige Europa gekommen, und geht zum Theil noch von da aus. Um so wichtiger ist es, daß was in dieser Art in Paris ausgeprägt wird, nicht gar zu sehr an die böse Kipper- und Wipperzeit erinnere. Die Franzosen hatten zwei mythologische Handwörterbücher von Noël und Chompré voll irriger Vorstellungen und besonders in der Iconologie aus den unreinsten Quellen geschöpft. Es war ein glücklicher Zufall, daß sich der Verleger des Chompré, Desray, an Millin wendete, um von ihm eine umgearbeitete Ausgabe zu erhalten. So entstand das seitdem mehrmals aufge-

legte und vermehrte Dictionnaire portatif de la fable par Chompré, nouvelle édition, revue et considérablement augmenté par A. L. Millin. Paris 1801, 990 S. in 12. Millin säuberte es von dem alten Wust, benutzte die deutschen Wörterbücher von Nitsch und andere deutsche Hülfsmittel und gab dem Buche besonders dadurch viel Brauchbarkeit für Kunstfreunde, daß er bei jedem Artikel die gekanntesten Bildwerke in den Antikensammlungen, vorzüglich im Louvre und auf der königlichen Bibliothek, kurz und aus eigner Anschauung genügend mit anführte. Dadurch bleibt es auch uns in Deutschland willkommen, da das übrigens in dem ersten Theile mit ungemeinem Fleiße und sichtender Kritik ausgearbeitete Grubersche mythologische Wörterbuch (Weimar, Industrie-Comtoir, 3 Bände) fast aller Hinweisung auf noch vorhandene antike Bildwerke ungern entbehrt. Zufällig hatte diese zweckmäßige Bearbeitung des Chompré auch noch den Nutzen, daß nun auch das zweite Handbuch der Art, von dem Verfasser der antiquarischen Artikel in der neuen Encyclopädie, dem vielfach geübten *Mongez*, verbessert und möglichst entfehlert wurde.

Noch verdienstlicher zur Verbreitung deutscher Gelehrsamkeit und Kunstkenntnisse war die Bearbeitung eines größern Wörterbuchs für die schönen Künste, welches ebenfalls bei Desray unter dem Titel Dictionnaire des beaux arts in 3 Großoctavbänden jeder zu 800 bis 900 Seiten, in Paris 1806 und 1807 erschienen ist. Eigentlich ist dieß Werk nichts anders, als eine französische Uebertragung von unsers Sulzers Theorie oder Wörterbuch der schönen Künste mit des trefflichen Blankenburgs Zusätzen. Allein indem Millin auf der einen Seite die Artikel über die *redenden* Künste, die Musik ausgenommen, wegschnitt, dafür aber das große Feld der Alterthümer, Gebräuche und Costümes seinem dadurch nicht wenig anschwellenden Werke einverleibte, erhielt sein Wörterbuch doch eine völlig neue Gestalt und mannigfaltigere Beziehung. Der von Levesque vermehrte Watelet natürlich auch [illegible]

selbst aufschrieb, aber wohl nachschreiben ließ) abdrucken lassen. Man kann sagen, daß wir in diesem Dictionnaire das Beste aus seinen Vorlesungen finden, die er nach der Erscheinung des Buchs auch nur noch einige mal hielt und dann alles bloß auf die Mythologie bezog. Dadurch, daß Blankenburgs reiche Literaturnotizen jedem Artikel beigefügt und mit dem, was Millin's reich ausgestattete Bibliothek noch als Zusatz lieferte (diese Zusätze verdienen in einer neuen Ausgabe des Sulzerschen Werkes, die ja nicht ausbleiben wird, kritisch benutzt zu werden) ausgestattet wurden, lernten die Franzosen und Britten erst den wahren Bestand unserer Kunstliteratur genau kennen und ein wenig über den engen Umkreis dessen, was bis zu ihnen durchgedrungen war, hinausblicken. Wie ganz anders würde aber dieser französirte Sulzer aus eines so kundigen Redacteurs Händen hervorgegangen seyn, wäre unsers Gruber's Wörterbuch der Aesthetik vollendet gewesen, und hätte ihm dieß schon zu Gebote gestanden! Die Unterbrechung dieses Wörterbuchs, von dem leider nur die ersten zwei Buchstaben erschienen sind, ist ein von allen Freunden der Kunst und des Alterthums höchst schmerzlich gefühlter Verlust, für den uns kein auf einzelne Artikel der neuen Gleditschischen Encyclopädie gewandter Fleiß je entschädigen wird. Uebrigens fodert es die Gerechtigkeit, hier zu bemerken, daß Millin nie im Stande gewesen seyn würde, ein so voluminenses Werk, wie das Wörterbuch der schönen Künste ist, so zu vollenden, wäre ihm nicht in der Person eines wackern Deutschen, des rastlos thätigen Carl Winkler, ein Gehülfe zur Seite gestanden, der durch verständige Auszüge und Uebersetzungen eigentlich die Hauptarbeit dabei that. Winkler, ein Schüler Oberlins, war viele Jahre Privatsecretär bei Millin, und wurde von diesem zuletzt als ein Employé beim großen Münzkabinet, dessen Conservateur Millin nach Barthelemy's Tode geworden war, wirklich angestellt, und von einem Schlagfluß getroffen zum größten Leidwesen aller seiner Freunde — denn er war die Ehrlichkeit und Dienstfertigkeit selbst — schnell weggerafft. Seinen vielseitigen Fleiß lernt man aus den ersten fünf Jahrgängen des im Weimarischen Industriecomtoir erschienenen, von Böttiger redigirten Journals: London und Paris kennen, wo alle Nachrichten aus Paris aus Winklers Feder geflossen sind.

IV.

Der rastlos thätige Millin litt an seinen Augen, an Unterleibsbeschwerden, dem Bauchdämon der Buchstabenmänner. Die Aerzte sagten: reise ins wärmere Land, ins mittägliche Frankreich! Er hatte noch vor dem Ausbruch der großen Revolutionsstürme zum Behuf seines rettenden Werks, der Monumens et Antiquités nationales in 5 Quartbänden, eine Reise in die nördlichen Provinzen gemacht. Jetzt beschloß er, ein Halbjahr auf den Besuch der östlichen und südlichen zu verwenden. Aufsuchung, genauere Abbildung und Beschreibung der Alterthümer, der römischen wie der gallischen und fränkischen, war Hauptzweck. Der Vandalismus der behoseten und unbehoseten Revolutionsmänner hatte freilich vieles zerstört. Aber durch die Aufhebung der Klöster und Abteien war auch vieles, was dort vergraben gelegen, was verschimmelt und bestäubt eine Trompete der Aufer-

zu gewinnen oder zu erzwingen, wider Willen seinen Plan auch auf ganz ungleichartige Gegenstände, auch auf Sitten, Gebräuche, Moden, Spiele, Sprachformen und Sprichwörter, Fabriken, Gartenanlagen u. s. w. erweitern. So etwas lockt Käufer! So mußte auch das beachtet und beschrieben werden, was außer dem Gesichtskreis des Alterthumsforschers lag. Was Wunder, daß bei solchem Umfang der Gegenstände, die alle in diesen Reiseplan gezogen werden sollten, eine Reise, die den 14. April 1804 angetreten, den 25. Octbr. desselben Jahres geendigt wurde, in nicht weniger als in 5 Theilen (der 4te Band zerfällt nehmlich in zwei Theile) in gr. 8. unter dem Titel: Voyage dans les départemens du midi de la France (Paris 1807 — 1811.) beendigt werden konnte? — Die Reise konnte nicht ohne Vorwissen des Ministers des Innern unternommen werden. Das war damals der große Chemiker Chaptal. Dieser gab ihm in Absicht auf Fabriken und Kunstfleiß eigne ministerielle Aufträge und die wirksamsten Empfehlungsbriefe an alle Präfecten und öffentliche Behörden. Millin's treuer Achates, der wackere Winkler, durfte ihm auch auf dieser Reise nicht fehlen. Gosselin, Millin's nächster College bei der Nationalbibliothek, übernahm freundschaftlich alle Geschäfte und Verpflichtungen des Reisenden während seiner Abwesenheit. Winkler, schon angestellt und besoldet beim Münzcabinet, erhielt gleichfalls Urlaub, weil diese Reise ihn zu seinem Berufe geschickter machen würde. Die Reise wurde, um überall Herr seiner Zeit zu seyn, mit Extrapost gemacht. Die Aufnahme, die Millin mit seinem Gehülfen überall fand, war höchst schmeichelhaft und zuvorkommend. Man muß im ersten Kapitel (die ganze Reise zerfällt in 146 Kapitel) den ganzen Reiseapparat in Karten, Instrumenten und Kopirgeräthschaften lesen, um zu lernen, wie so etwas geleistet werden kann, was hier in sechs Monaten ausgeführt wnrde. Der erste Zielpunkt der Reise war das alte Lugdunum, Lyon. Aber man ging auf einem Umweg dahin, durch die ehemalige Provinz Bourgogne. Da gabs traurige Spuren des Vandalismus, besonders zu Autun (Augustodunum) an den herrlichen Ueberresten einer übergroßen, mächtigen Baukunst. Die strenge Freimüthigkeit, womit der sonst sanfte Mann den revolutionairen Muthwillen der dortigen Weinküper bestrafte,

zog ihm allerlei Stachelgedichte und seyn sollende Epigramme in dortigen Provinzialblättern zu. In einigen — so plump fielen diese Witzbolde aus — ward er geradezu für einen Bruder Langohr erklärt, der nur Wasser trinken dürfe. Millin fand es natürlich unter seiner Würde anders als durch die gutmüthige Aeußerung darauf zu antworten: la querelle n'est pas importante, puisqu' ils n'ont pas le droit de m'intredire le vin. Von Lyon aus geht es durch die alte Provence, wo Marseille interessante Alterthümer und Sittengemälde — man denke an die auch in zwei Kupfertafeln abgebildete Procession am Narrenfeste — dem Beobachter darbietet, nach Aix und Arles mit seinen Sarkophagen und Grabdenkmälern, über die Departements der Pyrenäen nach Bordeaux und von da über Tours und Orleans wieder nach Paris. Da wo es rein alterthümliche Beschauung und Auslegung gilt, möchte deutsche Gründlichkeit und Sprachkunde vieles auch außer dem, was ein sehr freundlicher Recensent (in der Hallischen allgem. Literat. Zeitung

worden. Das Ganze zerspalte sich zu sehr ins Ungleichartige und werde oft trocken und im Detail ungenießbar. Allein der Mann wollte ja kein Soirées provençales in Berenger's oder Reisen ins südliche Frankreich in Thümmels genialer Manier schreiben. Oft ist sein Styl lebhaft genug! Wer sich viele Zwecke zugleich vorsetzt, wird freilich in Rundung und Vollendung oft zurückbleiben müssen. —

V.

Man kennt Herder's Sinngedicht auf die vom brittischen Pluto entführte Proserpina, das heißt, auf die Wegführung alter klassischer Kunstwerke aus dem Mutter-Boden Griechenlands und Italiens in die Landhäuser und Gallerien einzelner Besitzer in England, wo sie oft nur im Dienste der Eitelkeit die schönen Unsichtbaren im dunkeln Reiche der Schatten sind. Es mußte daher eine sehr willkommene Erscheinung seyn, daß ein englischer Literator und Kunstdilettant, James Dallaway, ein längst auf dem Continent gefühltes Bedürfniß, genauere Uebersicht und Verzeichnisse der dort in einzelnen Privatsammlungen befindlichen Antiken in einem besondern Werke mitgetheilt zu erhalten, durch seine Anecdotes of the Arts in England (London 1800. 526 S. in 8.) zum erstenmal befriedigender, als es in zerstreuten Beschreibungen und Catalogen geschehen war, zu befriedigen suchte. Dallaway hatte in Oxford studirt, war Arzt und Antiquar, fand Gelegenheit nach Italien und Griechenland zu reisen, wo er eine Zeit lang als Kaplan und Arzt Liston's brittischer Gesandtschaft bei der Pforte zugehörte und seine dortige Anwesenheit zu einer Reisebeschreibung benutzte, die im Jahr 1797 erschien und damals auch ins Deutsche übersetzt worden ist. Er hatte sich früh schon mit der Heraldik beschäftigt, und darüber eine eigne Schrift herausgegeben. Dieß verband ihn später mit dem Erbmarschal von England (Earl Marshal) aus der alten großen Familie der Howards, mit dem Herzoge von Norfolk, bei dessen heraldischer Kanzlei er als Secretär angestellt wurde. Nun ist aber der berühmte Thomas Howard, Graf von Arundel, der mit unsägli-

cher Anstrengung die erste Sammlung von Antiken zu Anfang des 17ten Jahrhunderts unter Carl I. dadurch veranstaltete, daß er einen eignen Reisenden William Petty in der Levante unterhielt, der Stifter der Oxforder Marmors, ein Vorfahre des nun auch schon verstorbenen Herzogs Carl von Norfolk gewesen. Dallaway machte also seinem großen Gönner eine Huldigung, als er diese Anecdoten über die Kunst- und Antikensammlungen in England, die alle von der Arundelschen und Pembrokischen ausgehn, ausarbeitete und sie ihm, was eine eigne Dedicationsinschrift nach dem Titelblatte besagt, zueignete. Dallaway's eigentliche Liebhaberei scheint indeß von jeher mehr auf die Baukunst gerichtet gewesen zu seyn, als auf die Sculptur. Darum ist auch der erste Abschnitt in seinen Anecdoten, der von der Baukunst in England handelt und darin die Abschnitte, worin der Uebergang der sächsich-römischen Baukunst in die gothische und in die verschiedenen Abstufungen derselben genau bestimmt wird, wohl der gründlichste Theil des Ganzen.

manns in der Geschichte der Kunst. Hier tritt der französische Herausgeber oft berichtigend und ergänzend ein. Dallaway citirt nur oberflächlich. Der französische Herausgeber giebt alles genau an und citirt, so weit es ihm, dem fast alle Hülfsmittel vollständig zur Hand waren, jetzt räthlich schien, die Kupferwerke, wo die angeführten oder in Parallele gestellten Antiken abgebildet stehen. Freilich konnte auch er damals manches noch nicht so genau wissen, als es bei dem so schnell fortschreitenden archäologischen Studium seitdem bestimmt worden ist. So widerspricht er der Behauptung Dallaways, wo dieser in einer Sammlung des Baronets Worsley auf der Insel Wight die Büste einer Sappho angiebt, und bemerkt, man kenne kein ächtes Bild der Lesbierin. Darüber hat nun Visconti in seiner griechischen Ikonographie freilich andere Aufschlüsse mitgetheilt. In England selbst ist seit der Erscheinung der Anecdoten von Dallaway weit mehr zur Vermehrung des Museums in London und zur Bekanntmachung einzelner Statuen und Büsten in Privatsammlungen geschehn. Dallaway selbst hat die Unvollständigkeit seiner ersten Arbeit gefühlt. Er hat daher den ersten Abschnitt über die Baukunst in einer neuen Schrift: Observations on English Architecture (London 1806.) ganz umgearbeitet. Dann sind in der sogenannten Neuen Gallerie, die an das brittische Museum angebaut wurde, in 16 Sälen sowohl die seitdem für 20,000 Pf. St. gekauften und seit 1808 öffentlich aufgestellten Townleyischen Antiken als andere aus Aegypten erbeutete und sonst hingeschenkte alte Marmors, Bronzen und Terra Cottas der Beschauung des ganzen Publikums frei gegeben worden. Zuletzt ist die herrliche Sammlung des Lords Elgin gekauft und zur Aufstellung im brittischen Museum bestimmt worden, worüber in der Denkschrift über Lord Elgins Erwerbungen in Griechenland (von Böttiger bearbeitet, Leipzig, Brockhaus, 1817.) alles Wissenswürdige zusammengestellt wurde. Ein Aufseher des brittischen Museums, Taylor Combe, hat bereits in 4 Quartbänden einen Theil dieser Antiken von Alexander in Kupfer gestochen publizirt. Es scheint bei der entschiednen Liebhaberei des Prinz Regenten zur Vermehrung dieser Schätze, die sich auch durch den Ankauf der Phigalischen Marmors in Corfu bewieß, daß es endlich dem brittischen Museum

durch immer neue Bewilligungen des Unterhauses gelingen werde, sich zum wahren Mittelpunkte der in England zerstreuten Kunstschätze zu erheben. Unterdessen hat nun auch der rastlos eifrige Antiquar, Robert Payne Knight aus den vorzüglichsten Marmorstatuen und Bronzen, die sich in einzelnen Sammlungen der Liebhaber zerstreut finden, eine sehr interessante Auswahl im Namen der Dilettanti-Gesellschaft durch den ersten Theil der Specimens of antient Sculpture — selected from different collections in Great Britain (gr. Folio, London, White 1809. 17 Guineen der Preis) herauszugeben angefangen und zu dem zweiten Theil die Einleitung über die mystischen Religionen des Alterthums schon als Probe abgedruckt unter Freunden vertheilt. Diese neueste Erscheinung veranlaßte Herrn Dallaway auch den zweiten Abschnitt seiner Anecdoten in einem eigenen, mit 20 Umrissen nach Antiken gezierten neuen Werke unter dem Titel Of Statuary and Sculpture amongst the Ancients with some Account of Specimens preserved in

durch die Siege Napoleons eine ganz neue Gestalt gewonnen. Als er den 10. Sept. 1811 seine Reise antrat, gehorchte ganz Italien von den Ebenen der Lombardei an bis an die Spitze von Reggio der neuen französischen Dynastie. Nie hat in neuern Zeiten ein Reisender in Italien sich solcher Vorzüge und nachdrücklicher Unterstützung einer mehr als energischen Regierung zu erfreuen gehabt. Er reisete im Namen und Auftrag des französischen Gouvernements. Auf ausdrücklichem Befehl des Kaisers, der in Millin einen achtungswürdigen Repräsentanten des ganzen Nationalinstituts fördern und auszeichnen zu müssen glaubte, gab ihm der damals allmächtige Minister des Innern, der Graf Montalivet, die gewichtigsten Empfehlungsschreiben an alle obersten Staatsbeamten in allen Theilen Italiens mit. Er empfing unmittelbare Weisungen an die in König Mürats Abwesenheit mit Klugheit das Reich verwaltende Schwester des Kaisers in Neapel. Alle Riegel sprangen, alle Thore öffneten sich dem so Beglaubigten, der übrigens durch wahre Höflichkeit und Anspruchlosigkeit selbst den heimlichen Groll der Eingebornen zu beschwören, der durch die gründlichste Sachkenntniß und Belesenheit — denn er sah nichts unvorbereitet und führte immer eine ganze Bibliothek von Hülfsmitteln bei sich — überall den Aufsehern und Besitzern Achtung einzuflößen gelernt hatte. In Rom wohnte er, vom Prinzen Camillo Borghese dazu eingeladen, im prächtigen Pallaste Borghese und nahm in fürstlichen Apartements die Besuche aller geistlichen und weltlichen Behörden an. In Neapel thaten sich ihm alle königliche Schätze in dem Pallast der Studien (dem jetzigen Museo Borbonico) und im Museum der Königin auf, die so weit ging, seinen Zeichnern in ihren Wohnzimmern Tage lang den Zutritt zu gestatten und ihnen zu erlauben, die antiken Bronzen womit die Füße und Lehnen ihres Bettes in ihrem Schlafzimmer geschmückt waren, so wie die alten Altäre, welche hier als Nachttisch und Waschtisch standen, abzuzeichnen. Während seines viermonatlichen Kreuz- und Querzugs durch beide Calabrien, Basilicata und die Abruzzos in allen Richtungen an den Küsten und mitten durch die unwegsamsten Gebirge begleitete ihn stets, auf Kosten der Regierung eine Escorte von 10 — 20 Soldaten oder Gendarmen mit einigen Offizieren, die oft erkrankten und

von welchen mehrere durch böse Fieber ihr Leben einbüßten. Ja als in Neapel Alles vor dem Erzbanditen Matera in der Provinz Abruzzo zitterte, Millin aber der Lust, dahin einen Abstecher zu machen, nicht länger widerstehen konnte, entschloß sich der Divisionsgeneral Fressinet selbst zu einer Reise dahin; Posten wurden in einer kleinen Entfernung von einander ausgestellt, der Adjutant des Generals und noch zwei andere Offiziere nebst 30 Mann vereinigten sich zu einer bewaffneten Bedeckung. In Venedig gelang es ihm, sich in den fast unzugänglichen Schatz des heiligen Markus selbst einen Zutritt zu verschaffen und mehrere Gefäße mit arabischen und griechischen Inschriften dort zeichnen zu lassen. Gewöhnlich beschäftigte er in Rom vier zeichnende Künstler, und in Neapel hatte er deren sogar einmal 6 in seinem Solde. Der treffliche Zeichner und Landschaftsmaler Catel aus Berlin, begleitete ihn auf seinen antiquarischen Entdeckungsreisen durch alle Winkel und Golfe des jetzt so verödeten, einst so blühenden Großgriechenlands. Die Reise dauerte vom September 1811 bis zum August 1813.

tung solcher Vasensammlungen in Italien, die noch nicht in eigenen Werken beschrieben worden waren, sogleich die unedirten. Ueberall, wo er dergleichen fand, verschaffte er sich wieder nur von denen treue Nachbildungen, welche keine Bacchanale und andere zum Ueberdruß wiederholte Gegenstände, sondern nur neue, mythisch oder antiquarisch wichtige Gegenstände darstellten. Vorzüglich reich war in dieser Rücksicht seine Ausbeute in Neapel, wo er im öffentlichen Museum der Studi 47, im Museum der Königin 17 Vasengemälde wählte, eine weit größere Zahl aber aus den Privatsammlungen in Neapel, Nola, Canossa u. s. w. zusammenbrachte, so daß er 93 Vasenzeichnungen, alle über die Originale durchgezeichnet allein aus Neapel mitbrachte. Denn, wie er selbst in der darüber ans Nationalinstitut geschriebenen Rechenschaft bemerkt, nur durch solche Durchzeichnung könne die Tischbeinische Manier vermieden, werden (d'arranger les mains, les pieds, les cheveux a la manière de Tischbein). In Rom theilte ihm der wackere Ritter Rossi alle seine Vasen und kennerhaften Bemerkungen darüber mit; Veruti ließ ihm in Cortona einige noch unedirte von hohem Interesse abzeichnen und so belief sich allein dieser mit gewissenhafter Auswahl gemachte Fund am Ende weit über 150. Nur Mangel an Aufmunterung und Geldmitteln hinderten ihn, ein zweites Werk, wie die Peintures de Vases von Dübois - Maisonneuve, daraus zusammenzusetzen. Doch ist dieß zum Theil durch den kenntnißreichen und nicht bloß um diesen Theil der Alterthumskunde, sondern auch um die Numismatik wohlverdienten Britten J. B. Millingen ersetzt worden, zum Theil aber erwartet diese Sammlung, in den Händen von Millin's Erben, noch einen fröhlichen Tag der Erlösung und Bekanntmachung. Ausser diesen Vasenzeichnungen verwandte Millin außerordentlichen Fleiß auf die noch unedirten Werke der alten Skulptur und ließ aus dem Pio - Clementinischen Museum und dem neuerlich damit verbundenen Museo Chiaramonte, so wie aus dem Magazin des Vaticans an 180 Marmors zeichnen, die noch nirgends bekannt gemacht sind, wozu noch 100 unedirte Denkmäler aus den Pallästen und Villen Roms kamen. Viele ließ er sogleich in Paris in Kupfer stechen. Noch weit reicher fiel seine Nachlese im Fache der Inschriften aus. Vorzüglich aber beschäftigten ihn auch die christlichen Alterthümer. Hier

fand er nach allem, was von Ciampini, Bottari und Boldetti in diesen figurirten christlichen Denkmälern schon gethan worden ist, noch viele hundert Gegenstände, die er selbst mit Angabe der Farbe in Email und bunten Marmors aufs genaueste zeichnen ließ. Denn d'Agincourt, der allerdings vieles davon schon bekannt gemacht hat, begnügt sich mit sehr verkleinerten Umrissen, die nur als ein Register in Figuren gelten können. Besondere Aufmerksamkeit verwandte er ferner auf die noch erhaltenen musivischen Fußböden. Er hatte Lust zu dem bekannten Prachtwerke, welches der König von Neapel unter dem Titel Pavimenti neuerlich herausgegeben hatte, einen zweiten Band zu liefern. Da aber ein solches Unternehmen in colorirten Tafeln einen königlichen Aufwand foderte, so begnügte er sich, eine ganz treue Copie von der in Otricoli gefundenen prächtigen Mosaik, welche in verschiedenen Abtheilungen 25 tragische Scenen auf der Bühne vorstellt, nach ihren Costüms und Farben ausführen zu lassen. Den Commentar dazu arbeitete er noch vor seinem Tode aus und das Werk liegt ganz zum

die Kunst des Mittelalters ihre Bildwerke angebracht hat, genaue Copieen zu nehmen. Ueberall bedachte er, was seinen Freunden und Collegen im Nationalinstitut nützlich seyn könnte. So ließ er auf seinen Reisen durch Apulien und den Abruzzos für Ginguené, der damals noch an der Literargeschichte Italiens arbeitete, die Visionen des Alberico, aus welchen Dante so manches für seine göttliche Comödie erborgte, und die schon durch die von Costanzo daraus gegebenen Auszüge in ganz Europa Aufsehen erregt haben, durch einen Archivisten noch einmal im Monte Cassino zeichnen; für Visconti ließ er das ähnlichste Bild des größten aus dem Alterthum übrig gebliebenen Colosses in Bronze, dem vorgeblichen Kaiser Heraclius zu Barletta in Apulien; für den damals als ausübenden Arzt aus Paris nach Italien gekommenen D. Koreff eine Situationszeichnung des Schlachtfeldes unter dem Fuciner See, dem heutigen Laco di Celano, aufnehmen, da wo Conradin geschlagen wurde, weil Koreff damals an einem Trauerspiele dieses Namens arbeitete. — Doch auch auf die eigentliche Beschauung, als das zweite Hauptaugenmerk seiner Reise, oder auf den beschreibenden Theil, wie er es selbst nennt, wurde nicht weniger Fleiß mit regester Aufmerksamkeit gewendet. Sitten, Gebräuche, Aufzüge, Volksfeste, Volkslieder, Spracheigenheiten, alles lag in seinem Gesichtskreise, alles wurde besehen, ausgefragt und aufgeschrieben. Wie weit und wie glücklich ihn auch hierin seine Beobachtungsgabe leitete, mag seine Schilderung des römischen Carnevals beweisen, dessen Augenzeuge er im Jahr 1812 selbst gewesen war. Er kleidete diese Beschreibung in einen Brief an seinen Collegen Langlès ein und ließ ihn theils in seinem eignen Magazin, theils auch besonders drucken, worin er zwar Göthes römisches Carneval stets vor Augen behält, aber nach allen Seiten weiter ausgreift und vieles nachträgt, was sich, seit Göthe dieß alles vor mehr als 30 Jahren schilderte, merklich verändert hat. Auch hierbei waren seine Zeichner nicht müßig. Der sehr lebhaft und unterhaltend geschriebene Aufsatz ist mit zwei lehrreichen Kupfertafeln begleitet. Einen zweiten Beweis finden wir in einem gleichfalls in den Annales encyclopédiques (1818 T. II. p. 47) abgedruckten, ganz erschöpfenden Aufsatz über die Masken des italiänischen Theaters. Was mußte, nach diesen wenigen Proben zu urtheilen, der rastlos

thätige Mann auch zu einem beschreibenden Sittengemälde nicht alles vorbereitet und zusammengetragen haben! Woher nahm aber, so wird jeder mit Verwunderung fragen, Millin die Mittel zu einem fast fürstlichen Aufwand, zur Anstellung so vieler Zeichner, zur Unterhaltung derselben auf seinen Ausflügen in die gerade damals so unsichern Umgegenden, zum Ankauf so vieler Bücher, Kupferstiche, Karten, Handzeichnungen, die er doch gewiß nicht alle geschenkt bekam? Als Schützling und Günstling der damals alles beherrschenden Staatsgewalt genoß er freilich hundert Befreiungen und Erleichterungen. Allein auch so bedurfte es eines vollen und stets aufs neue gefüllten Seckels oder einer außerordentlichen Unterstützung. Hören wir ihn in dem an seine Collegen im Nationalinstitut geschriebenen und im Märzstück des encyclopädischen Magazins von 1814 abgedruckten Briefe selbst sprechen, so berührt er dieß nur leise und mit großer Bescheidenheit. So heißt es unter andern, wo er von der Oberflächlichkeit der meisten Reisenden spricht, die auf einem kurzen Ausfluge von Rom nach Neapel alles

Rom den 9ten Januar 1812. „Ich bin vier Monate in Italien und doch ist mirs, als sey ich eben erst aus Paris abgereist. Ich war einen Monat in Turin. Es kam mir vor, als wäre es ein Tag. Turin ist ein wahres Athen, bringt man die Schönheit der Gebäude, die Anmuth der Sitten und die edle Geistesbildung in Anschlag, die dort herrscht. Ich habe dort eine reiche Erndte gehalten. Ich brachte von dort Zeichnungen von 20 Denkmälern und 40 Inschriften, die weder Rivautello noch Ricoli kannten. Nun hätte ich nach dem gewöhnlichen Reiseplan die kleinern Städte der Lombardei besehen und an den Küsten des adriatischen Meeres hinreisen sollen. Aber das hätte nur Zeitverlust gegeben. Noch mangelten mir die im Lande selbst allein zu erwerbenden Kenntnisse. Ich hätte schlecht gesehen und wenig. Drum gerade nach Rom, nur einen Theil der Nacht im Nachtlager zubringend, um den Banditen zu entgehn, die Reisende bis vor den Thoren Roms und noch am Ponte Molle anfallen. Prinz Camillo Borghese, der mich in Turin mit Artigkeiten überhäufte, hat mir prächtige Zimmer in seinem Pallaste eingeräumt. Ich habe wenig Augenblicke frei. Bei schönem Wetter besuche ich die Cabinette und die Künstler. Stürmts, wie seit 8 Tagen, so bringe ich meine Bemerkungen in Ordnung und führe meine Correspondenz theils mit dem Minister in Verwaltungsangelegenheiten, theils mit dem von mir bestellten Herausgeber meines Magazins, theils mit meinen Freunden. Schon habe ich über eine Reihe köstlicher Denkmale vieles gesammelt, eine Bibliothek von 311 Bänden über die Romagna zusammengebracht, die Geschichte der Kirchen, Kapellen, Palläste, Städte u. s. w. betreffend. Das wird ein großer Schatz! Niemand in Rom selbst besitzt so etwas. Vereinigt mit ähnlichen Erwerbungen, die ich in Piemont machte und in verschiedenen Theilen Italiens noch machen werde, und zusammengefügt mit allem, was ich schon früher über dieß schöne Land besaß, wird es ein solches Ganze bilden, daß man in meinem Museum wohl wird sagen können, man *sehe* Italien. Denn ich sammle zu diesem literarischen Panorama auch alle Kupferstiche. Im Pio-Clementinischen und Chiaramontischen Museum ist kein Stück, das ich nicht zwei bis dreimal besehen hätte. Ich beschäftige drei Zeichner, den geschicktesten darunter, Pinelli,

fast Tag und Nacht. Er allein soll mir an 150 Zeichnungen verfertigen. Auch in den Kirchen und Wohnungen der Privatleute lasse ich arbeiten. Man könnte sagen ich wollte Rom in lauter Papierbogen mit mir fortnehmen. Ich mache die Bekanntschaft der Künstler aller Nationen. Unter den Deutschen sehe ich am meisten die Brüder Riepenhausen und Gmelin. Vor meiner Abreise, Anfangs März, mache ich noch Abstecher nach Ostia, Civita Vecchia, Albano, ins Sabinergebirge und in die Campagna, wenn es nur mit einiger Sicherheit möglich ist. In Velletri werde ich mir Zeit nehmen, um das Museum des Cardinals Borgia zu besehn, dann nach Terracina und Gaeta. Mein Plan geht bis nach Reggio und Otranto und auf alle Städte von Großgriechenland, wovon das meiste selbst Swiburne nur mit dem Fernglas beguckt hat. Auch alle Küsten Calabriens sollen begrüßt werden. Nun nach Rom zurück. In Spoleto Standquartier beim dortigen Präfecten. Ich werde eine Reise über Terni, Foligno, Nocera, Forlo, Fossombrone, Ravenna, Rimini, Fano, Ancona u. s. w. zu

niger ausgeben, um etwas vorüberzugehn, was zu meinem Zweck führt. Kein Schmerz gleicht dem über verlorene Gelegenheit. —“

Neapel den 24. April 1812. „Ich mußte Rom verlassen ohne ausgeführt zu haben, was ich mir vorgenommen hatte. Aber wie fertig werden mit Rom? Man mag sagen was man will, auch in Italien ist der Winter eine schlechte Jahrszeit zum Reisen. Es giebt da viel Orte, wohin man dann nicht kommen kann. Die Tage sind gar zu kurz. Alle meine Exkurse in die Campagna habe ich bis auf meine Rückkehr vertagt. Hier bin ich nun mit dem unerschütterlichen Entschluß angekommen, an beiden Küsten alles bis an die Spitze hinab zu sehn. Das abscheuliche Wetter hat mich in Velletri um die Schau des Museums gebracht. Ausserdem war nirgends der Katalog desselben vom Abbé Borson zu haben. Nun hab ich mir ihn von Paris nachschicken lassen. Ich werde alles auf meiner Rückreise sehn. Zu Gaeta besuchte ich vier Tage alle Umgebungen. Den 21. März Eintritt in Neapel. Sie begreifen, daß ich sogleich Pompeji, Bajä, Pozzuolo, Portici, dem Vesuv meine Huldigung darbrachte. Fürs erste besuche ich nun Privatsammlungen bis zur Abreise nach Calabrien am 8ten Mai, doch müssen wir vorher noch das Blut des heiligen Januarius flüssig werden sehn. — Die Sammlung Chiaramonte in Rom hat viel, aber nicht viel Gutes. Das Werk des jüngern Visconti darüber ist eine Speculation des Verlegers. Sonst wäre es wohl besser geworden. Ich habe alles noch unedirte abzeichnen lassen, in so fern sich noch ein Nutzen daraus ziehen läßt. Ob ich gleich alle ganz unbestimmbare Bilder ausschloß, könnte ich doch zwei Bände voll machen, wenn ich viel Papier verkaufen wollte. Alles Brauchbare ließ sich auf einen einzigen Quartband mit Figuren in Umriß bringen. Was sonst noch unedirtes im Vatikanischen Museum sich befindet, ließ ich alles zeichnen. Ich durchsuchte das Magazin und fand viel Schätzbares. An 30 Zeichnungen davon sind bereits fertig. Ein Zeichner wird während meiner Abwesenheit beständig daran fortarbeiten. Ich benutzte Sicklers Karte von den Umgebungen Roms. Bei vielen Unrichtigkeiten ist sie doch das Brauchbarste. Ach, wenn wir Zoega's Topographie bekämen! Die Franzosen haben 60,000 Franken für die jetzt in Corfu feil

gebotenen Bildwerke geboten. Sie sind im alten Styl und daher sehr schätzenswerth. Ich habe das Museum von Portici mehrmals gesehn. Höchstens fehlen dort 30 alte Gemälde, die der alte Hof mit nach Palermo genommen hat. Ueber 500 sind noch hier. Was ließe sich daraus für eine Nutzanwendung auf Vorträge über die Malerei der Alten machen? Mit den Ausgrabungen in Pompeji kann es nicht eher schwunghaft gehn, als bis die ganze Ringmauer aufgedeckt ist. Es sind mehrere Aufwicklungsmaschienen bei den Papyrusrollen in Bewegung. Doch gehts langsam. Sickler wird auch Ihnen seinen Plan mitgetheilt haben. Sein Gelingen scheint mir sehr schwierig. Das Verbot zu zeichnen, worüber so oft geklagt worden ist, trifft mich nicht, Ich lasse in den Studj 20 griechische Vasenbilder zeichnen. Alle übrigen gehören zu den Bacchanalen, deren wir längst überdrüssig sind. Ich lasse zu St. Giacomo des Espagnols das herrliche Grabmal des Pietro di Toledo von Giovani di Bologna zeichnen. Derselbe Zeichner macht für mich den Springbrunnen von St. Lucie nach Bon Gio-

stigte, so hochherzig durchgeführte, mit solchen Vorkenntnissen in einem fast dreijährigen Zeitraume, wo wohl selten eine Stunde ohne eine Linie blieb, vollendet wurde! Ach es hatte den rastlosen Forscher und Sammler schon in den ersten Monaten seiner Abwesenheit von den heimathlichen Kunstschätzen die furchtbare Göttin,

die des Sterblichen Wachsthum vermehrt und wieder verkürzet,

schrecklich berührt und einen großen Theil seiner Sammlungen durch den Wahnsinn eines Mordbrenners den Flammen geweiht. Aber weit entfernt dadurch entmuthigt zu erschlaffen, erglühte er nur mit um so brennenderem Eifer zum Ersatz des Verlorenen. Zwei große Werke standen noch außer der eigentlichen Reisebeschreibung vor seiner Seele, ein neuer Montfaucon und ein neuer Bottari. In dem erstern sollten alle heidnische, in dem letztern alle christliche und mediävistische Denkmäler gesammelt erscheinen. Darum gab er auch, wie er vorher in Willens gewesen war, zu der Reise selbst keinen Atlas, fühlte aber selbst nur zu bald, daß die Idee zu zwei solchen Prachtwerken in unsern Tagen, wo alles in Taschenformat und einzelne Blätter zusammenschwindet, nicht mehr ausführbar wäre. Alexander von Humbolds großgedachtes Reisewerk, obgleich ganz andere Gegenstände der tropischen Länder in Amerika umfassend, war ein abschreckendes Beispiel für ihn. Er beschloß also von seinen 2000 Zeichnungen unedirter Gegenstände, meist nach einem großen Maaßstab entworfen, so viel in einzelnen Monographien mitzutheilen, als die Kunstliebhaberei und Kauflust des Publikums vertrüge, übrigens aber alles in große Portefeuilles systematisch zusammen zu stellen. So erschienen denn wirklich seine Reisen durch Savoyen, Piemont, Nizza und Genua noch im Laufe des Jahres 1816 in zwei starken Octavbänden und zu Ende des Jahres 1817 die zwei folgenden Bände, seine Reisen durch die Lombardei, Mailand, Piacenza, Parma, Modena, Mantua, Cremona u. s. w. wieder in zwei Bänden bei Wassermann in Paris. Zum Druck ausgearbeitet war die dritte Lieferung, seine Reise durch das Venetianische, die Terra ferma und die ehrwürdige Lagunen-Stadt selbst. In allem, was davon erschienen ist und besonders in der Leipziger Literaturzeitung eine schnelle Würdigung mit genauer Inhaltsanzeige gefunden

hat, behielt der Verfasser die drei Hauptzwecke stets im Auge: 1) nicht bloß eine persönliche Reisebeschreibung, sondern ein Gemälde im Ganzen zu geben und so zugleich mit den Augen aller seiner Vorgänger zu sehen, wo möglich aber, nicht mit ihren Brillen; 2) die vorher selten besuchten Plätze besonders aufzusuchen und überall an Ort und Stelle selbst Irrthümer und Nachschreibereien leichtgläubiger oder bequemer Vorgänger zu berichtigen, also auch polemisch zu verfahren, welches von ihm bei der höchst gewissenhaften und mühsamen Bereisung aller Küsten des ehemaligen Großgriechenlandes geschehen ist; 3) seine Nachrichten mit aller ihm nur erreichbaren topographischen und artistischen Literatur so auszustatten, daß sogar jede vorhandene Situationskarte, jeder einzelne oder in ganzen Werken befindliche Kupferstich aufs genaueste citirt würde und man in der Anmerkung ein vollständiges Repertorium erhielte. Welch ein Verlust, wenn die unholde Parze alle diese Fäden mit einem Schnitt auf immer abgerissen hätte, wenn nichts davon aus den hinterlassenen Papieren zu retten wäre.

de quelques lettres addressées à la classe de la Litérature ancienne de l'Institut National par A. L. Millin, pendant son Voyage d'Italie. Paris 1814. (75 S. in 8.), auch dem Journal im Märzstück 1814 einverleibt. Diese Briefauszüge sind das wichtigste Actenstück zur ganzen Reise. Nur wer diese liest, kann den Verlust ermessen, den wir durch Millin's frühen Tod unvermeidlich erlitten haben. Außerdem ließ Millin noch während seines Aufenthalts in Neapel selbst eine antiquarische Schrift über zwei gerade damals zu Pompeji ausgegrabene Grabgebäude (aediculae) drucken, um damit der damaligen Königin von Neapel, die unstreitig große Verdienste um diese Ausgrabungen sowohl als um Millin selbst hatte, eine Huldigung darzubringen, denn diese in der königlichen Druckerei in Neapel selbst schön gedruckte Schrift Description des tombeaux qui ont été decouverts à Pompei dans l'année 1812 par A. L. Millin (Neapel 1814. 100 S. nebst 7 Kupfertafeln) ist der Königin zugeeignet. Da sich an dem einen dieser Grabdenkmäler mehrere Reliefs von Fechter- und Thierkämpfen befanden; so gab dies unsern Reisenden die erwünschteste Veranlassung, alle Gladiatorabbildungen auf Mosaiken, Frisen, Lampen u. s. w. durchzugehn und über diesen Punkt der blutgierigsten Schaulust manches neue Licht zu verbreiten. Während seines Aufenthalts in Neapel ließ Millin die in einem der erhaltensten Grabgewölbe in Apulien zu Canosa den 16. Sept. 1813 gefundenen und ins Museum nach Neapel gebrachten herrlichen Vasen zeichnen. Er hatte gleich nach ihrem Fund einen Bericht darüber durch Daunou im Nationalinstitut abgestattet. Nun gab er alles dazu Gehörige in einem eignen Prachtwerke heraus, welches bei Didot gedruckt und mit 13 großen Kupfertafeln (die Vignetten nicht gerechnet) geschmückt in schwarzen Kupfern 100 Franken, in colorirten 200 Fr. kostete und durch seine Größe, in Atlasformat, und seinen äußern Glanz ein Seitenstück zu den von Dubois-Maisonneuve herausgegebenen Vasengemälden machte. Die in dieser von allen Alterthumsfreunden in Europa mit Dank aufgenommenen Description de Tombeaux de Canosa gelieferten Abbildungen gehören nach Inhalt und Darstellung zu den wichtigsten Denkmälern des Alterthums, besonders die auf dem dritten Kupfer vorgestellten Höllenstrafen, und die durch mehrere Acte durchgeführte

Tragödie der Medea auf der achten Tafel. So wie Millin hier eine Probe seiner reichen Nachlese zu den frühern Vasenwerken erscheinen ließ; so gab er durch die Herausgabe zweier zur Geschichte des Orestes gehöriger Bas-Reliefs, die er auf seiner Reise im Pallast Grimani zu Venedig hatte zeichnen lassen, einen Vorläufer von der Sammlung im Felde der Sculptur, wozu auch noch ein Vasengemälde kam, das er in Neapel zeichnen, der Britte Millingen aber bald darauf in seinem Vasenwerke erscheinen ließ. Diese Orestéide, ou description de deux Bas-Reliefs du palais Grimani à Venise (Paris 1817. 24 S. in kl. Folio und 4 Kupfertafeln) erschien zu gleicher Zeit mit einer Vorlesung des Staatsraths Uhden in Berlin über denselben Gegenstand, aus welcher Vergleichung die Alterthumsfreunde zugleich den Unterschied deutscher und französischer Kunstkritik bemerken können. Die schönsten Exemplare dieser Oresteide vereinigen die 4 Umrisse mit 4 ausgemalten Kupfertafeln, wobei die Art, in der die Reliefs gemalt sind, besondere Aufmerk-

begann, wo fast alle andere Journale untergegangen waren, dann 21 Jahre bis zum Jahr 1816 unter der Aufschrift Journal und Magazin encyclopédique mit unerschütterlicher Beharrlichkeit fortsetzte, endlich, als es an einem thörichten Stempelgesetz scheiterte, schon im Jahr 1817 unter der Benennung Annales encyclopédiques wieder erweckte und bis wenig Wochen vor seinem Tode mit nie erkaltendem Eifer pflegte und bereicherte. Nie hat der Redacteur eines Journals uneigennütziger gehandelt. Weit entfernt für die Redaction oder auch nur für seine eigenen, immer das Viertel des Ganzen ausmachenden Aufsätze und Anzeigen einen klingenden Ehrensold zu beziehen, opferte er nur zu oft sein eignes Geld dabei auf, wie sich aus vielen seiner vor uns liegenden Briefe auf eine Art beweisen ließe, die manche deutsche Journalisten in Schrecken oder Erstaunen versetzen würde. Die ersten Jahrgänge, die jetzt im Buchhandel zu den größten Seltenheiten gehören, zeigen freilich, daß er Anfangs selbst über den Plan noch nicht recht einig war. Aber später gestaltete sich alles nach einer festen, stets beobachteten Norm. Jede Nummer hatte ihre eignen Abhandlungen und Aufsätze, meist antiquarischen oder literarischen Inhalts, oft mit einer Kupfertafel erläutert, oft aus fremden Sprachen, besonders aus der deutschen, übersetzt. Dann kamen größere Analysen und Auszüge aus den wichtigsten Erscheinungen im In- und Auslande, doch ohne tiefeinschneidende Kritik. Immer herrschte der treue Berichterstattende Ton, bei welchem am Ende der wißbegierige Leser doch am besten sich befindet. Dann kamen Correspondenznachrichten aus allen Ländern, Neuigkeiten der Tagsliteratur, Uebersicht der neuesten Theaterstücke von der Pariser Bühne und Ankündigungen. Millin hatte hierbei das große Verdienst, des Englischen ganz, des Deutschen wenigstens so weit mächtig zu seyn, daß er aus eigener Ansicht beurtheilen konnte, was für sein Magazin übersetzt zu werden tauge, und immer saßen in seiner Bibliothek einige Dienstwillige Deutsche, die sich zum Uebersetzen brauchen ließen, ohne, um an einen Einfall von Lichtenberg hier zu erinnern, Schatten überzusetzen. Auch waren alle seine Privatsecretairs entweder als Elsaßer zweizüngig, oder aus andern Theilen Deutschlands gebildete Männer. Wir Deutsche haben Millin besonders viel zu verdan-

len, da er oft von seinen Collegen wegen seiner Germanomanie getadelt und selbst von der damals sehr mistrauischen Obergewalt der Buhlerei mit dem Auslande bezüchtigt wurde. Aber er ließ sich durch alles dieß nicht abschrecken. Einen besonderen Beweis seines Muthes gab er, als er mit zwei seiner Collegen beim Kaiser Napoleon eine Fürbitte für die Georgia Augusta that, wo Heyne ihm so theuer war.

Es hat schwerlich in neuern Zeiten ein literarisches Journal gegeben, welches so viele eigenthümliche Aufsätze besonders über die Alterthumskunde und mittlere Geschichte enthalten hätte, als dieß theure Pflegekind Millins. Dieß beweist auch schon der Umstand, daß einzelne Mitarbeiter ganze Sammlungen von Aufsätzen veranstalten konnten, die zuerst in dieser Zeitschrift erschienen waren. Wir erinnern hier nur an die 4 Bände Mélanges de Critique et de Philologie von dem wackern Chardon la Rochette. Aehnliche Zusammenstellungen würden aus Villoisons, Sainte Croix, Saint Leger Beiträ-

sich nun als Bureau des annales encyclopédiques ankündigte und so lebte sein Journal, ohne eine wesentliche Veränderung im Plan erlitten zu haben, aber mit erneuter Kraft, da er sich in Italien besonders viel Theilnehmer und Mitarbeiter erworben hatte, vom März 1817, die ersten zwei Monate nachholend, unter dem Titel Annales encyclopédiques wieder auf. Man muß die dem ersten Stück vorgesetzte Einleitung in einer Zuschrift an den ehrwürdigen Greis, den Bibliothekar Morelli in Venedig, lesen und dann den vollendeten Jahrgang von 1817 überblicken, um sich zu überzeugen, wie hier wieder weit mehr geleistet wurde, als versprochen worden war. So wurde zu jedem Stück ein Kupfer versprochen. Es hat aber dieser Jahrgang deren vier und zwanzig. Wie lehrreich, wie mannichfaltig ist die Mischung der hier abwechselnden gehaltreichen Aufsätze. Die Regierung selbst hemmte eher, als daß sie förderte. Denn der freimüthige Millin hatte sich ihrer Gunst eben nicht zu erfreuen. Bedeutende Summen wurden auf das Journal des Savans gewandt. Auf die Annalen subscribirte Richelieu mit — drei Exemplaren! So hat der rastlose Mann sein Journal bis zum August 1818, wo der Tod ihn abrief, muthig fortgesetzt, und Vorrath gelassen, daß sein Privatsekretär Kraft es unter seinem Namen bis zum Jahresschluß fortführen konnte. Bekanntlich tritt nun an seine Stelle bei den Brüdern Baudouin die Revue encyclopédique, die nach dem davon auch nach Deutschland versendeten Prospectus zu schließen noch scientifischer und umfassender werden soll und als Nachkömmling eines wackern Vaters gewis dieselbe Gunst finden wird, wenn sie um der bezweckten Allgemeinheit willen nicht in Oberflächlichkeit ausartet. Die alte Sammlung bis 1817 bedarf durchaus, um brauchbar zu seyn, eines allgemeinen Sach- und Namensregisters über sämmtliche 21 Jahrgänge. Sajou hat versprochen, dieß Register statt der fehlenden 8 Nummern des Jahrgangs 1817 zu geben. Gewiß das wohlgefälligste Todtenopfer, welches den Manen des sich selbst so bereitwillig aufopfernden, höchst uneigennützigen Herausgebers jetzt noch dargebracht werden könnte.

VIII.

Gegen Millin den Gelehrten könnte vielleicht im Auslande von Männern seines Faches, die in früher Jugend schon jene klassische Bildung erhalten hatten, welche der unvergeßliche Villers in seinem Coup d'oeil sur les Universités de l'Allemagne so lehrreich der französischen gelehrten Erziehung entgegenstellte, manches mit Fug und Recht erinnert werden. Doch ersetzte er viel von dem, was ihm in der philologischen Alterthumskunde abging, durch eigene Anschauung und jene Sicherheit des Tactes, die nur Autopsie der wirklichen Kunstwerke, nicht blos ihre Abbildungen und Abschattungen gewähren kann. Seine Briefe nach der Rückkehr von Italien zeigen, wie viel er selbst aus den Behauptungen in seinen frühern Erklärungen zu den unedirten Denkmälern nunmehr, da Augenschein ihn über so vieles gewitzigt hatte, gern zurückgenommen hätte.

hintereinander der Graf Fries in Wien bei ähnlichen, von ihnen begünstigten Vereinigungspunkten zu gebieten hatten. Doch der edle Mann sollte eine Probe bestehn, die, wenn er sie aushielt und seine Grundsätze dabei erprobte, ihn allen seinen Freunden und Bekannten als einen wahren praktischen Weisen darstellen mußte. Dieß war die in der Hölle einer Brust, die heimtückische Rachgier entflammte, ausgebrütete Zerstörung seines Schatzes an Handschriften, Kupferstichen und Büchern, wodurch der von ihm in Paris zurückgelassene und vorläufig verabschiedete Mention in der Nacht zwischen dem 16ten und 17ten Februar 1812 seinen Wohlthäter und Dienstherrn auf der empfindlichsten Seite zu verwunden suchte. Der Vorfall selbst machte damals einen Zeitungsartikel, der in ganz Europa mit Schmerz und Unwillen gelesen wurde. Er ist in vorstehendem Abriß von Millin's Lebensumständen bereits vollständig erzählt worden. Wir besitzen aber darüber Millin's eigenen Bericht in einem wenig Tage nach der erhaltenen genauen Nachricht davon in Rom vom 15. März 1812 datirten Briefe, den er dem jetzigen geheimen Staatsrath Koreff in Berlin, der damals in Rom sich aufhielt, zuschrieb und in Rom drucken ließ, von wo ihn Millin selbst an alle seine Freunde versandte: Lettre de M. Millin, membre de l'Institut à M. Koreff, médecin (12 S. in gr. 8.). Eine solche Darstellung war hier unerläßlich, weil es keinen geringen Schatten auf Millin's Charakter werfen konnte, daß ein viele Jahre in seinem Dienste gewesener Bedienter sich zu einer so verzweiflungsvollen Rache entschloß. Wie leicht konnten weniger Unterrichtete Hartherzigkeit und Mißhandlungen von einem Herrn voraussetzen, dessen Diener eine so schwarze That verübte!

Es sey erlaubt, aus dem Schlusse jenes Briefes der nur in wenig Hände kam, einige Stellen anzuführen, die ohne alle Schaustellung großsprecherischer Gefühle ganz das unverkennbare Gepräge wahrer Lebensweisheit tragen. „Sie waren Zeuge," so schreibt er an Koreff, „mit welcher Fassung und Ergebung ich, meine Vernunft zu Hülfe rufend, mein Unglück ertrug. Doch ist meine Ergebung nicht Gefühllosigkeit. Ich fühle ganz die Größe meines Verlustes. (Nun kommt ein Verzeichniß). Aber ich schöpfe Trost in der Vorstellung dessen, was mir schlimmeres noch begegnen konnte. Dieser

Jammermensch wollte sich gewiß nicht selbst umbringen. Meine ganze Bibliothek sollte ein Raub der Flammen werden. Alle Beweise seiner Schuld waren dann vertilgt. Dadurch wäre meine ehrwürdige alte 88jährige Mutter ohnstreitig mit verbrannt. Mein Secretär, jung, gelehrt, interessant, hätte dasselbe Schicksal gehabt und hätte den Verdacht, daß durch seine Unvorsichtigkeit das Feuer entstanden sey, nie widerlegen können. Es war eine höllische List des Elenden, einen falschen Schlüssel herabzuwerfen. Hätte er aber den rechten gegeben und wäre dadurch meine Bibliothek plötzlich eröffnet worden, so wäre durch den Luftzug, ehe Hülfe kommen konnte, schon Alles verzehrt gewesen. Niemand ist umgekommen, niemand hat gelitten, als ich, und ich bin einem gewissen Tod entronnen. Denn wäre ich früher zurückgekehrt, er hätte sicher einen Mordanschlag auf mich selbst ausgeführt. Hätte endlich dieser Unglückliche die Strafe nicht an sich selbst vollzogen; welche Verlegenheit! Damit hat er mir die entsetzliche Nothwendigkeit erspart, ihn selbst dem Blutgerichte zu überliefern. Nie soll mich dieses Mißgeschick, das mich wohl betrübt hat, niederschlagen

bei Napoleons argwöhnischer Denkart aussetzte. Wie oft schüttete der anfangs sehr gedrückte, später erst nicht mehr verkannte brave Mann in vertrauten Briefen, die treuen und klugen Reisenden anvertraut werden konnten, sein Herz über die heillose Lage Frankreichs und seine gränzenlose Verwilderung aus. Aber eben so wenig konnte ihm nach der Wiedereinsetzung der Bourbons das Treiben der Zurückgekehrten und die verderbliche Reaction gefallen, die sein Vaterland aufs neue an den Abgrund des Verderbens zu reißen drohte. Der constitutionelle Royalist konnte freilich die Lehre des blinden Gehorsams, der vorurtheilsfreie Denker und Kenner der Geschichte nicht den blinden Glauben zu seinem Bekenntnisse machen. Alle Verfinsterer und Knechte waren ihm verhaßt und er sprach diesen Haß selbst noch in seinem letzten Willen aus. Was Wunder, daß nun auch ihm die Ehre widerfuhr, in dem bekannten literarischen Libell, im Dictionnaire des girouettes vom Jahr 1815, das auch unter der Benennung die Wetterfahnen Frankreichs eine deutsche Uebersetzung erlebte (Leipzig, G. Fleischer 1816), unter denen zu stehn, die ihren Mantel, wie ihren König, geändert hätten. Die politischen Verketzerer bedenken hier, wie überall, nicht, daß Literatoren mit weit ausgebreiteten Verbindungen und Aufseher öffentlicher Sammlungen es ihrer Lage und Pflicht schuldig sind, ihre Privatüberzeugung dem Berufe nützlich zu seyn, in so fern unterzuordnen, als Wissenschaft und Kunstschätze ein Gemeingut der gebildeten und bildungslustigen Menschheit sind. Wenn in jenem Wetterfahnen-Verzeichnisse Millin deßwegen angeklagt wird (S. 386 der deutschen Uebersetzung), weil er als Eleuterophile (Freiheitsfreund) schon im Jahr 1791 das Annuaire républicain und in diesem die Erklärung von 372 Tag-Benennungen zur Erläuterung des damals freilich auf die lächerlichste Weise eingeführten und die Heiligen-Namen nachäffenden republikanischen Kalenders gegeben habe, so bedenkt man die Zeit nicht, wo, wer nicht ausgewandert war, entweder gehorchen oder seinen Kopf unter das Fallbeil legen mußte. Was Millin that, that er auf unmittelbaren Befehl derer, welche täglich guillotiniren lassen konnten, aber nicht freiwillig. Es wundert uns nur, daß ihm nicht auch die Herausgabe der so brauchbaren und den Münzfreunden so willkommenen Histoire

métallique de la révolution Française (Paris 1806. in 4. mit 36 Kupfertafeln), wovon der Britte Millingen jetzt den zweiten Theil herausgiebt, zum Verbrechen angerechnet wurde. — Zum Glück machen dergleichen Beschuldigungen auf keinen Verständigen je Eindruck! Warum konnte der für die wahre Ehre und Ordnung seines Vaterlandes mit glühendem Patriotismus erfüllte Mann, dessen letzte Tage im Julius des verflossenen Jahres gerade in eine Zeit fielen, wo bange Ahndungen die Sehenden, wie ein Druck schwerer Gewitterluft, beängstete, nicht die neueste Aurore naissante am französischen Staatshimmel erblicken? Warum nicht wenigstens die Ausgabe seiner Pierres gravées inédites, die Frucht 30jährigen Sammlerfleißes, vollenden, die wenn beide Bände, jeder zu zwölf Lieferungen ganz fertig geworden wären, dann in einer besondern Zueignung dem erhabenen Wohlthäter und allen Zwiespalt klug ausgleichenden Monarchen, Ludwig XVIII. geweiht werden sollten?

Es sind uns neuerlich vier schöne Denkmünzen auf berühmte Namen Italiens, auf Apiani, Canova, Monti

Folgende Nachricht aus Paris vom 10. März sagt uns verschiedenes über den Nachlaß Millins, wozu wohl vor allem auch seine Annales encyclopédiques, das am meisten beklagte seiner verwaiseten Kinder, zu rechnen seyn dürfte.

„An die Stelle der Annales ist eine Revue encyclopédique getreten. Schade daß der wackere Kraft, der seinem zu früh abgerufenen Freunde noch im Novemberstück der Annalen ein so würdiges Denkmal setzte, welches alle hiesige, zahlreichen Freunde Millins in jedem Worte gern unterschrieben, seine Absichten einer Fortsetzung des Millin'schen Journals nicht ausführen konnte! Der Redacteur der Revue ist Julien, der manches über Zeitökonomie und Erziehungsmethoden geschrieben, sich aber als umfassenden Literator nicht eben bekannt gemacht hat. Man hat es an einem glänzenden Anfang und an einem vielversprechenden Aushängeschild, auf welchem ein Dutzend große Namen anlocken, nicht fehlen lassen. Erst nach einem Jahre läßt sich urtheilen, ob man auch Wort hält. Denn die ersten Stücke geben keinen zuverlässigen Maaßstab. Das Ausland wird noch oft an des ehrlichen Millin uneigennützigen und wahrhaft vielseitigen Kosmopolitismus denken! Millin's Reise nach Italien wird mit dem 5ten und 6ten Theile, der Venedig umfaßt, leider auf immer geschlossen seyn. Man hat alles, was er in 30 Jahren sammelte und geistreich ordnete, zerstreut, verschleppt, verkauft. Seine archäologischen Kupferstich- und Zeichnungen-Sammlungen, die alle in besonders étiquetirte Portefeuilles zusammengelegt waren, sind in öffentlicher Auction zum Theil um Spottpreise verkauft worden. Freilich waren viele nur durch die Vollständigkeit der Sammlung etwas werth. Denn Millin hatte viele Kupferwerke zerschnitten und ohne Rücksicht auf Schönheit der Kupfer gesammelt. Indeß befanden sich doch auch große Seltenheiten darunter, die fast alle für englische Rechnung weggekauft worden sind. Es waren vom Auslande einige Anerbietungen wegen der Bibliothek gemacht worden. Allein die Gebote waren zu gering. So wird im April auch diese Büchersammlung unter den Hammer kommen. Man wundert sich, daß die Regierung diese Bibliothek nicht für die große königliche Bibliothek kaufte, da dort fast

alles was Millin aus Deutschland, England und Italien zu erhalten so viel Gelegenheit hatte, gänzlich fehlt. Allein Richelieu ist nicht mehr am Ruder! Die Herausgabe der Pierres gravées inédites ist bei der ersten Lieferung unterbrochen worden und wird schwerlich je fortgesetzt werden. Man hält diese Sammlung für zu oberflächlich und aus ächten und unächten ohne Kritik zusammengerafft. Ueber die Vollendung des Mosaik von Otrikoli im Vatican habe ich nirgends eine bestimmte Nachricht erhalten können. Selbst Quatremère de Quincy wußte mir keine Auskunft darüber zu geben, und er sollte es doch wohl vor allen Dingen wissen, da dieser treffliche Kenner jetzt ohne Widerrede der erste Archäolog in Paris ist."

Sir Samuel Romilly

von

S —— r.



Sir Samuel Romilly.

Wenn zu einer Zeit, wo England in kurzen Zwischenräumen eine Reihe seiner ausgezeichnetesten Köpfe, seiner größten Redner, der gründlichsten Kenner seiner Verfassung und der uneigennützigsten Vertheidiger der Rechte und Freiheiten des Volkes verlohren, je ein Verlust dieser Art tief und allgemein gefühlt worden, so ist dieß der Tod des Sir Samuel Romilly. Eigene, unermüdete Anstrengung, nicht Geburt oder Begünstigung, hoben ihn zu der Stufe empor, auf der er lange, bewundert, stand, und allgemein anerkanntes Verdienst schützte ihn vor dem Neide, welcher gewöhnlich die Früchte eines solchen Strebens zu begleiten pflegt und machte ihn zum Gegenstande der Hochachtung selbst derjenigen, welche als Gegner seiner Ansichten aufzutreten gewohnt waren.

Samuel Romilly ward am ersten März 1757 zu London geboren. Seine Familie stammte aus Frankreich, wo sein Urgroßvater, in der Nähe von Montpellier, ein großes Landgut besaß. Dieser bekannte sich zur protestantischen Religion und sah sich deswegen, nach der Widerrufung der Edikte von Nantes gezwungen, sein Vaterland zu verlassen und in dem Lande, das schon so viele Verfolgte freundlich aufgenommen, in England, eine Freistadt zu suchen. Der Vater Sir Samuels war in London gebohren, wo er das Geschäft eines Juweliers trieb, und sich durch seine Thätigkeit ein ansehnliches Vermögen erwarb. Auch Sir Samuel's Mutter stammte aus einer französischen Familie und hieß Garnault.

Schon früh zeichnete sich der junge Romilly durch sein wohlwollendes Gemüth, seinen hohen Sinn für Ehre, sein schnelles Fassungsvermögen vor allem aber durch die

Reife seines Urtheils aus. Vorzüglich glücklich aber war er in der Wahl seiner Freunde, unter denen er sich besonders an den Prediger Roget anschloß (der später seine Schwester heirathete). Von gleicher Geistesrichtung und gleichen Ansichten mit Romilly, suchte Roget dessen Anstrengungen die gehörige Richtung zu geben, so daß, in spätern Jahren, der erstere sehr oft äußerte, er habe einen großen Theil seines Glückes ihm zu danken, da er ihm zuerst den Anstoß zu dem gegeben, was ihn nachher der Welt bekannt gemacht habe.

Ohne je eine große, öffentliche Schule oder eine Universität besucht zu haben, bahnte er sich selbst den Weg zu seiner künftigen Größe und fing die juristische Laufbahn, für welche er sich bestimmt hatte, damit an, daß er in dem sogenannten Six Clerks office, einem untergeordneten, vorbereitenden Bureau des Court of Chancery *) eine Zeit lang arbeitete und sich dadurch mit dem Geschäftsgang des Gerichtshofes bekannt machte, in welchem er späterhin aufzutreten gedachte.

In seinem vierzigsten Jahre verheirathete er sich mit der Tochter des Hrn. Francis Garbett, deren Bekanntschaft er im Hause des Marquis von Lansdowne (ehemals Lord Shelburne) gemacht hatte. Der Marquis, welcher einen Dunning, einen Barré und einen Pitt unter seinen Augen groß werden sehen und zur Entwickelung ihrer Talente beigetragen hatte, erkannte bald auch in Romilly das, was zu etwas Bedeutendem führte, und würde, hätte sich eine Gelegenheit dargeboten, wahrscheinlich auch für ihn gewirkt haben, was jene ihm verdankten.

Romilly verdoppelte, sobald er Hausvater geworden war, seine Anstrengungen, welche ihn mit schnellen Schritten seinem Ziele näher brachten. Als Fox und Lord Grenville in das Ministerium traten (1806) wurde Romilly zum Solicitor general oder General-Advocaten des Königs ernannt und empfing die Ritterwürde, ja man hatte sogar vermuthet, daß er zum Lord Kanzler von England erhoben werden würde. Während seiner Amtsverwaltung erreichte die Preßfreiheit ihre größte Ausdehnung, eine Erscheinung die um so mehr Außerordentliches hatte, da sie in eine Zeit fiel wo der Streit der Partheyen durch die Ereignisse des Tages eine verdoppelte Lebhaftigkeit gewonnen hatte. Wie heftig aber auch die Angriffe seyn mochten, welche auf die damalige Verwaltung gemacht wurden, so hörte man doch nicht von einer einzigen Anklage.

Im Jahre 1807 nahm Sir Samuel an der Einleitung des Prozesses gegen den verstorbenen Viscount Melville (Dundas) Antheil, welcher nachdem er Schatzmeister der Marine gewesen, einige Jahre hindurch an der Spitze des Seewesens gestanden hatte. Bei dieser Gelegenheit überließ man Romilly's Geschäftskenntniß die ganze Anordnung des Zeugenverhörs und der Beweißstücke, von denen er nachher in einer Rede von bedeutender Länge eine sehr klare Uebersicht gab, die er mit einer kurzen Darstellung der ganzen Schuld des Angeklagten schloß. Bekanntlich sprach die Stimmenmehrheit des Lords den Angeklagten los; was aber Romilly in einer spätern Rede abzuwehren suchte, die Wiederernennung des Viscounts zu irgend einem öffentlichen Amte, fand auch wirklich nicht Statt.

Als es den damaligen Ministern endlich gelang die Abschaffung des Sklavenhandels durchzusetzen, erregte Sir Samuel's Rede eine ganz besondere Aufmerksamkeit, wobei sich ein Umstand ereignete, welcher an und für sich eigenthümlich und beispiellos im Unterhause selbst war, denn es wurde eine hervorstechende Stelle der Rede, welche er mit ungewöhnlicher Wärme vortrug, von dem ganzen Hause mit einem dreimal wiederholten Beifallsklatschen beehrt! — Als die neuen Minister schon nach einer einjährigen Amtsverwaltung entlassen wurden, vertheidigte Sir Samuel diese in einer Rede, welche seinem anerkannten Talente und seiner Unerschrockenheit zu gleich großem Ruhme gereichte. Mit gerechtem Stolze blieb er bei einem Ergebniß jener Verwaltung, der so oft versprochenen, eben so oft verzögerten und eben so oft umgangenen Abschaffung des Sklavenhandels stehen. Das Benehmen der Minister hinsichtlich der irischen Katholiken, nahm er auf das uneingeschränkteste in Schutz und suchte ihre Weigerung zu rechtfertigen, sich gegen den König verbindlich zu machen, nie wieder den Streit über

Werke über die peinliche Gesetzgebung Englands hatte Sir Samuel Materialien gesammelt, deren Verarbeitung, nach einem Artikel seines Testaments zu schließen, er angelegentlichst zu wünschen schien und dazu namentlich seinen Freund Whishaw, oder wenn dieser sich der Arbeit nicht unterziehen wollte, Hrn. Brougham aufforderte.

Wir haben schon oben bemerkt wie sehr sich Sir Samuel bei der Debate auszeichnete, welche der Bill voranging, wodurch die Abschaffung des Sklavenhandels beschlossen wurde. Ihm, der diesem Gegenstande eine so ungetheilte Aufmerksamkeit gewidmet, und sich mit so großem Eifer der Sache der unterdrückten Menschheit angenommen hatte, mußte es daher ein sehr schmerzliches Gefühl verursachen, als die Repräsentanten des Volkes, von dem der entscheidende Schritt ausgegangen war, in die Beibehaltung des Handels von Seiten der Macht gewilligt hatten, der sie Gesetze vorschreiben durften. Mit unverhaltenem Unwillen äußerte sich daher der edle Romilly, als in dem Unterhause, im Jahre 1814 der mit Frankreich abgeschlossene Friede in Berathung gezogen wurde, über den Artikel, welcher die fernere Betreibung des Sklavenhandels auf andere 5 Jahre erlaubt, und seine energischen Aeußerungen trugen wahrscheinlich nicht wenig dazu bei, Frankreich zu früherer Anschließung an die Maaßregeln, welche England in dieser Angelegenheit getroffen, zu bewegen.

Seine nächsten, öffentlichen Schritte bezogen sich auf den Gerichtshof vor welchem er selbst täglich auftrat. Um den Gang der Geschäfte in demselben mehr zu beschleunigen so wie auch dem Lord Kanzler bei seinen unabsehbaren Arbeiten einige Erleichterung zu verschaffen, hatte man den Vorschlag gethan einen neuen Richter zu ernennen und einen neuen Gerichtshof niederzusetzen. Dagegen erklärte sich Sir Samuel als gegen eine Neuerung, die keine Verbesserung sey und sagte voraus, daß weder der Lord Kanzler, noch die Partheyen, noch der Gerichtshof selbst dabei gewinnen würden. Die Ernennung eines Vice-Kanzlers fand indeß dennoch statt *) und das englische Publikum wird jetzt, nach einer Erfahrung von 2—3 Jahren beurtheilen können, ob Sir

*) Sir Thomas Plumer bekleidet jetzt diese Stelle.

Samuel Recht hatte. Während der Plan zur Ernennung dieses neuen Staatsbeamten im Werke war, schrieb Sir Samuel ein kleines Pamphlet das seine Ansicht der Sache enthielt, und die darauf hinaus lief daß die neue Zerspaltung der Chancery in zwei Gerichtshöfe und die Gründung eines Appellationsgerichts zwischen dieser und dem Oberhause nur dahin führen würde die Prozeßkosten anzuschwellen, welche schon höchst bedeutend und drückend waren, die Geschäfte des Gerichtshofes zu vermehren und die Entscheidung der Rechtssachen in die Länge zu ziehen. Romilly schlug daher in einem andern, um diese Zeit von ihm herausgegebenen Pamphlet *) ein sehr einfaches Mittel vor, daß nemlich, der Sache abzuhelfen, das Oberhaus sich, wie alle untergeordneten Gerichtshöfe, wenn die Geschäfte sich über die Maaßen gehäuft hätten, an mehrern Tagen und zu ungewöhnlichen Stunden versammeln solle, um alles abzumachen.

Der lebhafte Antheil, den Sir Samuel noch immer an dem Vaterlande seiner Vorfahren nahm veranlaßte ihn, zu der Zeit wo die ersten Nachrichten

Korpusacte und der daraus entstandenen Folgen, so wie, über die Ungerechtigkeit, die Häfen des sonst so gastfreundlichen Englands unglücklichen Fremden zu verschließen, welche der Verfolgung in ihrem Vaterlande zu entgehen suchten, und schloß dann mit den gewaltigen Worten: wer unsere Nachfolger seyn werden, weiß ich nicht, aber der Himmmel gebe, daß dieß Land nie wieder ein Parliament haben möge, welches der Rechte und Freiheiten des Volkes und der Grundsätze der allgemeinen Gerechtigkeit so wenig achtet, wie dieses es gethan hat!

So sehen wir Sir Samuel Romilly bei jeder Gelegenheit seine Berufsarbeiten unterbrechen und sein eigenes Interesse hinten ansetzen, sobald es das gemeine Beste erheischt. Kein Opfer, seiner Person, seines Vermögens, seiner Gesundheit schien ihm zu groß, wenn es dem Wohle seines Vaterlandes gebracht wurde. Seine Studien begannen gewöhnlich mit Tagesanbruche. Erschöpft von Anstrengungen im Gerichtshofe, mußte er sehr oft, statt einer Erholung zu genießen, einer langen und unanziehenden Debate im Parliamente beiwohnen und die Ausarbeitung seiner, für den Druck bestimmten, Schriften, nöthigte ihn nicht selten, entweder seinem Schlafe einige Stunden abzubrechen; oder seine Praxis zu vernachlässigen, deren Ertrag alles überstieg, was man bis dahin Aehnliches gehört hatte. *)

Natürlich mußte seine rege Thätigkeit zum Besten seines Vaterlandes, je mehr dieselbe an das Licht trat, ihn seinen Mitbürgern desto werther machen. Schon früher hatte man, von Seiten der Stadt Bristol ihn zum Mitgliede des Parliaments in Vorschlag gebracht, ohne daß es jedoch seinen zahlreichen, dortigen Anhängern gelungen wäre, seine Wahl durchzusetzen. Bei der letzten Wahl ersah ihn sein Geburtsort, Westminster, zu seinem Repräsentanten, und man beschloß, ihn, ohne daß er sich darum zu bewerben brauche und daß es ihm Mühe oder Kosten verursache, zu erwählen. Alle Stim-

*) Man schlug seine jährliche Einnahme auf 16—17000 Pf. St. also über 105,000 Thlr., an.

men vereinigten sich für ihn und sein Name ward unter dem einstimmigen Beifalle mehrere Tausende von Wählern als an der Spitze der Liste befindlich ausgerufen. Schon erblickte man im Voraus in ihm den alleinigen Vertheidiger der Rechte und Freiheiten des Volkes, der mit Talenten und Fähigkeiten, wie wenige sie besitzen, ausgerüstet, und als Stellvertreter der zweiten Stadt im Reiche, mit desto größerem Nachdrucke im Parliamente auftreten konnte — als ein unerwarteter Schlag des Schicksals alle Hoffnungen des vertrauenden Volkes vernichtete, und alle Freunde des Vaterlandes in die tiefste Trauer versetzte.

Sir Samuel liebte seine Gattin auf das zärtlichste, und der schwankende Zustand ihrer Gesundheit war schon seit beinahe einem Jahre, eine Veranlassung zur größten Betrübniß für ihren Gatten gewesen. Während ihres Aufenthalts auf dem Landgute der Familie, zu Tannhurst in Surrey, im August 1818, genoß Lady Romilly eines verhältnißmäßig längeren Zwischenraums des Wohlbefindens, und die Hoffnung zu ihrer gänzlichen Wiederherstellung fing wieder an in den Herzen derer aufzuleben, welche sie umgaben. In der Erwartung, daß die milde Luft der Insel Wight, die Reize der Gegend und der Genuß angenehmer, gesellschaftlicher Verhältnisse zur Beschleunigung der Genesung der Lady Romilly beitragen würden, nahm die Familie die freundschaftliche Einladung des Hrn. Nash und seiner Gattin an, den übrigen Theil der Ferien bei ihnen auf ihrem schönen Schlosse zu East-Cowes zuzubringen.

Während indeß Lady Romilly dort war, bekam sie einen neuen Krankheitsanfall, welcher ernsthafter als alle früheren zu werden drohte, so daß man eilte den D. Roget, den Neffen des Sir Samuel, zu ihrem Beystande herbeizurufen. Der beständige Wechsel ihres Befindens erhielt ihren Gatten lange Zeit in einer furchtbaren Spannung und äußerte am Ende einen Einfluß auf ihn, daß

verschrieb, besondere Veranstaltungen traf auf den Fall, daß er seinen Verstand verlieren sollte. *)

Lady Romilly starb in der Nacht des 29sten Octobers, an der Brustwassersucht. Ihr Gatte wurde von seinem Verluste am Morgen durch seinen Neffen benachrichtiget, und empfing die Nachricht mit Ruhe und Ergebung und ohne eine laute Aeußerung der Klage. Im Laufe des Tages schlug man ihm vor, den Ort zu verlassen wo sich eine für ihn so schmerzhafte Begebenheit ereignet, und in langsamen Tagereisen nach London zurückzukehren, ein Plan, in den er sogleich willigte, und zu dessen Ausführung er alsbald die nöthigen Anstalten traf. Bei seiner Ankunft zu Murrel-Green, am folgenden Tage, erklärte er daß er so erschöpft sey, daß er an diesem Tage nicht weiter reisen könne, weshalb man auch im Gasthofe blieb. D. Roget, welcher, ohne Ausnahme, die Nächte in seines Oheims Zimmer zubrachte, bemerkte, daß ob er gleich im allgemeinen unruhig war, er doch zu Zeiten eines ruhigen Schlafes genoß. Nie ließ er das geringste Zeichen der Ungeduld oder Reizbarkeit blikken. Am folgenden Tage ward die Reise fortgesetzt: je näher Sir Samuel aber der Stadt selbst kam, desto ängstlicher ward er und beklagte sich einmal gegen seine Tochter, die ihn begleitete, daß sein Kopf ihm wüste sey.

Am Abend nach seiner Ankunft in seinem Hause in der Stadt äußerte er, nachdem er sein Mittagsbrod mit der gewöhnlichen Eßlust eingenommen, den Wunsch, D. Marcet zu sprechen, gab aber keinen besondern Grund für dieß Verlangen an. Man hat fälschlich behauptet, daß er damals das höchst unangenehme Gefühl einer brennenden Hitze in seinem Kopfe verspürt habe. **) Dieß ist nicht gegründet, denn als D. Marcet sich besonders nach dem Zustande seines Kopfes erkundigte, so antwortete ihm Sir Samuel, daß er kein Kopfweh habe oder

*) Ueber die letzten zwölf Jahre seines Lebens hatte er ein Tagebuch geführt, das bis zu 3 Bänden herangewachsen war, und dessen Aufbehaltung, zum Gebrauche seiner Kinder, er angeordnet hatte.

**) In mehreren deutschen Zeitungen stand: er habe geäußert, sein Kopf sey so heiß, als ein glühender Ofen.

irgend ein unangenehmes Gefühl im Kopfe verspüre. Alle Kennzeichen deuteten nur auf einen großen Grad des Reizes der Nerven, ohne daß jedoch Fieber oder irgend eine entzündliche Bewegung sich dazu gesellt hätte, aber jene Erscheinungen ließen für seinen Gemüthszustand alles fürchten. Am nächsten Morgen, nach einer Nacht in welcher er nicht einen Augenblick geschlafen hatte, war sein Zustand bedenklicher: er hatte Anzeichen von Fieber und sein Puls ging sehr schnell. D. Marcet ward sogleich gerufen: ehe er aber irgend etwas unternahm, wünschte er, daß man auch D. Babington *) zu Rathe ziehen möchte. Dieser erschien in großer Eile: während der Zeit hatte sich indeß die große Erregung gelegt und eine reichliche Ausdünstung dem Kranken Erleichterung gewährt. Man schritt sogleich zu einer ärztlichen Berathung, entschied sich aber, des veränderten Zustandes des Kranken willen, statt der früher vorgeschlagenen ableitenden und kühlenden Mittel, gelind reizende zu brauchen und die Aerzte kamen überein, um 5 Uhr Nachmittags wieder zusammen zu kommen. Sir Samuel

faltete seine Hände, und schien nach der Bewegung seiner Lippen und Augen zu schließen, in eifriges Gebet versunken, bei welchem er seinen Geist aufgab."

Im Leben wie im Tode vereinigt, wurden Sir Samuel und seine Gattin zur selben Zeit und im selben Grabe zu Krill in Herefordshire, dem Sitze des Vorfahren der Lady Romilly, beerdigt. Das Begräbniß fand, dem Willen des Verstorbenen gemäß, im Stillen statt, und nur seine nächsten Verwandten und vertrautesten Freunde geleiteten ihn zur Ruhe. Sechs Söhne und eine Tochter beweinen mit einer großen Anzahl von Freunden und Verwandten und dem trauernden Vaterlande, seinen Verlust.

So starb am 2ten November 1818 im 62sten Jahre seines Alters, Sir Samuel Romilly.

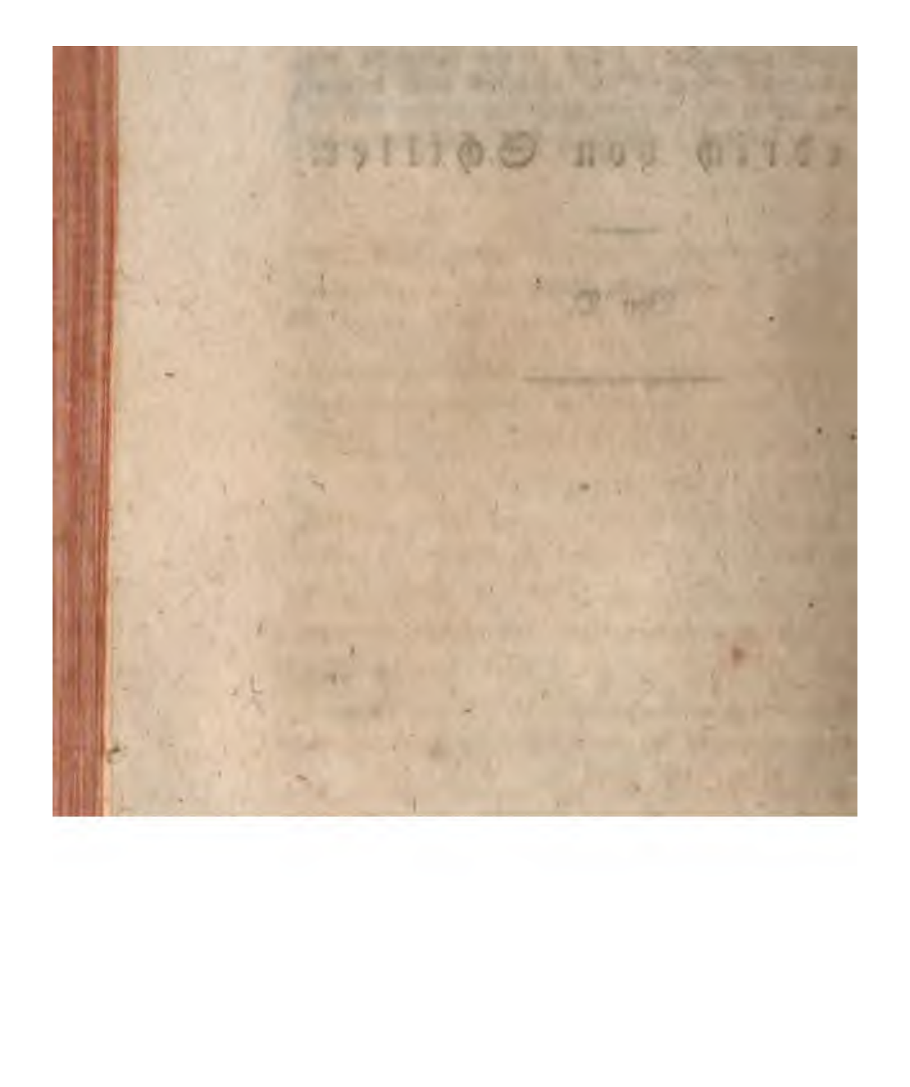
Es sey mir erlaubt, am Ende dieser Skizze nur einige wenige Bruchstücke aus der Rede des wackern Wilberforce herzusetzen, in welcher dieser auf eine eben so ungezwungene, als seinem und anderer Herzen wohlthuende Weise, bei Gelegenheit seines Antrages zur Milderung der Strafgesetze, Romilly's Andenken feierte.

„Er könne, sagte er, nicht von dem zu berathenden „Gegenstande reden, ohne zugleich den tiefen Schmerz, „den er mit dem Hause und dem ganzen Lande fühle, „an den Tag zu legen, daß es jetzt ihm überlassen sey, „seine schwache Stimme für eine Sache zu erheben, die „so oft und so wohl von einem Manne verfochten wor„den sey, dessen Name immer neben denen der Wohlthä„ter der Menschheit genannt werden, und dessen Anden„ken gewiß allen denen heilig bleiben werde, welche so„wohl die öffentliche als die Privattugend verehrten, von „einem Manne, dessen umfassendes Wissen nur mit sei„ner Geschäftskenntniß verglichen werden konnte, und der „diesem Gegenstande alle seine Einsichten und seine ganze „Erfahrung gewidmet. Sowohl Freunde als Feinde er„kannten die Verbindlichkeiten, welche ihm das Vaterland „schuldig war und die Rastlosigkeit seiner Arbeiten an, „wenn man anders den Ausdruck Freunde für diejenigen „brauchen kann, welche ihn mit dem hingegebensten En„thusiasmus liebten, oder diejenigen Feinde nennen kann

„welche, während sie sich seinen Vorschlägen widersetzten,
„die Reinheit seiner Absichten anerkannten. Es war ein
„Mann, in welchem sich öffentliche und Privat = Ausge=
„zeichnetheit so innig verschmolzen, und so sehr einander
„das Gegengewicht hielten, daß es schwer war, zu ent=
„scheiden, welche von beiden das Uebergewicht behaupte,
„während diejenigen, die sich seiner Freundschaft erfreu=
„ten, überzeugt waren, daß das allgemeine Wohlwollen,
„welches seine Ansichten und Entwürfe bezeichnete, hin=
„ter den angenehmen Eigenschaften, die er im häuslichen
„Leben entfaltete, noch zurückstehen mußte."

Friedrich von Schiller.

Von D.



Vorwort.

Der Leser kann im Allgemeinen bei jeder Schrift verlangen, daß ihr Verfasser den Gesichtspunkt angebe, von dem er dabei ausgegangen. Vielleicht aber bedürften Lebensbeschreibungen geistreicher, tief in Kunst und Wissenschaft ihres Zeitalters eingreifender Männer ganz vorzüglich eines solchen einleitenden Vorworts. Der Verfasser der nachstehenden Biographie eines unsrer ersten Dichter hält es daher für seine Pflicht, einige Worte darüber voranzuschicken.

Mit inniger Liebe dem dichterischen Fluge jenes erhabenen Genius in seinen verschiedenartigsten Richtungen folgend, und mit immer neuem Genuß aus der idealen Welt in die wirkliche zurückkehrend, fühlte der Verfasser längst schon den Mangel einer möglichst vollständigen Biographie Schillers; wenn gleich einzelne geistreiche Personen die Verdienste des unsterblichen Sängers, namentlich im dramatischen Fache, rühmend hervorhoben. Der nachstehende Aufsatz sey daher mehr treue, historische Darstellung der Lebensereignisse des Dichters, als kritische Würdigung dessen, was er geleistet; doch wird auch die letztere, bei Erwähnung der einzelnen Geistesprodukte,

so weit es Raum und Zweck der Darstellung gestatten, sich unwillkürlich, ja von selbst, anreihen. — Darüber mit dem geneigten Leser einverstanden, bliebe nun freilich noch die Hauptfrage zu beantworten: in wie fern die vorliegende Biographie von den bereits erschienenen Lebensbeschreibungen Schillers (die wir nebst anderweitigen Nachrichten und Notizen über den Dichter unten namhaft machen wollen) abweiche, oder mit andern Worten: worin ihr Vorzug bestehe. Der Verfasser glaubt darauf, wie er bereits oben angedeutet, so antworten zu können: erstens in der vollständigen Sammlung der hie und da zerstreuten Nachrichten über Schiller, und sodann in möglichster Sichtung des Wahren vom Falschen. Was jene Vollständigkeit betrifft, so läßt sie sich den zwei ausführ-

nen. Warum dies nicht geschehen, ist eine Frage, deren Beantwortung wir dahingestellt seyn lassen müssen. Genug, in mehrern Zeitschriften liegt eine Menge schätzbarer, und — wie aus den gleichzeitig darüber erschienenen Beurtheilungen erhellt — wahrer Notizen zerstreut, und daher fast nutzlos für den Leser, dem man eben so wenig zumuthen kann, sich die einzelnen Hefte jener Zeitblätter anzuschaffen, als die Jahrgänge des Taschenbuchs Minerva, das bekanntlich Briefe von Schiller enthält, und obendrein meistens solche, die über seine eigenen dramatischen Producte Aufschluß geben. Jene Beiträge nun an einander zu reihen, die verschiedenen Briefe gehörigen Orts einzuschalten, sorgfältig prüfend Wahres vom Falschen zu scheiden, und so den unvergeßlichen Dichter noch einmal dem Leser in einem ungetrübten und anschaulichen Bilde vor Augen zu führen — diesem mühvollen Geschäfte unterzog sich der Verfasser. Möge man daher, wie aus dem bisher Gesagten folgt, des Neuen wenig finden; er hofft dennoch durch die Sammlung des Zerstreuten, mit einem Worte, durch die Anordnung des Ganzen auf den freundlichen Dank mancher Leser, und macht versprochener Maaßen die bei der nachstehenden Biographie benutzten Schriften namhaft.

Schiller der Jüngling, oder Scenen und Charakterzüge aus seinem frühern Leben. Stendal 1806.

Schwalbopler: über Fr. v. Schiller und seine poet. Werke. Leipzig 1806.

Ueber Fr. v. Schiller (Intellig. Blatt der Allgem. Lit. Zeit. Juny 1805.)

Beiträge zu einer Biographie Schillers, aus einem Schreiben aus Helmstädt (Intell. Bl. d. Allgem. Lit. Zeit. August, October, 1805).

Schillers früheste Geschichte bis zum Erwachen s. Dichtergeistes. — Schiller im zweiten Zeitraum seiner Entwicklung (Morgenbl. July, August, Decemb. 1807).

Bruchstücke aus Schillers Charakteristik (Zeit. f. d. eleg. Welt. August 1805).

Fr. v. Schiller von A. Klingemann (ebendas. May 1805).

Zerstreute Notizen über Schiller in d. Zeit. f. d. eleg. Welt (May 1805.), in d. Allgem. Lit. Zeit. (April 1806 und December 1808).

Minerva, Taschenbuch auf 1811 und f. J.

Biographie Schillers und Anleitung zur Critik seiner Werke von J. K. S. Wien 1810.

Nachrichten von Schillers Leben im ersten Bande seiner sämmtl. Werke. Tübingen 1812.

Conversationslexicon. Leipzig und Altenb. 1817. Bd. VIII.

Friedrich von Schiller.

Johann Christoph Friedrich Schiller wurde den 10ten November 1759 zu Marbach, einem würtembergischen Städtchen am Neckar, geboren. Sein Vater, Johann Caspar, der im Jahre 1745 als Wundarzt bei einem baierischen Husarenregimente nach den Niederlanden ging, ward im Jahr 1757 bei seiner Rückkehr in das Herzogthum Würtemberg, Fähndrich und Adjutant bei dem Regimente Prinz Louis. Zwei Jahre später ward er bei einem andern Würtembergischen Corps in Hessen und Thüringen angestellt. Mit vielem Eifer bestrebte er sich in Stunden der Muße, die Bildung, die ihm ungünstiger Umstände wegen in seiner Jugend nicht geworden war, in spätern Jahren nachzuholen, und das Studium der Mathematik und Philosophie hatte vorzüglich viel Anziehendes für ihn. Nächst demselben gewährten ihm landwirthschaftliche Beschäftigungen viel Vergnügen, und die Anlegung einer Baumschule in Ludwigsburg veranlaßte den damaligen Herzog von Würtemberg ihm einen ähnlichen, doch erweiterten Wirkungskreis auf einem von seinen Lustschlössern, der Solitüde, anzuweisen *). Doch in noch größerem Maaße als die Gunst des Fürsten, die ihm fortdauernd blieb, erfreute ihn der Ruhm seines Sohnes, den er noch in hohem Alter erlebte. In einem noch vorhandenen eigenhändigen Schreiben des Vaters findet sich folgende Stelle darüber:

„Und du Wesen aller Wesen! Dich hab' ich nach der Geburt meines einzigen Sohnes gebeten, daß du dem-

*) Man hat noch ein Werk von ihm: die Baumzucht im Großen, wovon die zweite Auflage, Gießen 1806, erschien.

selben an Geistesstärke zulegen möchtest, was ich aus Mangel an Unterricht nicht erreichen konnte, und du hast mich erhört! Dank dir, gütigstes Wesen, daß du auf die Bitten der Sterblichen achtest!" —

Schillers Mutter, die Tochter eines Bäckers aus Kodweis, war zuverlässigen Nachrichten zufolge, eine anspruchlose, aber verständige und gutmüthige Hausfrau. Mit vieler Innigkeit hing sie an ihrem Gatten und Sohne. Zur Lektüre hatte sie wenig Zeit, doch liebte sie Uz und Gellert sehr, vorzüglich als geistliche Dichter.

Den ersten Unterricht erhielt Schiller von dem Pfarrer Moser in Lorch, einem würtembergischen Grenzdorfe, wo seine Eltern sich von 1765 an drei Jahre aufhielten und dann nach Ludwigsburg zogen. Hier sah der neunjährige Knabe zum erstenmale ein Theater und zwar ein so glänzendes, als es die Pracht unter Herzog Carls Regierung erfoderte. Die Wirkung, die dies auf ihn machte, läßt sich schon daraus abnehmen,

Lehrers, eines höchst strengen Mannes, machten die beiden Knaben um die zu überstehende Prüfung sehr besorgt, doch beantworteten sie die ihnen vorgelegten Fragen ohne den geringsten Anstoß, und erhielten zur Belohnung jeder 2 Kreuzer. Schillers Vorschlag, für diese kleine Baarschaft auf dem Hartenecker Schlößchen eine kalte Milch zu essen, ward angenommen, doch das Gewünschte war hier leider nicht zu bekommen. Sie mußten daher ihre Wanderung nach Neckarweihingen fortsetzen, wo sie nach langem Herumfragen die Milch in einer reinlichen Schüssel und silberne Löffel zum Essen erhielten, und dieses für die genügsamen Näscher höchst köstliche Mahl kostete überdies nur 3 Kreuzer. Ueber diesen Vollgenuß gerieth Schiller in eine dichterische Begeisterung. Als er mit seinem Begleiter das Dorf verlassen hatte, bestieg er den Hügel, von welchem man Harteneck und Neckarweihingen übersehen kann, und ertheilte mit dichterischem Pathos dem milchentblößten Orte seinen Fluch, dem aber, der sie gelabt hatte, seinen gefühltesten Segen.

Das erste Gedicht, das Schiller ausarbeitete ward am Tage seiner Confirmation im Jahre 1772 durch die Erinnerungen seiner Mutter veranlaßt, welche, da sie ihn nachlässig auf der Straße umherschlendern sah, ihm seine Gleichgültigkeit gegen die wichtige Handlung des kommenden Tages vorwarf, und so sein religiöses und poetisches Gefühl weckte. Daß er an diesem Tage auch seinem Vater ein Gedicht, und zwar in lateinischen Doppelversen, überreicht habe, ist nicht ganz außer Zweifel gestellt.

Schiller war von seinen Eltern zum theologischen Stande bestimmt worden, auch stimmte dieß ganz mit seinen Neigungen überein. Er hatte für diesen Zweck nach der Art junger Candidaten der Theologie mehreremale bereits die jährlichen Prüfungen im Stuttgarter Landexamen ausgestanden. Allein man hätte, heißt es, von Seiten des damaligen Consistoriums, Schillers Eltern die Weisung gegeben, wegen mangelhafter Talente für die theologische Laufbahn, ihren Sohn einer andern Bestimmung zu widmen. Gegen die Aechtheit dieser Nachricht sprechen aber die Zeugnisse, die der Prälat und Rector des Stuttgarter Gymnasiums, M. Knaus, bei seiner viermaligen Prüfung im Landexamen,

„welche, während sie sich seinen Vorschlägen widersetzten,
„die Reinheit seiner Absichten anerkannten. Es war ein
„Mann, in welchem sich öffentliche und Privat=Ausge=
„zeichnetheit so innig verschmolzen, und so sehr einander
„das Gegengewicht hielten, daß es schwer war, zu ent=
„scheiden, welche von beiden das Uebergewicht behaupte,
„während diejenigen, die sich seiner Freundschaft erfreu=
„ten, überzeugt waren, daß das allgemeine Wohlwollen,
„welches seine Ansichten und Entwürfe bezeichnete, hin=
„ter den angenehmen Eigenschaften, die er im häuslichen
„Leben entfaltete, noch zurückstehen mußte.“

Friedrich von Schiller.

Von D.



Vorwort.

Der Leser kann im Allgemeinen bei jeder Schrift verlangen, daß ihr Verfasser den Gesichtspunkt angebe, von dem er dabei ausgegangen. Vielleicht aber bedürften Lebensbeschreibungen geistreicher, tief in Kunst und Wissenschaft ihres Zeitalters eingreifender Männer ganz vorzüglich eines solchen einleitenden Vorworts. Der Verfasser der nachstehenden Biographie eines unsrer ersten Dichter hält es daher für seine Pflicht, einige Worte darüber voranzuschicken.

Mit inniger Liebe dem dichterischen Fluge jenes erhabenen Genius in seinen verschiedenartigsten Richtungen folgend, und mit immer neuem Genuß aus der idealen Welt in die wirkliche zurückkehrend, fühlte der Verfasser längst schon den Mangel einer möglichst vollständigen Biographie Schillers; wenn gleich einzelne geistreiche Personen die Verdienste des unsterblichen Sängers, namentlich im dramatischen Fache, rühmend hervorhoben. Der nachstehende Aufsatz sey daher mehr treue, historische Darstellung der Lebensereignisse des Dichters, als kritische Würdigung dessen, was er geleistet; doch wird auch die letztere, bei Erwähnung der einzelnen Geistesproducte,

so weit es Raum und Zweck der Darstellung gestatten, sich unwillkürlich, ja von selbst, anreihen. — Darüber mit dem geneigten Leser einverstanden, bliebe nun freilich noch die Hauptfrage zu beantworten: in wie fern die vorliegende Biographie von den bereits erschienenen Lebensbeschreibungen Schillers (die wir nebst anderweitigen Nachrichten und Notizen über den Dichter unten namhaft machen wollen) abweiche, oder mit andern Worten: worin ihr Vorzug bestehe. Der Verfasser glaubt darauf, wie er bereits oben angedeutet, so antworten zu können: erstens in der vollständigen Sammlung der hie und da zerstreuten Nachrichten über Schiller, und sodann in möglichster Sichtung des Wahren vom Falschen. Was jene Vollständigkeit betrifft, so läßt sie sich den zwei ausführ-

nen. Warum dies nicht geschehen, ist eine Frage, deren Beantwortung wir dahingestellt seyn lassen müssen. Genug, in mehrern Zeitschriften liegt eine Menge schätzbarer, und — wie aus den gleichzeitig darüber erschienenen Beurtheilungen erhellt — wahrer Notizen zerstreut, und daher fast nutzlos für den Leser, dem man eben so wenig zumuthen kann, sich die einzelnen Hefte jener Zeitblätter anzuschaffen, als die Jahrgänge des Taschenbuchs Minerva, das bekanntlich Briefe von Schiller enthält, und obendrein meistens solche, die über seine eigenen dramatischen Producte Aufschluß geben. Jene Beiträge nun an einander zu reihen, die verschiedenen Briefe gehörigen Orts einzuschalten, sorgfältig prüfend Wahres vom Falschen zu scheiden, und so den unvergeßlichen Dichter noch einmal dem Leser in einem ungetrübten und anschaulichen Bilde vor Augen zu führen — diesem mühvollen Geschäfte unterzog sich der Verfasser. Möge man daher, wie aus dem bisher Gesagten folgt, des Neuen wenig finden; er hofft dennoch durch die Sammlung des Zerstreuten, mit einem Worte, durch die Anordnung des Ganzen auf den freundlichen Dank mancher Leser, und macht versprochener Maaßen die bei der nachstehenden Biographie benutzten Schriften namhaft.

Schiller der Jüngling, oder Scenen und Charakterzüge aus seinem frühern Leben. Stendal 1806.

Schwaldopler: über Fr. v. Schiller und seine poet. Werke. Leipzig 1806.

Ueber Fr. v. Schiller (Intellig. Blatt der Allgem. Lit. Zeit. Juny 1805.)

Beiträge zu einer Biographie Schillers, aus einem Schreiben aus Helmstädt (Intell. Bl. d. Allgem. Lit. Zeit. August, October, 1805).

Schillers früheste Geschichte bis zum Erwachen s. Dichtergeistes. — Schiller im zweiten Zeitraum seiner Entwicklung (Morgenbl. July, August, Decemb. 1807).

Bruchstücke aus Schillers Charakteristik (Zeit. f. d. eleg. Welt. August 1805).

Fr. v. Schiller von A. Klingemann (ebendas. May 1805).

Zerstreute Notizen über Schiller in d. Zeit. f. d. eleg. Welt (May 1805.), in d. Allgem. Lit. Zeit. (April 1806 und December 1808).

Minerva, Taschenbuch auf 1811 und f. J.

Biographie Schillers und Anleitung zur Critik seiner Werke von J. K. S. Wien 1810.

Nachrichten von Schillers Leben im ersten Bande seiner sämmtl. Werke. Tübingen 1812.

Conversationslexicon. Leipzig und Altenb. 1817. Bd. VIII.

Friedrich von Schiller.

Johann Christoph Friedrich Schiller wurde den 10ten November 1759 zu Marbach, einem würtembergischen Städtchen am Neckar, geboren. Sein Vater, Johann Caspar, der im Jahre 1745 als Wundarzt bei einem baierischen Husarenregimente nach den Niederlanden ging, ward im Jahr 1757 bei seiner Rückkehr in das Herzogthum Würtemberg, Fähndrich und Adjutant bei dem Regimente Prinz Louis. Zwei Jahre später ward er bei einem andern Würtembergischen Corps in Hessen und Thüringen angestellt. Mit vielem Eifer bestrebte er sich in Stunden der Muse, die Bildung, die ihm ungünstiger Umstände wegen in seiner Jugend nicht geworden war, in spätern Jahren nachzuholen, und das Studium der Mathematik und Philosophie hatte vorzüglich viel Anziehendes für ihn. Nächst demselben gewährten ihm landwirthschaftliche Beschäftigungen viel Vergnügen, und die Anlegung einer Baumschule in Ludwigsburg veranlaßte den damaligen Herzog von Würtemberg ihm einen ähnlichen, doch erweiterten Wirkungskreis auf einem von seinen Lustschlössern, der Solitüde, anzuweisen *). Doch in noch größerem Maaße als die Gunst des Fürsten, die ihm fortdauernd blieb, erfreute ihn der Ruhm seines Sohnes, den er noch in hohem Alter erlebte. In einem noch vorhandenen eigenhändigen Schreiben des Vaters findet sich folgende Stelle darüber:

„Und du Wesen aller Wesen! Dich hab' ich nach der Geburt meines einzigen Sohnes gebeten, daß du dem-

*) Man hat noch ein Werk von ihm: die Baumzucht im Großen, wovon die zweite Auflage, Gießen 1806, erschien.

Schillers früheste Geschichte bis … ich …
— Schiller im zweiten Zeitr… … und du …
gendbl. July, August, Decem… … daß du auf …
Bruchstücke aus Schillers … … eines Bäckers …
August 1805). … Nachrichten zufolgt, …
Fr. v. Schiller von X. … …o gutmüthige Hausfr…
Zerstreute Notizen üb… … …e an ihrem Gatten …
(May 1805), … sie wenig Zeit, doch …
December 1808). … …ehr, vorzüglich als geistl…
Minerva, Tasche… … …cht erhielt Schiller von dem …
Biographie Sch… … …ch, einem würtembergischen …
von J. K. … …ern sich von 1765 an drei Jahre …
Nachrichten … nach Ludwigsburg zogen. Hier
Werke. … …rige Knabe zum erstenmale ein Theater
Conversat… so glänzendes, als es die Pracht …

… Regierung erfoderte. Die Wirkung, die … machte, läßt sich schon daraus abnehmen, … seine jugendlichen Spiele sich darauf bezogen … zu Trauerspielen schon damals seinen … …ten. Für Schillers Bildung war in der latei… Schule zu Ludwigsburg gesorgt, wo er bis zum … 1773 blieb. Sein vorzüglichster Lehrer, bei dem … späterhin auch Kost und Wohnung hatte, war Jo… …ed. Jahn, ein Mann, der bei einer mürrischen und …rausenden Gemüthsart, nicht geringe Sprachkennt…nisse besaß. Die Dichter, die Schiller in der Ludwigs… …er Schule lesen und übersetzen mußte, waren Ovids …dien, Virgils Aeneis und Horazens Oden. … bemerkte keiner seiner Mitschüler, daß er an einem … Sänger mit feuriger Innigkeit hing, auch … wenn man die Kenntniß der lateinischen Sprache …nimmt, in keinem Fache des Wissens bedeutend …, und ließ so auch nicht das geringste von den …enden seltenen Anlagen ahnen, die sich … glänzend entwickelten.

Die …

Lehrers, eines höchst strengen Mannes, machten die beiden Knaben um die zu überstehende Prüfung sehr besorgt, doch beantworteten sie die ihnen vorgelegten Fragen ohne den geringsten Anstoß, und erhielten zur Belohnung jeder 2 Kreuzer. Schillers Vorschlag, für diese kleine Baarschaft auf dem Hartenecker Schlößchen eine kalte Milch zu essen, ward angenommen, doch das Gewünschte war hier leider nicht zu bekommen. Sie mußten daher ihre Wanderung nach Neckarweihingen fortsetzen, wo sie nach langem Herumfragen die Milch in einer reinlichen Schüssel und silberne Löffel zum Essen erhielten, und dieses für die genügsamen Näscher höchst köstliche Mahl kostete überdies nur 3 Kreuzer. Ueber diesen Vollgenuß gerieth Schiller in eine dichterische Begeisterung. Als er mit seinem Begleiter das Dorf verlassen hatte, bestieg er den Hügel, von welchem man Harteneck und Neckarweihingen übersehen kann, und ertheilte mit dichterischem Pathos dem milchentblößten Orte seinen Fluch, dem aber, der sie gelabt hatte, seinen gefühltesten Segen.

Das erste Gedicht, das Schiller ausarbeitete ward am Tage seiner Confirmation im Jahre 1772 durch die Erinnerungen seiner Mutter veranlaßt, welche, da sie ihn nachlässig auf der Straße umherschlendern sah, ihm seine Gleichgültigkeit gegen die wichtige Handlung des kommenden Tages vorwarf, und so sein religiöses und poetisches Gefühl weckte. Daß er an diesem Tage auch seinem Vater ein Gedicht, und zwar in lateinischen Doppelversen, überreicht habe, ist nicht ganz außer Zweifel gestellt.

Schiller war von seinen Eltern zum theologischen Stande bestimmt worden, auch stimmte dieß ganz mit seinen Neigungen überein. Er hatte für diesen Zweck nach der Art junger Candidaten der Theologie mehreremale bereits die jährlichen Prüfungen im Stuttgarter Landexamen ausgestanden. Allein man hätte, heißt es, von Seiten des damaligen Consistoriums, Schillers Eltern die Weisung gegeben, wegen mangelhafter Talente für die theologische Laufbahn, ihren Sohn einer andern Bestimmung zu widmen. Gegen die Aechtheit dieser Nachricht sprechen aber die Zeugnisse, die der Prälat und Rector des Stuttgarter Gymnasiums, M. Knaus, bei seiner viermaligen Prüfung im Landexamen

inneres Bewußtseyn für die Rechtlichkeit meiner Handlungen spricht; die Lektüre einiger Schriften von Voltaire hat mir gestern noch sehr vielen Verdruß verursacht!" —

Am 25sten September 1776 schrieb Schiller an einen seiner späteren Freunde, Herrn F. . . in St. . ., der die Carlsschule zu Ostern dieses Jahres verlassen hatte, — „Sie stehen jetzt auf der Bühne der wirklichen Welt, und werden, das traue ich dieser Bühne zu, ganz andere Dekorationen, Souffleurs und Acteurs gefunden haben, als wir sie uns in unsrer Ideenwelt dachten. Erzeigen Sie mir doch ja die freundschaftliche Gefälligkeit und theilen mir Ihre Ansicht der wirklichen Welt mit! Mich interessirt alles, was ich von freien, selbstdenkenden Männern von einer Laufbahn erfahre, die ich bald selbst betreten werde. Nicht so ganz von wirklichen Erfahrungen entblößt wünschte ich in die wirkliche Welt überzutreten. Denn alles, was ich bisher von ihr weiß, folgerte ich aus dem Handeln und Wandeln in derselben, worüber mich die Geschichte, die treue Leiterin und Führerin auf

Nicht minder studirte er Plutarchs Lebensbeschreibungen, Herders und Garve's Schriften, und den Anmerkungen des letztern zu Ferguson's Moralphilosophie verdankte er das erste Licht im Reiche der Vernunftwahrheiten.

Schillers Geist wollte indeß nicht lange blos empfangen, er wollte selbst zeugen, bilden, gestalten. Ein episches Gedicht, Moses, das im Jahre 1773 entstand, gehört zu seinen frühesten Versuchen, in dem man freilich weniger eigenes Schaffen, als mühvolles Nachstreben und Nachbilden erblickt. Zu Ende desselben Jahres erhielt er durch einen Freund Gerstenbergs Ugolino. Dieses Trauerspiel, das an einzelnen Schönheiten, insonderheit an rührenden, erhabenen und erschütternden Auftritten, von keinem andern bedeutend übertroffen wird, bewegte Schillern nicht nur auf das tiefste, es machte einen fortwirkenden Eindruck auf ihn. Ugolino und Götz von Berlichingen gaben seiner dichtenden Geistesthätigkeit eine neue Richtung und sie sowohl als Lessing's Schauspiele, die Gedichte des Malers Fried. Müller und ganz vorzüglich Leisewitzen's Julius von Tarent gehörten zu Schillers damaligen Lieblingswerken. So entstand sein erstes Werk Cosmus von Medicis, von dem später einige Stellen in die Räuber aufgenommen wurden. Es war im Ganzen ein sehr unvollkommener Versuch, und die Aehnlichkeit im Stoffe mit dem Julius von Tarent unverkennbar. Auch Schillers lyrische Versuche in jener Zeit ließen nur schwach den Geist ahnen, der sich in seinen spätern Werken dieser Gattung ausspricht. In seinem ersten Gedichte dieser Art, das im Jahr 1776 erschien, *) zeigt sich mehr Aneignung fremder Ideen, vorzüglich Klopstocks, Cramer's und Uzens, als eigenthümlicher, dichterischer Schwung. Bemerkenswerth sind jedoch folgende Verse, weil sie uns in das Innerste seines Gemüths blicken, und uns sehen lassen, auf was sein letztes Sehnen und Streben zu dieser Zeit sich beschränkte. Er spricht vom

---

keit derselben mit dem Traume, den Franz Moor in den Räubern erzählt, ist unleugbar.

*) S. Balth. Haug's Schwäb. Magazin. 1776. S. 115.

Gefühle für die Reize der Natur, und bricht dann in die Worte aus:

„Für Könige, für Große ist's geringe,
Die Niederen besucht es nur —
O Gott! Du gabest mir Natur,
Theil' Welten unter sie — nur Vater! mir Gesänge!"

In diese Zeit fällt Schillers Bekanntschaft mit Shakspeare, jenem wunderbaren Geiste, den ein neuerer Dichter sehr passend den Genius der brittischen Insel genannt hat, und dessen Verdienste von den trefflichsten Schriftstellern unsrer Zeit anerkannt und gewürdigt worden sind. Schiller hörte nämlich in einer Unterrichtsstunde eine Stelle aus dem Britten vorlesen. Mit ausdruckvollster Sehnsucht trat er nach geendeter Stunde zu seinem Lehrer, dem nachherigen Prälaten Abel in Schönthal hin, und bat um den großen Dramatiker, wiewohl er damals seinen Gefühlen nicht ganz zusagte. Doch man höre Schillern selbst! „Als ich, sagt er, *) in einem sehr frühen Alter diesen Dichter zuerst kennen lernte, empörte mich seine Kälte, seine Unempfindlichkeit, die ihm erlaubte, im höchsten Pathos zu scherzen, die herzzerschnei-

ersticken sollte, fachte sie an. Verhältnissen zu entfliehen, die mir eine Folter waren, schweifte mein Herz in eine Ideenwelt aus, aber unbekannt mit der wirklichen, von welcher mich eiserne Stäbe schieden — unbekannt mit den Menschen — denn die vierhundert, die mich umgaben, waren ein einziges Geschöpf, der getreue Abguß eines und eben dieses Modell's, von welchem die plastische Natur sich feierlich lossagte, — unbekannt mit den Neigungen freier, sich selbst überlassener Wesen — denn hier kam nur Eine zur Reife, die ich jetzt nicht nennen will! — jede übrige Kraft des Willens erschlaffte, indem eine einzige sich convulsivisch spannte, jede Eigenheit, jede Ausgelassenheit der tausendfach spielenden Natur ging in dem regelmäßigen Tempo der herrschenden Ordnung verloren; — unbekannt mit dem schönen Geschlechte — die Thore dieses Instituts öffnen sich, wie man wissen wird, Frauenzimmern nur, ehe sie anfangen interessant zu werden und wenn sie aufgehört haben, es zu seyn — unbekannt mit Menschen und Menschenschicksal, mußte mein Pinsel nothwendig die mittlere Linie zwischen Engel und Teufel verfehlen, mußte er ein Ungeheuer hervorbringen, das zum Glück in der Welt nicht vorhanden war und dem ich nur darum Unsterblichkeit wünschen möchte, um das Beispiel einer Geburt zu verewigen, die der naturwidrige Beischlaf der Subordination und des Genius in die Welt setzte. — Ich meine die Räuber. Dieß Stück ist erschienen. Die ganze sittliche Welt hat den Verfasser als einen Beleidiger der Majestät vorgefordert. — Seine ganze Verantwortung sey das Clima, unter dem es geboren wurde. Wenn von allen den unzähligen Klageschriften gegen die Räuber nur eine einzige mich trifft, so ist es diese, daß ich zwei Jahre vorher mir anmaaßte Menschen zu schildern, ehe mir noch einer begegnet war!" —

Für die Räuber fand Schiller keinen Verleger und mußte den Druck auf eigene Kosten veranstalten. Doch sehr erfreulich war es für ihn, als ihn schon im Jahre 1781 der Hofkammerrath und Buchhändler Schwan in Mannheim zu einer Umarbeitung dieses Werks für die dortige Bühne auffoderte. Bald darauf erhielt er einen ähnlichen Antrag von dem Freiherrn von Dalberg, dem Direktor des Mannheimer Theaters, der zugleich auf künftige dramatische Producte gerichtet war. Was Schiller

hierauf erwiederte, ist noch vorhanden und es ergiebt sich daraus, wie streng er sich selbst beurtheilte und wie leicht er in jede Abänderung willigte, von deren Nothwendigkeit man ihn überzeugte, doch wie nachdrücklich er auch in wesentlichen Punkten selbst gegen einen Mann, den er hochschätzte, die Rechte seines Werks vertheidigte. Die schriftlichen Verhandlungen endigten sich zu beiderseitiger Zufriedenheit und die *Räuber* wurden im Jahr 1782 in *Mannheim* aufgeführt.

Bis zum Jahre 1778 befand sich Schiller auf der Carlsschule und überreichte dann seiner Bestimmung als Arzt und dem Reglement gemäß eine medicinische Probeschrift: *Ueber den Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen*, (Stuttgart 1780. 4.), ein Werk, das leider im Buchhandel nicht mehr zu haben ist. Schon früher hatte er eine Abhandlung unter dem Titel: *Philosophie der Physiologie* in einer lateinischen Uebersetzung vorgelegt, die aber nicht im Drucke erschien. In der erstgenannten Probeschrift hatte er als Belege zu psychologi-

durch einen seiner Lehrer überrascht wurde. Bei den Worten, die Franz Moor zu Moser sagt: „Ha was! du kennst keine drüber! Besinne dich nochmals! Tod, Himmel, Ewigkeit, Verdammniß schwebt auf dem Laute deines Mundes! — Keine einzige drüber*)" — öffnete sich die Thüre und der hereintretende Inspector sah Schillern wüthend und in Verzweiflung die Stube auf und niedergehen. „Ei so schäme man sich doch, wer wird so entrüstet seyn und fluchen, sagte er zu ihm." Die andern Zöglinge lachten hinter dem Aufseher ins Fäustchen und Schiller rief ihm bitter lächelnd nach: „Ein confiscirter Kerl!" —

Solchen Unterrichtsstunden, denen Schiller nicht gerne beiwohnte, suchte er dadurch zu entgehen, daß er sich krank anmelden ließ. Allein da man bald merkte, daß die Krankheit nicht perpetuel war und nur an gewissen Tagen und Stunden den Patienten heimsuchte, so achtete man nicht viel darauf, ließ sich zwar sein Nichterscheinen gefallen, verordnete ihm aber zur Kur starke Pensa und obendrein in der Wissenschaft, in die er gerade nicht tief eindringen wollte. Darüber ward Schiller einst so aufgebracht, daß er das ihm aufgedrungene Pensum dem Ueberbringer mit den Worten vor die Füße warf: „Ich muß bei der Wahl meiner Studien den freien Willen haben!" — Er mußte indeß diese Aeußerung dadurch büßen, daß er auf einige Zeit degradirt wurde, und lernte einsehen, daß die Inspectoren in solchen Fällen mit ihrem freien Willen und dem Reglement weiter, als er mit dem seinigen reichten.

Doch mehr noch als Vorfälle dieser Art ihn schmerzten, war Schiller mit dem eingezogenen, von allen Menschenfreuden entfernten Leben unzufrieden, so daß er zu mehreren malen mit einigen seiner Vertrauten zur Abendzeit oder in andern Freistunden seinem Kerker zu entfliehen suchte, um glückliche Augenblicke des Blüthenlebens genießen, oder von fern das Thun und Treiben der Menschen belauschen zu können. Oefters ist Schillern diese Flucht geglückt, die er vorzüglich in den letzten Jahren seines Aufenthalts auf der Carlsschule unternahm. Allein ein Plan, nach welchem er sich im Jahre 1775 mit einigen vertrauten Freunden immerwährende Freiheit

---

*) Die Räuber. Act V. Sc. 1.

zu verschaffen suchte, mislang, ohne jedoch verrathen zu seyn, völlig. „Die Inspectoren," sagte Schiller einige Jahre später scherzend, „würden von dieser Flucht keine neue Zeitrechnung eingeführt haben." —

Dem Aufenthalte auf der Carlsschule, dessen sich Schiller in reifern Jahren mit vielem Vergnügen erinnerte, verdankte er seinen, im spätern Leben besonders auffallenden Gang. „Ich bin noch immer an die Taktik der Militairschule gewöhnt," sagte er einst scherzend, da man ihm den leichten, behenden Gang eines seiner Freunde rühmte.

Nach Ueberreichung der erwähnten medicinischen Probeschrift ward Schiller als Regimentsarzt bei dem Regimente Augé angestellt; und dadurch in eine freiere Laufbahn versetzt, doch noch sah er Fesseln um sich, wo er sich fesselfrei wähnte. Die Aufführung seines Schauspiels die Räuber auf der Mannheimer Bühne, hatte den sehnlichen Wunsch in ihm rege gemacht, derselben beizuwohnen, doch ward ihm sein dringendes Gesuch zur Reise

ßen. Doch erwarteten ihn noch weit widrigere Schicksale. Die Räuber waren in Mannheim sowohl, als auch an andern Orten, selbst in Stuttgart, mit Beifall gelesen worden, und ihr Verfasser, den man bisher für einen excentrischen Kopf, mitunter auch für einen Wildfang gehalten hatte, ward nun der Gegenstand der allgemeinen Bewunderung, aber auch der — Verfolgung. Schon das Tyrannenlied, das er in Schubarts Chronik hatte einrücken lassen, hatte große Sensation gemacht, die durch die Räuber noch vermehrt und unterhalten wurde. — „Blut säufst du, wie Wasser — Menschen wägen auf deinem mörderischen Dolche keine Luftblase — der Günstling, der sich aus dem Pöbelstande emporgehoben, dessen Hoheit Schemel der Fall seines Nachbaren war — ein Minister jenes Gelichters, der Ehrenstellen und Aemter an die Meistbietenden verkaufte und den trauernden Patrioten von der Thüre stieß — u. s. w." Das waren Stellen, die man Schillern sehr übel deutete. — „Ich muß eilen," schrieb er an Herrn F... in St... „daß ich von hier wegkomme; man möchte mir am Ende gar in Hohenasperg, wie dem ehrlichen Schubart *) ein Logis anweisen. — Man redet von besserer Ausbildung, die ich bedürfen soll. Es kann seyn, daß man mich in Hohenasperg anders bilden würde; allein man lasse mich bei meiner jetzigen Ausbildung, die ich gern in geringerem, aber mir gefälligerem Grade besitzen will — denn so verdanke ich sie doch meinem freien Willen und der Zwang verachtenden Freiheit." —

Und an Herrn B... in M...: „Ich denke längst in den Angelegenheiten, wobei man mich jetzt unter eine, den Geist fesselnde Curatel setzen möchte, mündig gewesen zu seyn. Das Beste ist, daß man solchen plumpen Fesseln ausweichen kann; — mich sollen sie we-

*) Dieser saß bekanntlich auf der genannten Festung 8 Jahre gefangen, weil er gewissen Leuten ein Stein des Anstoßes gewesen war, und erlangte durch seine Hymne auf Friedrich den Einzigen seine Freiheit wieder. Uebrigens verdient es hier als Widerlegung des Gerüchts, Schiller habe ihm einen Theil seiner Bildung zu verdanken gehabt, angeführt zu werden, daß er ihn einmal aus Theilnahme an seinem Schicksale besuchte, ohne in irgend einer Verbindung mit ihm zu stehen.

zu verschaffen suchte, mislang, ohne jedoch berüchtigt zu
seyn, völlig. „Die Inspectoren," sagte Schiller einige
Jahre später scherzend, „würden von dieser Flucht [illegible]
neue Zeitrechnung eingeführt haben." —

Dem Aufenthalte auf der Carlsschule, dessen [illegible]
Schiller in reifern Jahren mit vielem Vergnügen e[illegible]
nerte, verdankte er seinen, im spätern Leben bes[illegible]
auffallenden Gang. „Ich bin noch immer an die Ta[illegible]
der Militairschule gewöhnt," sagte er einst scherzend, [illegible]
man ihm den leichten, behenden Gang eines seiner Freun[illegible]
rühmte.

Nach Ueberreichung der erwähnten medicinischen Pr[illegible]
beschrift ward Schiller als Regimentsarzt bei dem Reg[illegible]
mente Augé angestellt; und dadurch in eine freiere Lauf[illegible]
bahn versetzt, doch noch sah er Fesseln um sich, wo e[illegible]
sich fesselfrei wähnte. Die Aufführung seines Schauspiels
die Räuber auf der Mannheimer Bühne, hatte den
sehnlichen Wunsch in ihm rege gemacht, derselben beizu[illegible]
wohnen, doch ward ihm sein dringendes Gesuch zur Reise
von seinen Vorgesetzten abgeschlagen. Er achtete indeß
auf die Verweigerung dieses Urlaubs nicht, übertrug sei[illegible]
nem Freunde, Herrn M... in L... verschiedene [illegible]
Aufträge und reiste dann heimlich nach Mannheim. —
„Darüber dürfen Sie nichts Arges haben!" (so schrieb er
an denselben)„ Welcher kräftige Jüngling würde nicht
wünschen, das Kind seiner ersten Liebe zu sehen! Und
wünsche ich etwas andres zu sehen, als jenes jugendlich
erste Kind, welches sein Daseyn, wo nicht einem kräfti[illegible]
gen Jünglinge, so doch einer jugendlichen ernsten Beschäf[illegible]
tigung eines Jünglings zu danken hat?" —

Schiller kam in Mannheim an und sah hier zum
erstenmale sein Schauspiel, die Räuber, auf der Bühne.
Das kunstvolle Spiel eines Beil, Beck und vor[illegible]
Iffland's als Franz Moor hatte auf Schillern [illegible]
geisternd gewirkt, daß er den Wunsch äußerte, M[illegible]
des Theaters zu werden. Diesem setzte sich indeß [illegible]
züglich Beil sehr ernstlich entgegen und [illegible]

wendung. Aber es mochten Schwierigkeiten eintreten, seine Bitte zu erfüllen; seine Ungeduld wuchs, er entschloß sich zur Flucht und wählte dazu den Zeitpunkt im October 1782, da in Stuttgart Alles mit den Feierlichkeiten beschäftigt war, die durch die Ankunft des damaligen Großfürsten Paul veranlaßt wurden.

Unter fremdem Namen ging er nach Franken und lebte dort beinahe ein Jahr in der Nähe von Meinungen zu Bauerbach, einem Gute der Frau Geheimen-Räthin von Wollzogen, deren wohlwollende Aufnahme er seiner Verbindung mit ihren Söhnen, die mit ihm in Stuttgart studirt hatten, verdankte. Hier widmete er sich sorglos und ungestört seinen poetischen Arbeiten und lieferte die Verschwörung des Fiesko, ein schon in Stuttgart während seines Arrests angefangenes Werk, Kabale und Liebe, und die ersten Ideen zu Don Carlos. Im September 1783 begab er sich nach Mannheim, wo er überall mit Zuvorkommung empfangen wurde, und mit dem dortigen Theater in genauere Verbindung trat. Er hat seit seiner Entfernung von Stuttgart seine medicinischen Kenntnisse nie als Erwerbszweig betrachtet. Die Fürsprache seiner Freunde, vorzüglich des Freiherrn v. Dalberg, und mehr noch seine eigene Genialität erhoben Schillern sehr bald, und gewährten ihm die Freude, sich als Theaterdichter an der Mannheimer Bühne angestellt zu sehen, ein Amt, dem er mit ganzer Neigung vorstand. Schon damals betrachtete er die Bühne, „als eine moralische Anstalt, als eine Schule der practischen Weisheit, als einen unfehlbaren Schlüssel zu den geheimsten Zugängen der menschlichen Seele. — Hier nur hören die Großen der Welt, was sie nie oder selten hören — Wahrheit; was sie nie oder selten sehen, sehen sie hier — den Menschen!“ *)

Auch ward er zum Mitgliede der damaligen churpfälzischen deutschen Gesellschaft aufgenommen. „Churpfalz,“ so schrieb er darüber an seinen Freund Zumsteeg, „ist mein Vaterland, denn durch meine Aufnahme in die gelehrte Gesellschaft, deren Protector der Churfürst ist, bin ich nationalisirt und churfürstlich pfalzbairischer Unterthan. Mein Clima ist das Theater, in

*) S. Schillers Aufsatz: Die Schaubühne als eine moralische Anstalt betrachtet. (in s. Werken Bd. II. S. 392.)

dem ich leb' und webe, und meine Leidenschaft ist glücklicherweise mein Amt." —

Durch die Verbindung mit Männern, von denen er eine kräftige Mitwirkung erwartete, entwarf Schiller einen Plan, der Mannheimer Bühne durch eine dramaturgische Gesellschaft mehr Vollkommenheit zu geben, der jedoch nicht zur Ausführung kam. Um indeß für diesen Zweck etwas zu leisten, unternahm er im Jahre 1784 die Herausgabe einer Zeitschrift unter dem Namen der Rheinischen Thalia. „Alle meine Verbindungen," sagt er in der Ankündigung derselben, „sind nunmehr aufgelöst. Das Publikum ist mir jetzt Alles, mein Studium, mein Souverain, mein Vertrauter. Ihm allein gehöre ich jetzt an. Vor diesem und keinem andern Tribunal werde ich mich stellen. Dieses nur fürcht' ich und verehr' ich. Etwas Großes wandelt mich an bei der Vorstellung, keine andere Fessel zu tragen, als den Ausspruch der Welt — an keinen andern Thron mehr zu appelliren, als an die menschliche Seele. — Den Schrift-

mehr vom Nachdenken leiten ließ; daß er sich strenger an die Regeln der dramatischen Kunst hielt, erhellt aus folgender Stelle der Vorrede zum Fiesko: „Freiheiten, welche ich mir mit den Begebenheiten herausnahm, wird der Hamburgische Dramaturgist entschuldigen, wenn sie mir geglückt sind; sind sie das nicht, so will ich doch lieber meine Phantasien, als Facta verdorben haben. Die wahre Catastrophe des Complotts, worin der Graf durch einen unglücklichen Zufall am Ziele seiner Wünsche zu Grunde geht, mußte durchaus verändert werden, denn die Natur des Drama's duldet den Finger des Ungefährs oder der unmittelbaren Vorsehung nicht. Es sollte mich sehr wundern, warum noch kein tragischer Dichter in diesem Stoffe gearbeitet hat, wenn ich nicht Grund genug in eben dieser undramatischen Wendung fände. Höhere Geister sehen die zarten Spinnenweben einer That durch die ganze Dehnung des Weltsystems laufen und vielleicht an die entlegensten Grenzen der Zukunst und Vergangenheit anhängen — wo der Mensch nichts, als das in freien Lüften schwebende Faktum, sieht. Aber der Künstler wählt für das kurze Gesicht der Menschheit, die er belehren will, nicht für die scharfsichtige Allmacht, von der er lernt. — Aber so merkwürdig sich auch das unglückliche Project des Fiesko in der Geschichte gemacht hat, so leicht kann es doch diese Wirkung auf dem Schauplatz verfehlen. Wenn es wahr ist, daß nur Empfindung Empfindung weckt, so müßte, deucht mich, der politische Held in eben dem Grade kein Subjekt für die Bühne seyn, in welchem er den Menschen hinten ansetzen muß, um der politische Held zu seyn. Es stand daher nicht bei mir, meiner Fabel jene lebendige Gluth einzuhauchen, welche durch das lautere Product der Begeisterung herrscht, aber die kalte, unfruchtbare Staatsaction aus dem menschlichen Herzen herauszuspinnen und eben dadurch an das menschliche Herz wieder anzuknüpfen — den Mann durch den staatsklugen Kopf zu verwickeln und von der erfinderischen Intrigue Situationen für die Menschheit zu entlehnen, — das stand bei mir. Mein Verhältniß mit der bürgerlichen Welt machte mich auch mit dem Herzen bekannter, als mit dem Cabinet, und vielleicht ist eben diese politische Schwäche zu einer poetischen Tugend geworden."

dem ich leb' und webe, und meine Leidenschaft ist glücklicherweise mein Amt." —

Durch die Verbindung mit Männern, von denen er eine kräftige Mitwirkung erwartete, entwarf Schiller einen Plan, der Mannheimer Bühne durch eine dramaturgische Gesellschaft mehr Vollkommenheit zu geben, der jedoch nicht zur Ausführung kam. Um indeß für diesen Zweck etwas zu leisten, unternahm er im Jahre 1784 die Herausgabe einer Zeitschrift unter dem Namen der Rheinischen Thalia. „Alle meine Verbindungen," sagt er in der Ankündigung derselben, „sind nunmehr aufgelöst. Das Publikum ist mir jetzt Alles, mein Studium, mein Souverain, mein Vertrauter. Ihm allein gehöre ich jetzt an. Vor diesem und keinem andern Tribunal werde ich mich stellen. Dieses nur fürcht' ich und verehr' ich. Etwas Großes wandelt mich an bei der Vorstellung, keine andere Fessel zu tragen, als den Ausspruch der Welt — an keinen andern Thron mehr zu appelliren, als an die menschliche Seele. — Den Schrift-

mehr vom Nachdenken leiten ließ; daß er sich strenger an die Regeln der dramatischen Kunst hielt, erhellt aus folgender Stelle der Vorrede zum Fiesko: „Freiheiten, welche ich mir mit den Begebenheiten herausnahm, wird der Hamburgische Dramaturgist entschuldigen, wenn sie mir geglückt sind; sind sie das nicht, so will ich doch lieber meine Phantasien, als Facta verdorben haben. Die wahre Catastrophe des Complotts, worin der Graf durch einen unglücklichen Zufall am Ziele seiner Wünsche zu Grunde geht, mußte durchaus verändert werden, denn die Natur des Drama's duldet den Finger des Ungefährs oder der unmittelbaren Vorsehung nicht. Es sollte mich sehr wundern, warum noch kein tragischer Dichter in diesem Stoffe gearbeitet hat, wenn ich nicht Grund genug in eben dieser undramatischen Wendung fände. Höhere Geister sehen die zarten Spinnenweben einer That durch die ganze Dehnung des Weltsystems laufen und vielleicht an die entlegensten Grenzen der Zukunft und Vergangenheit anhängen — wo der Mensch nichts, als das in freien Lüften schwebende Faktum, sieht. Aber der Künstler wählt für das kurze Gesicht der Menschheit, die er belehren will, nicht für die scharfsichtige Allmacht, von der er lernt. — Aber so merkwürdig sich auch das unglückliche Project des Fiesko in der Geschichte gemacht hat, so leicht kann es doch diese Wirkung auf dem Schauplatz verfehlen. Wenn es wahr ist, daß nur Empfindung Empfindung weckt, so müßte, deucht mich, der politische Held in eben dem Grade kein Subjekt für die Bühne seyn, in welchem er den Menschen hinten ansetzen muß, um der politische Held zu seyn. Es stand daher nicht bei mir, meiner Fabel jene lebendige Gluth einzuhauchen, welche durch das lautere Product der Begeisterung herrscht, aber die kalte, unfruchtbare Staatsaction aus dem menschlichen Herzen herauszuspinnen und eben dadurch an das menschliche Herz wieder anzuknüpfen — den Mann durch den staatsklugen Kopf zu verwickeln und von der erfinderischen Intrigue Situationen für die Menschheit zu entlehnen, — das stand bei mir. Mein Verhältniß mit der bürgerlichen Welt machte mich auch mit dem Herzen bekannter, als mit dem Cabinet, und vielleicht ist eben diese politische Schwäche zu einer poetischen Tugend geworden."

Außerdem, daß Schiller die Herausgabe der Thalia besorgte und an mehreren andern Zeitschriften; an Stäudlin's Anthologie und Armbrusters Chronik Theil nahm, *) beschäftigten ihn während seines Aufenthaltes in Mannheim mehrere dramatische Stoffe, unter andern die Geschichte Conradin's von Schwaben und ein zweiter Theil der Räuber. Die Idee Shakespeares Macbeth und Timon für die deutsche Bühne zu bearbeiten, kam nicht zur Ausführung da er sich für den Carlos bestimmte und einige Scenen davon im ersten Hefte der Thalia einrücken ließ. Die Vorlesung dieser Scenen an dem Landgräflich Hessen-Darmstädtschen Hofe gab Gelegenheit, daß Schiller dem dabei gegenwärtigen, regierenden Herzoge von Sachsen-Weimar bekannt, und von ihm zum Rath ernannt wurde, eine Auszeichnung, die für Schillern späterhin die wichtigsten Folgen hatte. —

Doch nicht dem dramatischen Fache ausschließlich widmete sich Schiller damals. Mit welcher Liebe er sich zu jener Zeit in die Arme der Philosophie warf, bezeugen seine philosophischen Briefe von Julius und Raphael **) zur Genüge. Je quälender der Zweifel, desto größer die Auffoderung zu Ueberzeugung und Gewißheit. Von jenem werden wir zu diesen geführt und es ist ein köstlicher Genuß, von den ersten Momenten einer kindlich dumpfen Betäubung bis zu dem wankenden Glauben, von diesem bis zur Ueberzeugung: „Glaube Niemand als deiner eignen Vernunft; es giebt nichts Heiliges als die Wahrheit,“ dem Forscher zu folgen und zu sehen, wie er, anfangs die Wahrheit durch Gefühl zu fesseln meinend, endlich keine Rettung und keinen Trost findet, als in sich selbst und seiner Vernunft. Man sieht, wie er aus dem Dogmatismus in den Materialismus geworfen wird, wie er sich sträubt gegen den Gedanken, daß seine Glückseligkeit dem harmonischen Tact seines Sensoriums anvertraut sey, daß seine Ueberzeugung mit seinem Aderschlage wanken könne, wie er ...

die trostlose Lehre aufgiebt, schwärmerisch lieber in die Arme des Supernaturalismus flüchtet, und nur beruhigt wird, wo — Vernunft und Glaube sich umarmen, wie sich aus Fingerzeigen schließen läßt, da diese Briefe leider Fragment geblieben sind.

Schiller hatte in Mannheim heitre Tage erlebt, allein er sehnte sich nach einem erweiterten Wirkungskreise. Die Unzufriedenheit mit seiner Lage spricht sich sehr lebhaft in mehrern seiner damaligen Briefe aus. Endlich beschloß er nach Leipzig zu gehen, und schrieb kurz zuvor an seinen dortigen Freund H... „Das ist also vermuthlich der letzte Brief, den ich Ihnen aus Mannheim schreibe. Die Zwischenzeit vom 15. März bis heute hat sich für mich wie eine Criminalacte ausgedehnt, und — Gottlob! nun bin ich Ihnen um ganzer zehn Tage näher. — Und nun, mein Bester, einmal haben Sie sich doch meine ganze Vertraulichkeit auf den Nacken geladen, gönnen Sie mir also die Freude, Sie in's Innere meiner häuslichen Wünsche zu führen. Ich bin Willens bei meinem neuen Etablissement in Leipzig einem Fehler zuvorzukommmen, der mir in Mannheim bisher sehr viel Unannehmlichkeiten machte. Es ist dieser, meine eigene Oekonomie nicht mehr zu führen, und auch nicht mehr allein zu wohnen. Das erste ist schlechterdings meine Sache nicht; es kostet mir weniger Mühe, eine ganze Verschwörung und Staatsaction durchzuführen, als meine Wirthschaft, und Poesie, wissen Sie selbst, ist nirgends gefährlicher als bei ökonomischen Rechnungen. Meine Seele wird getheilt, ich stürze aus meinen idealischen Welten, wenn mich ein zerrissener Strumpf an die wirkliche mahnt. — Für's andere brauch' ich zu meiner geheimen Glückseligkeit einen rechten wahren Herzensfreund, der mir stets an der Hand ist, wie mein Engel, dem ich meine aufkeimenden Ideen in der Geburt mittheilen kann, nicht aber erst durch Briefe oder lange Besuche zutragen muß. Schon der nichts bedeutende Umstand, daß ich, wenn dieser Freund außer meinen vier Pfälen wohnt, die Straße passiren muß, um ihn zu erreichen, daß ich mich umkleiden muß u. d. gl. tödtet den Genuß des Augenblicks, und die Gedankenreihe kann zerrissen seyn, bis ich ihn habe. Sehen Sie, mein Bester, das sind nur Kleinigkeiten, aber Kleinigkeiten tragen oft die schwersten Gewichte im Verlauf un-

10*

fers Lebens. Ich kenne mich besser als vielleicht tausend andrer Mütter Söhne sich kennen; ich weiß, wie viel und oft wie wenig ich brauche, um ganz glücklich zu seyn. Es frägt sich also: kann ich in Leipzig diesen Herzenswunsch in Erfüllung bringen?

„Wenn es möglich zu machen ist, daß ich Eine Wohnung mit Ihnen beziehen kann, so sind alle meine Besorgnisse darüber gehoben. Ich bin kein schlimmer Nachbar, wie Sie sich vielleicht vorstellen möchten; um mich in einen Andern zu schicken, habe ich Biegsamkeit genug, und auch hier und da etwas Geschick, wie Yorik sagt, ihn verbessern und aufheitern zu helfen. Können Sie mir dann noch außerdem die Bekanntschaft von Leuten zu wege bringen, die sich meiner kleinen Wirthschaft annehmen mögen, so ist alles in Richtigkeit. — Ich brauche nichts mehr als ein Schlafzimmer, das zugleich mein Arbeitszimmer seyn kann, und dann ein Besuchzimmer. Mein nothwendiges Hausgeräth wäre eine gute Commode, ein Schreibtisch, ein Bett und Sopha;

Sehr merkwürdig ist Wielands Urtheil *) in einem Briefe vom 8. März 1785 über die im ersten Hefte der Thalia mitgetheilten Probescenen jenes Stücks. Die Härte, ja Unbilligkeit dieses Urtheils können wir indeß dem biedern Sänger des Oberon wohl um so eher verzeihen, da ihm, nach seinem eignen Geständnisse: „das dramatische Fach niemals innerer Beruf, noch besondres Studium war.“ —

„Ich hege,“ sagt er, „keine geringe Meinung von den Fähigkeiten des Hrn. S. und ich habe auch in diesen ersten Scenen seines Don Carlos viele Stellen und einzelne Züge gefunden, die mich darin bestärkt haben. Soll ich aber aufrichtig gestehen, was das Resultat einer aufmerksamen Prüfung seiner Arbeit bei mir gewesen ist, so glaube ich, daß er seine, noch immer zu feurige, und zum Ausschweifen geneigte Einbildung noch durch leichtere Vorübungen, z. B. durch Bearbeitung eines oder mehrerer Süjets aus den alten heroischen Zeiten, noch mehr zu bändigen suchen, die Kunst der Tragödie noch mehr aus den Werken der Griechischen und Französischen Meister studiren, sich um eine nicht blos dichterische, sondern exacte philosophische Theorie der menschlichen Natur bewerben, und mit Einem Worte, die Zeit der Reife seines Geistes erwarten sollte, ehe er ein Werk unternähme, wo der Verfasser der Räuber alle Augenblicke Gefahr läuft, gegen Wahrscheinlichkeit, Schicklichkeit und Anständigkeit zu verstoßen. — Ich kann mich irren, aber wenigstens spreche ich nach meiner innigsten Ueberzeugung, wenn ich sage, daß ich weder die Charactere richtig gezeichnet, noch die Leidenschaften mit Wahrheit dargestellt finde; daß ich, auch dann, wenn ich zugeben könnte, daß es einem Tragödienschreiber, der seine Personen aus dem sechzehnten Jahrhundert und dem Hofe König Philipp II. nimmt, erlaubt sey, sie in idealische Phantasiegeschöpfe zu verwandeln, doch die psychologische Wahrheit nicht selten an ihnen vermisse, ohne welche sie allenfalls, wenn man will, schöne Carrikaturen seyn mögen, aber doch immer nur Carrikaturen sind; daß ich ziemlich

---

*) das wir hier nur auszugsweise mittheilen, und in der Schrift: C. M. Wieland geschildert von J. G. Gruber. Leipz. und Altenb. 1816 (Bd. II. S: 571—78) nachzulesen bitten.

häufig auf Gedanken und Ausdrücke gestoßen bin, die, meinem Gefühl nach, bald schwülstig, bald zur Unzeit witzig, bald sonst unschicklich u. s. w. sind. — Ich sehe, was Hr. S. thun wollte — ich sehe auch daß es ihm hier und da gelungen ist: aber im Ganzen sehe ich doch in der Arbeit, wie er die Gesinnungen und Leidenschaften dieses Prinzen ausdrückt, mehr einen Giganten, als einen Helden, mehr einen Wilden, der nie ein andres Gesetz kannte als die rohe Natur, als einen Prinzen, der von einem Carl V. seine erste Bildung erhalten hatte. — — — Ueber den Charakter des Rodrigo und die Schlußsceene dieses Acts zwischen ihm und dem Prinzen wäre vieles zu sagen; ich erinnere hier nur dieß einzige: wenn die Anecdote, an die ihn der Prinz S: 126 wieder erinnert, wahr ist; wenn Rodrigo zugeben und zusehen konnte, daß Don Carlos um seinetwillen unschuldigerweise so schimpflich und unmenschlich mishandelt wurde, so war Rodrigo der elendeste unter allen Nichtswürdigen, die jemals unverdienterweise Athem

sich der Aufmunterungen des Publikums immer würdiger erweisen werde." —

Schiller kam im März des Jahres 1785 in Leipzig an, und verlebte dort in einem Cirkel von auserwählten Freunden glückliche Tage. In dem nahegelegenen Göhlis brachte er einige Monate des Sommers zu, und wurde dort unter andern mit Göschen und dem leider zu früh verstorbenen Roman- und Lustspieldichter Jünger bekannt. Auch der geistreiche Moritz gedenkt in seinem Anton Reiser einer damaligen traulichen Unterhaltung mit Schillern. Das bekannte Lied an die Freude wurde in jener Zeit gedichtet.

Zu Ende des Sommers 1785 ging Schiller nach Dresden, wo er bis zum July 1787 blieb, und sich abwechselnd bald dort, bald in dem nahgelegenen Löschwitz im Hause des Appellationsrath Körner aufhielt. Don Carlos *) wurde hier nicht blos geendigt, sondern erhielt auch eine ganz neue Gestalt. In dieser Tragödie, die er nach Lessings Beispiel in Jamben schrieb, vereinigte sich des Mannes gereifte Weltansicht mit der Wärme des Jünglings. Ein milderes Colorit ist über das Ganze verbreitet, und nur der furchtbare Schluß erinnert vielleicht noch an den einstigen Schiller. „Es kann mir begegnet seyn," sagt der Dichter in Betreff dieses Stücks, „daß ich in den ersten Acten andere Erwartungen erregt habe, als ich in den letzten erfüllte. St. Reals Novelle, vielleicht auch meine eigenen Aeußerungen darüber im 1. Stück der Thalia mögen dem Leser einen Standpunkt angewiesen haben, aus dem es jetzt nicht mehr betrachtet werden kann. Während der Zeit nämlich, da ich es ausarbeitete, welches mancher Unterbrechungen wegen eine ziemlich lange Zeit war,

*) Er arbeitete damals mit vielem Eifer an diesem Stücke, von dem die ersten Acte bereits bei Göschen gedruckt wurden, und war daher einst von einer Landfahrt, die die Körnerische Familie an einem schönen Herbsttage machte, zurückgeblieben. Unglücklicher Weise aber hatte die Frau Appellationsräthin, im Wahn, Schiller fahre mit, alle Schränke und den Keller zuschließen lassen. So sah sich der Dichter ohne Speise und Trank, ja ohne Holz sogar, und machte, doppelt entrüstet über das Plätschern der Wäsche unter seinem Fenster ein höchst drolliges Gedicht, das sich in d. Wiener Ausgabe d. Werke, Bd. X. befindet.

hat sich in mir selbst vieles verändert. An den verschiedenen Schicksalen, die während dieser Zeit über meine Art zu denken und zu empfinden ergangen sind, mußte nothwendig auch dieses Werk Theil nehmen. Was mich zu Anfang vorzüglich in demselben gefesselt hatte, that diese Wirkung in der Folge schon schwächer und am Ende nur kaum noch. Neue Ideen, die indeß bei mir aufkamen, verdrängten die frühern; Carlos selbst war in meiner Gunst gefallen, vielleicht aus keinem andern Grunde, als weil ich ihm an Jahren zu weit vorausgesprungen war, und aus der entgegengesetzten Ursache hatte Marquis Posa seinen Platz eingenommen. So kam es dann, daß ich zu dem vierten und fünften Acte ein ganz andres Herz mitbrachte. Aber die ersten drei Acte waren in den Händen des Publikums, die Anlage des Ganzen war nicht mehr umzustoßen — ich hätte also das Stück entweder ganz unterdrücken müssen, oder ich mußte die zweite Hälfte der ersten so gut anpassen, als ich konnte. — Der Hauptfehler war, ich hatte mich zu lange mit dem Stücke getragen; ein dramatisches Werk aber

dem Entwurfe zu einem Schauspiel: der Menschenfeind und einigen davon vorhandenen Scenen, lieferte er in dieser Periode nur wenige kleine Gedichte.

Die Idee zur Herausgabe eines Romans, unter dem Titel: der Geisterseher (Leipzig 1789) ward wahrscheinlich durch die seltsamen Gerüchte von dem, damals in Frankreich sich aufhaltenden Grafen Cagliostro bei Schillern rege. Es lag durchaus keine wahre Geschichte dabei zum Grunde, und der Dichter, der nie einer geheimen Gesellschaft angehörte, wollte wohl nur auch in dieser Gattung seine Kräfte versuchen. Es ist übrigens dieß Werk die reichste Frucht der Phantasie, und enthüllt uns die verwickeltsten Falten des menschlichen Herzens. Leider blieb es unvollendet, vielleicht aus keiner andern Ursache, als weil Schiller aus mehrern Anfragen sah, daß er blos die Neugier des Publikums gereizt habe; sein Zweck scheint aber wohl eine höhere Wirkung gewesen zu seyn.

Im J. 1787 ging Schiller nach Weimar, wo er von Wieland und Herder auf's freundlichste empfangen ward. Die väterliche Zuneigung des erstern wirkte in einem hohen Grade auf Schillers Empfänglichkeit. Von Wieland zu einer fortgesetzten Theilnahme am deutschen Merkur aufgefodert, lieferte Schiller die Götter Griechenlands, die Künstler, ein Fragment der niederländischen Geschichte, die Briefe über Don Carlos und einige andere prosaische Aufsätze für die Jahrgänge des Merkur von 1788 und 1789, die durch Beiträge von Göthe, Kant, Herder u. a. m. unterstützt, zu den reichhaltigsten gehörten.

Bei Gelegenheit eines Besuchs, den Schiller im Jahre 1787 der Frau Geheimen Räthin von Wollzogen zu Bauerbach, die ihn bei seiner Flucht aus Stuttgart so liebevoll aufnahm, abstattete, verweilte er auch in Rudolstadt, und lernte dort unter andern seine nachherige Gattin, Fräulein von Lengefeld, kennen. „Ich bedarf eines Mediums," schrieb er einige Wochen nach seiner Zurückkunft von dieser Reise an einen Freund, „durch das ich die andern Freuden genieße. Freundschaft, Geschmack, Wahrheit und Schönheit werden mehr auf mich wirken, wenn eine ununterbrochene Reihe feiner wohlthätiger Empfindungen mich

für die Freude stimmt und mein erstarrtes Wesen wieder durchwärmt. Ich bin bis jetzt ein isolirter fremder Mensch in der Natur herumgeirrt und habe nichts als Eigenthum besessen. — Ich sehne mich nach einer bürgerlichen und häuslichen Existenz. — Ich habe seit vielen Jahren kein ganzes Glück gefühlt, und nicht sowohl, weil mir die Gegenstände dazu fehlten, sondern darum, weil ich die Freuden mehr naschte, als genoß, weil es mir an immer gleicher und sanfter Empfänglichkeit mangelte, die nur die Ruhe des Familienlebens giebt."

Schiller ging im folgenden Jahre wieder nach Rudolstadt zurück und lebte vom Mai bis November theils in dem genannten Orte, theils in dem nicht weit davon entlegenen Flecken Volksstädt sehr heitere Tage. Während dieses Aufenthalts pflegte Schiller das Stammhaus der Grafen von Schwarzburg und die Ruinen des Klosters Paulin Zelle oft und gerne zu besuchen. Die Lage derselben ist sehr romantisch und gewährt durch Mannigfaltigkeit der Partieen dem Blicke des Betrach-

als das meinige, seine Welt ist nicht die meinige, unsere Vorstellungsarten scheinen wesentlich verschieden. Indessen schließt sich aus einer solchen Zusammenkunft nicht sicher und gründlich. Die Zeit wird das Weitere lehren.“ —

Durch Göthe's Verwendung ward Schillern der sehnliche Wunsch gewährt, der Herzogin Amalia vorgestellt zu werden. Die äußerst gütige Aufnahme, die er hier fand, entzückte und begeisterte ihn. — „Unbeschreiblich glücklich bin ich,“ schrieb er darüber an einen Freund, „wenn anders die Bekanntschaft mit den Großen der Erde ein Glück zu nennen ist. Doch ich habe ja nicht große, ich habe weise und gute Menschen gesehen, ich habe gefunden, daß Künste und Wissenschaften, Weisheit und Tugend auch von den Thronen herab, Kenner und Verehrer finden. Die Herzogin Amalia — du kennst sie gewiß, die geistvolle Dame und gepriesene Regentin — ich habe sie gesehen, habe mich mit ihr unterhalten dürfen, und räthst du wohl, wer mir zu ihr den Zutritt verschaffte? — Göthe war es. Kopfschüttelnd stehst du da und ich gebe deinem Kopfschütteln meinen Beifall; denn es lehrt mich künftig nie Menschen rasch und nach gefaßten Vorurtheilen zu beurtheilen. Göthe ist wahrlich ein guter Mensch und mag er auch Manches gegen sich haben so kömmt dieses doch nicht aus ihm selbst.“ —

Wie sehr Göthe Schillern schätzte und liebte, ging daraus hervor, daß er sowohl, als der nachherige Geheime Rath von Voigt seine Anstellung als Professor der Geschichte und Philosophie in Jena bewirkten, da der Professor Eichhorn damals den genannten Ort verließ. Im Jahre 1789 trat er die neue Stelle an und hielt vor einer sehr zahlreichen Versammlung seine akademische Antrittsrede: Was heißt und zu welchem Zweck studirt man Universalgeschichte: *) „Fruchtbar und weit umfassend,“ sagt er darin mit vielem Feuer, „ist das Gebiet der Geschichte; in ihrem Kreise liegt die moralische Welt. Durch alle Zustände, die der Mensch erlebte, durch alle abwechselnde Gestalten der Meinung, durch seine Thorheit und seine Weisheit, seine Verschlimmerung und seine Veredlung begleitet sie ihn — von allem, was er sich nahm und gab, muß sie Rechenschaft

*) in s. Werken. Bd. VII.

und ganz vorzüglich durch die genaue Verbindung, in der er mit Reinhold stand, veranlaßt wurde. Dies führte ihn auf das Studium der Kantischen Philosophie, das für ihn äußerst anziehend war, und dem wir seine Aufsätze über tragische Kunst, das Erhabene, das Pathetische, über Anmuth und Würde, über den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen, seine Gedanken über den Gebrauch des Niedrigen und Gemeinen in der Kunst, seine Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen und seine Abhandlung über naive und sentimentalische Dichtung verdanken. Doch entzog ihn das Studium der Philosophie nicht gänzlich der Geschichte. Er lieferte in diesem Fache seine Sammlung merkwürdiger Memoires vom 12ten Jahrhundert an bis auf die neuesten Zeiten (1790) und seine Geschichte des dreißigjährigen Krieges (1791). Ueber die letztere wird gewiß jeder Wielands Urtheil von ganzem Herzen unterschrieben.

Die historischen und philosophischen Studien, denen sich Schiller in dieser Periode seines Lebens weihte, hatten ihn der Dichtkunst entzogen. In den Jahren 1790 bis 94 wurde kein einziges Originalgedicht fertig, und nur die Uebersetzungen aus dem Virgil fallen in diese Zeit. Indeß beschäftigten Schillern damals mehrere Plane zu künftigen poetischen Arbeiten, zu denen die Idee zu einer Hymne an das Licht und zu einer Theodicee gehörte.

Es ist vielleicht hier an seinem Orte, eine Stelle aus Fr. Schlegels Geschichte der alten und neuen Literatur (Wien 1815) einzuschalten. „Einige sind der Meinung gewesen," sagt er (Bd. II. S: 516) „das Studium der Philosophie sey Schillern schädlich gewesen, auch für seine Kunst. Allein in Zweifeln befangen war er schon früher; und die innere Befriedigung eines solchen Geistes muß doch immer als das Erste gelten, und ist wichtiger als alle äußere Kunstübung. Und selbst für die Kunst dürften diese großen historischen und philosophischen Zurüstungen Schillers zu einigen Dramen eher zu loben als zu tadeln seyn. — — Ist Schiller in einigen Werken seiner mittlern Periode nicht frei von einer verkehrten Anwendung philosophischer Begriffe über das Wesen der alten Tragödie, oder von historischer Einseitigkeit, so entspringen diese Mängel nicht daraus, daß er sich der Speculation ergab, sondern nur daraus, daß diese Studien, so ernst er sie auch getrieben, und so gründlich er sie meinte, doch noch nicht zum Ziel gelangt und für seinen Zweck vollendet waren." —

An der glücklichen Stimmung, in der sich Schiller damals befand, hatte auch seine Verbindung mit dem Fräulein von Lengefeld die er im Februar 1790 vollzog, keinen geringen Antheil. „Es lebt sich doch," schrieb er darüber einem Freunde, „ganz anders an der Seite einer lieben Frau, als so verlassen und allein — auch im Sommer. Jetzt erst genieße ich die schöne Natur ganz und lebe in ihr. Es kleidet sich wieder um mich herum in dichterische Gestalten, und oft regt sich's wieder in meiner Brust. — Was für ein schönes Leben führe ich jetzt! Ich sehe mit fröhlichem Geiste um mich her, und mein Herz findet eine immerwährende Befriedigung außer sich, mein Geist eine so schöne Nahrung und Erhohlung. Mein Daseyn ist in eine harmonische

Gleichheit gerückt; nicht leidenschaftlich gespannt, aber ruhig und hell gehen mir diese Tage dahin. — Meinem künftigen Schicksale sehe ich mit heiterm Muthe entgegen; jetzt, da ich am erreichten Ziele stehe, erstaune ich selbst, wie Alles doch über meine Erwartungen gegangen ist. Das Schicksal hat die Schwierigkeiten für mich besiegt, es hat mich zum Ziele gleichsam getragen. Von der Zukunft hoffe ich alles. Wenig Jahre und ich werde im vollem Genusse meines Geistes leben, ja ich hoffe, ich werde wieder zu meiner Jugend zurückkehren, ein inneres Dichterleben giebt mir sie zurück!"

Allein die glückliche Lage, in die sich Schiller durch den Besitz einer geliebten Gattin versetzt sah, wurde durch eine heftige Brustkrankheit gestört, die ihn im Jahr 1791 ergriff und seinen körperlichen Zustand für seine ganze Lebenszeit zerrüttete. Die Quelle dieses Uebels lag in Schillers Lebensweise. Um nämlich ungestörter studiren zu können, verkehrte er die Ordnung der Natur, widmete den Tag größtentheils den Freuden der Natur

und der damalige Erbprinz, jetzt regierende Herzog von Holstein-Augustenburg war es, der vereint mit dem Grafen von Schimmelmann Schillern ein Jahrgehalt von tausend Thalern auf drei Jahre, und zwar mit einer Feinheit und Delikatesse anbot, die den Empfänger, wie er schreibt, noch mehr rührte, als das Anerbieten selbst. Völlige Wiederherstellung seiner Gesundheit erlangte Schiller indeß nicht, wenn er auch von heftigen Anfällen Jahre lang befreit blieb. Aber sein Geist siegte über die Schwäche seines Körpers, und er vergaß oft sein Uebel, wenn ihn irgend eine begeisternde Arbeit beschäftigte.

Die Geschichte des dreißigjährigen Krieges hatte in Schillern die Idee rege gemacht, Gustav Adolph zum Helden eines epischen Gedichts zu wählen, die aber nicht zur Ausführung kam. Ein andrer Gedanke, der bei Schillern um diese Zeit entstand, nämlich den Wallenstein dramatisch zu bearbeiten, wäre beinahe auch aufgegeben worden. „Vor dieser Arbeit" schrieb Schiller im Jahr 1794 darüber, „ist mir ordentlich angst und bange, denn ich glaube mit jedem Tage mehr zu finden, daß ich eigentlich nichts weniger vorstellen kann, als einen Dichter, und daß höchstens da, wo ich philosophiren will, der poetische Geist mich überrascht. Was soll ich thun? Ich wage an diese Unternehmung sieben bis acht Monate von meinem Leben, das ich Ursache habe sehr zu Rathe zu halten, und setze mich der Gefahr aus, ein verunglücktes Product zu erzeugen. Was ich im Dramatischen zur Welt gebracht, ist nicht sehr geschickt, mir Muth zu machen. Im eigentlichsten Sinne des Worts betrete ich eine mir ganz unbekannte, wenigstens unversuchte Bahn; denn im Poetischen habe ich seit drei bis vier Jahren einen völlig neuen Menschen angezogen." —

Nicht lange vor diesen Aeußerungen hatte Schiller eine Revision seiner Gedichte vorgenommen und aus seinen damaligen Ansichten wird die Strenge begreiflich, mit der er seine früheren Producte behandelte. Daß er mit keiner geringeren Schärfe an die Beurtheilung fremder Gedichte, der Bürgerischen *) nämlich, ging, und dadurch den an Gesundheit, Hoffnung und Glück verarm-

*) S. den Aufsatz: Ueber Bürgers Gedichte (in Sch. Werken Bd. VIII. Abth. 2. S. 260)

ten Dichter auf's empfindlichste kränkte, war ein unbedachter Schritt, dessen Folgen er nicht übersah.

Im Jahre 1793 ging Schiller nach Schwaben und verlebte dort vom August bis zum Mai des folgenden Jahres im Kreise seiner Aeltern und Freunde heitere Tage, indem er sich abwechselnd in Heilbronn und Ludwigsburg aufhielt. Von Heilbronn aus schrieb er an den Herzog von Würtemberg, gegen den er sich durch seine Entfernung von Stuttgart vergangen hatte. Er erhielt keine Antwort, aber die Nachricht, daß er von dem Herzoge ignorirt werden würde, was ihn zur Fortsetzung seiner Reise bestimmte. Als der Herzog einige Zeit nachher starb, betrauerte er ihn mit dem innigsten Gefühle der Dankbarkeit und Verehrung.

Schiller kehrte nach Jena zurück und führte bald nach seiner Ankunft daselbst einen Plan aus, den er schon einige Zeit früher entworfen hatte, sich nämlich mit den vorzüglichsten Schriftstellern Deutschlands zur Herausgabe einer Zeitschrift zu vereinigen. So entstan-

den er bisher allein und ohne Aufmunterung betrat, mit mir fortzusetzen. Ich freue mich sehr auf einen für mich so fruchtbaren Ideenwechsel. — Ich werde künftige Woche auf 14 Tage nach Weimar reisen und bei Göthe wohnen. Er hat mir so sehr zugeredet, daß ich mich nicht weigern konnte, da ich alle mögliche Freiheit und Bequemlichkeit bei ihm finden soll. Unsere nähere Berührung wird für uns beide entscheidende Folgen haben, und ich freue mich innig darauf." —

„Wir haben eine Correspondenz mit einander über gemischte Materien beschlossen, die eine Quelle von Aufsätzen für die Horen werden soll. Auf diese Art, meint Göthe, bekäme der Fleiß eine bestimmte Richtung, und ohne zu merken, daß man arbeite, bekäme man Materialien zusammen. Da wir in wichtigen Sachen einstimmig und doch so ganz verschiedene Individualitäten sind, so kann diese Correspondenz wirklich interessant werden."

Im folgenden Jahre kehrte Schiller zur Dichtkunst, die er einige Zeit hindurch verlassen hatte, mit erneuter Liebe zurück, und die meisten und vortrefflichsten seiner poetischen Producte, die er theils in die Horen, theils in den Musenalmanach aufnahm, fallen in diese Periode. Zu den trefflichsten gehörten unstreitig das Ideal und das Leben; die Ideale, und der Spaziergang, welchen letztern Schiller selbst für eins seiner gelungensten Werke hielt. — „Mir deucht," schrieb er darüber, „das sicherste empirische Criterium von der wahren poetischen Güte meines Products dieses zu seyn, daß es die Stimmung, worin es gefällt, nicht erst abwartet, sondern hervorbringt, also in jeder Gemüthslage gefällt. Und dieß ist mir noch mit keinem meiner Stücke begegnet, als mit diesem." —

Unter mehreren Plänen zu Trauerspielen, die ihn damals beschäftigten, hatte er auch die Idee, die Geschichte der türkischen Belagerung von Malta zu bearbeiten, bei der er viel von dem Gebrauche des Chors erwartete. Von diesem Stücke (den Rittern von Malta) findet sich der Plan in Schillers Nachlasse, *) da er sich im Mai 1796 für den Wallenstein entschied. In Schillers Briefen finden sich über dieses dramatische

*) in s. Werken Bd. XII.

Product mehrere Aeußerungen, die wir hier mittheilen wollen.

„Ich sehe mich,“ schrieb er damals, „auf einem sehr guten Wege, den ich nur fortsetzen darf, um etwas Gutes hervorzubringen. Dies ist schon viel und auf alle Fälle sehr viel mehr, als ich in diesem Fache sonst von mir rühmen konnte. Vordem legte ich das ganze Gewicht in die Mehrheit des Einzelnen; jetzt wird alles auf die Totalität berechnet, und ich werde mich bemühen, denselben Reichthum im Einzelnen mit eben so vielem Aufwande von Kunst zu verstecken, als ich sonst angewandt, ihn zu zeigen, um das Einzelne recht vordringen zu lassen. Wenn ich es auch anders wollte, so erlaubt es mir die Natur der Sache nicht, denn Wallenstein ist ein Character, der — als ächt realistisch — *nur im Ganzen*, aber nie im Einzelnen interessiren kann. — Er hat nichts Edles, er erscheint in keinem einzelnen Lebensacte groß, er hat wenig Würde u. d. gl. — Ich hoffe aber nichts desto weniger auf rein realistischem Wege einen

nach dem Carlos habe kennen lernen, bei mir nach und nach entwickelt hat. Daß ich auf dem Wege, den ich nun einschlage, in Göthens Gebiet gerathe, und mich mit ihm werde messen müssen, ist freilich wahr; auch ist es ausgemacht, daß ich hierin neben ihm verlieren werde. Weil mir aber auch etwas übrig bleibt, was mein ist, und er nie erreichen kann, so wird sein Vorzug mir und meinem Producte keinen Schaden thun, und ich hoffe, daß die Rechnung sich ziemlich heben soll. Man wird uns, wie ich in meinen muthvollsten Augenblicken mir verspreche, verschieden spezificiren, aber unsere Arten einander nicht unterordnen, sondern unter einem höhern idealischen Gattungsbegriff einander coordiniren." —

„Noch immer," schrieb Schiller acht Monate später an einen andern Freund, „liegt das unglückselige Werk formlos und endlos vor mir da. Keines meiner alten Stücke hat so viel Zweck und Form als der Wallenstein jetzt schon hat, aber ich weiß jetzt zu genau, was ich will und was ich soll, als daß ich mir das Geschäft so leicht machen könnte. — Es ist mir fast alles abgeschnitten, wodurch ich diesem Stoffe, nach meiner gewohnten Art, beikommen könnte; von dem Inhalte habe ich fast nichts zu erwarten; alles muß durch eine glückliche Form bewerkstelligt werden." —

„Du wirst, dieser Schilderung nach, fürchten, daß mir die Lust an dem Geschäfte vergangen sey, oder, wenn ich dabei wider meine Neigung beharre, daß ich meine Zeit dabei verlieren werde. Sey aber unbesorgt, meine Lust ist nicht im geringsten geschwächt, und eben so wenig meine Hoffnung eines trefflichen Erfolgs. Gerade so ein Stoff mußte es seyn, an dem ich mein neues dramatisches Leben eröffnen konnte. Hier, wo ich nur auf der Breite eines Scheermessers gehe, wo ich nur durch die einzige innere Wahrheit, Nothwendigkeit, Stetigkeit und Bestimmtheit meinen Zweck erreichen kann, muß die entscheidende Krise mit meinem poetischen Character erfolgen. Auch ist sie schon stark im Anzuge, denn ich tractire mein Geschäft ganz anders, als ich ehemals pflegte. Der Stoff und Gegenstand ist so sehr außer mir, daß ich ihm kaum eine Neigung abgewinnen kann; er läßt mich beinahe kalt und gleichgültig und doch bin ich für die Arbeit begeistert. Zwei Figuren ausgenommen, an die mich Neigung fesselt, behandle ich alle übrige

und vorzüglich den Hauptcharacter, blos mit der reinen Liebe des Künstlers, und ich verspreche Dir, daß sie dadurch um nichts schlechter ausfallen sollen. Aber zu diesem blos objectiven Verfahren war und ist mir das weitläuftige und freudlose Studium der Quellen so unentbehrlich, denn ich mußte die Handlung, wie die Charactere, aus ihrer Zeit, ihrem Lokal, und dem ganzen Zusammenhange der Begebenheiten schöpfen, welches ich weit weniger nöthig hatte, wenn ich mich durch eigne Erfahrung mit Menschen und Unternehmungen aus dieser Classe hätte bekannt machen können. Ich suche absichtlich in den Geschichtsquellen eine Begrenzung, um meine Ideen durch die Umgebung der Umstände streng zu bestimmen und zu verwirklichen. Davor bin ich sicher, daß mich das Historische nicht herabziehen oder lähmen wird. Ich will dadurch meine Figuren und meine Handlung blos beleben; beseelen muß sie diejenige Kraft, die ich allenfalls schon habe zeigen können, und ohne welche ja überhaupt kein Gedanke an dieses Geschäft von Anfang an möglich gewesen wäre." —

„Nachdem ich die Redaction der Xenien gemacht hatte, fand sich, daß noch eine erstaunliche Menge neuer Monodistichen nöthig sey, wenn die Sammlung auch nur einigermaaßen den Eindruck eines Ganzen machen sollte. Weil aber etliche hundert neue Einfälle, besonders über wissenschaftliche Gegenstände, einem nicht so leicht zu Gebote stehen, auch die Vollendung des Meisters Göthen eine starke Diversion macht, so sind wir überein gekommen, die Xenien nicht als ein Ganzes, sondern zerstückelt dem Almanach einzuverleiben. Die ernsthaften, philosophischen und poetischen werden daraus vereinzelt, und bald in größern, bald in kleinern Ganzen vorn im Almanach angebracht. Die satyrischen folgen unter den Namen Xenien nach."

Was die Xenien betrifft, so wäre wohl eine strengere Auswahl dabei zu wünschen gewesen, die Schiller auch wahrscheinlich unternommen hätte, wenn ihn nicht die Kälte und Gleichgültigkeit, mit der die Horen aufgenommen wurden, gereizt, und in einen leidenschaftlichen Zustand versetzt hätte. *)

Im Jahr 1797 entstanden Schillers erste Balladen, durch einen Wetteifer mit Göthe veranlaßt, eine Dichtungsart, in der er sich späterhin noch oft versuchte. Doch kehrte er bald nachher zum Drama, das er einige Zeit verlassen zurück und gab mit dem Jahre 1799 die Herausgabe des Musenalmanachs auf. Nur an Göthes Propyläen nahm er vielen Antheil und lieferte Beiträge zu denselben. Die Beendigung des Wallenstein fällt in diese Zeit und Schiller schrieb über dieses Product im May 1799 Folgendes an einen seiner Freunde in Weimar:

„Sie sprechen in Ihren Bemerkungen mehreres treffend und glücklich aus, was ich in das Stück habe legen wollen und dem Tact des Zuschauers überlassen mußte herauszufühlen, daß mich diese Versicherung meiner gelungenen Absicht nothwendig erfreuen muß. Freilich konnte die Intention des Poeten nicht überall deutlich erscheinen, da zwischen ihm und dem Zuschauer der Schauspieler stand, nur meine Worte und das Ganze meines

*) Vergl. Wielands Urtheil über Schillers Musenalmanach auf das J. 1797 (in den Literarischen Spießruthen oder Hochadligen u. berüchtigt. Xenien. Weimar, ohne Jahrzahl.)

und vorzüglich den Hauptcharacter, blos mit der reinen Liebe des Künstlers, und ich verspreche Dir, daß sie dadurch um nichts schlechter ausfallen sollen. Aber zu diesem blos objectiven Verfahren war und ist mir das weitläuftige und freudlose Studium der Quellen so unentbehrlich, denn ich mußte die Handlung, wie die Charactere, aus ihrer Zeit, ihrem Lokal, und dem ganzen Zusammenhange der Begebenheiten schöpfen, welches ich weit weniger nöthig hatte, wenn ich mich durch eigne Erfahrung mit Menschen und Unternehmungen aus dieser Classe hätte bekannt machen können. Ich suche absichtlich in den Geschichtsquellen eine Begrenzung, um meine Ideen durch die Umgebung der Umstände streng zu bestimmen und zu verwirklichen. Davor bin ich sicher, daß mich das Historische nicht herabziehen oder lähmen wird. Ich will dadurch meine Figuren und meine Handlung blos beleben; beseelen muß sie diejenige Kraft, die ich allenfalls schon habe zeigen können, und ohne welche ja überhaupt kein Gedanke an dieses Geschäft von Anfang an möglich gewesen wäre." —

„Nachdem ich die Redaction der Xenien gemacht hatte, fand sich, daß noch eine erstaunliche Menge neuer Monodistichen nöthig sey, wenn die Sammlung auch nur einigermaaßen den Eindruck eines Ganzen machen sollte. Weil aber etliche hundert neue Einfälle, besonders über wissenschaftliche Gegenstände, einem nicht so leicht zu Gebote stehen, auch die Vollendung des Meisters Göthen eine starke Diversion macht, so sind wir überein gekommen, die Xenien nicht als ein Ganzes, sondern zerstückelt dem Almanach einzuverleiben. Die ernsthaften, philosophischen und poetischen werden daraus vereinzelt, und bald in größern, bald in kleinern Ganzen vorn im Almanach angebracht. Die satyrischen folgen unter den Namen Xenien nach."

Was die Xenien betrifft, so wäre wohl eine strengere Auswahl dabei zu wünschen gewesen, die Schiller auch wahrscheinlich unternommen hätte, wenn ihn nicht die Kälte und Gleichgültigkeit, mit der die Horen aufgenommen wurden, gereizt, und in einen leidenschaftlichen Zustand versetzt hätte. *)

Im Jahr 1797 entstanden Schillers erste Balladen, durch einen Wetteifer mit Göthe veranlaßt, eine Dichtungsart, in der er sich späterhin noch oft versuchte. Doch kehrte er bald nachher zum Drama, das er einige Zeit verlassen zurück und gab mit dem Jahre 1799 die Herausgabe des Musenalmanachs auf. Nur an Göthes Propyläen nahm er vielen Antheil und lieferte Beiträge zu denselben. Die Beendigung des Wallenstein fällt in diese Zeit und Schiller schrieb über dieses Product im May 1799 Folgendes an einen seiner Freunde in Weimar:

„Sie sprechen in Ihren Bemerkungen mehreres treffend und glücklich aus, was ich in das Stück habe legen wollen und dem Tact des Zuschauers überlassen mußte herauszufühlen, daß mich diese Versicherung meiner gelungenen Absicht nothwendig erfreuen muß. Freilich konnte die Intention des Poeten nicht überall deutlich erscheinen, da zwischen ihm und dem Zuschauer der Schauspieler stand, nur meine Worte und das Ganze meines

*) Vergl. Wielands Urtheil über Schillers Musenalmanach auf das J. 1797 (in den Literarischen Spießruthen oder Hochadligen u. berüchtigt. Xenien. Weimar, ohne Jahrzahl.)

Gemäldes können gelten. — So lag es z. B. nicht in meiner Absicht, noch in den Worten meines Textes, daß sich Octavio Piccolomini als einen so gar schlimmen Mann, als einen Buben darstellen sollte. In meinem Stück ist er das nie, er ist sogar ein ziemlich rechtlicher Mann nach dem Weltbegriff, und die Schändlichkeit, die er begeht, sehen wir auf jedem Welttheater von Personen wiederholt, die so wie er, von Recht und Pflicht strenge Begriffe haben. Er wählt zwar ein schlechtes Mittel, aber er verfolgt einen guten Zweck. Er will den Staat retten, er will seinem Kaiser dienen, den er nächst Gott als den höchsten Gegenstand aller Pflichten betrachtet. Er verräth einen Freund, der ihm vertraut, aber dieser Freund ist ein Verräther seines Kaisers und in seinen Augen zugleich ein Unsinniger. Auch meiner Gräfin Terzky möchte etwas zu viel geschehen, wenn man Tücke und Schadenfreude zu den Hauptzügen ihres Charakters machte Sie strebt mit Geist, Kraft und einem bestimmten Willen nach einem großen Zweck, ist aber freilich über die Mittel nicht verlegen. Ich nehme keine

„Wenn die Wallensteinischen Stücke ein Jahr lang gedruckt durch die Welt gelaufen sind, kann ich vielleicht selbst ein Paar Worte darüber sagen. Jetzt liegt mir das Product noch zu nahe vor dem Gesicht, aber ich hoffe jedes einzelne Bestandstück des Gemäldes durch die Idee des Ganzen begründen zu können.“ *)

Mit dem Jahr 1799 verließ Schiller Jena und ging nach Weimar. Anfangs hielt er sich in dem letztgenannten Orte nur den Winter hindurch auf, um dem Theater beiwohnen zu können, und brachte den Sommer in einem Garten zu, den er sich in Jena gekauft hatte. **) Späterhin ward indeß Weimar sein beständiger Aufenthaltort.

Der regierende Großherzog von Weimar, als Verehrer und Beschützer der Künste bekannt, gab Schillern wiederholte Beweise seiner Gnade. So unter andern im J. 1795, wo Schiller einen Ruf als Professor nach Tübingen erhielt, die Versicherung, daß er falls ihn Krankheit an schriftstellerischen Arbeiten hindern sollte, auf eine Verdoppelung seines Gehalts rechnen könne. — Im J. 1799 erhielt er eine neue Zulage und im J. 1804, bei Gelegenheit bedeutender Anerbietungen, die Schillern von Berlin aus gemacht wurden, eine Vermehrung seines Gehalts. Als ein Zeichen besondrer Gunst mag es auch betrachtet werden, daß mehrerwähnter Großherzog Schillern aus eignem Antriebe im J. 1802 den Adelsbrief auswirkte.

Außer diesem allen bot der Aufenthalt in Weimar Schillern noch so manches Erfreuliche und Angenehme dar, wozu ganz vorzüglich Göthes Nähe und der vertraute Umgang mit ihm gehört. Ein fröhlicher Klubb, für den beide so manches heitere Lied dichteten, ***)

---

*) Vergl. W. Süvern über Schillers Wallenstein in Hinsicht auf griech. Tragöd. Berlin 1800.

**) Er liegt vom dortigen Marktplatz an gerechnet, südwestlich bei der Stadt, zwischen dem Engelgatter und dem Neuthore, an einer Schlucht, durch welche sich ein Theil des Leuterbachs um die Stadt hinzieht. (S: Güldenapfels Literar. Museum f. d. Großh. Sächs. Lande. Jena 1816. S: 334.) Jetzt heißt er wegen des dort eingerichteten Observatoriums der Garten der Sternwarte.

***) Schiller unter andern seine Gedichte: die vier Weltalter und das Lied an die Freunde.

trug viel dazu bei, Schillers Geist, den nicht selten Kränklichkeit umdüsterte, zu beleben. — Er widmete sich auch damals einigen naturhistorischen Studien, und suchte sich namentlich mit den Phänomenen der Farben bekannt zu machen, wie Göthe selbst in seinem Werke darüber (Bd. II. S. 691) und später in seiner Morphologie (Bd. I. Hft. 1) erzählt.

Den höchsten Genuß aber gewährte ihm die Anschauung des Theaters, die ihn nebenbei veranlaßte, mehrere seiner eignen Stücke sowohl als fremde für die Bühne zu bearbeiten.*) Nicht minder ließ er sich die Ausbildung der Schauspieler angenehm seyn.**)

Seine Liebe fürs Dramatische erwachte hier bald in ihrer ganzen Stärke. Das nächste Stück, das auf den Wallenstein folgte, war Maria Stuart. (1800) Im folgenden Jahre erschien die Jungfrau von Orleans, dies ächt romantische Product, an dem der Dichter, wie uns dünkt, mit ganz vorzüglicher Liebe gearbeitet hat.

Die erste Veranlassung, diesen Stoff zu bearbeiten, gab Schillern eine literärische Erscheinung. Del' Averdy, Ehrenmitglied der Pariser Academie der Inschriften und Literatur, hatte 28 Handschriften über den Verdammungs- und Lossprechungsproceß der Johanna bekannt gemacht, die Schiller mit vieler Theilnahme gelesen hatte. Sein anfänglicher Entschluß, sich treu an die Geschichte zu halten, wurde ihm indeß bei Bearbeitung des Stoffs durch manche Schwierigkeiten verleidet.***)

Keine Scene in der Jungfrau hat mehr zum Mißverstand und Tadel Anlaß gegeben, als die Erscheinung des schwarzen Ritters. Es sey uns vergönnt, unter andern hier das Urtheil eines unsrer vorzüglichern Schrift-

*) Man vergleiche Göthe's Aufsatz über das deutsche Theater (Morgenbl. April 1815 No. 85).

**) Er lud sie zuweilen nach der gelungenen [illegible] eines seiner neuesten Stücke zu einem [illegible] Haus, wo fröhlich gesungen, mitunter [illegible] bei Scherz [illegible] wurde. [illegible]

stell[illegible] anzuführen, um so mehr, da wir im Stande sind, es mit des Dichters eignen Worten zu widerlegen.

„Jene Scene," heißt es, „wird stets etwas Befremdendes, und, wenn ich so sagen darf, Schroffes für den Zuschauer behalten, und es würde mich gar nicht wundern, wenn der Dichter darüber manche unfreundliche Kritik erfahren sollte. Sie hätte, wenn sie ihm einmal in seinem Plane nothwendig schien, viel feierlicher und in's Ganze eingreifender aufgestellt werden sollen. — Den ersten Eindruck, den jedes Kunstwerk auf ein ganz uneingenommenes Gemüth macht, halte ich für etwas sehr Bedeutendes, und scheue mich daher nicht zu gestehn, was diese Scene auf mich wirkte, als ich sie zum erstenmale sah, ohne die Folge zu wissen. So wie das schwarze Ungethüm daher trat, stand die Einleitung des Stücks, besonders die Eiche, zugleich vor mir, und eine unbeschreibliche Angst für Johannen ergriff mich. Sie wird über sich selbst irre werden, dacht' ich; es müssen Zweifel sie erschüttern, ob der Geist, der sie treibt, von Gott oder aus dem Abgrund gesandt sey. Ich sah ihre plötzlich entstandene Liebe zu Lionel — es ist so, dacht' ich, nur das Gemüth, das nicht mehr ganz und fest an Gott hängt, kann so von dem Menschlichen ergriffen werden; ihr Zustand bei der Krönung, einige ihre Aeußerungen gegen die Schwestern nach derselben, die Scene, wo der Vater gegen sie auftritt, und sie schweigt (und die dadurch noch höhere Bedeutung bekommen möchte); alles das bestärkte mich, und ich glaubte in der Niederkämpfung und Besiegung dieser, vom Gefühle irdischer Liebe vermehrten Zweifel wird Johanna ihr Höchstes zeigen. Die Folge aber widersprach diesem, und es ist möglich, daß die Täuschung dieser Erwartung Einfluß in mein subjectives Gefühl gehabt hat, nach welchem mich Johanna's Erklärung über jenes Schweigen — da die anklagende Stimme vom Vater kam, war sie Stimme Gottes — nicht ganz befriedigt hat, und wo nun jene Erscheinung des schwarzen Ritters mir zu abgerissen und zu verloren vorkommt." —

Der Leser vergleiche nun mit diesem Urtheil Schillers eigene Worte über die Johanna, wie sie sich in zwei im November 1801 an einen Freund geschriebenen Briefen vorfinden.

„Vergessen Sie nur nicht," sagt er, „daß ich ein volles Jahr mit dem Stoffe mich herumtrug, ehe ich zur Ausarbeitung schritt, und daß ich mir Zeit dazu nahm. *) Die Jungfrau ist in ihrer Art ein einziges Sujet, und ein beneidenswerther Stoff für den Dichter, ungefähr wie die Iphigenie der Griechen. Er konnte nur so erfunden werden; darum haben sich auch von jeher so viel Dichter und Dichterlinge an ihr vergriffen und versündigt, und darum versuchte ich ihre Wiedereinsetzung in die Rechte des romantischen Zeitalters, dem sie angehört. Der Revisionsproceß schien mir eben so nöthig mit den poetischen Acten vorzunehmen, als jener wirkliche, der im Jahr 1455 durch Pabst Calixtus III. gegen die sündhaften 12 Artikel verhängt wurde." —

„Ich hatte anfangs dreierlei Pläne bei der Bearbeitung dieses Stoffes, und gestattete es die Zeit und das kurze, drängende Leben, so würde ich die beiden andern gleichfalls ausführen. Besonders lockend war

zu haben, daß Johanna, die sich das Reich als ein Abstractum gar nicht denken kann, bei allen ihren Anstrengungen sich den guten, liebenswürdigen König nur, als letzten Zweck dachte. Daraus dürften mehrere Stellen, besonders in den Abschiedsstanzen am Schlusse des Prologs, gerechtfertigt werden können." —

„Nennen Sie es immer eine epische Episode, die Scene mit dem Walliser Montgomery. Sie gehört zur Breite eines historischen Stücks, das die Ketten der Einheit sprengte. Wer seinen Homer kennt, weiß wohl, was mir dabei vorschwebte. Eben um des Alterthümlichen willen, wählte ich auch den Senarius des alten Trauerspiels. Dieser ist der Cäsur wegen außerordentlich schwer, aber auch so schön und volltönend, daß es mir schwer wurde, zu den lahmen Fünffüßlern zurückzukehren. Montgomery sollte auf allen Bühnen durch ein Frauenzimmer gespielt werden." —

„Das hartnäckige Schweigen der Johanna, als sie vor allem Volk von ihrem Vater der Zauberei bezüchtigt wird, ist ja in ihrer visionären Schwärmerey vollkommen gegründet. Dazu kommt die Vorstellung: sie dürfe aus Pflicht dem Vater nicht widersprechen. Außer dem allgemeinen Vorurtheile der bezauberten Welt im ganzen Mittelalter, dem Pfaffenwitz und Eigennutz so großen Vorschub that, wirkte beim Vater die gemeine Natur, in der es überall liegt, bei außerordentlichen Erscheinungen lieber an ein übermenschliches böses, als gutes Principium zu denken, oder überhaupt lieber Böses zu denken, allen Handlungen eine böse Motive unterzuschieben. Dazu ist Thibaut von Haus aus ein schwarzgalliger Mensch, mit dem auch Johanna früher kein Wort spricht. Doch ist sie seine Tochter, und es ist psychologisch, daß gerade von einem solchen Vater eine solche Seherin und Prophetin erzeugt werden konnte. Der Himmel entsühnt Johannen durch dasselbe Zeichen, wodurch er vorher ihre Schuld bekräftigte. So wie sie es vernimmt, hält sie sich auch auf einmal wieder für entsündigt und losgesprochen. Es ist noch nicht genug beachtet, wie von jeher der Donner des Augurium der ungebildeten Sinnlichkeit war."

„Der schwarze Ritter soll dazu dienen, uns mit einem neuen Bande an die romantische Geisterwelt zu knüpfen, da hier immer zwei Welten mit einander [illegible]

Sollte es Jemanden, der auf den Gang des Stücks zu einige Aufmerksamkeit richtet, zweifelhaft seyn, daß dem der Geist des kurz vorher verschiedenen Talbot gewesen sey, der ja, als Atheist, der Hölle zugehört? *) Immer sind die Menschen, wenn sie auf der höchsten Spitze standen, ihrem Falle am nächsten gewesen. Das widerfährt von dieser Scene an auch der Johanna. Die Jungfrau muß, da sie ein Wort spricht, das die Nemesis beleidigt, und wobei sie ihren Auftrag vom Himmel weit überschreitet:

„Nicht aus den Händen leg' ich dieses Schwert,
Als bis das stolze England untergeht,"

für solchen Uebermuth nothwendig büßen. Die Strafe folgt ihr in der Verliebung auf dem Fuße nach. Sie begehrt mit Geistern zu streiten. Ein neuer Frevel gegen die heilige Scheu. Eine einzige Berührung des Geistes lähmt sie. Mehr wollte ich dadurch nicht ausdrücken, noch motiviren. Am Ende ist doch der ganze Handel mit dieser Verliebung, woran sich so viele ärgern, nur eine Prüfung. Nur die geprüfte Tugend — man erkundige sich nach jedem päbstlichen Proceß vor einer Heiligsprechung — erhält die kanonisirende Palme." —

Es ist hier wohl der Ort, einer ungewöhnlichen Ehre zu gedenken, die Schillern bei der ersten Aufführung der Jungfrau in Leipzig widerfuhr. Als nämlich der Vorhang nach dem ersten Acte gefallen war, ertönte rings ein vielstimmiges: „Es lebe Friedrich Schiller!" von Pauken und Trompeten begleitet, und nach dem Schlusse des Stücks strömte Alles aus dem Hause, um den heraustretenden Dichter zu sehen. Schiller erschien; die versammelten Zuschauer bildeten mit entblößten Häuptern eine Reihe, und während der Gefeierte hindurchschritt, hoben Mehrere ihre Kinder empor und riefen: „Der ist es!" —

„Das nächste dramatische Product

Stück, und vorzüglich die Art wie er den Chor einführt, hart getadelt worden. *)

Wilhelm Tell erschien 1804. „Hier ist Schiller," sagt Schlegel, **) „ganz zur Poesie der Geschichte zurückgekehrt; die Behandlung ist treu, herzlich, und bei Schillers Unbekanntschaft mit der Schweizerischen Natur und Landessitte, von bewundrungswürdiger örtlicher Wahrheit. — Im Angesichte von Tells Capelle, am Ufer des Vierwaldstädter-Sees, unter freiem Himmel, die Alpen zum Hintergrunde, hätte diese herzerhebende, altdeutsche Sitte, Frömmigkeit und biedern Heldenmuth athmende Darstellung verdient, zur halbtausendjährigen Feier der Gründung schweizerischer Freiheit aufgeführt zu werden." ***)

Ungeachtet dieses günstigen Urtheils, hat es nicht an Andern, minder günstigen gefehlt. So hat man getadelt, daß Tell nur eine Zeit lang der Hauptheld des Stückes sey, dann aber sich als Nebenperson zurückziehe; daß die episodisch eingewebte Liebe des Rudenz und der Bertha die Aufmerksamkeit des Zuschauers zerstreue u. s. w. Es ist hier der Ort nicht, diesen und manchen andern Einwürfen zu begegnen, doch sey es uns vergönnt, über die Erscheinung der barmherzigen Brüder, die bei der ersten Aufführung des Tell in Weimar fast allgemeines Misfallen erregte, Schillers eigene Ansicht hier beizufügen.

„Was die barmherzigen Brüder am Schlusse des vierten Acts betrifft," schrieb er an eine Freundin, „so mag freilich ihr Anblick, zumal, da sie so ungeschickt vermummt auftraten, einigen nicht hinlänglich unterrichteten oder allzuverfeinerten Zuschauerinnen hier und da auffallend gewesen seyn. ****) Sie selbst, m. Fr. und unsre ver-

*) Vergl. Die Briefe über d. Nachbildung d. griech. Tragödie in Schillers Braut von Messina. Altenburg 1804, und A. W. Schlegels Vorles. über dramat. Kunst und Literat. Bd. II. Abth. 2. S: 411.

**) Vorles. über dram. Kunst und Liter. Bd. II. Abth. 2. S: 413.

***) Ganz neuerlich ist Schillers Tell von Hrn. Henri Merle d'Aubigné in Genf in's Französische übersetzt worden. Eine ausführliche Recension darüber befindet sich im neusten Stück der Minerve françoise.

****) Schiller hatte nämlich, Kränklichkeits halber, der ersten Vorstellung des Tell nicht persönlich beiwohnen können.

ehrte Fürstin waren nicht unter der Zahl. Sie hatten während Ihres Aufenthalts in Italien gewiß oft vernommen, wie die, fast in allen größern Städten seit uralten Zeiten bestehenden Brüderschaften der Barmherzigen, nicht nur der Hingerichteten sich alsbald bemächtigen, und sie, wenn sie nur vor der Catastrophe noch reuig gebeichtet haben, dem Schooße der geweihten Erde zuführen, sondern auch die Bestattung der Unglücklichen, die auf offner Straße durch Meuchelmord fielen, mit übernahmen. Wider das Uebliche wäre also nichts zu erinnern, aber vielleicht um so mehr gegen das Schickliche. Ich denke, auch dies ist mir ein genommenes Aergerniß. Darf ich aufrichtig sprechen? Ich bin so weit entfernt, diese barmherzige Todtengräbergesellschaft für etwas Unschickliches oder Ueberflüssiges zu halten, daß mir vielmehr, wenn sie wegbleiben müßte, durchaus etwas zum Gegengewicht mangelte. Mir thut es nur leid, daß sich die Brüderschaft blos so im Halbkreis hinstellen muß, und nicht auch den Entseelten auf die Schultern nehmen und forttragen kann. In meinem Plane lag auch dies. Allein die plumpe Ungeschicklichkeit unsrer Statisten trat mir vor Augen, die nur zu leicht Lachen erregen konnte. Auch den Gesang dabei lasse ich mir nicht gern nehmen. Hatte der Concertmeister das Miserabile wirklich miserabel componirt, so ist dies nicht meine Schuld, und auf die Gefahr von Ihnen selbst für einen verstockten Haberecht gehalten zu werden, hätte ich Lust auch den Einfall mit den schwarzen Raben zu vertheidigen. Stüssi hat die Rolle des Clown in den altenglischen Trauerspielen. Wer erinnert sich nicht wenigstens an die bekannte Kirchhofs-Scene im Hamlet u. s. w." —

Außer dem Tell beschenkte uns Schiller noch mit einer Bearbeitung das Macbeth von Shakespeare, der Turandot nach Gozzi, mit der Huldigung der Künste, *) einer Bearbeitung der Phädra von Racine *) und zweier französischen Lustspiele, (der Neffe als Onkel und der Parasit.)

Auch für ein eignes Lustspiel hatte er einen Stoff gefunden, ohne ihn indeß auszuführen. „Zwar glaube ich mich," schrieb er einem Freunde, „derjenigen Comödie, wo es mehr auf eine komische Zusammenfügung der Begebenheiten, als auf komische Charactere und auf Humor ankommt, gewachsen, aber meine Natur ist doch zu ernst gestimmt, und was keine Tiefe hat, kann mich nicht lange anziehen." —

Schillers Ansichten über Kunst und Kritik in der letzten Periode seines Lebens ergeben sich aus folgenden Fragmenten seiner damaligen Briefe:

„Sie müssen sich nicht wundern, wenn ich mir die Wissenschaft und Kunst jetzt in einer größern Entfernung und Entgegensetzung denke, als ich vor einigen Jahren geneigt gewesen bin. Meine ganze Thätigkeit hat sich gerade jetzt der Ausübung zugewendet; ich erfahre täglich, wie wenig der Poet durch allgemeine reine Begriffe bei der Ausübung gefördert wird, und wäre in dieser Stimmung zuweilen unphilosophisch genug, alles, was ich selbst und andere von der Elementarästhetik wissen, für einen einzigen empirischen Vortheil, für einen Kunstgriff des Handwerks hinzugeben. In Rücksicht auf das Hervorbringen werden Sie mir zwar selbst die Unzulänglichkeit der Theorie einräumen, aber ich dehne meinen Unglauben auch auf das Beurtheilen aus, und möchte behaupten, daß es kein Gefäß giebt, die Werke der Einbildungskraft zu fassen, als eben diese Einbildungskraft selbst." —

Wenn man die Kunst, so wie die Philosophie, als etwas, das immer wird und nie ist, also immer dynamisch, und nicht, wie sie es jetzt nennen, atomistisch betrachtet, so kann man gegen jedes Product gerecht seyn, ohne dadurch eingeschränkt zu werden. Es ist aber im Character der Deutschen, daß ihnen alles gleich fest wird, und daß sie die unendliche Kunst, so wie sie es bei der Reformation mit der Theologie gemacht, gleich in ein Symbolum hineinbannen müssen. Deswegen gereichen ihnen selbst treffliche Werke zum Verderben, weil sie gleich für heilig und ewig erklärt werden, und der strebende Künstler immer darauf zurückgewiesen wird. An diese Werke nicht religiös glauben, heißt Ketzerey, da doch die Kunst über allen Werken ist. Es giebt freilich in der Kunst ein Maximum, aber nicht in der modernen,

die nur in einem ewigen Fortschritte ihr Heil finden kann.

„Ich habe dieser Tage den rasenden Roland wieder gelesen, und kann nicht genug sagen, wie anziehend und erquickend mir diese Lectüre war. Hier ist Leben und Bewegung und Farbe und Fülle; man wird aus sich heraus in's volle Leben und doch wieder von da zurück in sich selbst hineingeführt; man schwimmt in einem reichen unendlichen Elemente, und wird seines ewigen identischen Ichs los, und existirt eben deswegen mehr, weil man aus sich selbst gerissen wird. Und doch ist, trotz aller Ueppigkeit, Rastlosigkeit und Ungeduld, Form und Plan in dem Gedicht, welches man mehr empfindet, als erkennt, und an der Stetigkeit und sich selbst erhaltenden Behaglichkeit und Fröhlichkeit des Zustandes wahrnimmt. Freilich darf man hier keine Tiefe suchen und keinen Ernst, aber wir brauchen wahrlich auch die Fläche, so nöthig als die Tiefe, und für den Ernst sorgt

Als er nämlich im Sommer 1804 von Berlin zurückkam, wo er der Aufführung des Tell beigewohnt hatte, war er krank und nicht ohne Gefahr; gleichwohl ging sie diesmal vorüber. Doch hat er in den letzten Zeiten über nichts mehr geklagt, als daß es in diesem Jahre auch gar nicht Frühling werden wolle.

Donnerstag gegen Morgen fing er an heftig zu phantasieren, sprach viel von Soldaten und Kriegsgetümmel und rief mehrere Male den Namen Lichtenberg, in dessen Schriften er zuletzt gelesen hatte. Gegen Mittag ward er ruhiger und fiel in einen leisen Schlummer, aus dem er noch einmal zum Bewußtseyn auf kurze Zeit erwachte. Diese benutzte er zur Anordnung, daß man seine Leiche ohne alles Gepränge ganz in der Stille zur Erde bestatten möge. Er ward sogar wieder munter und äußerte: Jetzt sey ihm das Leben so klar, so vieles hell und erklärt. Bald darauf (um sechs Uhr Abends) sank er wieder in Schlummer, um nie daraus zu erwachen.

Eigentlich sollte er am Sonntage begraben werden, da aber seine Leiche zu schnell in Verwesung überging, *) so geschah die Beerdigung in der Nacht zwischen Sonnabend und Sonntag. Schillers Anordnung zufolge, sollten ihn Bürger tragen, allein mehrere junge Gelehrte und Künstler nahmen aus Achtung für den Verewigten den Bürgern den Sarg ab. Man trug ihn in feierlicher Stille zwischen zwölf und ein Uhr Nachts auf den Kirchhof. Der ganze Himmel war umwölkt und drohte Regen. Schaurig durchzog der Wind die alten Dächer der Grabgewölbe und die Fahnen ächzten. Als aber eben der Sarg vor der Gruft niedergestellt wurde, da zerriß der Sturm plötzlich die dunkle Wolkendecke und der Mond, in ruhiger Klarkeit hervortretend, warf seine ersten Strahlen auf den Sarg mit den theuren Ueberresten. Man senkte ihn in die Gruft, **) und der Mond trat wieder hinter die Wolken und heftiger brauste der Sturm, gleichsam als mahnte er die Umstehenden an

von Maltiz hat kürzlich den Demetrius vollendet herausgegeben.

*) Man hat sie geöffnet, die Lunge meist zerstört, die Herzkammern fast verwachsen, die Leber verhärtet und die Gallenblase außerordentlich ausgedehnt gefunden.

**) Schillers Leiche ruht im Landschafts-Cassengewölbe.

den großen unersetzlichen Verlust. Wen hätten in diesem Augenblicke nicht die eigenen Worte des Dichters aufs tiefste ergriffen:

> Morgen, ach, du röthest
> Eine Todtenflur!
> Ach, und du, o Abendroth umflötest
> Seinen langen Schlummer nur. *)

Schiller hinterließ eine Wittwe, zwei Söhne und zwei Töchter. Von seinen drei Schwestern war die jüngste vor ihm gestorben; die älteste ist an den Hofrath Reinwald in Meinungen, die zweite an den Stadtpfarrer Frankh zu Reckmühl im Würtembergischen verheirathet.

Schiller ist nicht reich gestorben. Er war, um Schätze zu sammeln, weder engherzig noch prosaisch genug. Wer kennt nicht sein schönes Lied: die Theilung der Erde? „Die Welt ist weggegeben," sagt Zeus zum klagenden Poeten,

„Willst du in meinem Himmel mit mir leben

Grund, warum sein Genius so mächtig in die Bildung des Zeitalters eingreift, doch auch zugleich die Ursache so mancher Schönheit und so manches Fehlers in seinen Gedichten.

Was indeß wohl keiner leugnen kann, ist Schillers reines Streben nach höchster Veredlung. Er war, wie A. W. Schlegel sagt, im eigentlichen Sinne ein tugendhafter Künstler, der dem Wahren und Schönen mit reinem Gemüth huldigte. Ganz vorzüglich sind es seine lyrischen Poesien, in denen sich sein Gefühl, sein Charakter, ja sein ganzes Leben ausspricht. Wir erblicken darin einen, überall nach dem Unendlichen strebenden Geist, der das Höchste ergreifen, das Tiefste ergründen möchte; doch ist nichts tiefer als sein Gemüth, aus dem eine Fülle von Leben und Liebe quillt. Er strömt sie aus, diese Liebe, in die ganze Natur, und möchte die schwesterliche Geliebte mit Bruderarmen umfangen. Heilig ist seine Liebe und rein, denn überall sieht er die Gottheit, oder ahnet ihre Nähe, wo sie das irdische Auge nicht erkennt. Er fühlt die Gottheit im tiefsten Herzen, und das ist kein Wahn, was das tiefste Herz lebendig fühlt. Aussprechen nur läßt es sich nicht, und wagt es die Zunge ja, so schwebt ein heiliges Geheimniß über den Worten.

„Zwei schwarze, undurchdringliche Decken hängen an den beiden Grenzen des menschlichen Lebens herunter, und noch hat kein Lebender sie aufgezogen." Der Geist des Dichters aber ringt ohne Unterlaß danach. Nur wie Schatten schweben die Gestalten der Zeit an ihm vorüber, die Ewigkeit nur verheißt Bleibendes, nach welchem sein Blick selbst in der Freude höchstem Jubel aufschaut. Allein umsonst, er ist an das Leben gebannt, und was beschwört nun den Sturm seiner Seele? — Freundschaft nur und

„Beschäftigung, die nie ermattet,
Die langsam schafft, doch nie zerstört,
Die zu dem Bau der Ewigkeiten
Zwar Sandkorn nur für Sandkorn reicht,
Doch von der großen Schuld der Zeiten
Minuten, Tage, Jahre streicht." —

Er fügt sich in das Leben, aber nie verliert er sich darin, denn stets sieht er es aus höhern Gesichtspunkten an, hat beim Kleinen überall das Große, beim Einzelnen

das Ganze, und stets der Menschheit hohes Ziel im Auge. *) Daran mahnt ihn das absegelnde Schiff, daran jeder Spaziergang, daran die tönende Glocke. — Er sieht im Weibe nicht blos das Geschlecht, und im wirbelnden Tanze erblickt er den höhern, den leuchtende Sonnen in kühn gewundenen Bahnen durch den ewigen Raum beginnen. Wie trefflich sagt Jean Paul **) von ihm: „Dieser Dichter wirft über die beiden Enden des Lebens und Todes, in die beiden Ewigkeiten, in die Welt vor uns und in die Welt hinter uns, kurz über die unbeweglichen Pole der beweglichen Welt seinen dichterischen Schein, indeß er über der Mitte der Welt mit dem Tageslicht der Reflexions-Poesie steht, wie die Sonne nur an beiden Polen wechselnd nicht untergeht, und den ganzen Tag als ein Mond dämmert. Daher der Mondschimmer z. B. seiner Astrologie, seiner Jungfrau von Orleans, seines Glockenlieds." —

So dichtete Schiller, so dachte, so fühlte er. Friede sey mit des Sängers Asche, aber sein Andenken blühe,

Unter den vielfachen Gedichten und Nänien an Schillers Grabe stehen oben an: Göthe's Epilog zu Schillers Glocke (in dessen Werken Bd. IX.) Seumes Gedicht: Schillers Nekropompe (in dessen Sommer 1806) und Schillers Grab von Fr. Kind (in dess. Gedichten N. A. Leipz. 1817 Bd. II. S: 46.)

Indem wir diese Lebensbeschreibung schließen, drängt sich uns unwillkürlich der lebhafte Wunsch auf, daß der Einzige, der im Stande wäre namentlich aus brieflichen Mittheilungen, eine vollständige Biographie Schillers zu liefern, daß Göthe seinem theuersten Freunde ein bleibendes Denkmal setzen, und zugleich dem deutschen Publikum einen höchst wichtigen Dienst erzeigen möchte.

D. Charles Burney

von

H —— r.



D. Charles Burney.

(zum Theil aus gedruckten Nachrichten.)

Die Personen dieses Namens sind seit funfzig bis sechzig Jahren in England als eine literarische Familie berühmt. Ihr Stifter und sein gelehrter Sohn, dem die gegenwärtigen Zeilen gewidmet sind, starben vor wenig Jahren; die mehresten Zweige leben noch. Erst einige Worte vom Stammvater. Dieser war zu Shrewsbury im J. 1726 gebohren, erhielt den ersten Unterricht in seiner Geburtsstadt auf der dortigen Freyschule, und wurde dann zu einem Halbbruder nach Chester geschickt, um in der Musik einen guten Grund zu legen. Von hier ging er 1744 in seinem achtzehnten Jahre nach London, wo er bei dem in England auch jetzt noch nicht vergessenen D. Arne drei Jahre blieb. Aus der Hauptstadt wurde er nach Lynn in Norfolk als Organist versetzt, welches Amt er neun Jahre bekleidete. Während dieser Zeit vermehrte er seine Kenntnisse in der Musik und in vielen andern Fächern so ansehnlich, daß er im J. 1760 nach London zurückkehren, und sich bald darauf von der Universität Oxford zum Doctor der Musik machen lassen konnte. Als sein alter Lehrer Arne starb, war D. Burney in dem Besitze eines allgemeinen Ansehens, welches sich auf seine innige Bekanntschaft mit der Theorie der Tonkunst, auf einige musikalische Compositionen, auf eine Belesenheit in fast allen Fächern, und auf seine feinen Sitten gründete. Der höchste Adel ging mit ihm um und zog ihn zur Tafel. Man hielt ihn damals für

den Ersten seines Faches in England, und junge Frauenzimmer der vornehmsten Familien drängten sich nach seinem Unterricht. Auf solche Art erwarb er sich in etlichen Jahren ein gemächliches Vermögen. Er hatte längst den Vorsaz gehabt eine Geschichte der Musik zu schreiben; und weil der nöthige Stoff dazu nicht ganz in England zu finden war, so machte er im J. 1770 eine Reise durch Frankreich und Italien, wovon er eine lesenswerthe Nachricht herausgab, bald darauf reiste er in derselben Absicht durch Deutschland, die Niederlande und Holland; auch diese Reise beschrieb er 1773 in zwei Bänden, welche vielen Beifall einärndeten, und auch in fremde Sprachen übersetzt wurden. Im J. 1781 erschien sein großes Werk, die Geschichte der Musik in vier Quartbänden, welche ihm als Tonkünstler und Gelehrten gleich große Ehre machte und bald darauf durch Forkel's Uebersetzung in Deutschland bekannt wurde. D. Johnson, dessen Urtheil damals über alle andre ging, hielt ihn sehr hoch

zösischen Generalmajors D'Arblay. Sie machte sich schon im achtzehnten Jahre einen außerordentlichen Namen durch ihren Roman Evelina, denen Emilia, Cecilia, und the Wanderer folgten, welche alle bei den Engländern in verdientem Ansehn stehen; und so eben hat sie wieder unter ihrem Familiennamen Frances Burney herausgegeben: Tragic Dramas, chiefly intended for representation in private Families. Die jüngste Tochter, Sara Harriett, hat ebenfalls durch die Romane Clarentine, Geraldine Fauconberg, und besonders durch Traits of nature bewährt, daß auf ihr der Geist ihres Vaters ruht.

Der zweite Sohn, D. Carl Burney, auf welchen die obige Einleitung vorbereiten sollte, wurde am 6. December 1757 zu Lynn in Norfolk gebohren. Da sein Vater, wie gedacht, diese Stadt bald wieder verlies, so konnte für Carl's Erziehung dort wenig gethan werden. In London wurde er aber am 17. Febr. 1768 in die berühmte Carthäuserschule geschickt und gehörte zu den hoffnungsvollsten Jünglingen welcher dieser trefflichen Anstalt ihre erste Bildung verdankten. Als Schüler derselben war er auch zu einem Universitätsstipendium berechtigt, und wurde sofort zu Caius College in Cambridge unter die Mitglieder aufgenommen. Hier machte er bald Aufsehn durch seinen anhaltenden Fleiß, und seine tiefe Kenntniß der griechischen Sprache. Er blieb nicht lange und ging von dort nach King's College in Alt-Aberdeen, wo er 1781 Magister wurde. Das Jahr darauf nahm er die Stelle eines Lehrers in einer Erziehungsanstalt zu Highgate an, doch nur auf kurze Zeit; denn sein Freund, D. Dunbar, Professor der Moralphilosophie an einer der Schottischen Universitäten, mit dem er während seines Aufenthalts in Schottland bekannt geworden war, empfahl ihn nachdrücklich an den D. Rose, welcher in dem Dorfe Chiswick Vorsteher einer damals berühmten Privatschule war. Hier, wo Burney eine Unterlehrersstelle übernahm, machte er seinen ersten schriftstellerischen Versuch. D. Rose und ein Herr Cleveland hatten das Monthly review gestiftet, welches viele Jahre lang sich durch gute Beurtheilungen und Unpartheilichkeit auszeichnete. Rose schrieb noch dann und wann eine Recension für dasselbe, und er war es, der Burney'n veranlaßte, auch Theil daran zu nehmen. Der Prediger

Huntingford, Verfasser einer Anleitung zum Griechisch-schreiben ließ eine Sammlung griechischer Verse unter dem Titel Monostrophica erscheinen. Diese beurtheilte Burney im J. 1783 in den Junius- und Auguststücken dieses Review's mit so tiefer Kenntniß der Metrik, daß die vielen Gelehrten von Handwerk und die noch zahlreichern Liebhaber der griechischen Sprache und Literatur in England äußerst neugierig waren, den Verfasser davon zu erfahreu. Als es bekannt wurde, daß es der junge Burney sey, war sogleich sein Ruhm als Hellenist auf immer begründet.

Im Junius 1783 heurathete er die zweite Tochter des D. Rose, dessen Unterlehrer er war. 1786 legte er selbst eine Erziehungsanstalt zu Fair Lawn House in Hammersmith an, und blieb dort sieben Jahre. Er zog dann nach Greenwich, wo er ein ähnliches Institut begründete, das bald weit umher bekannt wurde, und noch

ner als alle andre. Es war ihm ehrenvoll, und gab seiner ganzen Familie ein gewisses Ansehn, daß er einen bedeutenden Theil seines mühevoll erworbenen Vermögens auf den Ankauf guter und seltener Bücher verwendete. Nicht viele Privatpersonen haben so sorgfältig ihre Bibliothek ausgewählt wie Burney. Sowohl in England als auswärts waren immer Leute von ihm beauftragt bei vorkommenden Gelegenheiten seltene Bücher für ihn einzukaufen; und nicht oft hat man bei verhältnißmäßig wenigen Mitteln so viel ausgerichtet. Schwierigkeiten und Kosten schreckten ihn niemals ab. Bei Bücherversteigerungen erstaunten zuweilen der hohe Adel und die reichen Landeigenthümer, wenn sie außerordentlich hohe Preise geboten hatten, von einem Privatmann überboten zu werden, der kaum ein Paar tausend mühsam im Schulstaube erworbene Pfund Sterling besitzen konnte. Als der Londner Buchhändler Edwards, Pinelli's kostbare Bibliothek in Venedig an sich brachte, und hier mit unermeßlichen Gewinne wieder verkaufte, achtete Burney nicht die hohen Preise, sondern übertrug von dort in seine Sammlung Alles was auf die dramatische Literatur der alten Griechen Bezug hatte. Diese Liebhaberei war um desto kostspieliger, weil er von den vorzüglichsten Ausgaben der alten Autoren, ohne Rücksicht auf ihre Theurung und Seltenheit, allemal zwei Exemplare kaufte und daraus durch Zusammenklebung der Blätter Eins machte. Zu gleicher Zeit sammelte er auch alles Merkwürdige das sich auf die Geschichte des englischen Theaters bezog; und auch in diesem Fache brachte er eine ungewöhnliche Menge Bildnisse und andre Seltenheiten zusammen, die dereinst zur Grundlage eines gelehrten Werks über diesen Gegenstand dienen können.

Da er seine literarischen Schätze in allen Mußestunden auf das emsigste benutzte, so waren sie allerdings eine unvergleichliche Würze seines arbeitsvollen und von vielen Verdrießlichkeiten unzertrennbaren Berufs. Aber Burney war nichts weniger als ein sogenannter Bücherwurm oder Stubengelehrter. Voll Geist, Witz und Munterkeit; die Vorräthe einer ausgebreiteten, salmasischen Belesenheit in einem treuen Gedächtnisse bewahrend; durch einen starken Körper zum angenehmen Gesellschafter bei den oft bis in die tiefe Nacht währenden

...ters welche Burney mit stiften half. Die ... dieses herrlichen Vereins war, durch freiwillige ... ein Capital zusammenzubringen, und von den ... eine bejahrten Mitglieder, die Lehrer an öffent... ...Privatschulen, wenn sie dürftig sind, so wie ...Witwen und Waisen, durch Jahrgelder gegen ... zu sichern, eine Absicht, die völlig erreicht wor... ...Die Gesellschaft, welche nun schon seit gerau... ...besteht und so viel Gutes gewirkt hat, speist ... Einmal zusammen, und hört dann von ihrem ..., wie der Ausschuß die vorhandenen Gelder an ... rc. vertheilt hat, was für neue Mitglieder ...und getreten sind u. s. w. Bei dergleichen ..., wo sich viele Wohlthäter des unendlich ver... ... überall nur mittelmäßig belohnten Schulstan... ...nden, und ansehnliche Summen zu spenden ...wurde Burney dem das Beste des Vereins so ...Herzen lag (obgleich ohne allen Eigennutz, da ...den Seinigen Vermögen hinterließ) wegen seiner ...n Aufgewecktheit gewöhnlich zum Vorsitzer er... ...Ueberhaupt hatte diese Wittwen-Gehalt-Casse ...gebreiteten Bekanntschaft und Liebe unter den ...Ständen, so wie seinen persönlichen *) Be...

*) ...individuellen Anstrengungen eines eben so edlen Schul... ...hat auch eine andre Wittwen-Pensions-Casse ihren ...ung zu danken. Die anerkannt erste und beste Schule ...ussischen Reiche, nehmlich die deutsche Hauptschule zu ... Petri in St. Petersburg, deren zweiter Stifter der be... ... D. Büsching war, hat bei ihrer großen Ausdehnung ...wahrhaft musterhaften Einrichtung (weswegen dort, un... ...ter der scharfen auf die Person Rücksicht nehmenden Zucht, ... hundert Namen junger Fürsten, Grafen, Ritter, und ... Großen und Reichen jungen Leute für die man keinen ... hat, auf der Expectantenliste stehen, und für Einen ...gangenen Schüler immer zehn andre kommen, die um ...nahme anhalten) ein ansehnliches Personale auserlesener, ...ein verdienstvoller Lehrer, an deren Spitze der gelehrte ...edle Hofrath und Inspector Schuberth steht. Dieser ...echt in Petersburg so geachtete, von seinen Amtsgenos... ...geliebte, und von den zahlreichen Zöglingen der Schule ...St. Petri verehrte Mann bemerkte mit Schmerzen bei ...m Amtsantritte im J. 1811, die unverhältnißmäßige ...ldung seiner verdienten Collegen, und, im Falle ihres ...es, die völlige Verlassenheit ihrer Wittwen. Durch seine ...hafte Verwendung erhielten erst alle Lehrer zweihundert ...el Zulage, und er selbst machte dann den (manchen von

Freuden der Tafel geeignet, begabt mit einem seltenen Talente des Vortrags und mit einem hinreißenden Flusse der Rede, und dabei niemals die Fehler der Menschen antastend, wurde er ungewöhnlich gesucht; es buhlten um seine Gesellschaft nicht nur ein großer Kreis gelehrter und geistvoller Freunde, sondern auch Herzöge, Lords und andre vornehme Personen in London luden ihn sehr oft, ja viel öfter ein als es sich mit den mühsamen Pflichten eines Schullehrers zu vertragen schien, wenn er seiner nächtlichen Ruhe nicht Abbruch gethan hätte. Greenwich, wo sich die vor ihm gestiftete Erziehungsanstalt befindet, liegt nur einige Meilen von London. Nachdem er also den ganzen Tag über blos für seine Schule gelebt und alle ihm zukommenden Obliegenheiten gewissenhaft erfüllt hatte, so fuhr er wenn man ihn nach London gebeten hatte (wo man bekanntlich erst um fünf, sechs, sieben oder acht Uhr speist) dorthin nicht eher, als nach Beendigung aller Berufsgeschäfte, genoß mehrere Stun-

Schoolmasters welche Burney mit stiften half. Die Absicht dieses herrlichen Vereins war, durch freiwillige Beiträge ein Capital zusammenzubringen, und von den Zinsen seine bejahrten Mitglieder, die Lehrer an öffentlichen und Privatschulen, wenn sie dürftig sind, so wie deren Wittwen und Waisen, durch Jahrgelder gegen Mangel zu sichern, eine Absicht, die völlig erreicht worden ist. Die Gesellschaft, welche nun schon seit geraumer Zeit besteht und so viel Gutes gewirkt hat, speist alle Jahre Einmal zusammen, und hört dann von ihrem Secretair, wie der Ausschuß die vorhandenen Gelder an die Wittwen rc. vertheilt hat, was für neue Mitglieder in den Bund getreten sind u. s. w. — Bei dergleichen Gastmalen, wo sich viele Wohlthäter des unendlich verdienten und überall nur mittelmäßig belohnten Schulstandes einzufinden, und ansehnliche Summen zu spenden pflegen, wurde Burney dem das Beste des Vereins so sehr am Herzen lag (obgleich ohne allen Eigennutz, da er selbst den Seinigen Vermögen hinterließ) wegen seiner geistvollen Aufgewecktheit gewöhnlich zum Vorsitzer erwählt. Ueberhaupt hatte diese Wittwen-Gehalt-Casse seiner ausgebreiteten Bekanntschaft und Liebe unter den höheren Ständen, so wie seinen persönlichen *) Be-

*) Den individuellen Anstrengungen eines eben so edlen Schullehrers hat auch eine andre Wittwen-Pensions-Casse ihren Ursprung zu danken. Die anerkannt erste und beste Schule im Russischen Reiche, nehmlich die deutsche Hauptschule zu St. Petri in St. Petersburg, deren zweiter Stifter der berühmte D. Büsching war, hat bei ihrer großen Ausdehnung und wahrhaft musterhaften Einrichtung (weswegen dort, ungeachtet der scharfen auf die Person Rücksicht nehmenden Zucht, immer hundert Namen junger Fürsten, Grafen, Ritter, und andrer Großen und Reichen jungen Leute für die man keinen Platz hat, auf der Expectantenliste stehen, und für Einen abgegangenen Schüler immer zehn andre kommen, die um Aufnahme anhalten) ein ansehnliches Personale auserlesener, ungemein verdienstvoller Lehrer, an deren Spitze der gelehrte und edle Hofrath und Inspector Schuberth steht. Dieser mit Recht in Petersburg so geachtete, von seinen Amtsgenossen geliebte, und von den zahlreichen Zöglingen der Schule zu St. Petri verehrte Mann bemerkte mit Schmerzen bei seinem Amtsantritte im J. 1811, die unverhältnißmäßige Besoldung seiner verdienten Collegen, und, im Falle ihres Todes, die völlige Verlassenheit ihrer Wittwen. Durch seine rastlose Verwendung erhielten erst alle Lehrer zweihundert Rubel Zulage, und er selbst machte dann den (manchen von



D. Charles Burney.

n der Tafel geeignet, begabt mit
e des Vortrags und mit einem
Rede, und dabei niemals die
end, wurde er ungewöhnlich
eine Gesellschaft nicht nur ei
geistvoller Freunde, sonde
andre vornehme Personen
ja viel öfter ein als es
eines Schullehrers zu
nächtlichen Ruhe nich
ch, wo sich die vor
findet, liegt nur eini
also den ganzen
bt und alle ihm
aft erfüllt hatte,
gebeten hatte (wo
sieben oder acht
Beendigung al
den lang die
Lehrte meiste
rück *). S
che wenige
genugsam
der bei

, die
zum Pre-
ulirt **); und
urch philologische
vorzugsweise zu ein-
e Aussicht zu kirchlichen
oesto einladender seyn, da
ohn hatte der über kurz oder

rbar scheinenden) Plan einer Wittwen-
wozu jeder Lehrer ein für allemal hundert
der Folge jährlich zwanzig Rubel beisteuerte.
r Schuberth nahm hierauf die Liste dieser Bei-
he nur ein kleiner Schritt zur Ausführung seines
aren) und fuhr damit vier Wochen lang in die Palläste
eichen Kaiserstadt umher, aus denen er 7,600 Rubel
brachte, so daß bald ein Capital anwuchs, wovon

lang die Ar
ters übernel
niren und er
zu Hernhill
sogenannte
ihn der Erz
Theologie u
Lincoln. Be
an der Erzi
(unter wel
und widm
den Pflic
Zweifel
dem
weis
Be

mühungen weit mehr zu danken als man öffentlich erfahren hat, da er kaum seine Freunde davon unterrichten mochte.

Burney hatte sich lange Zeit blos mit dem Schottischen Ehrentitel begnügt, da ihm seine hellenistische Gelehrsamkeit einen ausgebreiteten Ruhm verschaffte *). Aber die meisten Menschen lernen in reifern Jahren ganz anders über die Güter des Lebens denken, als in der Jugend. Die Bischöfliche Kirche ist bekanntermaßen ein mächtiger, reicher und außerordentlich geehrter Körper im brittischen Staate. Fast alle öffentliche und Privatschulleher, die sich zur herrschenden Religion bekennen, sind zum Predigtamte ordinirt und werden Reverend titulirt **); und diejenigen unter ihnen, welche sich durch philologische Gelehrsamkeit auszeichnen, werden vorzugsweise zu einträglichen Pfarren befördert. Die Aussicht zu kirchlichen Pfründen mußte bei Burney desto einladender seyn, da er einen hoffnungsvollen Sohn hatte der über kurz oder

lang die Aufsicht über die so ansehnliche Schule des Vaters übernehmen sollte. Demnach ließ er sich 1806 ordiniren und erhielt bald darauf eine Pfarrstelle (vicarage) zu Hernhill in Kent, und im J. 1816 die Pfarre (eine sogenannte Rectorey) zu Deptford. Im J. 1812 machte ihn der Erzbischof von Canterbury zum Doctor der Theologie und zum Domherrn der Cathedralkirche zu Lincoln. Von dieser Zeit an nahm er nicht mehr Antheil an der Erziehungsanstalt, überlies sie ganz seinem Sohne (unter welchem sie noch jetzt in blühendem Zustande ist) und widmete sich theils der classischen Literatur, theils den Pflichten des Predigerstandes, in welchem er ohne Zweifel in kurzer Zeit zu hohen Würden bestimmt war; denn der Prinz-Regent machte ihn, zum besondern Beweise seiner Achtung für Burney's Gelehrsamkeit und Verdienste, zu einem der Königlichen Capläne.

In seinen letzteren Jahren bekam er häufige Anwandlungen von Lethargie und Kopfschmerz, welche vermuthlich eine Folge der obenerwähnten Anstrengungen nach zu sehr abgekürzter Nachtruhe waren. Diese Zufälle gaben ihm Vorempfindungen von dem was ihm in kurzer Zeit bevorstehen möchte, und was wirklich erfolgte. Am Tage vor Weihnachten 1817 las er noch spät seiner Familie die Predigt vor, welche er für den Christtag ausgearbeitet hatte. Am nächsten Morgen als sein Bedienter in seine Kammer kam, sah er, daß Burney, während des Anziehens vom Schlage gerührt, zu Boden gefallen war. Die Sprache war fast ganz verschwunden; er athmete noch bis zum 28. December.

Sein mehr erwähnter Sohn, Charles Parr Burney, ist ebenfalls ordinirter Geistlicher. Seine Abhandlung über die Vaterlandsliebe wurde von der Universität Cambridge mit dem Preise gekrönt, und er gab dadurch frühe Hoffnung, daß er den alten Ruhm seiner Familie aufrecht erhalten wird. Sein Taufname, Parr, erinnert an einen schönen Zug in dem Charakter seines Vaters. Mit edlem Stolze hatte dieser von Jugend auf gestrebt der Baumeister seines Glücks zu seyn. Es gelang ihm völlig. Seine jugendlichen Bemühungen und Nachtwachen verschafften ihm frühen Ruhm, dieser bevölkerte seine Privatschule; und durch gewissenhafte Erfüllung seiner schwe-

ren Lehrerpflichten, welche bei der bekannten Ungebundenheit der englischen Jugend äußerste Geduld und Klugheit erfordern, erwarb er sich ein ziemliches Vermögen, das ihn ganz frei und unabhängig machte. Als ihm daher sein einziger Sohn gebohren wurde, dachte er nicht daran, einen Bischof oder reichen Mann um den Schutz des neuen Ankömmlings zu bitten, sondern er wählte den angesehenen Philologen und Theologen D. Parr, einen noch jetzt frischen und thätigen Greis, zum Pathen seines Sohnes, der auch dessen Namen in der Taufe erhielt.

Nach seinem Tode lies einer seiner vorzüglichsten Schüler, D. Kaye, sogenannter Regius Professor der Theologie auf der Universität zu Cambridge einen Aufruf an Burney's übrige Schüler ergehen, ihm ein Denkmal in der Westminsterabtey zu errichten. Die dazu erforderliche Summe war bald zusammengebracht. Das Monument ist bereits dort im mittäglichen Gange der

ingenii et doctrinae opinionem commendabant motus animi ad excogitandum celeres, vox plena et canora, acies oculorum acerrima illa quidem, sed hilaritate totius vultus suaviter temperata, et argutiae jucundissimo lepore conditae. Quum juvenes ad politiorem humanitatem informaret, accuratius quoddam et exquisitius docendi genus adhibebat, et in mentibus eorum ad omne officii munus instruendis personam Magistri summa fide et gravitate tuebatur. Hasce ad laudes accesserunt singularis vitae atque naturae comitas, quae optimi cujusque benevolentiam conciliabat, et discipulos ad amorem et reverentiam praeceptoris sui mirifice alliciebat; assiduum et vehemens studium in promendis consiliis, quae ludimagistris indigentibus aut senio confectis solatium ac perfugium prabere possent; et digna homine perfecte erudito diligentia in comparanda bibliotheca, quae libris, aliis manuscriptis, aliis e prelo emissis, ita ornata suit, ut post mortem possessoris luctuosam emeretur sumtu publico, et jussu Anglici Parlamenti in Britannico Museo collocaretur. Maxime autem in Burneio elucebant voluntas in Anglicam ecclesiam propensissima, spes aeternae Salutis pio in Christo posita, et consuetudo pure atque caste venerandi Deum.

Ein zweites Denkmal wurde ihm von seiner Pfarrgemeine in Deptford errichtet, deren Vater, Freund und Wohlthäter er gewesen war, und die daher seinen Verlust ernstlich bedauerte.

Nach seinem Tode war man besorgt, daß seine herrliche Bibliothek öffentlich versteigert und vereinzelt werden möchte. Endlich aber beschlossen die Curatoren des Brittischen Museums dem Parlamente eine Bittschrift zu überreichen, daß diese Sammlung für das Museum gekauft werden möchte. Nach einigen Debatten bewilligte das Parlament 13,500 Pf. Sterl., und diese mit so vieler Mühe gesammelte Bibliothek wurde dem Brittischen Museum im J. 1818 einverleibt. Unabhängig von den Manuscripten, Incunabeln, seltnen Werken, Kupferstichen rc. sind besonders auch die handschriftlichen Randanmerkungen von Bentley, Burmann, Casaubonus u. a. m.

vornehmlich aber von Burney selbst äußerst schätzbar. Auf längeres Leben hoffend, gedachte er vermuthlich diese für den Philologen köstliche Materialien in seinen späteren Jahren zu verarbeiten.

Folgendes ist ein Verzeigniß seiner Werke:

Appendix ad Lexicon Graeco-Latinum a Ioan. Scapula constructum etc. Lond. 1789.

Remarks on the Greek verses of Milton, published at the end of Mr. T. Warton's edition of Milton's minor Poems. 8vo. 1791.

Richardi Bentleii et doctorum Virorum epiotolae. 4. 1807.

Tentamen de metris ab Aeschylo in choricis cantibus adhibitis, 8vo 1809.

Bischop Pearson's exposition of the Creed, *abridged*. 12mo 1810. 2. edition, 1812.

Philemonis Lexicon Graece e Biblioth. Parisi-

Literarische Anzeige.

Ich mache auf folgende Flug- und Zeitschriften aufmerksam, welche so eben bei mir erschienen und in jeder soliden Buchhandlung in Deutschland, Oesterreich, Preußen, der Schweiz, Rußland und Dänemark zu erhalten sind.

1) Krug, (Prof. W. T.), auch eine Denkschrift über den gegenwärtigen Zustand von Deutschland, oder Würdigung der Denkschrift des Hrn. von Stourdza, in juridischer, moralischer, politischer und religioser Hinsicht. 8 geh. 6 Gr. (27 Xr.)
2) — — *état actuel de l' Allemagne* ou examen et réponse au memoire de Mr. de *Stourdza sur l' état de l' Allemagne* sous le rapport juridique, moral, politique et réligieux. (traduit par M. L. de Villers.) 8. geh. 8 Gr. (36 Xr.) (ist Uebersetzung von Nr. 1.)
3) — — das preußische Zollgesetz, die preußische Staatszeitung und der Zeitgeist. Ein kritischer Versuch. 8. geh. 8 Gr. (36 Xr.)
4) — — Kotzebue und die deutschen Universitäten. 8. geh. 10 Gr. (45 Xr.)
5) Auch Etwas über den letztern Landtag im Königreiche Sachsen. Geschrieben im Monat März 1819. 8. geh. 6 Gr. (27 Xr.)
6) Steffens, (Henrich), die gute Sache. Eine Aufforderung zu sagen was sie sey, an alle die es zu wissen meynen, veranlaßt durch des Verfassers letzte Begegnisse in Berlin. 8. geh. 8 Gr. (36 Xr.)
7) Sparre-Wangenstein, (C. J. von), über Geschwornen-Gerichte und das Verfahren in peinlichen Sachen. gr. 8. 16 Gr. (1 Fl. 12 Xr.)
8) Andeutungen zur Kritik der Königl. Preuß. Zoll- und Verbrauchsteuer-Gesetzgebung vom 26. May 1818. gr. 8. 20 Gr. (1 Fl. 30 Xr.) (Vom Vf. der Rez. über diese Gesetzgebung in der Jenaischen Allg. Lit. Zt. Nr. 197—200. 1818.)
9) Herbart (Prof. Joh. Fr.), Gegen Steffens. Auch über die gute Sache. 8. geh. 10 Gr. (45 Xr.)
10) Grävell (Dr. M. C. F. W.), das Wiedersehn nach dem Tode. Daß es seyn müsse, und wie es nur seyn könne. Als Anhang zu dem Werke: Der Mensch. gr 8. geh. 10 Gr. (45 Xr.)
11) v. Jakob, über akademische Freiheit und Disciplin. 8 geh. 16 Gr. (1 Fl. 12 Xr.)
12) Isis oder encyclopädische Zeitung; herausgegeben von Oken. Jahrgang 1819. gr. 4. Mit Kupfern. 8 Thlr. (14 Fl. 24 Xr.)
13) Annalen, allgemeine medicinische, des 19ten Jahrhunderts, auf das Jahr 1819. Herausgegeben vom Hofrath Dr. J. F. Pierer. gr. 4. 6 Thlr. 16 Gr. (12 Fl.)

Leipzig, im April 1819.

F. A. Brockhaus.

Ankündigung.

Hermes

oder

kritisches Jahrbuch der Literatur.

(geleitet vom Prof. W. T. Krug.)

Nicht mit Unrecht ist das Rezensions-Wesen in Deutschland, seit Klotz und Nicolai bis auf die neuesten Zeiten, bald mit Spott, bald mit strengem Tadel angegriffen worden. Auch unsere besten kritischen Zeitschriften haben, so unleugbar ihre Verdienste immerhin sind, insbesondere und hauptsächlich ihrer unbeschränkten Allgemeinheit wegen, ihre Bestimmung nur unvollständig erreichen, und bei der kaum übersehbaren Masse neuer Schriften, durch welche sie sich durchzuarbeiten haben, nicht selten gerade die wichtigsten Erscheinungen nur obenhin berühren können, oft sogar sie ganz übergehen müssen; nicht zu erwähnen, das viele Leser sich durch den zu großen materiellen Umfang ihres Inhalts abgeschreckt fühlen.

Das kritische Institut, dessen Beginn wir hiermit dem Pu-

Institut zu gründen, das den genannten brittischen Zeitschriften wenigstens darin gleichen sollte, daß es nur neue, für die Wissenschaft und Kunst bedeutende, so wie in die wichtigeren Zeitverhältnisse der Gesellschaft eingreifende Schriften, diese aber mit angemessener Gründlichkeit, Freimüthigkeit und Ausführlichkeit beurtheilte und analysirte, daß es nicht blos für den Gelehrten, sondern auch für jeden gebildeten Staatsbürger, selbst für höher gebildete Frauen, Stoff zur Belehrung und Unterhaltung enthielte, daß es endlich für ein Archiv gelten könnte, welches den Geist der Wissenschaft und Kunst und den Gang ihrer Entwickelung auch historisch nachwiese, und dem bei einem mäßigen Umfange auch in kleinern und erlesenen Büchersammlungen eine Stelle einzuräumen wäre.

Zwar sah der Unterzeichnete, noch ehe er seinen längst gehegten und allmählig vorbereiteten Plan ausführen konnte, anderwärts, auf achtungswerthe höhere Veranlassung, ein Institut hervorgehen, dem fast dieselbe Idee zum Grunde zu liegen scheint, — aber er glaubte seinen Plan deßungeachtet nicht aufgeben zu müssen, da, wie ihm dünkt, die äußern Bedingungen, unter welchen jene Jahrbücher erscheinen, der Freiheit und Selbstständigkeit, welche die Haupt- und Grunderfodernisse eines jeden für die ganze deutsche Nation bestimmten kritischen Instituts solcher Art seyn müssen, nicht überall günstig seyn möchten, wie auch die bis jetzt davon erschienenen drei Stücke beweisen.

So ist durch einen Verein der achtungswerthesten Männer unter dem Titel: Hermes oder kritisches Jahrbuch der Literatur, die Ausführung der oben entwickelten Idee versucht worden und das erste (im December 1818 erschienene) Stück desselben liegt dem Publikum zur Prüfung vor Augen. Es enthält auf 26 enggedruckten Bogen in Octav-Format 45 sachreiche Beurtheilungen wichtiger deutscher und ausländischer Werke und Schriften, von welchen wir hier nur auf diejenigen hindeuten wollen, welche die deutsch-katholische Kirche und ihr Verhältniß zur römischen Curie, — die Vereinigung der beiden protestantischen Kirchen, — die Formen der bewaffneten Macht mit besonderer Hinsicht auf das Landwehrsystem, die physiokratische Staatswirthschaftslehre, — die Preßfreiheit, den Nachdruck und das Streben des Zeitalters nach Repräsentativ-Verfassungen, die neue Voßische Uebersetzung des Shakspeare betreffen; — ferner die Beurtheilungen der berühmten Wilsonschen Schrift über die Gefahren, die uns von Rußland her drohen; — Die Analyse der über die Expedition nach dem Nordpol erschienenen Werke rc. berühren wollen. Das zweite Stück dieser Zeitschrift, welches in der Leipziger Ostermesse d. J. (1819) erscheint, enthält abermals eine Anzahl der gediegensten Beurtheilungen (die zum Theil wieder eigene Abhandlungen sind) wichtiger neuen Schriften, von welchen wir hier nur einige nennen wollen: a) der Krieg in Tirol und Hofers Leben. b) der Krieg in Innerösterreich 1809. c) Krugs System der praktischen Philosophie. d) Kreysigs Handbuch der praktischen Krankheitslehre. e) A. v. Nordsterns Gemmen und Sinnbilder

der Schriften. f) Hillebrand über die Nationalbildung der Deutschen. g) Steffens Caricaturen des Heiligsten. h) Fünf verschiedene Schriften über das Turnwesen. i) v. [illegible] Verhältnisse des Kirchenwesens in Deutschland. k) Schmelzings europäisches Völkerrecht. l) Stourdzas Denkschrift. m) Gourgauds Campagne de 1815. n) M. de Staël Considérations sur la Révolution française u. s. w.

Das 3te Stück des Hermes, aus welchem die hier besonders abgedruckte Abhandlung über das Kotzebue'sche literarische Wochenblatt genommen worden, wird im Sommer d. J. erscheinen.

In seinem Aeußern ist der Hermes zugleich auf das anständigste ausgestattet. Jedes Vierteljahr wird ein neues Stück von der Stärke des ersten ausgegeben werden. Der Preis eines ganzen Jahrgangs von vier Stücken ist auf 8 Rthlr. (14 Fl. 24 Kr.) gesetzt, jedoch kann man auch jedes Stück einzeln zu 2 Rthlr. 8 Gr. (4 Fl. 3 Kr.) erhalten. In Deutschland, Oesterreich und der Schweiz ist der Hermes durch jede solide Buchhandlung und auch durch alle Postämter zu beziehen. Für Frankreich und England wende man sich an Treuttel und Würz in Strasburg, Paris und London; für die Niederlande an Müller u. Comp., oder an Sülpke in Amsterdam; für Schweden an Bruzelius in Stockholm und Upsala; für Dänemark an Reitzel, Brummer oder Gyldendal in Kopenhagen;

Zeitgenossen.

Vierten Bandes zweite Abtheilung.

Freuden der Tafel geeignet, begabt mit einem sel
Talente des Vortrags und mit einem hinreißenden F
der Rede, und dabei niemals die Fehler der Mei
antastend, wurde er ungewöhnlich gesucht; es bu
um seine Gesellschaft nicht nur ein großer Kreis gele
und geistvoller Freunde, sondern auch Herzöge,
und andre vornehme Personen in London luden ihn
oft, ja viel öfter ein als es sich mit den mühsamen G
ten eines Schullehrers zu vertragen schien, wenn
ner nächtlichen Ruhe nicht Abbruch gethan hätte. Gr
wich, wo sich die vor ihm gestiftete Erziehungsan
befindet, liegt nur einige Meilen von London. Nach
er also den ganzen Tag über blos für seine Schule
lebt und alle ihm zukommenden Obliegenheiten gew
haft erfüllt hatte, so fuhr er wenn man ihn nach
gebeten hatte (wo man bekanntlich erst um fünf
sieben oder acht Uhr speist) dorthin nicht eher,
Beendigung aller Berufsgeschäfte, genoß mehrere
den lang die Gesellschaft seiner Gönner und Freunde,
kehrte meistens spät in der Nacht nach Greenwich
rück *). Seine rüstige Gesundheit machte, daß ihm
che wenige Stunden Schlaf hinreichten, und seine K
genugsam herstellten, so daß er früh um sechs Uhr
der bei seinen geliebten Büchern seyn, und den Tag
schen seinen Schülern und Studien theilen konnte.
die Natur verlangt ihre Rechte. Selbst sein starker
per hielt dies in die Länge nicht aus, wie man
sehen wird.

Eine der schönsten, segensvollsten und nachahmung
würdigsten Einrichtungen in England ist die Society

*) Zu seinen wenigen Sonderbarkeiten gehörte, daß er eine
liche Furcht vor Zugluft hegte und es nicht leiden k
wenn Jemand von ihm ging, ohne die Thür zuzuma
Während der erwähnten Nachtreisen traf es sich
daß ihn die Straßenräuber auf dem Wege von Lond
Greenwich anhielten, und ihm Geld und Uhr abfoderten
gab er dann ohne Einwendung. Einmal aber ließ
ßenräuber, der die [illegible]

hoolmasters welche Burney mit stiften half. Die
sicht dieses herrlichen Vereins war, durch freiwillige
eiträge ein Capital zusammenzubringen, und von den
nsen seine bejahrten Mitglieder, die Lehrer an öffent-
hen und Privatschulen, wenn sie dürftig sind, so wie
ren Wittwen und Waisen, durch Jahrgelder gegen
angel zu sichern, eine Absicht, die völlig erreicht wor-
n ist. Die Gesellschaft, welche nun schon seit gerau-
er Zeit besteht und so viel Gutes gewirkt hat, speist
e Jahre Einmal zusammen, und hört dann von ihrem
ecretair, wie der Ausschuß die vorhandenen Gelder an
Wittwen ꝛc. vertheilt hat, was für neue Mitglieder
den Bund getreten sind u. s. w. Bei dergleichen
astmalen, wo sich viele Wohlthäter des unendlich ver-
enten und überall nur mittelmäßig belohnten Schulstan-
s einzufinden, und ansehnliche Summen zu spenden
legen, wurde Burney dem das Beste des Vereins so
hr am Herzen lag (obgleich ohne allen Eigennutz, da
selbst den Seinigen Vermögen hinterließ) wegen seiner
eistvollen Aufgewecktheit gewöhnlich zum Vorsitzer er-
ählt. Ueberhaupt hatte diese Wittwen-Gehalt-Casse
iner ausgebreiteten Bekanntschaft und Liebe unter den
öheren Ständen, so wie seinen persönlichen *) Be-

*) Den individuellen Anstrengungen eines eben so edlen Schul-
lehrers hat auch eine andre Wittwen-Pensions-Casse ihren
Ursprung zu danken. Die anerkannt erste und beste Schule
im Russischen Reiche, nehmlich die deutsche Hauptschule zu
St. Petri in St. Petersburg, deren zweiter Stifter der be-
rühmte D. Büsching war, hat bei ihrer großen Ausdehnung
und wahrhaft musterhaften Einrichtung (weswegen dort, un-
geachtet der scharfen auf die Person Rücksicht nehmenden Zucht,
immer hundert Namen junger Fürsten, Grafen, Ritter, und
andrer Großen und Reichen jungen Leute für die man keinen
Platz hat, auf der Expectantenliste stehen, und für Einen
abgegangenen Schüler immer zehn andre kommen, die um
Aufnahme anhalten) ein ansehnliches Personale auserlesener,
[illegible]

mühungen weit mehr zu danken als man öffentlich er-
fahren hat, da er kaum seine Freunde davon unterrich-
ten mochte.

Burney hatte sich lange Zeit blos mit dem Sch-
schen Ehrentitel begnügt, da ihm seine hellenistische Ge-
lehrsamkeit einen ausgebreiteten Ruhm verschaffte*). A
die meisten Menschen lernen in reifern Jahren ganz anders
über die Güter des Lebens denken, als in der Jugend.
Die Bischöfliche Kirche ist bekanntermaßen ein mächtiger,
reicher und außerordentlich geehrter Körper im brittischen
Staate. Fast alle öffentliche und Privatschullehrer, welche
sich zur herrschenden Religion bekennen, sind zum Pre-
digtamte ordinirt und werden Reverend titulirt**); und
diejenigen unter ihnen, welche sich durch philologische
Gelehrsamkeit auszeichnen, werden vorzugsweise zu ein-
träglichen Pfarren befördert. Die Aussicht zu fröhlichen
Pfründen mußte bei Burney desto einladender seyn, da
er einen hoffnungsvollen Sohn hatte der über kurz, oder

ihnen erst unausführbar scheinenden) Plan einer Wittwen-
Pensions-Casse, wozu jeder Lehrer ein für allemal hundert
Rubel und in der Folge jährlich zwanzig Rubel beitragen.
Der Inspector Schuberth nahm hierauf die Liste dieser Bei-
träge (welche nur ein kleiner Schritt zur Ausführung seines
Plans waren) und fuhr damit vier Wochen lang in die Paläste
dieser reichen Kaiserstadt umher, aus denen er 7,600 Rubel
zusammen brachte, so daß bald ein Capital anwuchs, wovon
nun jede Lehrerwittwe bestimmt und lebenslänglich zweihun-
dert Rubel zieht. Die Bescheidenheit des würdigen Urhebers
dieser Stiftung läßt von seinen eigenen Bemühungen gar
nichts laut werden, aber die Dankbarkeit der Wittwen und
Waisen erschallt selbst über das Meer.

*) Der Titel „Professor der Griech. und Latein. Sprache an der Kön. Academie in London" war auch eine bloße Ehre ohne Amt und Gehalt.

**) So war der berühmte D. Parr, jetzt wirklicher Landprediger zu Hatton in Warwickshire, schon ordinirt (in orders) als er noch Oberlehrer der großen Schulanstalt zu Harrow war. Der gelehrte, unlängst verstorbene Vincent, war D. D. und Dechant an der Westminsterabtey, welche Würden dem wichtigen Amte eines Oberlehrers der Westminster-Schule

Inhalt des vierten Bandes.

XIII.

XIV.

XV.

Zeitgenossen.

Vierten Bandes

vierte Abtheilung.

Ankündigung.

Hermes

oder

kritisches Jahrbuch der Literatur.

(geleitet vom Prof. W. T. Krug.)

Nicht mit Unrecht ist das Rezensions-Wesen in Deutschland, seit Klotz und Nicolai bis auf die neuesten Zeiten, bald mit Spott, bald mit strengem Tadel angegriffen worden. Auch unsere besten kritischen Zeitschriften haben, so unleugbar ihre Verdienste immerhin sind, insbesondere und hauptsächlich ihrer unbeschränkten Allgemeinheit wegen, ihre Bestimmung nur unvollständig erreichen, und bei der kaum übersehbaren Masse neuer Schriften, durch welche sie sich durchzuarbeiten haben, nicht selten gerade die wichtigsten Erscheinungen nur obenhin berühren können, oft sogar sie ganz übergehen müssen; nicht zu erwähnen, das viele Leser sich durch den zu großen materiellen Umfang ihres Inhalts abgeschreckt fühlen.

Das kritische Institut, dessen Beginn wir hiermit dem Publikum ankündigen, soll, indem es sich engere Grenzen steckt und eine eigene Bahn zu brechen strebt, diesen Mängeln möglichst auszuweichen suchen.

Obwohl es in Deutschland, da die Literatur eines Volks als der Ausdruck seines politischen und gesellschaftlichen Zustandes betrachtet werden kann, noch unmöglich ist, literarischen Instituten eine so hohe nationale Bedeutung und Wichtigkeit zu geben, wie dieß in England der Fall ist (und jetzt unter einer freien und repräsentativen Verfassung auch in Frankreich der Fall zu werden anfängt), wo wir in den eben so wohl mit umfassender Gelehrsamkeit und tiefer Sachkenntniß, als mit seltenem Scharfsinn und siegreicher Dialektik ausgeführten Edinburgh und Quarterly Reviews *) zwei kritische Zeitschriften sehen, welche tief in das Volksleben und die Gesetzgebung Großbritanniens eindringen, und auf die ganze Literatur und geistige Entwickelung des englischen Volks einen nicht zu berechnenden Einfluß haben: so ist doch nicht zu leugnen, daß auch in Deutschland nicht nur ein ungewöhnliches Streben auf dem weiten Gebiet der Wissenschaft und Kunst nach allen Seiten hin sich äußert, sondern auch, in Erwartung weiterer Emancipation, die öffentlichen Angelegenheiten mehr als zu irgend einer andern Zeit lebhaftes Interesse erregen.

Schon seit längerer Zeit beschäftigte daher den unterzeichneten Unternehmer des Hermes die Idee, für Deutschland ein kritisches

---

*) Man sehe den Art. Edinburgh Review in der fünften Original-Auflage des Conversations-Lexions. Th. 5. S. 345. u. ff.

Institut zu gründen, das den genannten brittischen Zeitschriften wenigstens darin gleichen sollte, daß es nur neue, für die Wissenschaft und Kunst bedeutende, so wie in die wichtigeren Zeitverhältnisse der Gesellschaft eingreifende Schriften, diese aber mit angemessener Gründlichkeit, Freimüthigkeit und Ausführlichkeit beurtheilte und analysirte, daß es nicht blos für den Gelehrten, sondern auch für jeden gebildeten Staatsbürger, selbst für höher gebildete Frauen, Stoff zur Belehrung und Unterhaltung enthielte, daß es endlich für ein Archiv gelten könnte, welches den Geist der Wissenschaft und Kunst und den Gang ihrer Entwickelung auch historisch nachwiese, und dem bei einem mäßigen Umfange auch in kleinern und erlesenen Büchersammlungen eine Stelle einzuräumen wäre.

Zwar sah der Unterzeichnete, noch ehe er seinen längst gehegten und allmählig vorbereiteten Plan ausführen konnte, anderwärts, auf achtungswerthe höhere Veranlassung, ein Institut hervorgehen, dem fast dieselbe Idee zum Grunde zu liegen scheint, — aber er glaubte seinen Plan deßungeachtet nicht aufgeben zu müssen, da, wie ihm dünkt, die äußern Bedingungen, unter welchen jene Jahrbücher erscheinen, der Freiheit und Selbstständigkeit, welche die Haupt- und Grunderfodernisse eines jeden für die ganze deutsche Nation bestimmten kritischen Instituts solcher Art seyn müssen, nicht überall günstig seyn möchten, wie auch die bis jetzt davon erschienenen drei Stücke beweisen.

So ist durch einen Verein der achtungswerthesten Männer unter dem Titel: Hermes oder kritisches Jahrbuch der Literatur, die Ausführung der oben entwickelten Idee versucht worden und das erste (im December 1818 erschienene) Stück desselben liegt dem Publikum zur Prüfung vor Augen. Es enthält auf 26 enggedruckten Bogen in Octav-Format 45 sachreiche Beurtheilungen wichtiger deutscher und ausländischer Werke und Schriften, von welchen wir hier nur auf diejenigen hindeuten wollen, welche die deutsch-katholische Kirche und ihr Verhältniß zur römischen Curie, — die Vereinigung der beiden protestantischen Kirchen, — die Formen der bewaffneten Macht mit besonderer Hinsicht auf das Landwehrsystem, die physiokratische Staatswirthschaftslehre, — die Preßfreiheit, den Nachdruck und das Streben des Zeitalters nach Repräsentativ-Verfassungen, die neue Voßische Uebersetzung des Shakspeare betreffen; — ferner die Beurtheilungen der berühmten Wilson-schen Schrift über die Gefahren, die uns von Rußland her drohen; — Die Analyse der über die Expedition nach dem Nordpol erschienenen Werke rc. berühren wollen. Das zweite Stück dieser Zeitschrift, welches in der Leipziger Ostermesse d. J. (1819) erscheint, enthält abermals eine Anzahl der gediegensten Beurtheilungen (die zum Theil wieder eigene Abhandlungen sind) wichtiger neuen Schriften, von welchen wir hier nur einige nennen wollen: a) der Krieg in Tirol und Hofers Leben. b) der Krieg in Innerösterreich 1809. c) Krugs System der praktischen Philosophie. d) Kreyßigs Handbuch der praktischen Krankheitslehre. e) A. v. Nordsterns Gemmen und Sinnbilder

Kritisches Jahrbuch der

(geleitet vom Prof. W. T. K

Nicht mit Unrecht ist das Rezensions-Wesen
Kloß und Nicolai bis auf die neuesten Ze
bald mit strengem Tadel angegriffen worden.
kritischen Zeitschriften haben, so unleugbar ih
hin sind, insbesondere und hauptsächlich ihrer u
meinheit wegen, ihre Bestimmung nur un
und bei der kaum übersehbaren Masse neuer E
che sie sich durchzuarbeiten haben, nicht selten
sten Erscheinungen nur obenhin berühren kö
ganz übergehen müssen; nicht zu erwähnen,
durch den zu großen materiellen Umfang ihres
fühlen.

Das kritische Institut, dessen Beginn wi
blikum ankündigen, soll, indem es sich engere
eine eigene Bahn zu brechen strebt, diesen Mä
zuweichen suchen.

Obwohl es in Deutschland, da die
Volks als der Ausdruck seines politis
schaftlichen Zustandes betrachtet werden
lich ist, literarischen Instituten eine so hohe n
und Wichtigkeit zu geben, wie dieß in Englan
jetzt unter einer freien und repräsentativen
Frankreich der Fall zu werden anfängt), w
so wohl mit umfassender Gelehrsamkeit und

Institut zu gründen, das den genannten brittischen Zeitschriften wenigstens darin gleichen sollte, daß es nur neue, für die Wissenschaft und Kunst bedeutende, so wie in die wichtigeren Zeitverhältnisse der Gesellschaft eingreifende Schriften, diese aber mit angemessener Gründlichkeit, Freimüthigkeit und Ausführlichkeit beurtheilte und analysirte, daß es nicht blos für den Gelehrten, sondern auch für jeden gebildeten Staatsbürger, selbst für höher gebildete Frauen, Stoff zur Belehrung und Unterhaltung enthielte, daß es endlich für ein Archiv gelten könnte, welches den Geist der Wissenschaft und Kunst und den Gang ihrer Entwickelung auch historisch nachwiese, und dem bei einem mäßigen Umfange auch in kleinern und erlesenen Büchersammlungen eine Stelle einzuräumen wäre.

Zwar sah der Unterzeichnete, noch ehe er seinen längst gehegten und allmählig vorbereiteten Plan ausführen konnte, anderwärts, auf achtungswerthe höhere Veranlassung, ein Institut hervorgehen, dem fast dieselbe Idee zum Grunde zu liegen scheint, — aber er glaubte seinen Plan deßungeachtet nicht aufgeben zu müssen, da, wie ihm dünkt, die äußern Bedingungen, unter welchen jene Jahrbücher erscheinen, der Freiheit und Selbstständigkeit, welche die Haupt- und Grunderfodernisse eines jeden für die ganze deutsche Nation bestimmten kritischen Instituts solcher Art seyn müssen, nicht überall günstig seyn möchten, wie auch die bis jetzt davon erschienenen drei Stücke beweisen.

Es ist durch einen Verein der achtungswerthesten Männer unter dem Titel: Hermes oder kritisches Jahrbuch der Literatur, die Ausführung der oben entwickelten Idee versucht worden und das erste (im December 1818 erschienene) Stück desselben liegt dem Publikum zur Prüfung vor Augen. Es enthält auf 26 enggedruckten Bogen in Octav-Format 45 sachreiche Beurtheilungen wichtiger deutscher und ausländischer Werke und Schriften, von welchen wir hier nur auf diejenigen hindeuten wollen, welche die deutsch-katholische Kirche und ihr Verhältniß zur römischen Curie, — die Vereinigung der beiden protestantischen Kirchen, — die Formen der bewaffneten Macht mit besonderer Hinsicht auf das Landwehrsystem, die physiokratische Staatswirthschaftslehre, — die Preßfreiheit, den Nachdruck und das Streben des Zeitalters nach Repräsentativ-Verfassungen, die neue Voßische Uebersetzung des Shakspeare betreffen; — ferner die Beurtheilungen der berühmten Wilsonschen Schrift über die Gefahren, die uns von Rußland her drohen; — Die Analyse der über die Expedition nach dem Nordpol erschienenen Werke etc. berühren wollen. Das zweite Stück dieser Zeitschrift, welches in der Leipziger Ostermesse d. J. (1819) erscheint, enthält abermals eine Anzahl der gediegensten Beurtheilungen (die zum Theil wieder eigene Abhandlungen sind) wichtiger neuen Schriften, von welchen wir hier nur einige nennen wollen: a) der Krieg in Tirol und Hofers Leben. b) der Krieg in Innerösterreich 1809. c) Krugs System der praktischen Philosophie. d) Kreyßigs Handbuch der praktischen Krankheitslehre. e) A. v. Nordsterns Gemmen und Sinnbilder

der Christen. f) Hillebrand über die Nationalbildung der Deutschen. g) Steffens Caricaturen des Heiligsten. h) Fün[f] verschiedene Schriften über das Turnwesen. i) v. Bülow[s] Verhältnisse des Kirchenwesens in Deutschland. k) Schmel[-] zing's europäisches Völkerrecht. l) Stourdzas Denkschrift[.] m) Gourgauds Campagne de 1813. n) M. de Staël Con[-] sidérations sur la Revolution française u. s. w.

Das 3te Stück des Hermes, aus welchem die hier besonder[s] abgedruckte Abhandlung über das Kotzebue'sche literarische Wochen[-] blatt genommen worden, wird im Sommer d. J. erscheinen.

In seinem Aeußern ist der Hermes zugleich auf das anstän[-] digste ausgestattet. Jedes Vierteljahr wird ein neues Stück vo[n] der Stärke des ersten ausgegeben werden. Der Preis eines gan[-] zen Jahrgangs von vier Stücken ist auf 8 Thlr. (14 Fl. 24 Kr.) gesetzt; jedoch kann man auch jedes Stück einzeln zu 2 Thlr. 6 G[r.] (4 Fl. 3 Kr.) erhalten. In Deutschland, Oesterreich und de[r] Schweiz ist der Hermes durch jede solide Buchhandlung und au[ch] durch alle Postämter zu beziehen. Für Frankreich und Englan[d] wende man sich an Treuttel und Würtz in Straßburg[,] Paris und London; für die Niederlande an Müller u[nd] Comp., oder an Sülpke in Amsterdam; für Schweden a[n] Bruzelius in Stockholm und Upsala; für Dänemar[k]

Zeitgenossen.

Vierten Bandes

zweite Abtheilung.

Zeitgenossen.

Biographien und Charakteristiken.

Vierter Band.

(XIII — XVI.)

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1819.

Inhalt des vierten Bandes.

XIII.

XIV.

XV.

Zeitgenossen.

Vierten Bandes
vierte Abtheilung.

Lord Liverpool,

Erster Minister von Großbritannien.

Von

H — r.

(Zum Theil aus gedruckten Nachrichten.)

Lord Liverpool,

erster Minister von Groß-Britannien.

Sein Vater, einer der merkwürdigsten Staatsmänner in der Regierung des jetzigen Königs, war besonders in allen Fächern der Staatswirthschaft wohlbewandert, wie seine Abhandlung über die brittischen Münzen (Treatise on the coins of the Realm) zeigt, und besaß sonst ausnehmende Gewandtheit und Gegenwart des Geistes, so daß er sich vom Secretair des mächtigen Ministers Bute zu einem der ersten Vertrauten des Königs hinaufschwang, und bei allen Fragen über Handel und Gewerbe von den Ministern bis in seine spätesten Lebensjahre um Rath befragt wurde.

Wenn den Sohn Geburt, Naturanlage und Zeitumstände begünstigten, so hat er auch diese Vortheile gut benutzt, und genießt jetzt in seinem reifern Mannesalter das Glück als Minister eines der ersten Völker in Europa hochgeschätzt, in seinem Vaterlande verehrt, von Freunden geliebt und selbst von seinen politischen Gegnern geachtet zu werden. Er wurde am 7. Juni 1770 in London geboren. Sein Vater, für die öffentliche Erziehung auf Anstalten und Schulen, wie die meisten Großen des brittischen Volkes, eingenommen, schickte ihn in früher Jugend auf eine vorbereitende Lehranstalt unweit Fulham, damit er zu dem höheren Unterrichte auf der Carthause, einer alten berühmten Schule in London, wo der Vater selbst gebildet war, tüchtig gemacht werden möchte. Der junge Jenkinson (sein Familienname) las hier die vorzüglichsten griechischen und römischen Schriftsteller, lernte viele Stellen auswendig, trieb Versification und prosaische Stylübung, sowohl in den Alten als in der Muttersprache, übersetzte lange Stücke aus den alten Autoren, und lernte die Probleme der sechs ersten Bücher des Euklid aus dem Stegreife demonstriren. Der Vater

hatte ihn schon früh zum Staatsdienste bestimmt, und sah bald mit Vergnügen daß sich auf den guten Grund, den sein fleißiger Sohn in der Carthäuser-Schule legte, viel würde bauen lassen. Gleich nach der Rückkehr von der Carthause machte er ihm bemerkbar, worauf es hauptsächlich ankäme, um die politische Laufbahn, wozu ihn Geburt und Umstände bestimmt zu haben schienen, mit Erfolg zu betreten. Hierauf richtete der Sohn sein Augenmerk in den Zwischenstunden seiner Studien auf der Universität Oxford. Auf diesem ehrwürdigen Musensitze schickte man ihn nach Christchurch-College, welches vom hohen Adel und den Reichen Groß-Britanniens vorzugsweise besucht wird und in sehr hohem Ansehn steht, weil es, wegen seiner besondern Einrichtung, gleich dem Kriegsdienste, jungen Leuten von Stande, Gehorsam und Ordnung stillschweigend lehrt. Es ist bekannt, daß Mathematik, Logik, Methaphysik und höhere Humanistik hier die Hauptstudien ausmachen. Neben diesen befließ sich Jenkinson, nach dem Wunsche seines Vaters, auch der Staatswirthschaft, wozu ihm der väterliche Rath gute

würde, waren von außerordentlichem Belange für die englischen Minister. Pitt, der damals am Ruder saß, bemerkte mit Wohlgefallen, daß er an dem Sohne seines Freundes einen thätigen Gehülfen bekommen würde, und vermittelte daher sobald als möglich dessen Wahl zu einer Stelle im Unterhause. Diese Wahl fiel in's Jahr 1790, wo Jenkinson erst 20 Jahr alt und mithin noch nicht parlamentsfähig war. Um die Zeit bis zum 21 Jahre zweckmäßig hinzubringen, machte er nun einen Ausflug in die übrigen Länder von Europa, welche er noch nicht gesehen hatte.

Die erste Probe, welche er von seinen Kenntnissen in Staatssachen ablegte, war bei Gelegenheit des Kriegs zwischen Rußland und der Türkei. Pitt hielt die Abtretung der von Suwarow eroberten Festung Oczakow an Rußland für gefährlich und wollte es mit bewaffneter Hand zwingen diesem Anschlage zu entsagen. Die Opposition war sehr dagegen und nöthigte endlich den Minister sich nicht mehr in die Sache zu mischen. Jenkinson übernahm es damals die Gründe seiner Partei in einer lebhaften Rede zu vertheidigen, welche mehr Kenntniß von der Lage von Europa, und von dem Interesse seines Vaterlandes zeigte, als man von einem so jungen Manne erwarten konnte.

Es gab nach der Zeit mehrere Gelegenheiten im Parlamente seine Fähigkeiten und Einsichten zu bewähren. Er fing auch bald an dem Staate in verschiedenen Aemtern zu dienen. Seine erste Anstellung war im Board of control, wo er einer von den Räthen wurde, und Veranlassung bekam sich sehr nützlich zu machen. Als sein Vater im J. 1769 zum Grafen von Liverpool erhoben wurde, erhielt er nach einer gewöhnlichen Höflichkeit des Landes *)

---

*) By the courtesy of England, oder by courtesy. Diese Höflichkeit ist ganz ins bürgerliche Leben eingeführt, und ihr zu Folge erhalten alle Söhne eines Herzogs oder Marquis, und der älteste Sohn eines Earl den Titel Lord; doch niemals im Canzleistyl oder von Rechts wegen; denn in Instrumenten, in der Hofzeitung, und bei allen feierlichen Gelegenheiten (außer im Unterhause) heißen solche Herren allezeit nur the right honourable, oder Esquire, und in Parenthesi wird dann dazu gesetzt commonly called Viscount N. oder Lord N. So hieß es in den Präliminarien des Friedens-

den Namen Lord Hawkesbury, blieb aber immer noch als Gemeiner im Hause der Gemeinen sitzen, wo er bei allen Sachen, über welche er sich vernehmen ließ, seine politischen Kenntnisse an den Tag legte. Er erwarb sich um diese Zeit auch dadurch ein bleibendes Verdienst um sein Vaterland, daß er seinem vielvermögenden Vater den jungen Canning empfahl, einen Mann von außerordentlichen Talenten und vielumfassenden Kenntnissen, welcher seit seinem ersten Auftritte immer an Ansehn zugenommen hat und ohne Zweifel über kurz oder lang eine noch bedeutendere Rolle spielen wird.

Lord Hawkesbury hatte sich nun im Parlamente und in mancherlei Bedienungen so hervorgethan, daß er im J. 1801 zum Staatssecretair der auswärtigen Angelegenheiten erwählt wurde, ein Posten, in welchem nicht wenig Schwierigkeiten auf ihn warteten. Der Krieg mit Frankreich erregte viel Geschrei im Lande, weil der erste Consul, dessen Character man damals in England nur hier und da kannte, geäußert hatte, daß er Frieden

chiavelismus, womit jeder neue Vorschlag, jede Antwort verschleiert war, zu durchschauen. Endlich im October 1801 kam der Friedensschluß zu Stande. Die, welche bei dieser Gelegenheit Hawkesbury's Negociation in der Nähe betrachten konnten, versicherten, daß er sie mit außerordentlicher Geschicklichkeit geführt habe.

Zwei Jahre darauf brauchte das Ministerium seine Dienste im Oberhause. Da er nun als bloßer Titulärlord dort nicht sitzen konnte, so erhob ihn der König zum wirklichen Baron *). (das Wort im englischen Sinne, wo es Lord bedeutet). Dort hat er als Minister bald des einen bald des andern Departements seinen Ruf als Staatsmann völlig begründet. Im J. 1807 wurde er Minister des Innern (of the home departement). Sein Vater starb im J. 1809, wo denn der Sohn den Titel eines Earl of Liverpool und ein ansehnliches Vermögen erbte. Gleich nachher machte ihn der König zum ersten Lord der Schatzkammer, oder zum ersten Minister. Seine Erhöhung zu diesem wichtigen Posten fiel in eine Zeit, welche für ganz Europa segensvoll und glorreich, für sein Vaterland glänzend, und für ihn persönlich ungemein ehrenvoll war. Sein Vater und er waren immer kräftige Stützen der Verwaltung William Pitt's gewesen und hatten sie gegen ihre zahlreichen Gegner tapfer verfochten. Weder sein Vater noch Pitt selbst erlebten die herrlichen Früchte dieses Systems. Aber der jetzige Lord Liverpool hatte dies Glück. Es war unter seinem Ministerium, wo die Engländer einen Sieg nach dem andern auf der pyrenäischen Halbinsel erfochten, und die Franzosen verjagten, wodurch die auf dem Continent glimmende Freiheitsliebe endlich in helle Flammen ausbrach. Als das verbündete, endlich gerächte Europa den eitelsten Großsprechern in ihrer Hauptstadt Gesetze gab, hatte kein Land so gerechten Fug sich über dies unvergeßliche Ereigniß zu freuen, als Großbritannien; und dessen erster Minister, Lord Liverpool, erhielt dadurch eine persönliche Genugthuung. Man hat es noch nicht vergessen, daß er in seinen früheren Jahren, als er noch Lord Hawkesbury war, durch eine jugendliche Aeußerung die Spöttereyen der Opposition auf sich zog. In den ersten Zeiten

*) he was (by writ) summoned to the house of Lords, by the styleand title of Baron Hawkesbury.

andre, welche wähnten, daß den Franzosen
die Spitze würde bieten können, lachten so
sen „Marsch nach Paris" daß er ihn oft i
hören mußte, und daß die Caricaturbildner
her Gelegenheit nahmen, sich über ihn sehr
chen. So ganz unmöglich schien die Sache!
welcher nach der Völkerschlacht bei Leipzig
anhob, und im J. 1814 am 1. April in
war ein warnender Beweis von der Gefa
ehe ein Spiel zu Ende ist.

Wenn aber die Siege seines Vaterla
Friede in ganz Europa ihm viele Freude ver
ten, so haben doch die unmittelbar darauf
ten ihm auch viele Sorgen gebracht. Denn
des langen kostspieligen Kriegs sind immer
geheilt, daß in einem Lande, wo der Pöb
Aufwiegler alle Uebel den Obern zur Last le
jeder Mißvergnügte seine Galle ungestraft
gießen darf, der erste Minister vor der Ha
Ruhm erwarten kann.

Lord Liverpool's Gemahlin, eine überc
Frau und große Wohlthäterin der Armen,
1795 heyrathete, ist gebohrne Lady Theod
Harvey, Tochter des verstorbenen Lord

James Perry,

Herausgeber der ersten englischen Oppositions-Zeitung The Morning Chronicle.

Von

H — r.

(Zum Theil aus gedruckten Nachrichten.)

James Perry,

Herausgeber der ersten englischen Oppositions-Zeitung The Morning Chronicle.

Jacob Perry wurde geboren am 30. October 1756 zu Aberdeen in Schottland, wo sein Vater Baumeister war, eine Art von Leuten in Großbritannien die nicht nur die Plane zu Gebäuden machen, sondern auch Häuser auf Spekulation bauen. Seinen ersten Unterricht erhielt er in dem Kirchspiele Chapel of Garisch, wo William Farquhar, der Vater des nachher in London so berühmten, und im letzten März verstorbenen Arztes, Sir Walter Farquhar, damals Prediger war. Bei diesem würdigen Geistlichen erhielt er nebst dessen Sohne vortreffliche Unterweisung, und ging zu gleicher Zeit in die öffentliche Schule zu Chapel, an welcher der Dr. Tait, ein sehr gelehrter Mann, als Lehrer stand, dessen Ruf sich damals in der ganzen Gegend verbreitet hatte, und welcher nachher unter den Episcopalen eine ehrenvolle Pfründe erhielt. Von hier wurde Perry in die Oberschule seiner Vaterstadt geschickt, wo die Brüder Dunn damals die vornehmsten Lehrer waren, und wo er so schöne Fortschritte machte, daß man ihn im J. 1771 zur Universität in Aberdeen reif hielt. Hier wurde er in Mareschall College immatriculirt und studirte etliche Jahre. Sein Vater, welcher einen schottischen Rechtsgelehrten aus ihm machen wollte und ihn deswegen dem Advocaten Dr. Arthur Dingwall Fordyce übergab, hatte sich in eine unglückliche Bauspeculation eingelassen, die den Sohn bald nöthigte der Hoffnung des bequemen Studirens zu entsagen, und für sein Fortkommen zu sorgen. In dieser Absicht verfügte er sich nach Edinburg, um vielleicht bei einem dortigen Rechtsgelehrten eine Copistenstelle zu bekommen, und so zugleich seine juristischen Studien fortzusetzen. Aber alle Plätze dieser Art waren schon besetzt, und keine Aussicht für ihn auf diesem Wege. Der

beste Rath war nun, dem Beispiele so vieler andrer jungen Schotten zu folgen und nach England auszuwandern, wo die meisten von ihnen, welche dies Mittel ergriffen, wegen ihrer Kenntnisse und ihres guten Betragens, so bald forthelfen. Er wendete sich zuerst nach Manchester, wo ihn Herr Denwiddie, ein angesehener Manufacturist, als Schreiber anstellte. Hier verwandte Perry die Muße, die ihm sein Beruf ließ, auf das Lesen guter Schriftsteller. Es hatten damals die Gelehrten und vornehmen Kaufleute von Manchester eine litterarische Gesellschaft errichtet, deren Mitglieder Aufsätze über philosophische und moralische Gegenstände vorlasen, und die etwanigen Einwürfe dawider auf der Stelle beantworteten. In diesen Verein nahm man den jungen Schotten auf, und seine Ausarbeitungen machten ihm so viel Ehre, daß er sich die Freundschaft der ganzen Societät erwarb.

Als er daher, um seine Fähigkeiten auf einen bessern Markt zu bringen, im J. 1777 sich entschloß zu versuchen, ob ihn das Glück in London begünstigen würde, kostete es ihm wenig Mühe von den vornehmsten Manufacturisten Empfehlungen an ihre Handelsfreunde in der Hauptstadt zu erhalten. Junge unerfahrne Leute sehen solche Empfehlungsschreiben nach fremden Oertern für nichts geringeres als Creditbriefe an. So viele Gönner! da kann es nicht fehlen! Aber nur zu bald erfährt man, daß Empfehlungen, besonders an Handelsleute in großen Städten, wenig helfen. Dies erfuhr auch Perry. Man gab ihm Versprechungen; denn für die Schreibstube eines Kaufmanns war er nicht gemacht, und die, welche einen jungen Literatus suchten, wendeten sich sicher nicht in die Altstadt an Capitalisten und Großhändler. Indeß verschaffte ihm der Zufall das wonach er lange vergeblich getrachtet hatte, und auch er fand, daß standhafte Ergebenheit von den Musen endlich gewiß belohnt wird. Es gab damals in London ein Oppositionsblatt unter dem Titel the general Advertiser. Da er [illegible]

urtheilend, faßte Perry eine gute Meinung von dem „Anzeiger,“ und schrieb, da er nichts zu thun hatte, kleine launige Aufsätze und Gedichte, welche er in den Briefkasten der Drucker-Offizin warf, um zu sehen, wie man seine Sächelchen wohl aufnehmen würde? Nicht ohne Freude fand er seine Arbeiten regelmäßig in jedem folgenden Stücke. Eines Tages ging er in den Laden der Buchhändler Richardson und Urquhart, an die er auch empfohlen war. Urquhart las gerade den general Advertiser und lachte herzlich über den Humor einer dort gedruckten Abhandlung. Als er fertig war, fragte ihn Perry mit demüthigem Bückling, ob sich wohl irgend ein Plätzchen für ihn gefunden hätte? Nein, zur Zeit noch nicht, erwiederte Urquhart, aber, mein guter Freund, wenn Sie im Stande wären solche Dinge zu schreiben, wie diese hier im general Advertiser sind, so wollte ich Ihnen gleich Brod verschaffen. Der fragliche Aufsatz war gerade ein humorischer Versuch aus Perry's Feder. Um dies dem Herrn Urquhart genugthuend zu beweisen, zog er eine andre ähnliche Ausgeburt seiner Laune, mit demselben erdichteten Namen unterzeichnet, aus der Tasche; er hatte sie, wie die vorigen, in den bewußten Briefkasten werfen wollen. Herr Urquhart hoch erfreut über diese Entdeckung, vertrauete ihm nun an, daß er selbst einer der Haupteigenthümer dieser Zeitung sey, und daß man gerade ein solches Subject suche: heute Abends würden die sämmtlichen Herren Unternehmer deswegen eine Zusammenkunft halten, wo er Perry für das offene Fach vorschlagen wolle. Dies geschah. Am folgenden Tage wurde der Handel berichtigt, und ihm ein wöchentliches Honorar von einer Guinee bewilligt, wozu noch eine halbe Guinee gelegt wurde, damit er auch bei einer Abendzeitung, the London Evening-Post, die in derselben Druckerei herauskam, dem Redacteur mit
[illegible] möchte.

Pa[illegible]ster erregten damals allgemeine Theilnahme, und man fragte natürlich am meisten nach der Zeitung, wo die gerichtlichen Verhöre und die Reden der Sachwalter am vollständigsten erschienen. Das diesfalsige Kriegsrecht wurde in Portsmouth gehalten, und Perry mußte dorthin reisen, um die gedachte Zeitung mit den erwähnten Materialien zu versehen. Die gerichtlichen Verhandlungen dauerten sechs Wochen: während dieser ganzen Zeit schickte Perry täglich Handschrift für acht Foliospalten der Zeitung nach London. Man kann rechnen, wie viel Manuscript dazu gehörte, und was für Aufmerksamkeit und Fertigkeit es erforderte, so viel Stoff im Gerichtshofe zu Papier zu bringen, und dann wieder bis zu Postabgang zu entziffern und auf's Reine zu schreiben! Als sechswöchentlich ununterbrochene Anstrengung Eines Individuums war die Arbeit, wie jeder Sachkundige einsehen wird, herkulisch. Auch sicherte sie dem general Advertiser einen solchen Sieg über alle andere damalige Morgenblätter der Hauptstadt zu, daß er von Stund an etliche tausend Exemplare abzusetzen anfing.

Perry gab um diese Zeit mehrere politische Flugschriften heraus. Im J. 1782 begann er das noch jetzt beliebte European Magazine, dessen Plan so angelegt war, daß, außer den gewöhnlichen Artikeln verschiedenen Inhalts, auch Recensionen aufgenommen werden sollten. Doch blieb er nur Ein Jahr Anordner dieser Monatsschrift, weil er, nach dem Tode des Hrn. Wall, von den Eigenthümern der Zeitung Gazetteer zum Herausgeber der letzteren gewählt wurde. Man kann daraus auf seine damalige Celebrität schließen; denn die Eigenthümer waren die zu jener Zeit berühmtesten Buchhändler in London, Thomas Payne, White, Nicol, Lockyer Davies, Paul Baillant, Sir Nathaniel Conant, Elmslie u. a. m. Perry übernahm das Geschäft für ein jetzt ziemlich unbedeutend scheinendes Salar von vier Guineen wöchentlich, doch [illegible]

lang, während deren Perry diese Zeitung leitete, versuchten sie es nie seinen politischen Gesinnungen eine andre Richtung zu geben, sondern bezeigten ihm durchgängig ihren Beifall.

Sobald er die Herausgabe dieses Blattes antrat, dachte er hauptsächlich daran, eine neue Einrichtung zu machen, deren Vortrefflichkeit allgemein anerkannt wird. Man weiß, daß in den englischen Zeitungen seit mehr als siebzig Jahren die Parlamentsverhandlungen ein wichtiger Artikel sind. Eigentlich ist es wider die Privilegien des Parlaments dessen Reden ohne seine Erlaubniß zu drucken. Es geschah dessen ungeachtet; und da das Parlament aus Patriotismus, Schonung und Eitelkeit die Augen dazu schloß, so wurde es allmählig so sehr zur herkömmlichen Gerechtigkeit, daß, wenn man es jetzt versuchen wollte, dem Publikum die Kenntniß der Parlamentsdebatten zu entziehen, dies im ganzen Lande einen gefährlichen Unfug erregen, und vermuthlich gar nicht ausführbar seyn würde; denn die Gewalt der öffentlichen Meinung läßt sich großentheils von dieser Publicität der Debatten herleiten, indem dadurch das ganze Land zum Tribunal in der letzten Instanz über sein höchstes Gericht wird. Gleichwohl waren die Parlamentsdebatten bis auf Perry's Aenderung nachlässig und unbefriedigend in den Zeitungen berichtet worden. Jedes Morgenblatt pflegte nicht mehr als einen Reporter (d. h. der die Reden im Parlamente auf der Gallerie mit anhören, und nachher niederschreiben muß) in jede Parlamentskammer zu schicken. Perry's Vorgänger in der Redaction des Gazetteer hatte die Gewohnheit, die Parlamentsverhandlungen wie eine Art von Nachtisch aufzutragen, und sie stückweise ganze Wochen, ja Monate lang, nach aufgehobenen Sitzungen, einzurücken; und Woodfall gab im Morning Chronicle am Abende des folgenden Tages nach jeder Debatte einen eilfertigen Umriß davon. Perry, welcher den Heißhunger des englischen Publikums nach den Beschlüssen der Räthe des ersten Gerichtshofes im Reiche kannte, sah, daß wenn man sich anstrengen, und die Kosten nicht scheuen wollte, es möglich wäre, den ganzen Verlauf der Ueberlegungen im Nationalrathe noch in derselben Nacht, wo sie gehalten wurden, zu drucken, und sie den Einwohnern der Hauptstadt,

wenige Stunden darauf zum Frühstück vorzulegen. Anstatt Eines Rapporteurs schickte er demnach mehrere in jede Parlamentskammer, nehmlich einen nach dem andern, so daß Einer nur Eine Stunde blieb, und dann mit seinen im Gedächtnisse aufbewahrten Materialien (denn außer einigen Worten, Zahlen u. s. w. wird nichts von ihnen aufgeschrieben) in die Zeitungsexpedition eilte und das Gehörte niederschrieb, welches stückweise dem Setzer zugefertigt wurde, indeß der zweite Berichterstatter den erledigten Posten einnahm, dieselbe Rolle spielte, und nach einer Stunde wieder abgelößt wurde, bis die Herren des Parlaments auseinander gingen. Das Neuigkeitslustige Volk erstaunte über diese literarische und typographische Thätigkeit, welche ihm einen der größten geistigen Genüsse gewährte, und von dem Augenblicke an den größeren Instituten der Londner Morgenblätter zum Gesetze, aber auch zu einem lästigen Aufwande wurde. Denn da die Berichtgeber (auf deren Pünktlichkeit bei so wichtigen Verhandlungen außerordentlich viel ankommt) sehr geschickte Leute seyn, und die größte Fertigkeit im schriftlichen Aus-

dan, das Lyceum im Strande, jetzt ein Theater, zu einem Rednersaale einrichten ließ, wo junge Leute, die einst im Parlamente oder in den Gerichtshöfen Ehre einlegen wollten, Gelegenheit erhalten sollten, sich vor Zuhörern aus den bessern Classen im öffentlichen Sprechen zu versuchen. Der Einlaßpreis war fünf Schillinge, und der Saal wurde etliche Abende besucht. Pitt und einige seiner Freunde waren unter den Zuhörern, aber die Sache hatte keinen Fortgang. Perry war durch diese öffentlichen Proben seines Rednertalents so bekannt worden, daß es blos von ihm abhing, ein glänzendes Glück dadurch zu machen. Pitt nehmlich hatte bemerkt daß Perry nicht allein die Erfordernisse eines guten Redners in sich vereinigte, sondern sich auch durch ungewöhnliche Gegenwart des Geistes zum Volksrepräsentanten im Parlamente eignete, weil er gleich aus dem Stegreife auf Einwürfe fertig und bündig antwortete. Als nun Pitt Canzler der Schatzkammer und Alles in Allem war, ließ er Herrn Perry den Antrag thun eine Stelle im Parlamente anzunehmen, welche vermuthlich, wie bei so vielen andern, zu hohen Bedienungen im Staate geführt haben würde. Perry schlug es aus; denn er hätte da ganz allem eigenen Willen entsagen müssen, da er auf diese Art ein Schützling des Ministers geworden wäre, eine Lage die seiner ungebundenen Denkungsweise nicht angemessen war. Diese Beharrlichkeit bei seiner Ueberzeugung in politischen Dingen, dieses Vorziehen eines höchst unruhvollen, mühsamen Lebens vor Gemächlichkeit und Glanz, machen ihm Ehre, und werden als ein nicht sehr gewöhnliches Beispiel von billigen Richtern gegen etwanige politische Verirrungen abgerechnet werden, deren sich Perry schuldig gemacht haben dürfte, und die in dem beständigen Gedränge aller derer die mit Politik zu thun haben, so schwer zu vermeiden sind. Ein zweiter Antrag von gleich vortheilhafter und ehrenvoller Art wurde ihm von Lord Shelburne gethan; aber auch diesen verwarf er. Hat er Unrecht auf diese Selbstverläugnungen stolz zu seyn?

Nur noch ein kleiner Zusatz zu den Bemerkungen über seine Rednergabe. Perry ist, wie wir wissen, ein Schotte. Dem unterrichteten Leser braucht man nicht erst zu sagen, daß die Schotten eine Aussprache haben, welche unter dem Namen broad Scotch den Engländern wi-

derlich klingt, ihnen oft unverständlich ist, und nicht selten in den mittäglichen Gegenden der Insel eben so viel oder noch mehr Spott erregt, als wenn ein Ausländer Englisch redet. Diese platte und plumpe Aussprache muß nun Perry schon sehr zeitig ganz abgelegt haben, da man ihn schon in Manchester mit Vergnügen hörte, und da er nachher in der Hauptstadt so vornehmen und gebildeten Engländern, wie z. B. Pitt und Lord Shelburne waren, gefallen konnte. Auch dies ist ein ganz eignes Talent, erfordert ein sehr zartes Ohr und noch glücklichere Sprachorgane, womit unter tausend Schotten kaum einer begabt ist, weswegen sie fast alle, trotz den größten Anstrengungen (die besonders das weibliche Geschlecht anwendet) ihren schottischen Ursprung verrathen, sobald sie den Mund zum Sprechen öffnen. Wie viele würdige Schotten, z. B. der verstorbene Lord Melville (Henry Dundas) wurden deswegen von kleindenkenden Menschen verspottet! Aber der würdige Greis Lord Erskine und der berühmte Sir James Mackintosh, zwei große von der Natur reichbegabte Männer, haben ebenfalls sehr

han worden. Dagegen handelt auch Perry unpartheiisch, nd rückt jede ihm zugeschickte Widerlegung ein. Wenn r also, wie nicht zu läugnen, in seinem Blatte oft zu weit geht, so schenken im Gegentheil die Regierungszeitungen ihm und der sämmtlichen Oppositionsparthei auch nichts, und lassen sich genau dieselben politischen Sünden er Verläumdung und Uebertreibung dann und wann zu Schulden kommen. Doch kann dadurch weder die eine noch die andre Parthei geübten Lesern Sand in die Augen streuen; diese wissen auf ein Haar, wie viel sie zu glauben haben. Bei gleichem Rechte beider Theile, ihre Meinung zu sagen, kann also die englische Preßfreiheit, wie auch Krug meint, keinen Schaden thun, sondern muß am Ende die herrlichen Vortheile bringen, welche jedem Unbefangenen hier sogleich in die Augen fallen. Wer hat je von einer Wohlthat gehört, die nicht zuweilen gemißbraucht würde!

Ob die Whigs, oder die constitutionellen Oppositionisten so reine Absichten haben, wie Perry seinen Lesern täglich einbilden will; ob nicht diese Herren meistens den Eingebungen des Neids folgen, und, wenn man sie nur machen ließe, sich eben so sehr auf Kosten des Staats bereichern würden *) als sie den Ministern Schuld geben,

*) Daß oft gerade die Oppositionsleute oder Whigs, welche am meisten über Verschwendung im Staate eifern, alles Maaß überschreiten, wenn sie selbst in den Fall kommen, Belohnung für ihre Arbeiten zu fordern, ist seit Jahr und Tag durch ein auffallendes Beispiel dargethan worden, worauf des Quarterly Review No. 38. mit beißender aber feiner Satire aufmerksam gemacht hat. Brougham, einer der vorzüglichsten Oppositionisten im Unterhause und ein angesehener Sachwalter, brachte voriges Jahr die Frage über die Veruntreuung der vielen milden Stiftungen in England zur Sprache, trug auf eine Untersuchung an, und erwarb sich dadurch Ehre; aber die Art wie diese Untersuchung vorgenommen werden sollte, war so despotisch und illiberal, daß das Parlement eine ganz andre Verfügung an deren Stelle setzte. Das Meiste aber war wider die Kostspieligkeit der von Brougham vorgeschlagenen Commission einzuwenden; denn die Herren Commissarien, an deren Spitze Brougham selbst gestellt zu werden hoffte, sollten, nach seinem Vorschlage, einen Gehalt und eine Pension bekommen, die zusammen eine erstaunliche Summe ausmachten, welche viele Jahre lang auf dem Lande gelastet haben würde. Diese erbauliche Besoldungsart sowohl, als die beispiellose Vollmacht, welche Brougham seiner Commission,

ist eine ganz andre Frage, deren Auflösung nicht hier-
gehört. Aber die Morgenchronik hat nun einmal die
Seite gewählt. Perry weiß gar wohl, daß, wenn
seine Zeitung ihren Rang behalten soll, sie pflichtschul-
digst alles tadeln und lächerlich machen muß was
und Minister vornehmen, daß sie keinen Fingerbreit
dem politischen Glaubensbekenntnisse der Whigs abweichen
darf; daß sie immer Fox als das größte politische
vorstellen muß, das je in England, ja in der Welt,
schienen; Pitt's Verwaltung aber als die Wurzel al-
jetzt empfundenen politischen Uebel; und daß sie die
mit einem „wie wir allezeit behauptet haben“ an
Weisheit, Untrüglichkeit und Vorhersehungskunst
erinnern muß. Das gehört zu der hier über alles
senen Consistency, zu dem Festhalten an Einem, welches
zwar überall im Ansehen steht *), aber besonders in Eng-
land jedem der eine öffentliche Figur, vornehmlich in der
Politik spielen will, unerläßlich ist. Handelt ein
scher Zeitungsschreiber nach dieser großen Maxime,
grünet und blühet er, wie Perry, der Inhaber der

---

das heißt sich selbst, zuwenden wollte, waren in seiner
so fein versteckt, daß man sie erst spät, doch gerade
rechter Zeit entdeckte, ehe die Bill durchging. Die
gen, welche nun damit vorgingen; und besonders der
daß er selbst nicht zu einem der Commissarien gewählt
erregten Brougham's großen Unwillen, den er durch
Pamphlets ausließ. Durch diese gewann er anfänglich
Publikum viele Stimmen für sich, bis die gedachte
verständige, witzige und tief in die Sache eingehende
sion im Quarterly Review erschien, welche gewal-
Aufsehen erregte und noch erregt, bis Brougham, soll
es im Stande seyn: die dortigen Einwürfe wegbewäßt.

*) „Es bleibt ein Jeder, der die Religion verändert, mit
„Art von Makel bespritzt, von der es unmöglich scheint,
„zu reinigen. Wir sehen daraus, daß die Menschen
„harrenden Willen über alles zu schätzen wissen und
„mehr schätzen, als sie sämmtlich in Partheien getheilt,
„eigene Sicherheit und Dauer beständig im Auge haben.
„ist weder von Gefühl, noch von Ueberzeugung,
„Ausdauern soll man, da, wo uns mehr das
„Wahl hingestellt. Bei einem Volke,
„Freunde,

genchronik. Selbst seine Feinde, so sehr sie auch seine politischen Grundsätze verdammen, weigern ihm diese Achtung nicht; weil alle seine politische Missethaten auf die Rechnung der Consistency gesetzt werden. Ladet nun Perry dafür den Haß der Ministerialgesinnten auf sich, und muß er täglich zu Felde liegen, um den Feind theils in seinen Festungen zu necken und zu bestürmen, theils dessen Ausfälle zurück zu schlagen, so genießt er dafür auch das volle Zutrauen seiner Parthei, die man ja nicht verwechseln muß mit den Friedensstörern Burdett, Hobhouse, Cobbett, den Herausgebern der Sonntagsblätter Examiner und Whig, Hunt und vielen andern, welche entweder wirklich revolutionäre Absichten haben, oder durch ihre politischen Hirngespinnste, wenn man ihnen freie Hände ließe, alle bestehende Ordnung umwerfen würden; dahingegen die Whigs für das regierende Haus Braunschweig, für vernünftige Freiheit und für unverfälschte Constitution Achtung äußern. Zu ihnen gehören jetzt (um nur die vorzüglichsten zu nennen): der Herzog von Sussex (Bruder des Prinzregenten) die Herzöge Bedford, Devonshire u. a. der Marquis von Lansdowne; die Lords Grenville, Grey, Holland, Lauderdale u. s. w. die Commoners Tierney, Tennett, Brougham, Sir James Mackintosh u. v. a. An diese Staatsmänner schließen sich viele andre Große, reiche und würdige Leute. Alle diese sehen Perry's Morning Chronicle für ihr Organ an, und theilen ihm bald mündlich, bald schriftlich wichtige Nachrichten und Bemerkungen mit, so daß man in seiner Zeitung fast täglich anonyme Aufsätze und Artikel von den angesehensten Oppositionisten liest, die aber von Geübten nicht verkannt werden.

Hieraus ergiebt sich das große politische Interesse seiner Zeitung, so wie aller brittischen Blätter, da sie seit dem J. 1694, wo die englische Preßfreiheit eigentlich begann, jede beliebige Meinung dem Publikum mittheilen. Daß aber Perry's Morning Chronicle nun schon seit beinahe dreißig Jahren ohne Unterbrechung fort gewährt und sich immer im Ansehn erhalten hat, ist zwar ein Beweis von des Redacteurs Talenten und Kenntnissen, kommt aber auch zum Theil daher, daß er seit langer Zeit allein Eigenthümer seines Blattes ist. Unabhängig von alle dem gehört ferner eine rüstige und eiserne Natur dazu, die

Beschwerlichkeiten der Redaction eines so bedeutenden Mor-
genblattes, wie die Morgenchronik, so viele Jahre aus-
zuhalten; denn sie erfordert fast lauter Abend- und Nacht-
Arbeit. Früh um sechs Uhr werden ordentlicherweise die
Londner Morgenblätter in dem Zeitungsträger-Saal abge-
liefert. Gewöhnlich übergiebt man die Druckformen ge-
rade um Mitternacht der Presse. Mithin hat der Heraus-
geber, dem es obliegt, in dem sogenannten leading Article
eine beurtheilende Uebersicht der sämmtlichen eingelaufenen
Neuigkeiten in Eil und unter beständiger Unterbrechung zu
schreiben, nur eine kleine Weile vor Mitternacht zu seiner
Arbeit, welche er so lange als möglich aufschiebt, weil
alle Augenblicke noch wichtigere Neuigkeiten eingehen kön-
nen, welches besonders im Kriege der Fall ist. Selbst
nach Mitternacht wird er häufig wieder aufgeweckt. Für
so große Anstrengungen ist er aber auch durch den starken
Absatz seiner Zeitung belohnt, womit er sich ein ansehn-
liches Vermögen erworben hat.

Während der dreißig Jahre die er in täglichem Streit
mit politischen Gegnern zugebracht hat, konnte es nicht
fehlen, daß er in manche Unannehmlichkeiten verflochten
wurde, die bei dem Geschäfte eines englischen Zeitungs-
redacteurs nicht wohl zu vermeiden sind. Er ist zweimal
vom Generalfiscal wegen ehrenrühriger Angriffe belangt,
aber beide Male ehrenvoll losgesprochen worden. Das
erste Mal vertrat ihn sein Freund, der berühmte Lord
Erskine, in dessen gesammte Gerichtsreden man die
meisterhafte Vertheidigung auch aufgenommen findet. Das
zweite Mal übernahm er es selbst seine Sache zu führen,
welches nur ein Mann von seinem Muthe, seiner Bered-
samkeit und seinen Kenntnissen in der Jurisprudenz wa-
gen durfte.

Gegen seine Eltern betrug er sich wie ein würdiger
Sohn, und unterstützte sie sobald es ihm möglich war,
bis er zuletzt sich in den Stand gesetzt sah, ihnen ihr Al-
ter ganz sorgenlos und bequem zu machen. Eben so
handelte er gegen seine verwittwete Schwester, deren
lose Waisen er allein unterhielt [illegible]

ein vielversprechendes Frauenzimmer, starb im vierzehnten Jahre an den Folgen eines zerrissenen Blutgefäßes, in den Armen ihrer Mutter, deren Gesundheit dadurch einen solchen Stoß erhielt, daß sie sich nie davon erholte. Von einer Auszehrung bedroht, unternahm sie eine Reise nach Lissabon, in der Hoffnung, durch den milderen Himmelsstrich wieder zu Kräften zu gelangen. Auf ihrer Rückkehr von dort wurde sie von einer algierischen Fregatte gefangen genommen, stand viel auf der Reise aus, wurde endlich in Bourdeaux ans Land gesetzt, und erlag dort ihrer Krankheit.

Johann Meermann,

Freiherr von Dalem.

Von

Dr. Friedrich Cramer.

Johann Meermann,

Freiherr von Dalem *).

Familie, aus welcher Johann Meermann stammt,
idete seit dem Anfange des vierzehnten Jahrhunderts
n Niederlanden die ausgezeichnetsten Stellen. Sein
r, Gerhard Meermann (geb. 1722), war Mitglied
Raths von Rotterdam, 1759 ging er als Gesandter
London und stand dann einer Magistratur in Haag
Ludwig XV. gab ihm den Orden des heiligen Mi=
, und Joseph der Zweite erhob ihn in den Adelstand.
ne literarischen Arbeiten über das römische und kano=
e Recht, besonders sein großes typographisches Werk
les origines de la typographie) erwarben ihm all=
inen Ruhm. — Er war verheirathet mit der Tochter
Abraham Buisius, eines Mitgliedes des Finanzrathes
Holland; in dieser Ehe ward den 1sten Novbr. 1753
ugt: Johann Meermann, der des Vaters Tugenden
Erbtheil erhielt, dessen Geist und Gelehrsamkeit aber
eicht übertraf. Der Zeitpunkt seiner Geburt fällt in
Periode, wo sein Vaterland im Schooße des Friedens
; das bürgerliche Glück blühete in den Niederlanden,
Künste wurden geehrt, die Colonien beider Indiens
n ergiebig, und die Führer des Staatsruders hatten
im In= und Auslande Achtung erworben; jedoch
n das politische Gewicht des Staates, wie die Größe
[illegible] seiner Schiffahrt,

tischen Uebermacht gewachsen. — Der Zeitpunkt vor dem Falle eines Staates, pflegt gewöhnlich der segensreichste zu seyn, in Hinsicht des bürgerlichen Glückes.

Den ersten Unterricht genoß der junge Meermann in seinem Geburtsorte Haag; indem sich sein Geist früh zeigte, wurde sein Vater bestimmt, ihn bald auf die lateinische Schule nach Rotterdam zu bringen. Schon hier, kaum zehn Jahre alt, übersetzte er Moliere's Mariage forcé ins Holländische, und ließ diese Arbeit, ohne Vorwissen seines Vaters, drucken. In drei Jahren machte er so schnelle Fortschritte, daß er von dieser Schule abgehen konnte, um unter der Leitung eines jungen Schweizers, Namens Beckel, dem höheren philologischen Studio, und unter dem berühmten Struick dem der mathematischen Wissenschaft sich zu widmen. Nach zurückgelegtem vierzehnten Jahre begleitete ihn sein Hofmeister Erb auf die Universität Leipzig, wo er der Haus- und Tischgenosse des berühmten Ernesti wurde, unter dessen, wie unter Gellerts, Reiske's, Eberts und Garve's Auspicien er griechische und römische Literatur, Alterthumskunde,

Baorda römisches Recht, unter Pestel das Völkerrecht, vor allem aber das Staatsrecht des batavischen Föderativstaates studierte. Ueberall zeichnete er sich aus durch Fleiß und liebenswürdige Sitten, und gewann mit dem näheren Umgang die höhere Achtung seiner Lehrer. In Leyden, wo Meermann's Vorfahren sich so vielfach bei der Bekleidung öffentlicher Aemter ausgezeichnet hatten, erwarb er sich das Bürgerrecht und mit ihm die Fähigkeit, auf gleiche Weise Ruhm zu erlangen.

Doch noch vor seinem Abgange von hier, traf ihn der schmerzlichste Verlust; sein geliebter, sich der allgemeinsten Verehrung erfreuender Vater, starb. Von dessen Ruhestätte in der Familiengruft zu Leyden, die der Sohn durch Errichtung eines schönen Denkmals bezeichnete, kehrte er zu den Wissenschaften zurück, indem er den Gram seines kindlichen Herzens durch die Trostgründe der Philosophie und der Religion beschwichtigte. Den Winter hindurch verlebte er in Haag und arbeitete dort, um die Doctorwürde der Rechte zu erlangen, seine Dissertation über die frühern Verbindungen, die zwischen dem heil. röm. Reiche und dem belgischen Föderativstaate Statt fanden (de solutione vinculi, quod olim fuit inter S. R. Imperium, et foederati Belgii respublica), die er den 12ten Mai 1774 öffentlich vertheidigte. Dieses war der erste öffentliche Beweis, den er ablegte vom Scharfsinne seines Geistes, wie von der Vielseitigkeit seines Wissens. Doch fühlte Meermann, daß die großen Ansichten des Menschenlebens, des Handels, der Sitten und der Eigenthümlichkeiten der Völker nicht im Studierzimmer, nicht in den Schulen erworben werden können. Er entschloß sich daher zum Reisen, und besuchte in Gesellschaft seines vormaligen Hofmeisters, der nun sein Freund geworden, Erb, England, Frankreich, die Schweiz und Italien. Ueberall knüpfte er Bekanntschaften an mit einem berühmten Gelehrten: Paoli, Pringle, Banks, Hunter, Solander, Hume, Lalande, Villoison, der Madame du Boccage, mit Geßner, Lavater, Bonnet und Hamilton (zu Neapel). In Paris ward er dem Könige von Frankreich, zu Rom dem heiligen Vater vorgestellt. Von Pisa, Florenz, Venedig und Verona kehrte er über Wien in sein Vaterland zurück, wo er nun sieben Jahre hindurch im Schooße seiner Familie in schöner Muße verlebte, ununterbrochen beschäftigt, seine Reise-

tagebücher zu ordnen und literarische Plane zu verfolgen. Diese hielten ihn jedoch nicht ab, seine Pflichten und seinen Beruf als Staatsbürger im Auge zu behalten. Durch Geburt und Talent berufen, an den öffentlichen Angelegenheiten Theil zu nehmen, kaufte er mehrere Besitzungen, um dadurch sich den Weg zu bahnen, in die Provinzialversammlung Friesland's als Abgeordneter einzutreten. Doch diese Aussicht schlug fehl; dagegen aber ward ihm schon 1782 die Direktion der ostindischen Angelegenheiten vertraut, welcher Posten ihn verpflichtete, in Amsterdam zu wohnen. Bald darauf erhielt er die Leitung des Seeetats zu Rotterdam, und würde unbezweifelt den Gesandten-Posten am schwedischen Hofe erhalten haben, wenn er auf dem Wege der Intrigue, gegen den Willen des Erbstatthalters, eine Staatsbedienung anzunehmen, hätte verleitet werden können.

Meermann verheirathete sich 1785 mit der Madame Perrenot, deren verstorbener Mann Professor der Rechte zu Leyden war; eine Frau, die im Besitz der schönsten weiblichen Tugenden und eines höchst gebildeten Geistes

gen den für große staatswissenschaftliche Ansichten ge-
beten Geschichtsforscher.

Bald nach seiner Rückkehr ertheilte ihm der Erb-
stthalter die erste Magistratsstelle zu Leyden, und spä-
hin trat er in das Finanzkollegium der Provinz Hol-
d. Mit den ersten Staatsmännern seines Vaterlandes
te dieser letztere Ehrenposten ihn in ununterbrochene
rbindung. Späterhin erhielt Meermann das wichtige
it eines Richters des Civiltribunals zu Leyden. In
n diesen Verhältnissen legte er die schönsten Beweise
Einsicht, Thätigkeit, Gerechtigkeit und Vaterlands-
e ab.

Doch bewilligte ihm schon 1791 der Erbstadthalter
lhelm V. den Abschied, um mit seiner Gattin eine
e Reise durch Preußen, Oesterreich und Italien, nach
m, Neapel und Sicilien zu machen, und so in einer
enden Zerstreuung den Schmerz zu lindern, welchen
der Tod seiner trefflichen Mutter verursachte.

Im September des folgenden Jahres kehrte er zu-
k und bearbeitete seine Reisenachrichten. In der Vor-
e dieser Schrift entwickelt er die Methode, um mit
tzen zu reisen, und züchtigt mit Recht die Weise Vie-
, die, wenn sie ein Land flüchtig durchlaufen haben,
r tausend Dinge wichtige Entdeckungen mitzutheilen
sen. Er zeigt, wie es Pflicht sey, zu untersuchen
Eigenthümlichkeiten des Landes und Bodens, die
tschritte zur Bebauung des letztern, die Mittel zu
r Verbesserung; zu ergründen die Sitten und den
lturzustand der Einwohner, und zu erkennen den Cha-
ter der Bildungsanstalten, der Wissenschaften, der
nste, der Religionsansichten, der Staatsverfassung und
Staatsverwaltung. Er schließt seine gehaltreiche
[illegible] des aus Volksaufständen

hin, nach Jaroslaw, und ging dann durch Polen [illegible]
Königsberg, Danzig und Hamburg zurück. Die [illegible]
nachher (1804 — 1806) im Druck erschienene Beschrei-
bung dieser nordischen Reise, hat vielleicht einen [illegible]
größern Reichthum an wissenswerthen Mittheilungen [illegible]
erweckt daher ein noch höheres Interesse, als die [illegible]
Reiseberichte. Oft wird man bei der Lectüre [illegible]
und gedrungen geschriebenen Werkes überrascht [illegible]
vielseitigen Neuheit des Inhalts. So findet man [illegible]
Beweise von der Aufmerksamkeit des Verfassers [illegible]
scandinavische Vorwelt und ihre Denkmäler, die [illegible]
der Uebersetzung mehrerer Saga's bekundet; man [illegible]
auf sehr schätzenswerthe Untersuchungen über die [illegible]
drängung des Odindienstes in Schweden, über die [illegible]
führung des Christenthumes daselbst, eine lyrische [illegible]
die, Gustav Wasa, eine Uebersetzung der [illegible]
Klopstockschen elegischen Ode, die Gräber von [illegible]
und tiefer eindringende naturhistorische und [illegible]
Beobachtungen. Von der Frau von Meermann [illegible]
mehrere recht liebliche Gedichte mitgetheilt. Wenn [illegible]
auf der einen Seite des Verfassers unermüdeter [illegible]
keit in der geistvollen Würdigung der ihm [illegible]
Wanderungen aufstoßenden Gegenständen [illegible]
fühlt man sich auf der andern Seite zum Erstaunen [illegible]
gerissen über den heroischen Geist seiner Gattin, [illegible]
ihm alle Gefahren muthvoll theilte.

Meermanns ausgebreitetes Wissen, sein heller [illegible]
sein wohlberechneter Fleiß machten es möglich, [illegible]
mit den schätzbarsten literarischen Arbeiten in sehr [illegible]
schiedenen Gebieten der Wissenschaften auftreten [illegible]
Einiger seiner vorzüglichsten Werke mag neben den [illegible]
genannten hier Erwähnung geschehn. — Einem [illegible]
von seinem Vater herausgegebenen Werke über das [illegible]
und Canonische Recht, fügte der Sohn den Schluß- [illegible]
Ergänzungsband bei. — 1782 veranlaßte die [illegible]
Akademie des Inscriptions et des belles Lettres [illegible]
eine Preisaufgabe die Untersuchung, über den [illegible]
die Natur und den Zweck [illegible]

zur Erhaltung der bürgerlichen Freiheit aufgeregt, ihres Beherrschers Rechte fortwährend anerkannten und sich erst dann von ihm lossagten, als er durch die blutigsten Gewaltstreiche eine Rückkehr der alten statutenmäßigen Verhältnisse unmöglich gemacht hatte. — Ihm ward der Preis zugesprochen. — Eine andere Preisaufgabe der Akademie zu Chalons an der Marne (1787) über die Frage: welches sind in einer Monarchie die Mittel, den Staatsbürgern Vaterlandsliebe einzuflößen? — bearbeitete Meermann auch; aber nicht seine tiefeindringende Beantwortung, sondern die höchst mittelmäßige Abhandlung eines gewissen Mathon de la Cour, der mehr die Franzosen, als den allgemeinen Sinn der Aufgabe berücksichtigt hatte, ward gekrönt. Durch die großen Zeitereignisse darauf zurückgeführt, knüpfte Meermann später (1793) an diese Untersuchungen eine Schrift: Ueber die politische Freyheit des Bürgers und des Volkes, die sich durch weise Mäßigungen und durch den reinsten Patriotismus auszeichnete. Der Beifall, den sie erhielt, machte bald eine zweite Auflage derselben nothwendig. Die hier begonnenen staatswissenschaftlichen Untersuchungen führte er in mehreren Schriften weiter. Unter den historischen Abhandlungen, die Meermann's Schriftstellerruhm verbreiteten, zeichnet sich die größte derselben, die die Geschichte des römischen Königs, Wilhelm von Holland, untersucht, gar vortheilhaft aus, durch unermüdeten Fleiß, in ein nur mit dürftigen Quellen versehenes Feld der Vorzeit, Zusammenhang und Licht zu verbreiten. Mit pragmatischem Geiste verbreitet er sich über den Zustand der Gesetzgebung, der Künste, der Wissenschaften, der Religion und der Sitten des dreizehnten Jahrhunderts und läßt nirgend die höhere Bildung eines vielseitigen Geistes vermissen, der hier in der Prüfung der zeugenden Dokumente diplomatische Genauigkeit beweißt, und dort z. B., wo er das berühmte Zaubermal, welches Albertus Magnus dem Könige Wilhelm 1248 gab, nach den neuesten Entdeckungen der Experimental-Physik erklärt, seine vertraute Bekanntschaft mit allen Fortschritten der Wissenschaften, benutzt. Mag man ihm vorwerfen, daß er seinen Helden zu sehr hervorgehoben, zu hoch gestellt habe, denn Wilhelm war wirklich ein gutmüthig schwacher, ruhmsüchtiger Mann; das vielleicht zu willfährig gespendete Lob thut dem historischen Werthe seiner

Ein neues Verdienst erwarb Me
seine Nachforschungen über den literari
Hugo Grotius, besonders dessen Para
blicarum. Bekanntlich kamen die Ma
ßen Staatsmannes, nach seinem Tode
Christiana von Schweden; weshalb
seine Nachfragen in Schweden, und na
anstellte; er fand aber dort nur einig
tius an Oxenstierna, Vater und Sohn.
welche die Königin Christiana besaß,
Tode ein Vermächtniß der Vatikanische
wird in dem darüber aufgenommenen
aus nichts unter Grotius Namen aufg
Parallelon kam die Handschrift d
aus dem Nachlasse des Peter Bond
in Meermann's Hände; er gab sie, re
gestattet, heraus, und schenkte den da
winn den Armen seiner Vaterstadt. —
Vorrede eine Menge gehaltvoller Bem
in einer Sprache, die den Geist des
und über den Zeitpunkt, wann jene
ben wurde, und über den wahrschein
beiden fehlenden ersten Bücher, seine
berichtigt er weiterhin manche Aeußeru

en Bischofs von Paris, besingt. In heiliger Begeiste-
ng verweilt er bei großen Ereignissen der früheren Ge-
ichte Frankreichs und lehrt mit dem lebendigen Worte
innigsten Ueberzeugung, daß nicht phantastische Frei-
tsträume, sondern Achtung für das Gesetz und Liebe
Religion zum wahren Glück führen. — Dieses Ge-
ht ward auch ins Französische übertragen.

Mehr Aufsehn in der niederländischen Literatur, als
ch Original-Gedichte, machten Meermann's Ueber-
ungen, besonders die der hohen Klopstockschen Gesänge.
e Uebertragung einzelner Oden des großen deutschen
chters schien die Vorschule zu bilden, aus der Meer-
nn zur Bearbeitung der Messiade vorschritt, ein Un-
nehmen, dessen Schwierigkeiten nicht hoch genug ver-
schlagt werden können. Zwar hatte die holländische
rache, welche als Organ eines Dichters für die er-
benften Gegenstände und kühnsten Bilder, offenbar an
ldung hinter der deutschen zurückgeblieben war, bereits
Hooft, Vondel, und van der Goes Männer ge-
bt, die mit vielem Geiste diesem Mangel abzuhelfen
ebten; doch war nicht zu verkennen, daß die nieder-
ndische Sprache, in republicanischer Freiheit, sich weit
hr hinneigte zum Naiven und Komischen, als zum
habenen. Die Natur des Landes und die merkantili-
e Tendenz seiner Bewohner boten dem freien Streben
s Genius neue Schwierigkeiten dar, durch die sich
eermann indeß nicht abschrecken ließ, seine Bearbeitung
s Messias muthvoll zu beginnen und zu vollenden.
wählte die Versart des Originals, die vielleicht sei-
n Landsleuten noch fremdartiger tönte als den Deut-
en, in dem Zeitpunkte, wo Klopstock mit seinem küh-
n Werke hervortrat. Die Holländer verkannten Meer-
nn's große Verdienste bei der Erscheinung seiner Ueber-
[illegible] nicht; jedoch fand dieselbe eine Auf-

seiner Uebersetzung des Klopstockschen Messias stellte Me-
mann einen verdienstvollen artistischen Zweck in Verbin-
dung. Er wünschte, seiner Arbeit künstlerischen Sch
und Werth zu geben, indem er zum Behuf der, bereits
beizufügenden Kupferstiche, einen bedeutenden Preis
die belgischen Künstler aussetzte, welche die besten Zeich-
nungen der vorzüglichsten Situationen der Messiade l
fern würden. Er machte hierbei die Gesellschaft der sch
nen Künste zu Leyden zur Schiedsrichterin; doch e
sprach der Erfolg nicht seiner Erwartung. Um so e
freulicher war es ihm, als der bekannte Kupferstecher
John zu Wien ihn benachrichtigte, daß der berühmte
Füger für den Grafen Frieß zwanzig Darstellungen a
dem Klopstockschen Messias gemalt habe, die er, Joh
gegen ein Honorar von achtzig Dukaten für das B
in Kupfer zu stechen sich erbot. Meermann nahm, m
nachheriger freiwilliger Erhöhung des Honorars,
Vorschlag an, und stattete so seine Uebersetzung mit ein
Reichthum aus, dessen vielleicht das Originalwerk in s
nem Vaterlande für immer hätte entbehren müssen, we
nicht Göschen's Ausgabe diesen, Deutschland entehren
Vorwurf beseitigt hätte. —

Nicht allein in der ganzen Weise des Lebens, a
in allen Schriften bekundet Meermann die thätigste V
ehrung für eine reine Moral, und einen wahrhaft ch
lichen Sinn, der in allen Ereignissen eine höhere W
ordnung erkennt, dem es den schönsten Genuß ge
aus dem Leben zur Gottheit aufzublicken und ihre W
heit anzubeten. Nach diesem Gesichtspunkte bearbe
er seine Schrift: „über die Weisheit Gottes,
sie sich bekundet in der Geschichte." Hier
er, mi den untrüglichsten Merkmalen eigner Ueberzeu
wie sich fortschreitend, und besonders in den letzten
Jahrhunderten, die Nothwendigkeit entwickelt hat,
brechen zu strafen, Sittenreinheit zu befördern,
und Wissenschaft aber auszubilden, um so das Me
geschlecht einer höhern Vervollkommnung en
führen.

ehr von seinen Reisen, von neuen die Pflichten zu
ehmen, welche ihm seine öffentlichen Aemter aufer=
. Hier fand er um so mehr reiche Gelegenheit,
Vaterlandsliebe zu bethätigen, da er in dem Zeit=
, als die französischen Heere Holland feindlich
gen (1793 und 1794), bereits als Abgeordneter
Vaterstadt, Mitglied der Generalstaaten der Nie=
der war. Nach hergebrachter Sitte wurden jähr=
nige dieser Mitglieder beauftragt, die Gränzvestun=
nd Barieren zu bereisen. In diesem Geschäfte be=
, war Meermann mit seinen Gehülfen so eben zu
richt angekommen, als er den Anmarsch der franzö=
Armee erfuhr. Sogleich veranstaltete er eine Zu=
nkunft mit dem in der Nähe sich befindlichen kom=
renden österreichischen General, der aber so wenig
he Aeußerungen machte, daß die Abgeordneten sich
nach dem Haag zu begeben für's beste hielten.
end in der Republik zwei sich verfolgende Parteien
ten, deren eine, die Oranische, ihr Wohl von den
n der Alliirten Armeen erwartete, deren andere, die
tische, ihr Heil auf die Fortschritte der Neufranken
nete, stand Meermann fest und selbstständig da und
e mit unerschütterlicher Treue seine Verpflichtungen
ürger und Staatsbeamter. Er zog sich nicht aus
ersammlungen der Generalstaaten zurück, sondern
e ihnen regelmäßig bei; ja er führte oft in densel=
n Vorsitz, und wirkte in der schwierigsten, gefähr=
Lage mit unermüdetem Eifer und Muth. — Der
war in einer verzweiflungsvollen Lage. Je weni=
an sich über die durchzuführenden Mittel, unabseh=
Unglück vorzubeugen, vereinigen konnte, um so
und gefährlicher wurden die Unruhen des Volkes,
s immer das Schwanken in der Regierung in ent=
nden Augenblicken am richtigsten erkennt und am
... Aber kann darauf, wie er für sich

Schrift wenig Eintrag. — Auch dieses Meermansche Werk ward ins Deutsche übersetzt (Leipzig bei Hilscher 1787 und 88). —

Ein neues Verdienst erwarb Meermann sich durch seine Nachforschungen über den literarischen Nachlaß des Hugo Grotius, besonders dessen Parallelon Rerumpublicarum. Bekanntlich kamen die Manuscripte des großen Staatsmannes, nach seinem Tode, an die Königin Christiana von Schweden; weshalb Meermann zunächst seine Nachfragen in Schweden, und namentlich in Upsala anstellte; er fand aber dort nur einige Briefe von Grotius an Oxenstierna, Vater und Sohn. Die Manuscripte, welche die Königin Christiana besaß, wurden nach ihrem Tode ein Vermächtniß der Vatikanischen Bibliothek; doch wird in dem darüber aufgenommenen Verzeichnisse durchaus nichts unter Grotius Namen aufgeführt. Von dem Parallelon kam die Handschrift des dritten Buches aus dem Nachlasse des Peter Bondanus zu Utrecht in Meermann's Hände; er gab sie, reich literarisch aus-

ersten Bischofs von Paris, besingt. In heiliger Begeisterung verweilt er bei großen Ereignissen der früheren Geschichte Frankreichs und lehrt mit dem lebendigen Worte der innigsten Ueberzeugung, daß nicht phantastische Freiheitsträume, sondern Achtung für das Gesetz und Liebe der Religion zum wahren Glück führen. — Dieses Gedicht ward auch ins Französische übertragen.

Mehr Aufsehn in der niederländischen Literatur, als durch Original-Gedichte, machten Meermann's Uebersetzungen, besonders die der hohen Klopstockschen Gesänge. Die Uebertragung einzelner Oden des großen deutschen Dichters schien die Vorschule zu bilden, aus der Meermann zur Bearbeitung der Messiade vorschritt, ein Unternehmen, dessen Schwierigkeiten nicht hoch genug veranschlagt werden können. Zwar hatte die holländische Sprache, welche als Organ eines Dichters für die erhabensten Gegenstände und kühnsten Bilder, offenbar an Bildung hinter der deutschen zurückgeblieben war, bereits in Hooft, Vondel, und van der Goes Männer gehabt, die mit vielem Geiste diesem Mangel abzuhelfen strebten; doch war nicht zu verkennen, daß die niederländische Sprache, in republicanischer Freiheit, sich weit mehr hinneigte zum Naiven und Komischen, als zum Erhabenen. Die Natur des Landes und die merkantilische Tendenz seiner Bewohner boten dem freien Streben des Genius neue Schwierigkeiten dar, durch die sich Meermann indeß nicht abschrecken ließ, seine Bearbeitung des Messias muthvoll zu beginnen und zu vollenden. Er wählte die Versart des Originals, die vielleicht seinen Landsleuten noch fremdartiger tönte als den Deutschen, in dem Zeitpunkte, wo Klopstock mit seinem kühnen Werke hervortrat. Die Holländer verkannten Meermann's große Verdienste bei der Erscheinung seiner Uebersetzung des Messias nicht; jedoch fand dieselbe eine Aufnahme, die von geringer Wirksamkeit für ihre vaterländische Literatur war. Mehr, als mit dem Gedichte selbst, beschäftigte man sich mit der Verhandlung der Frage: ob der Reim nicht ein nothwendiges Bedürfniß der modernen Poesie sey? — Dieselbe Streitfrage setzte vierzig Jahre früher die Federn der deutschen Kritiker in Bewegung, und siegreicher als sie entschied die fortschreitende Ausbildung der Sprache. — Mit der Bekanntmachung

seiner Uebersetzung des Klopstockschen Messias stellte Meermann einen verdienstvollen artistischen Zweck in Verbindung. Er wünschte, seiner Arbeit künstlerischen Schmuck und Werth zu geben, indem er zum Behuf der, derselben beizufügenden Kupferstiche, einen bedeutenden Preis für die belgischen Künstler aussetzte, welche die besten Zeichnungen der vorzüglichsten Situationen der Messiade liefern würden. Er machte hierbei die Gesellschaft der schönen Künste zu Leyden zur Schiedsrichterin; doch entsprach der Erfolg nicht seiner Erwartung. Um so erfreulicher war es ihm, als der bekannte Kupferstecher John zu Wien ihn benachrichtigte, daß der herrliche Füger für den Grafen Frieß zwanzig Darstellungen aus dem Klopstockschen Messias gemalt habe, die er, John, gegen ein Honorar von achtzig Dukaten für das Blatt, in Kupfer zu stechen sich erbot. Meermann nahm, unter nachheriger freiwilliger Erhöhung des Honorars, den Vorschlag an, und stattete so seine Uebersetzung mit einem Reichthum aus, dessen vielleicht das Originalwerk in seinem Vaterlande für immer hätte entbehren müssen, wenn

= ihm der König sogleich anvertraute, einen historischen
tandpunkt, der unendlich erhaben ist über das todte
abellenwesen, in welches manche Staatsverwaltung
machvoll versinkt. Unterstützt von mehreren achtungs=
erthen Gelehrten gab Meermann 1808 die ersten bei=
en Theile dieses Werkes, die den Zeitraum von der Er=
chtung des Königreiches bis zum Jahresschluß 1807
thielten, heraus; die Fortsetzung, welche 1810 erschei=
en sollte, ward durch äußere Veranlassungen verhindert;
enn die vereinigten Niederlande hatten den letzten Schein
er Selbstständigkeit verloren; sie waren indeß eine fran=
ösische Provinz geworden.

Wie lauter aber auch Meermanns Thätigkeit des
Vaterlandes Wohl in unermüdeter Thätigkeit befördern
mochte, so war er doch zu freimüthig, als daß er den
Schlingen der Verläumdung und der Hofintrigue ganz
hätte entgehen können. Es fanden sich gar bald Neider,
die seine Gesinnung dem Könige verdächtig zu machen
suchten. Eine kurze Zeit erreichten sie ihren Zweck; aber
bald zu einer parteilosen Würdigung der Verdienste des
edlen Mannes gelangt, schrieb Ludwig selbst an Meer=
mann einen, vertrauensvolle Freundschaft bezeugenden
Brief und bat ihn, seine bisherigen Funktionen fortzu=
setzen. Der schnell Versöhnte leistete willig Folge; er
verzichtete aber auf alle weitern Gehaltszahlungen. Bis
zu dem Zeitpunkte, wo der König die Krone niederlegte,
blieb Meermann ungestört in seinem ausgebreiteten Wir=
kungskreise; ja er behauptete denselben fortwährend, als
das geliebte Vaterland der letzte, härteste Schlag traf.
Selbst unter Napoleon's Herrschaft, als tiefe Trauer
und Muthlosigkeit auch die redlichsten Vaterlandsfreunde
erfüllte, blieb er thätig und wirksam. Der zum Gene=
ral=Stadthalter der Niederlande ernannte Herzog von
... halb den Werth des Man=

machung durch das Herbeieilen des siegreichen Feindes verhindert wurde.

Kaum waren die Niederlande von den Franzosen besetzt, so wurde die ganze Staatsverwaltung und ihr Personal verändert, alle, die man zur Oranischen Partei zählte, oder von denen man wußte, daß sie die selbstständige Unabhängigkeit der niederländischen Nation zu erhalten suchten, wurden aus den öffentlichen Verhältnissen entfernt; die Versammlungen der Generalstaaten und der Provinzen wurden aufgelöst; an die Stelle der Entlassenen, die man unter genaue Aufsicht stellte, und denen man Hausarrest gab, wurden sogleich neue Deputirte zusammen berufen, welche den Zwecken der Franzosen besser entsprachen. Für die Erlangung ihrer Freiheit und als Bürgschaft ihres Betragens in Hinsicht der Staatsangelegenheiten, mußten die Verabschiedeten große Geldsummen niederlegen, die Meermann sogleich für sich und für mehrere seiner Collegen bezahlte. Er behauptete unter den Stürmen, die sein Vaterland verwüsteten, die Ruhe eines wahren Weisen, und fand in der Thätigkeit für die

straft durch Rügen und Haß die Elenden, welche im Besitz momentaner Macht sich selbst den Sturz bereiten und in dem Fluche der Nachwelt ihre Vergehen büßen. — Meermanns politisches Leben ist reich an Beweisen dieser Bemerkungen. Er, der sich selbst immer treu blieb, verschmähte, wie früher erzählt ist, sich gebrauchen zu lassen, als ein Werkzeug der antioranischen Partei, die ihn für den Ihrigen hielt, und bewährte nun dennoch einen so festen, aber gemäßigten Patriotismus, daß alle Faktionen, die die ihm zusagende Volksliebe erkannten, auf ihn rechnen zu dürfen glaubten. Die bessere Ueberzeugung gewann mit der ruhigern Ansicht und mit dem steigenden Elend das Uebergewicht, und selbst unter der Mitwirkung des französischen Gesandten, des Grafen von Semonville, wurde 1801 ein Staatsgouvernement (Staats-Bewind) aus allen Parteien gebildet, in welchem man sich bemühte, die Häupter der verschiedenen Faktionen zur Hervorbringung der Staats-Einheit zu vereinigen. Meermann, den man jetzt zu den Oranischgesinnten zählte, weil er den unfähigen Machthabern abhold war, ward eines der zwölf Mitglieder desselben, und bewährte nun den Ruhm großer Einsichten, durch ganze, entscheidende Maasregeln, die er traf zur Besiegung des allgemeinen Staatselends und einer finanziellen Hülflosigkeit, bei deren Anblick gewöhnliche Menschen ihr Nichtigkeitsgefühl hinter Wortgepränge verstecken. Der Friede von Amiens (die Präliminarien wurden zu London den 1ten October 1801, der Definitiv-Traktat den 27sten März des folgenden Jahres geschlossen) war ein, seinen Unternehmungen sehr günstiges Ereigniß, welches weise zu benutzen, er keine Thätigkeit sparte. Doch unter dem Drucke der fortdauernden französischen Unterjochung, unter der Last eines neuerzwungenen Kriegeszustandes (durch das nicht zu verhindernde Off- und Defensivbündniß mit Frankreich vom 29sten Jul. 1803) und unter den immer in neuer Gestalt erscheinenden Foderungen Bonaparte's ging die Frucht seiner Bemühungen dem Vaterlande verloren, das bald, unter einem Rathspensionär und dann unter einem Könige, im steten Wechsel von außen her aufgedrungener Constitutionen, immer mehr den Charakter der Satrapie des verheerend um sich greifenden Despoten erhielt. Ludwig Bonaparte's, des neuernannten Königs von Holland, guter Wille, vermogte nicht

tig gegen den eisernen Sinn des französischen Impera-
tors. Meermann, obgleich vom Könige auf das ehren-
vollste ausgezeichnet und mit dem Kammerherrnschlüssel
beschenkt, den er annehmen mußte, dessen Funktionen er
jedoch nie ausübte, zog sich zwar nicht ganz vom öffent-
lichen Leben zurück, er vermied aber bei der Nutzlosigkeit
weiterer Bemühungen alle Theilnahme an eigentlich po-
litischen Geschäften. Er benutzte des Königs Wohlwol-
len zur Mitwirkung bei der Organisation und bei der
Vervollkommnung der wissenschaftlichen Bildungsanstalten,
bei der Gesetzgebung über das Kriminal-Gerichtsverfahren,
bei der Feststellung der kirchlichen Verhältnisse, und bei
vielen andern auf Kunst, Wissenschaft und Nationalbil-
dung Bezug habenden wichtigen Angelegenheiten. Vor-
züglich verdient machte er sich in diesem Zeitpunkte um
sein Vaterland, indem er des Königs Liebe für die Wis-
schaften jenem ersprießlich zu machen suchte. Meermann,
der auf seinen vielen Reisen die vorzüglichsten Werke der
Kunst gesehn und durch ihre Betrachtung seinen Ge-
schmack ausgebildet hatte, war ohnstreitig mit allen Hülfs-

die ihm der König sogleich anvertraute, einen historischen Standpunkt, der unendlich erhaben ist über das todte Tabellenwesen, in welches manche Staatsverwaltung schmachvoll versinkt. Unterstützt von mehreren achtungswerthen Gelehrten gab Meermann 1808 die ersten beiden Theile dieses Werkes, die den Zeitraum von der Errichtung des Königreiches bis zum Jahresschluß 1807 enthielten, heraus; die Fortsetzung, welche 1810 erscheinen sollte, ward durch äußere Veranlassungen verhindert; denn die vereinigten Niederlande hatten den letzten Schein der Selbstständigkeit verloren; sie waren indeß eine französische Provinz geworden.

Wie lauter aber auch Meermanns Thätigkeit des Vaterlandes Wohl in unermüdeter Thätigkeit befördern mochte, so war er doch zu freimüthig, als daß er den Schlingen der Verläumdung und der Hofintrigue ganz hätte entgehen können. Es fanden sich gar bald Neider, die seine Gesinnung dem Könige verdächtig zu machen suchten. Eine kurze Zeit erreichten sie ihren Zweck; aber bald zu einer parteilosen Würdigung der Verdienste des edlen Mannes gelangt, schrieb Ludwig selbst an Meermann einen, vertrauensvolle Freundschaft bezeugenden Brief und bat ihn, seine bisherigen Funktionen fortzusetzen. Der schnell Versöhnte leistete willig Folge; er verzichtete aber auf alle weitern Gehaltszahlungen. Bis zu dem Zeitpunkte, wo der König die Krone niederlegte, blieb Meermann ungestört in seinem ausgebreiteten Wirkungskreise; ja er behauptete denselben fortwährend, als das geliebte Vaterland der letzte, härteste Schlag traf. Selbst unter Napoleon's Herrschaft, als tiefe Trauer und Muthlosigkeit auch die redlichsten Vaterlandsfreunde erfüllte, blieb er thätig und wirksam. Der zum General-Stadthalter der Niederlande ernannte Herzog von Vizenza (le Brun) erkannte bald den Werth des Mannes; Meermann setzte sich mit den damaligen Inspectoren der Universitäten Noël und Cuvier in Verbindung, und bewirkte durch sie, daß den niederländischen Provinzen fünf akademische Lehrsitze erhalten wurden.

Schon dem höhern Alter sich nähernd, wünschte Meermann, allein den Künsten und Wissenschaften sich widmend, seine Laufbahn zu beschließen fern von dem



Doch im Februar 1815 ward an Meermann ein schnelles Hinschwinden seiner körperlichen Kräfte sichtbar. Dieses mußte um so mehr Besorgniß erregen, da er außer einer früher zu Moskau überstandenen Krankheit, und einigen Gichtanfällen, die sich späterhin ganz verloren, immer eine sehr dauerhafte Gesundheit genoß. Eine völlige Lähmung der rechten Hand erschwerte ihm bald jede Beschäftigung. Alle Bemühungen der Heilkunst scheiterten und Meermann entschlief den 15ten August 1815, wie er gelebt hatte, mit der Ruhe eines Weisen. Er war der letzte seiner Familie; das Andenken seines Namens aber wird in seinem Vaterlande fortdauern, so lange man dort das Verdienst vielseitiger Bildung und reiner Bürgertugend ehrt. Er war eine der kräftigen Naturen, welche durch gleichmäßige Ausbildung ihrer Talente eine hohe Stufe der Vollkommenheit erlangen. Meermann liebte das Schöne und betete es als Weiser und als Christ an in der Gottheit. Er war gerecht, billig und sanft; Eintracht mit sich und andern war sein Lebenszweck; Festigkeit des Charakters und Tiefe des Geistes sprach sich in seinem Gesichte aus. Mit den Schätzen der Weltweisen aller Zeitalter und Schulen vertraut, gründete er seine Ueberzeugung auf Offenbarungen der Natur, der heiligen Schrift und seines eigenen Nachdenkens. Im Mißgeschicke, wie bei den Gunstbezeugungen des Glückes, hielt er fest an einer würdevollen Mäßigung; er vermied gleich sorgfältig die Zurückgezogenheit des Sonderlings und die ewigen Zerstreuungen des Weltgeräusches. Die Freundschaft war sein höchstes Lebensglück; Hemsterhuis (der Sohn), Heinrich Wyn und Western waren seinem Herzen besonders theuer. Sein Herz, wie seine Börse, standen jedem edlen Zwecke zu Gebote. Ein bedeutendes Vermögen benutzte er zu seinen vielen Reisen, zu literarischen Zwecken, zum Ankauf seltener Geisteswerke und zu Handlungen des Wohlthätigkeitssinnes, die allein werth sind, seinen Namen unsterblich zu machen. So z. B. sandte er, völlig unerkannt, im strengen Winter 1784 eine sehr bedeutende Summe zur Unterstützung der Armen an die Verwaltungsbehörden, und schon damals errieth seine nachherige Gattin in ihm den Urheber dieser schönen Gabe. — Bei der Nachricht von der schrecklichen Pulverexplosion (den 12ten Februar 1807), die seine Vater-



Vorwort.

Wer in der neuern brittischen Staats- und Gelehrtengeschichte sich umgesehen hat, erinnert sich, daß dieser achtungswürdige Geistliche in verschiedenen Abschnitten seines Lebens als Chemiker, als Theolog, und später als Landbauer thätig war, besonders aber im Parliament, durch eifrige Theilnahme an den wichtigsten Verhandlungen und durch Unabhängigkeit der Meinung vor den übrigen Bischöfen, welche gewöhnlich im Sinne der Machthaber reden und stimmen, sich ehrenvoll ausgezeichnet, so wie im öffentlichen Leben eine Freisinnigkeit der Ansichten, einen echt christlichen Duldungsgeist gezeigt hat, die unter den Vorstehern der bischöflichen Kirche auch nicht immer gewöhnlich sind. Er war seit frühen Zeiten gewohnt, die wichtigsten Ereignisse seines Lebens aufzuzeichnen und die Beweggründe anzugeben, die nach den Umständen des Augenblickes sein Betragen leiteten, und er rühmet, wie sehr die dadurch veranlaßte häufige Prüfung seiner Grundsätze dazu beigetragen habe, ihn stetig in seiner Handlungsweise zu machen und ihn im spätern Alter in den Grundsätzen der Rechtlichkeit zu befestigen, womit er als Jüngling ins Leben getreten. In der spätern Zeit seiner ländlichen Abgeschiedenheit, als er fühlte, „daß die bösen Tage nahten, von welchen man sagt: sie sind nicht erfreulich," ordnete er jenen Stoff zu einer Uebersicht der Begebenheiten seines Lebens, womit so viele wichtige Staatsereignisse verflochten waren. Er hinterließ die, seit 1814 vollendete, Handschrift seinem jüngern Sohne, der sie bald nach des Vaters Tode her-

ausgab. Dieses Werk, wovon die zweite Ausgabe: Anecdotes of the life of Richard Watson Bishop of Landaff, written by himself at different intervals and revised in 1814, published by his son Rich. Watson etc. London 1818 — vor mir liegt, lieferte den Stoff zu nachstehenden Blättern, wobei einige Nachrichten in The annual Biography and Obituary for the year 1817 (London 1817) verglichen wurden. Watsons Nachlaß ist als eigene Lebensbeschreibung keineswegs eine gelungene Darstellung, und der Herausgeber scheint es, wie der Titel verräth, selbst gefühlt zu haben, daß hier nur eine Sammlung von Zügen zur Bezeichnung der Persönlichkeit des Mannes und zur Kunde des Schauplatzes, worauf er handelte, gegeben wird. Es sind zu viele unbedeutende Einzelheiten, die oft nur eine entfernte Beziehung auf Watsons Lebensereignisse haben, z. B. viele seiner Briefe, aufgenommen worden, die zwar das

Richard Watson,

Bischof von Landaff.

Watson's Voraltern wohnten seit mehrern Geschlechtsfolgen in der englischen Grafschaft Westmoreland, wohin sie, nach alter Ueberlieferung, aus Schottland ausgewandert waren. Bei dem Rückblicke auf sein Geschlecht lacht er über den Ahnenstolz, womit in Teutschland und Wales die Stammbäume gepflegt werden; aber dennoch gesteht er ein, auch er sey ein Sclave des Vorurtheils, das auf die Zufälligkeit der Herkunft Werth setzt, und freue sich, daß seine Voraltern weder Holzhauer noch Wasserträger, sondern Anbauer des eigenen Bodens gewesen seien. Er wurde im August 1737 zu Heversham in Westmoreland geboren, wo sein Vater, Thomas Watson, seit 1698 Vorsteher (Rector) der Schule war, und bis kurz vor Richards Geburt mit großem Beifalle lehrte. Später aber verfiel diese Lehranstalt, in welcher auch der junge Watson den ersten Unterricht empfing. Er hatte daher Ursache zu beklagen, daß seine Erziehung in Hinsicht auf klassische Gelehrsamkeit mangelhaft gewesen war, und erwähnt unter andern, daß es ihm, da er nie gelernt habe, griechische oder lateinische Verse zu machen, — worauf in den englischen Gelehrtenschulen bekanntlich viel gehalten wird — stets mehr Mühe gekostet habe, die Länge oder Kürze einer Sylbe zu bestimmen, als einen Abschnitt in Newton's tiefsinnigen Werken zu fassen. Dankbar gedenkt er des wohlthätigen Einflusses seiner liebreichen Mutter, welche seinem jungen Gemüthe früh die Grundsätze der Religion einprägte, und bemerkt bei dieser Gelegenheit, Erasmus von Rotterdam hätte zu den drei Dingen, wovon nach seinem Ausspruche das Heil der Staaten abhängt, Fürstenerziehung, Prediger und Schulmeister, auch noch die Mütter hinzufügen sollen, da Muttersorgfalt auf die unbeschriebene Tafel

des kindlichen Gemüthes Züge der Tugend und Religion eingraben könne, die keine Zeit auszulöschen vermag.

Watson war erst zehn Jahre alt, als sein Vater, seit mehrern Jahren durch einen Schlagfluß gelähmt, starb. Er erhielt eines der beiden Stipendien, welche die Schule seines Geburtsortes zu vergeben hatte, und kam 1754 in das Dreifaltigkeits-Collegium zu Cambridge, wo er als sogenannter Sizer oder dienender Schüler*) (Famulus) den Reichen aufwarten mußte. Der Knabe, dessen dürftiges Erbtheil von 300 Pf. Sterling kaum hinreichte, seine Erziehung zu vollenden, und der außerdem nichts von seinen Verwandten zu erwarten hatte, fiel seinen Mitschülern anfangs durch nichts auf, als seine blauen Wollstrümpfe, seinen groben Rock und einen starken Anklang landschaftlicher Sprechart; aber er wußte das Vorurtheil, welches diese nachtheiligen ersten Eindrücke erweckt haben mochten, bald durch sein sittliches Betragen und seine schnellen Fortschritte zu überwinden, da der Gedanke, daß sein Glück allein von seinem Fleiße ab-

mit Hinterlassung beträchtlicher Schulden, starb, welche Watson edelmüthig bezahlte, obgleich fast seine ganze Habe darauf ging.

Er kehrte nach Cambridge zurück mit dem Entschlusse, sein Glück auf der Hochschule zu gründen. Der Ruf seiner Kenntnisse in der Mathematik veranlaßte zwei jüngere Schüler, von welchen einer, Namens Luther, späterhin sein dankbarer Wohlthäter wurde, bei ihm besondern Unterricht zu nehmen. Seine beschränkte Lage und sein Hang zu Ausgaben, die der Wunsch, sich in Ansehen zu setzen, herbeiführen mußte, bewogen ihn zur Annahme des Antrags, und seitdem widmete er mehr als dreißig Jahre lang einen großen Theil seiner Zeit dem Unterrichte Anderer oder öffentlichen Streitreden über Philosophie und Theologie, ohne eben für eigene Geistesbildung viel dabei zu gewinnen. Manche Stunde aber ward in jener Zeit auch in der sogenannten beßten Gesellschaft zugebracht unter müßigen reichen Schülern, deren Sitten jedoch seine Klugheit nicht verführten, da er, bei allem Ehrgeize sich auszuzeichnen, wohl einsah, daß Müßiggang und Thorheit durch Reichthum zwar einigermaßen entschuldigt werden möchten, er aber bei dem Mangel eigenen Vermögens gar keine Entschuldigung für solche Verirrungen finden könnte. Oft, wenn er nach einem lustigen Abend spät in der Nacht in seine Stube kam, und noch Licht in der Wohnung eines fleißigen Schülers sah, erwachte desto lebhafter sein Wetteifer, und er arbeitete dann gewiß desto eifriger am folgenden Tage. Er war gewohnt, sich die Beweise mathematischer Lehrsätze nach Euclid und Newton so tief und anschaulich einzuprägen, daß er sie auf einsamen Spaziergängen ohne Buch und Feder zu entwickeln vermochte, und diese frühe Uebung, wissenschaftliche Schwierigkeiten nie zu umgehen, sondern völlig wegzuräumen, gab ihm jene Beharrung, alles, was er unternahm, zu vollenden, die während seines ganzen Lebens ein auffallender Zug seiner Sinnesart war. Andre gelehrte Kenntnisse wurden dabei nicht zurückgesetzt, und regelmäßig übte er sich jede Woche in lateinischen und englischen Aufsätzen, von welchen einige der ältesten, die er aufbewahrt hat, ihm noch in späteren Jahren zeigten, daß jene frühe Richtung seines Geistes auf Begünstigung bürgerlicher Freiheit sich zu einer Zeit gebildet hatte, wo er noch nicht

wußte, wie viel Eigennutz und Schlechtigkeit im öffentlichen Leben sich regen, und durch vieljährige Bekanntschaft mit den Verhandlungen des öffentlichen Lebens nur war befestigt worden. Demosthenes war der Redner, Tacitus der Geschichtschreiber, Persius der Satiriker, die er am meisten bewunderte. Locke hatte auf seine philosophischen Ansichten von je her einen entscheidenden Einfluß. Schon früh wurde er jedoch über die wichtigsten Gegenstände des menschlichen Nachdenkens auf Zweifel geleitet, namentlich über die Natur der Seele und ihr Verhältniß zum Körper; aber er scheint bei der Richtung, welche die Beschäftigung mit der Mathematik seinem Geiste gegeben hatte, diejenigen Forschungen, wo man nicht zu mathematischer Gewißheit gelangen kann, bald aufgegeben und in dem Offenbarungsglauben Zuflucht gesucht zu haben, und eben durch die frühen, verfehlten Versuche, in dem dunkeln Gebiete der Metaphysik ein befriedigendes Ergebniß seiner Forschungen zu finden, mochte der Grundsatz, daß man den dogmatisirenden Geist in sich unterdrücken müsse, bei ihm befestigt, und

noch thätigern Antheil an den Verhandlungen der Hochschule. Es ist bekannt, daß sich Cambridge von je her durch freisinnige Ansichten und Anhänglichkeit an die Grundsätze der Whigs ausgezeichnet hat, während Oxford, seit den berüchtigten Artikeln zur Vertheidigung willkührlicher Herrschergewalt, die Grundsätze der Torys oft ausgesprochen hatte; und jenen freien Geist der Untersuchung bezeichnen auch mehrere Streitfragen vom J. 1762, die Watson in seiner Lebensgeschichte mittheilt, z. B. „Ist die Herrschergewalt auf Vertrag gegründet? Werden Personen, die von der Staatsreligion abweichen, mit Recht von öffentlichen Aemtern ausgeschlossen? Darf man der Staatsgewalt Widerstand leisten, wenn das Gemeinwesen nicht anders gesichert werden kann? Ist es gegen das Völkerrecht, daß Neutrale den kriegführenden Völkern Kriegsbedürfnisse zuführen? Darf man gegen wachsende Gewalt, welche, zu sehr vermehrt, schaden könnte, nicht die Waffen ergreifen? Wird die Freiheit durch des Volkes Beschwerden befestigt? Ist Preßfreiheit in England zu gestatten?"

Das günstige Vorurtheil, welches Verhandlungen über solche Fragen für die Lehranstalt erwecken können, wird aber sehr gestört, wenn wir in Watson's Lebensgeschichte einen auffallenden Beweis finden, wie wenig zu jener Zeit die Naturwissenschaft, und namentlich die Chemie, die damals überhaupt in Großbritanien noch in der Kindheit war, in Cambridge gepflegt wurde, und wie man bei der Besetzung der Lehrämter verfuhr. Watson wurde 1764 von dem akademischen Senate einstimmig zum Lehrer der Chemie gewählt, und er gesteht offenherzig, daß er zu jener Zeit nichts von dieser Wissenschaft verstanden, nie eine Silbe darüber gelesen und nie einen einzigen chemischen Versuch gesehen habe. Aber er war, wie er sagt, der Mathematik und Physik müde, und die lebhafteste Ruhmbegierde spornte ihn, seine Kräfte in neuen Bestrebungen zu versuchen. Er ließ sogleich nach seiner Wahl einen gewissen Hoffmann, vermuthlich einen teutschen Apothekerlehrling, von Paris kommen, der als ein guter Chemiker gerühmt wurde, und lernte von diesem die ersten Grundbegriffe der Wissenschaft, worin er Andre unterrichten sollte. Ihre ersten Versuche waren, wie man weiß, roh, ungeschickt und unglücklich, ja man erzählt, daß sie einmal durch ihre Unkunde ihr

Laboratorium in die Luft sprengten, wobei sie jedoch zum Glücke mit einigen Beulen davon kamen. Sie ließen sich dadurch nicht abschrecken, in ihren gefährlichen Unternehmungen fortzufahren, und nach 14 Monaten war Watson im Stande, seine Vorlesungen zu eröffnen, die er seitdem oft vor zahlreichen Zuhörern und mit großem Beifalle wiederholte, da er nicht in die Tiefen der Wissenschaft hinabstieg, sondern sich mit einer faßlichen Darstellung der Grundlehren derselben begnügte, und vorzüglich darauf sah, die innige Verbindung zwischen Chemie und Gewerbkunde zu zeigen. Ein Jahrgeld von 100 Pf. Sterl., welches er kurz vor des Lords Rockingham Austritte aus dem Ministerium (1766), nicht ohne Mühe, von der Krone erhielt, erleichterte ihm seine chemischen Untersuchungen; aber er nahm diesen Vortheil, den man ihm auf Lebenszeit bewilligen wollte, nur auf die Dauer seines Lehramts an. Er erfüllte seine Lehrerpflicht mit unermüdetem Fleiße. „Mit einer Art von Entsetzen," sagt er, „blicke ich auf die Thätigkeit zurück, welche ich in jüngern Jahren zeigte. Monate und Jahre lang hielt ich täglich drei öffentliche Vorlesungen von

bringen, obgleich er das Französische, wenn auch lesen, doch nicht sprechen konnte, und weder Geld noch einen Diener hatte. Er borgte 50 Pf. Sterling, kaufte ein französisches Wörterbuch und eilte nach Dover, obgleich er nicht genau wußte, ob sein Freund nach Frankreich gegangen sei. Ohne Rast eilte er nach Paris, wo er ihn glücklich entdeckte. Nach einem Aufenthalte von kaum 12 Stunden reisete er mit seinem Freunde wieder ab, und brachte ihn glücklich in die Arme der Seinigen zurück, wodurch die nachtheiligen Gerüchte, welche dessen schnelle Entfernung veranlaßt hatte, unterdrückt wurden.

Eben diesem Freunde widmete er seine erste Schrift, eine Predigt, die er 1769 drucken ließ, und befolgte seitdem den Grundsatz, nie denjenigen, von welchen er Gunstbeweise erwartete, sondern nur Gönnern, die ihm gefällig gewesen waren, Bücher zu widmen. Im J. 1771, als er sich zu einem neuen Vortrage über die Chemie bereitete, wurde die erste Lehrstelle der Theologie eröffnet. Schon lange hatte sein Ehrgeiz heimlich auf dieses Ziel geblickt, aber mit der Hoffnung, die Eröffnung des Amtes werde nicht eher statt finden, bis er demselben völlig gewachsen sei. Er verstand, seinem eigenen Bekenntnisse nach, von der Theologie nicht mehr, als man von einem Manne erwarten konnte, dessen Beschäftigungen ganz andern Gegenständen gewidmet gewesen waren, und mit diesem dürftigen Vorrathe von Kenntnissen jenen Lehrstuhl zu besteigen, welchen er den ersten in Europa zu nennen beliebte, schien selbst seiner Unerschrockenheit zu gewagt. Da sich indeß fast kein Mann von ausgezeichneten Geistesgaben meldete, so bewarb er sich, und erhielt die Stelle, mit welcher zugleich eine Pfarrei verbunden war, deren Einkünfte seine häusliche Lage noch mehr verbesserten. Mit rastloser Thätigkeit widmete er sich nun der neuen Laufbahn, da Eifer in gelehrten Bestrebungen in seiner Sinnesart gegründet war. „Ich beschränkte jedoch," sagt er, „meine theologischen Forschungen auf einen so engen Kreis als möglich, und entschloß mich, bloß die Bibel zu studieren, ohne mich sehr um die Meinungen der Kirchenversammlungen, der Kirchenväter, Bischöfe und anderer Männer zu kümmern, die eben so wenig, als ich selbst, göttlicher Eingebung sich rühmen konnten. Man pflegte den Lehrer der Theologie spottweise den Ketzerhammer zu nennen, und hielt es

für dessen Pflicht, jede Meinung zu bekämpfen, welche gegen die sogenannte Rechtgläubigkeit der englischen Kirche streitet. Mein Gemüth aber war ganz unbefangen; ich hatte kein Vorurtheil gegen und keine Vorliebe für die englische Kirche, aber eine aufrichtige Achtung gegen die Kirche Christi und eine unüberwindliche Abneigung gegen jede Art von dogmatischer Unduldsamkeit. Ich war nie besorgt, irgend einen Grund abzuweisen, welcher bei den akademischen Verhandlungen gegen die Lehrsätze der Kirche vorgebracht wurde, und ließ das Ansehen der Kirche nie als entscheidend bei irgend einer schwierigen Frage gelten, sondern pflegte bei solchen Gelegenheiten mit dem neuen Testamente in der Hand auszurufen: En sacrum codicem! Hier ist der Born der Wahrheit! Warum folget Ihr den Strömen, welche Afterweisheit daraus abgeleitet oder menschliche Leidenschaft verunreinigt hat? Könnt Ihr Beweise gegen dieses Buch vorbringen, so werde ich verpflichtet seyn, Euch zu antworten; aber kirchliche Lehrsätze haben nicht göttliches Ansehen. Laßt sie; denn sie können wahr, aber auch falsch

amerikanischen Krieg stets für ungerecht erklärt und den unglücklichen Ausgang desselben vorausgesagt hatte, damals ein politischer Gegner des Herzogs war. Als der Herzog aus dem Ministerium getreten und zu Watson's Ansichten übergegangen war, ließ dieser, ohne seinem Gönner sich zu entdecken, einen namenlosen Brief an ihn in eine Zeitschrift einrücken, worin er die Gesinnungen des Herzogs gegen die harten Angriffe in den berühmten Briefen des Junius zu vertheidigen suchte, und von ihm rühmt, daß der Herzog eine einträgliche Stelle aufgegeben habe, sobald er gewahr geworden, daß die Maaßregeln der Verwaltung zu des Landes Verderben ausschlagen würden. „Solche Beispiele uneigennütziger Vaterlandsliebe sind selten in der Geschichte irgend eines Landes, schloß er. Und in diesen Zeiten, und unter diesem Volke, wo Aufmerksamkeit auf öffentliches Wohl von weisen Männern leicht als Thorheit betrachtet wird, wo Menschen in allen Lebensverhältnissen, ja fast in jedem Staatsamte, mehr der Armuth als der Schande sich schämen, und wo Ueppigkeit fast jeden Einzelnen arm macht, verdienen solche Beispiele den herzlichen Beifall jedes Vaterlandsfreundes? — So dachte ich im Jahre 1775, setzt er hinzu, und so denke ich noch 1813."

Seine Lage gab ihm seitdem häufige Veranlassung und Auffoderung, über öffentliche Angelegenheiten zu sprechen, und immer führte ihn seine Ueberzeugung auf die Seite der Whigs. Im November 1775 wurde die Anregung gemacht, daß auch die hohe Schule zu Cambridge, nach dem Beispiele von Oxford, den König zur Fortsetzung des amerikanischen Kriegs auffodern möge. Der ehemalige Minister, Marquis von Rockingham, der nun an der Spitze der Whigs stand, suchte es zu vereiteln. Watson unterstützte ihn; als aber der Einfluß der Minister gesiegt hatte, und die Zuschrift an den König war beschlossen worden, äußerte er in einem Schreiben an Rockingham seinen Unmuth sehr lebhaft, und sagte am Schlusse: „Es ist eine Verblendung in dem Minister (Lord North), die an Verbrechen gränzt, wenn er glaubt, daß das Haus Bourbon, wie still und gleichgültig es jetzt auch scheinen mag, unsere Zwistigkeiten nicht auf alle mögliche Art und im größten Umfange benutzen werde, und in dem Augenblicke, wo America ge-

zwungen seyn wird, seine Häfen zu öffnen, und in sei-
ner Bedrängniß fremden Schutz zu suchen, wird die Ge-
schichte aufhören von uns, als einem großen Volke, zu
erzählen... Der Erfolg hat nur zu sehr bewiesen, setzt
er später hinzu, daß ich das Betragen des Hauses Bour-
bon richtig vorausgesagt habe, und unsre Kinder werden
erfahren, ob das Uebrige eine falsche Weissagung war.'
Und als er Amerika's schnell wachsende Größe seitdem
über 30 Jahre lang nicht ohne Besorgniß für sein Va-
terland beobachtet hatte, äußerte er noch in seiner letzten
Lebenszeit, daß diese neue Macht in weniger als hundert
Jahren allen andern Mächten überlegen seyn werde.

Noch bestimmter und offener sprach Watson seine
Grundsätze über Staatsangelegenheit im J. 1776 aus,
als er bei Gelegenheit des Dankfestes der Restauration
die Vertheidigung der Revolution zum Gegen-
stande seiner Rede machte, die er drucken ließ.*) Diese
mit Freimüthigkeit und Wahrheitseifer geschriebene Rede
erregte viel Aufsehen, aber große Aergerniß bei Hofe,
und scheint ein weit hinaus wirkendes Hinderniß gegen

ögens, als durch eine strafbare Begierde, die Verfassung
nzustürzen, erhielt — hat, wie ich fürchte, die ganze
olksmasse durchdrungen. Fast jeder bedeutende Mann
n Königreiche hat Angehörige, Freunde oder Anhänger,
ofür er zu sorgen wünscht, und zum Unglück für die
andesfreiheit besitzt die Krone Mittel genug, die Erwar-
ungen Aller zu befriedigen." Der Herzog von New-
astle, an welchen dieses Schreiben gerichtet war, ließ
s nebst einem andern ähnlichen Inhalts drucken. „Es
ümmerte mich nicht," sagt Watson. „Ich hatte meine
Gesinnungen ausgesprochen und fürchtete mich nicht, sie
ekannt werden zu lassen. Nie in meinem Leben besaß
ch die gewöhnliche Klugheit, oder soll ich sagen, eigen-
ützige Behutsamkeit meines Standes. Von der Eiche
entsprossen, nicht von der Weide, verstand ich es nicht,
meine Grundsätze den Umständen anzupassen. Es war
mir nicht gegeben, jene geschmeidige Denkart anzuneh-
men, die Lord Bacon*) mit seiner gewöhnlichen Scharf-
sicht, aber mit mehr Weltklugheit als Ehrsinn, jedem
empfiehlt, der sein Glück gründen will. Ernste, strenge,
unwandelbare Gemüther, sagt er, haben meist mehr
Würdigkeit als Glück. Dieser Fehler (ein Fehler wär'
es?) ist aber Einigen von Natur so eigen, daß sie nach
ihrer Sinnesart zäh, knotig und aller Geschmeidigkeit
unfähig sind ... Möchte doch solche Zähigkeit und Kno-
tigkeit der Gesinnung, fährt Watson fort, etwas gemei-
ner unter uns seyn, besonders unter den Parliaments-
gliedern; das öffentliche Wohl und die Achtbarkeit der
Einzelnen würde dadurch wohl nicht gemindert werden."

Watson zeigte diese Ungeschmeidigkeit bei allen Ge-
legenheiten, und schrieb um diese Zeit selbst an den Erz-
bischof von Canterbury, der sich gegen die Rede zur
Vertheidigung der Revolution fast unartig ge-
[illegible] hatte, mit einem unerschrockenen Wahrheitseifer,



ſig achtungswe
Erwartung ein
gleich ſie das
und er habe ge
gengeſetzten Me
bewegen könnte,
ſie es bis dahin
Die Beweg
letzten Jahren v
Ausgang des am
zu bezweifeln wa
Watſon vielfache
genheiten des La
wozu ſeine Grund
Leben ihn trieben.
den auf Anregung
ſchaften, nach den
ten gegen den un
Parliamente überg
Lord Shelburne
wendung großer S
widrigen Einfluſſes
ren Gegenden bilde
beſſerung der Verwa
einer gleichen Volks
hatten. „Gebe der

mögens, als durch eine strafbare Begierde, die Verfassung umzustürzen, erhielt — hat, wie ich fürchte, die ganze Volksmasse durchdrungen. Fast jeder bedeutende Mann im Königreiche hat Angehörige, Freunde oder Anhänger, wofür er zu sorgen wünscht, und zum Unglück für die Landesfreiheit besitzt die Krone Mittel genug, die Erwartungen Aller zu befriedigen." Der Herzog von Newcastle, an welchen dieses Schreiben gerichtet war, ließ es nebst einem andern ähnlichen Inhalts drucken. „Es kümmerte mich nicht," sagt Watson. „Ich hatte meine Gesinnungen ausgesprochen und fürchtete mich nicht, sie bekannt werden zu lassen. Nie in meinem Leben besaß ich die gewöhnliche Klugheit, oder soll ich sagen, eigennützige Behutsamkeit meines Standes. Von der Eiche entsprossen, nicht von der Weide, verstand ich es nicht, meine Grundsätze den Umständen anzupassen. Es war mir nicht gegeben, jene geschmeidige Denkart anzunehmen, die Lord Bacon*) mit seiner gewöhnlichen Scharfsicht, aber mit mehr Weltklugheit als Ehrsinn, jedem empfiehlt, der sein Glück gründen will. Ernste, strenge, unwandelbare Gemüther, sagt er, haben meist mehr Würdigkeit als Glück. Dieser Fehler (ein Fehler wär' es?) ist aber Einigen von Natur so eigen, daß sie nach ihrer Sinnesart zäh, knotig und aller Geschmeidigkeit unfähig sind . . . Möchte doch solche Zähigkeit und Knotigkeit der Gesinnung, fährt Watson fort, etwas gemeiner unter uns seyn, besonders unter den Parliamentsgliedern; das öffentliche Wohl und die Achtbarkeit der Einzelnen würde dadurch wohl nicht gemindert werden."

Watson zeigte diese Ungeschmeidigkeit bei allen Gelegenheiten, und schrieb um diese Zeit selbst an den Erzbischof von Canterbury, der sich gegen die Rede zur Vertheidigung der Revolution fast unartig geäußert hatte, mit einem unerschrockenen Wahrheitseifer, der keineswegs geeignet wor, ihm das Haupt der englischen Geistlichkeit geneigt zu machen. Nur durch Verdienste wollte er empor kommen, oder gar nicht. „D'Alembert, wenn ich nicht irre, sagte er, vergleicht die höchsten Würden im Staate und in der Kirche mit einer Pyramide, deren Spitze nur zwei Thierarten zugänglich ist,

*) De augment. scient. Lib. 8.

Adlern und Gewürme. Meine Schwingen waren nicht stark genug, mich zu erheben und den Gipfel zu umklammern, aber ich verschmähte es, hinauf zu kriechen. Ein Bisthum, setzt er hinzu, war nie der Gegenstand meines Ehrgeizes; denn ich betrachtete die Erlangung desselben nicht als einen Beweis eigenes Verdienstes, da Bisthümer eben so oft den schmeichelnden Anhängern der Machthaber, oder unwissenden jüngern Gliedern adeliger Geschlechter, als Männern von großer Gelehrsamkeit gegeben werden. Ich hielt vielmehr den Besitz derselben für eine häufige Ursache schlechtes Betragens, weil ich sah, wie die meisten Bischöfe ihre Unabhängigkeit und die Würde ihres Standes aufgeben, um höhere Beförderung zu erlangen, und die evangelische Demuth durch Priesterstolz befleckten."

Sein Hang zur Unabhängigkeit war so stark, daß er selbst freundschaftliche Anerbietungen ablehnte, und als um jene Zeit, wo seine häusliche Lage, bei zunehmender Familie, nichts weniger als sorgenfrei war, ein Freund ihm ein angenehmes Haus auf Lebenszeit antrug, schlug er das Geschenk aus, weil er die Gabe für

ohne Blutvergießen; doch möge etwas gethan werden können oder nicht, so muß ich es doch für die Pflicht jedes Einzelnen halten, standhaft zu bekennen, was er für Recht hält, und wenn alle Welt eine andere Meinung behauptete. Durch ein entgegengesetztes Betragen ist viel Böses in der sittlichen und bürgerlichen Welt gestiftet, und manche Tugend aus der Menschheit verbannt worden, eben so, wie manche Schlacht verloren ging, weil jeder zu sich sprach: warum sollte ich nicht fliehen, wie es die Andern thun? während der Sieg wäre errungen worden, wenn jeder zu sich gesprochen hätte: Ich will stehen und meine Pflicht thun, mögen Andre thun, was sie wollen."

In diesem Geiste war Watson thätig, als im März 1780 auch in der Grafschaft Cambridge viele angesehene Landeigenthümer sich vereinten, um eine Bittschrift in das Parliament zu bringen. Watson entwarf die Schrift, die fast einmüthig angenommen wurde. Die Unterzeichneten erklärten darin: „daß, nach ihrer Meinung, jedes System der Staatsverwaltung, welches durch Bestechung des Parliaments gefördert werde, selbst, wenn es durch die Zeit, durch vorgängige Beispiele und Ansehen bekräftigt werden sollte, nach allen Grundsätzen der Vernunft und Staatsweisheit durchaus verwerflich sei, und die aufrichtigen Absichten der Krone eben so sehr entehre, als das Eigenthum des Volkes belaste und dessen Freiheit gefährde," und baten: „daß wirksame Mittel von dem Parliamente ergriffen werden möchten, die mißbräuchliche Verwendung öffentlicher Gelder zu untersuchen und derselben abzuhelfen, alle übermäßigen Amtsvortheile zu beschränken, alle geschäftlosen Aemter (Sinecures) aufzuheben, alle unverdienten Jahrgelder einzuziehen und alle verfassungsmäßigen Mittel anzuwenden, welche die Unabhängigkeit des Parliaments dauernd gründen könnten." Ehe der Ausschuß, der die Denkschrift befördern sollte, zusammen kam, hatte das Parliament bereits am 6ten April durch Stimmenmehrheit beschlossen: „daß es nöthig sei zu erklären, der Einfluß der Krone sei gewachsen und wachse fortdauernd, und müsse gemindert werden; daß das Unterhaus befugt sei, die Mißbräuche bei der Verwendung der dem Könige angewiesenen Einkünfte (civil list), so wie anderer Zweige des öffentlichen Einkommens, zu untersuchen und abzustellen,

sobald es der Weisheit des Hauses zuträglich scheine; daß es die Pflicht des Hauses sei, die Mißbräuche, worüber in den Bittschriften verschiedener Grafschaften und Städte Beschwerde geführt werde, auf der Stelle so viel als möglich wirksam aufzuheben.“ Watson hatte den Plan, in der Grafschaft Cambridge eine Verbindung zu Stande zu bringen, welche bestimmen sollte, daß künftig niemand bei der Bewerbung um Wahlstimmen sich in Kosten setzen, und kein Bewerber bei der nächsten Wahl auf Unterstützung rechnen dürfe, der sich nicht verpflichten wollte, für dreijährige Parliamente zu stimmen. Da er verzweifelte, die Wähler redlich und die Gewählten unbestechlich zu machen, so glaubte er, daß eine kostenfreie Wahl und dreijährige Parliamente die ersten Schritte zu einer gänzlichen Verbesserung der Verfassung seyn würden. Er wich in dieser Hinsicht von der Meinung einiger Männer ab, die er für die ersten Whigs hielt; aber ihre Gründe schienen ihm nur den Geist des Zauderns auszusprechen, und da er sich keiner bösen Absicht bewußt war, so konnte er seine Mei-

Verleumdungen gegen die angesehensten Parliamentsglieder, die wider den Minister gestimmt hatten, zu verbreiten. „Seit dieser Zeit," sagt Watson, „sah ich deutlich, daß die Krone vermittelst eines von ihr geleiteten Parliaments alles durchsetzen konnte. Ein Minister würde ohne Verstand handeln, wenn er sich der Gefahr eigener Verantwortlichkeit aussetzte, da er der Beistimmung des Parliaments fast für jede vorgeschlagene Maaßregel versichert seyn kann. Ich sehe nach der Beschaffenheit unserer Staatsverwaltung auch keine Mittel gegen dieses Uebel. Man kann der Krone die Mittel zur Erlangung eines Einflusses auf das Parliament nicht nehmen und sie in andere Hände legen, ohne die Verfassung zu zerstören, und eben so wenig kann man, bei der Größe unserer Staatsschuld, unseres Handels, unseres Heeres, unserer Seemacht und der Ausdehnung unseres Reiches, jene Mittel vertilgen. Einige echte Vaterlandsfreunde mögen über diese Hinneigung unserer Verfassung zu willkührlicher Herrschaft seufzen, und es können auch von Zeit zu Zeit, sowohl durch die Tugend Einzelner in und außer dem Parliament, als durch die Mäßigung und Weisheit der Krone selbst, Hemmungen eintreten, aber zuletzt wird jener Hang dennoch die Oberhand gewinnen. — Dieß waren meine Ansichten von 30 Jahren," setzt er hinzu, „und seitdem hat sich nichts ereignet, was sie hätte ändern können, wohl aber vieles, vieles was sie bestätigt."

Als endlich im März (25) 1782 Lord North den Führern der Oppositionspartei, Lord Rockingham, Shelburne, Fox, Pitt, weichen mußte, öffneten sich für Watson, durch seine freundschaftliche Verbindung mit dem Herzoge von Rutland, günstige Aussichten. Lord Rockingham und Shelburne waren seine Gönner und bei einer vertraulichen Unterredung theilte ihm Rockingham die Punkte mit, für welche er, vor der Annahme seiner Stelle als erster Lord der Schatzkammer, des Königs ausdrückliche Zustimmung verlangt hatte, wozu unter andern gehörte, daß die Anerkennung der Unabhängigkeit von Amerika nicht durch königlichen Widerspruch gehindert, daß der Einfluß der Krone, durch Aufhebung unnützer Stellen geschwächt, und in allen Zweigen des Staatshaushalts Sparsamkeit eingeführt werden sollte. Auch erfuhr Watson von ihm, daß Lord Shelburne, den

von welchen Grotius sagt: Sie wissen wahre Lehren nicht von falschen, nützliche nicht von schädlichen zu unterscheiden, und halten alles Neue für verdächtig. Der Lord erkannte in seiner Antwort die Nothwendigkeit, der niederen Geistlichkeit eine bessere Lage zu verschaffen; aber daß er dennoch etwas von jenen Staatsmännern hatte, verrieth seine Antwort: es sei nicht die rechte Zeit, in der Sache etwas zu thun. Er rieth dem Bischofe sogar ernstlich ab, die Schrift öffentlich bekannt zu machen, und als er ihm die Versicherung gab, daß die Angelegenheit zu einer andern Zeit mit besserm Erfolge vorgenommen werden sollte, befolgte Watson jenen Wink. Kaum aber hatte Lord Shelburne, bei den Verhandlungen über den Frieden mit Amerika von der Opposition überstimmt, seine Stelle niedergelegt (1783 Febr.), als Watson seine Schrift drucken ließ, obgleich er voraus sah, daß nur ein Minister von großem Sinne eine Maaßregel unterstützen könne, welche ihn seines Einflusses auf die Bischöfe berauben mußte. Aber er glaubte, das Rechte werde am Ende doch siegen, und die Bekanntmachung des Entwurfes könne zu einer gründlichen Er-

n Männern, die viele Jahre lang seine politischen
sätze heftig getadelt hatten, gestiftet wurde, verlor
s Vertrauen auf Staatsmänner. Ich war stets
riger Vertheidiger der Grundsätze der Revolution
, und hatte mich einigermaaßen der Partei an=
ssen, welche nach denselben Grundsätzen zu han=
rgab; als sie sich aber mit den Torys verband,
rd Shelburne zu verdrängen, nahm sie mir mei=
lauben an ihre Uneigennützigkeit und Aufrichtigkeit.
h ich deutlich, daß sie ihre Grundsätze über das
wesen ihrem Grolle opferten, und ihre Ehre ihrem
e. Der nachtheilige Frieden und die vorgebliche
, dem Lord Shelburne Gewalt anzuvertrauen,
die ausgesprochenen Gründe für die Nothwendig=
er Verbindung, aber persönliche Abneigung und
nsch, sich selbst zu erheben, die wahren Gründe.
Zwietracht der Whigs ist der Verfassung nachthei=
ewesen, als alle jene heftigen Angriffe auf die
der Staatsbürger, die während Pitt's Ver=
g gemacht wurden. Die Beschränkung der Preß=
die lange Aufhebung der Habeas=Corpus=Akte,
dere Verletzungen der Bill der Rechte wurden
der unruhigen Zeitumstände von Vielen für heil=
nd nothwendige Maaßregeln gehalten, aber jene
igkeit von Grundsätzen im Coalitions=Ministe=
rstörte das Vertrauen des Landes; sie raubte ihm
fnung, sobald wieder eine, auf verfassungsmäßi=
undlagen ruhende, achtbare Opposition zu sehen,
terließ in zahllosen Herzen den unauslöschlichen
, Vaterlandsliebe sei ein schmähliches Spiel,
Staatsmänner zu eigenen Zwecken spielen, und
t besser, als das eigennützige Ringen nach Macht."
sprach seine Mißbilligung so lebhaft aus, daß
maligen Freunde es ihm sehr übel nahmen. Tref=
[illegible] einen Freund, daß das neue Coalitions=

Verfassung," sagt er, „daß, wenn die aristokratischen Bestandtheile des Parliaments von den Grundsätzen der Ehre zu weit abweichen, um ihre gegenseitigen Vortheile zu fördern, in der Masse des Volkes noch Redlichkeit genug bleibt, dem Unheil entgegen zu arbeiten, das aus solchem Eigennutze und Ehrgeize entspringt."

Einen rühmlichen Beweis von der Unabhängigkeit seiner Meinung in öffentlichen Verhandlungen gab Watson bei Gelegenheit des Gesetzvorschlages, welchen Fox (November 1783) während der Herrschaft der Coalition zur Einrichtung der Verhältnisse Indiens in das Unterhaus brachte, und nach welchem die Oberherrschaft und die Verwaltung der indischen Länder der ostindischen Gesellschaft genommen und einer, von dem Unterhause zu ernennenden Commission von 7 Directoren und 9 Gehülfen übertragen werden sollte. Die Partei, welche diese Maaßregel vorschlug, betrachtete ihn als ihren Anhänger. Er hatte sich oft als einen Feind des wachsenden Einflusses der Krone gezeigt, aber er hielt es für

Erst in spätern Zeiten wurde Watson auf die Vermuthung geführt, daß der König, ungeachtet er seinen Beifall über des Bischofs Schriften oft ausgesprochen hatte, schon lange gegen ihn gestimmt war. Er glaubte, daß sein erklärter Widerspruch gegen den wachsenden Einfluß der Krone einen tiefen Eindruck auf des Königs Gemüth gemacht habe; denn an eben dem Tage, wo er, nach seiner Erhebung zur Bischofswürde, bei Hofe erschien, fragte der König den Herzog von Rutland, ob dessen Freund, der Bischof von Landaff, nicht ein großer Feind des wachsenden Einflusses der Krone sei, worauf der Herzog antwortete, Watson sey allerdings ein Feind jenes Einflusses, weil er fürchte, daß die Verfassung dadurch untergraben werde. Zu einer andern Zeit hatte der König ihn einen unlenksamen Mann (impracticable Man) genannt. Aus diesen Umständen glaubte sich der Bischof leicht erklären zu können, was Pitt sagen wollte, als er einst gegen einen angesehenen Mann, der für Watson's Beförderung sprach, die Ansprüche des Bischofs willig anerkannte, aber äußerte, daß eine gewisse Person nichts davon hören möge. „Ich bitte Gott," sagt er bei Erwähnung jener Umstände, „daß weder der König und die Königin, noch Einer ihrer Nachkommen je aus Erfahrung lernen, daß diejenigen, welche die Schmeichler und Ränkemacher am Hofe als unabhängige und unbiegsame Männer zu brandmarken suchen, die besten Stützen eines constitutionellen Thrones sind, wenn sie auch erklärte Feinde eines verfassungswidrigen Einflußes der vollziehenden Gewalt auf den gesetzgebenden Theil unserer Verfassung seyn mögen." Es war für den Bischof ein frohes Gefühl, als er auf die Vermuthung geleitet wurde, daß er seine Zurücksetzung mehr dem Willen des Königs, oder auch dem Einflusse der Königin, als der Abneigung des Ministers zuschreiben müsse, dessen Geistesgaben und rühmliche Uneigennützigkeit er mit Hochachtung anerkennt.

Die Beharrung, womit Pitt mehrere Wochen vor der Auflösung des Parliaments (1784) sich gegen die Mehrheit der Mitglieder des Unterhauses in seiner Stelle behauptete, hielt Watson für ein gefährliches Beispiel. „Das Unterhaus," sagt er, „tadelte zwar mit Unrecht einen Minister, der nichts tadelnswürdiges gethan hatte, aber es ist zu fürchten, daß die Krone künftig bei minder

rechtmäßigen Anlässen auf jenes Beispiel von der [illegible] dauer eines Ministeriums gegen die Stimme der [illegible] heit sich stützen werde. Die zahllosen Zuschriften [illegible] das Coalitions=Ministerium, welche dem Könige [illegible] ben wurden, zeigten hinlänglich, daß des Volkes [illegible] nung für Pitt war. Nun aber glaube ich, [illegible] klare und entschiedene Stimme des Volkes nicht [illegible] her als das Unterhaus, sondern selbst höher als die [illegible] Gesetzgebung ist, und hoffe daher, daß jenes [illegible] nicht nachtheilig für die Verfassung seyn werde." [illegible] Geiste dieser Ansicht schrieb Watson im Mai 17[illegible] Pitt: der Minister könne, ohne den hohen Sinn [illegible] Ehre zu verläugnen, seine Stelle nicht behaupten, [illegible] Beschlüsse des aufgelösten Unterhauses noch nicht [illegible] in den Zeitungen wären, aber es zeige sich eine [illegible] heit, die Wunde zu heilen, welche Pitt, nach der [illegible] nung Vieler, durch beharrliche Behauptung seiner [illegible] der Verfassung zugefügt habe, wenn er seine Ber[illegible] ligkeit erkläre, zurück zu treten, wofern die neuen [illegible] vertreter, bei welchen man, als eben Erwählten [illegible] Stimme des Volkes zu finden erwarten dürfe, [illegible] Meinung seyn solten. Watson glaubte, diesen Ra[illegible] so mehr geben zu können, da Pitt früher bei einer [illegible] lichen Unterredung die Angemessenheit der emp[illegible] Maaßregel selber anerkannt hatte; aber es gesch[illegible] in dem neuen Parliament, entweder, meint Wat[illegible] Pitt anderer Meinung geworden war, oder [illegible] folgte, die geneigter waren, die Vorrechte der [illegible] erhöhen, als auf des Volkes Stimme zu achten. [illegible] Bischof blieb deßungeachtet in gutem Einver[illegible] mit dem Minister, und schrieb ihm mehrere Brie[illegible] öffentliche Angelegenheiten, unter welchen besonders [illegible] vom Jahre 1784 auszuzeichnen ist, worin er bei [illegible] maligen bedenklichen Stimmung der Irländer [illegible] „Sie würden Ihren Namen unsterblich machen, [illegible] Sie nach gerechten und freisinnigen Grundsätzen [illegible] Vereinigung beider Reiche stiften wollten. Dann [illegible] Großbritannien

England, drückend behandelt hatte, und der Staatsverwaltung empfahlen, allen Landestheilen gleiche Aufmerksamkeit zu weihen.

Ueber die Ansprüche der Katholiken in England und Ireland sprach er damals Gesinnungen aus, welche von den Ansichten der meisten Bischöfe sehr abweichen. „Niemand in der Welt, glaube ich," sind seine Worte, „kann so freie Duldungsgrundsätze haben, als ich; aber die römische Kirche ist eine verfolgende Kirche, und es ist nach allen Grundsätzen der Religion und des gesunden Verstandes unser Vortheil und unsere Pflicht, gegen ihre Ränke auf unserer Hut zu seyn. Bei dem jetzigen erleuchteten Zustande von Europa hat der Protestantismus in Ländern, wo derselbe der herrschende Glaube ist, weit weniger von den Wirkungen des Papstthums zu befürchten, als in jenen, wo ihm bloß Duldung verliehen wird. Jede Vergünstigung und selbst den Genuß aller Bürgerrechte könnte man den Katholiken in England unbedenklich gewähren, da sie so wenig zahlreich sind, daß sie nicht ein Siebzehntheil der Volksmenge ausmachen. In Ireland aber ist das Verhältniß zwischen Katholiken und Protestanten ganz verschieden, und daher muß das Benehmen der Regierung gleichfalls verschieden seyn. — Die Union," setzte er später hinzu, „und andre Umstände, haben zwar die Lage und die Gesinnungen des großen Haufens der irländischen Katholiken einigermaaßen verändert, aber so lange sie nicht der Gewalt ihrer Priester mehr entnommen, und so lange die Priester selbst nicht freiere Ansichten über christliche Liebe haben, darf die Regierung sie nicht aus den Augen lassen." Seine Meinung über diese für England hochwichtige Frage, deren praktische Lösung mit großen Schwierigkeiten verknüpft ist, ward im Laufe der Zeit immer freisinniger ausgebildet. Im Jahre 1787 äußerte er noch Folgendes: „Da das Papstthum die Religion der großen Mehrheit im Staate (Ireland) ist, so sollte sie nach strengem Rechte die eingeführte Landesreligion (established religion) seyn, oder mit andern Worten, die Einkünfte, welche die Staatsgewalt von allen Unterthanen in der ausdrücklichen Absicht erhebt, Alle in der Religion unterrichten zu lassen, werden mit Unrecht zu dem Unterrichte eines kleinen Theiles des Ganzen verwendet. Man wende nicht ein, daß jedermann zu der Landesreligion gehören sollte, denn je-

der muß hinsichtlich der Gottesverehrung nicht der Regierung, sondern seinem Gewissen gehorchen. Dieß würde die wahre Lage der Sache seyn, und die Regierung sich einer offenbaren Ungerechtigkeit gegen die Katholiken schuldig machen, wenn die Glaubenslehren der Katholiken nicht mit politischen Grundsätzen vermischt wären, die der Staatsverfassung widerstreiten. Da man seit der Reformation, sowohl in England als in Ireland, viele Beweise von dieser gefährlichen Stimmung der Katholiken erhalten hat, so könnte man es angemessen finden, daß das strenge Recht der Katholiken in diesem Falle in Ireland der öffentlichen Sicherheit nachstehen müsse. Ich kann dennoch nicht läugnen, daß ich die Lehre, die Regierung könne ihre Unterthanen zur Erduldung einer Ungerechtigkeit zwingen, nicht liebe, da eben diese Lehre uns Amerika gekostet hat. Unter der Voraussetzung aber, daß den Katholiken mit Sicherheit keine Erleichterung gegeben werden kann, sollte die Regierung mit entschiedener Kraft handeln, um die Protestanten in allen ihren Rechten zu schützen. Niemand wird mich der Unduld-

nen Aeußerungen den Geist christlicher Frömmigkeit und zeigt sich frei von allem blinden Aberglauben. „Die so genannte Rechtgläubigkeit,“ sagt er einmal, „ist oft unter Menschen einer und derselben Glaubensgenossenschaft nichts mehr als Dünkel und Pharisäerstolz, wodurch der Mensch verleitet wird, sich für gerechter zu halten, als seinen Nächsten. Mag sie vielleicht nützlich seyn, zu befestigen, was man den Bund zwischen Staat und Kirche nennt; wenn aber dieser Bund redliche Untersuchung hemmt, in das Recht des eigenen Urtheils eingreift, Aberglauben bei dem Priester, Unduldsamkeit bei dem Staatsmanne erzeugt, so wird er nicht nur unverträglich mit den allgemeinen Grundsätzen des Protestantismus, sondern hemmt auch den Fortgang des Reiches Christi, das wie wir alle wissen nicht von dieser Welt ist.“

Die letzte Parliamentsrede, deren Watson erwähnt, hielt er im März 1807 bei den letzten Verhandlungen über den Sklavenhandel, dessen Abschaffung ihm ein Sieg des christlichen Grundsatzes über kaufmännische Habsucht war, wiewohl er die Meinung verfocht, daß Sklaverei a.. sich nicht der Gerechtigkeit entgegen sey, und zwar aus dem sonderbaren Grunde, weil Gott, der doch nichts ungerechtes gestatten könne, die Sklaverei bei den Israeliten erlaubt habe.

Bald nachher wurde das Ministerium, das schon durch Fox'ens Tod (1806) war geschwächt worden, aufgelöset, vorgeblich, weil der König die von demselben im Parliament vorgeschlagene Begünstigung der katholischen Offiziere aus Ireland mißbilligte. „Die Minister,“ sagt Watson, „wurden durch eine freisinnige und vorausblickende Staatsweisheit bewogen, katholischen Offizieren in der Land- und Seemacht, die Bahn der Ehre und des Vortheils welche den Protestanten immer offen gestanden, gleichfalls zu öffnen, um dadurch die Stärke des Reichs zu befestigen. Der König aber sah leider diese Maaßregel nicht aus demselben Gesichtspunkte an, wie die Whigs unter seinen Ministern, und verlangte von ihnen die Versicherung, daß sie die F..age von ferneren Bewilligungen zu Gunsten der irländischen Katholiken nie wieder in Anregung bringen wollten. Eine solche Foderung war nicht nur beispiellos in der Regierung des Hauses Braunschweig auf dem englischen Throne, sondern wurde

oft ich auch selbst über den Gegenst
bin ich doch nicht im Stande, einen
von welchem ich die Erreichung de
erwarten könnte. Es fehlt nichts
worin jedes einzelne Glied des Unte
gelegenheiten des Volkes mit eben
entschiede, die ein Geschworner in
bei der Entscheidung der Angelegenh
ger zeigt. Es läßt sich aber nicht
Unparteilichkeit statt finde, so lang
wichte gibt als Habsucht und Ehrge
der Menschen auf eine Seite herab
der Bestechung kann verändert werd
chung selbst wird bleiben, so lange
Gut und so viele Ehrenstellen gibt,
der Mitglieder des Unterhauses un
verfügt werden kann. Die Wahlart
Unterhauses und die Dauer ihrer Be
stände, worüber sehr verschiedene
Nach meiner Meinung sind beide Un
wichtig, als sie beitragen, redliche u
glieder in das Unterhaus zu bringe
lange sie darin sind, redlich und unc
Ich gehöre daher nicht zu denjenigen
zelnen das Stimmrecht bei den Wah

die Volksvertretung besser einzurichten, und es gebe viele weise Männer, welche dieß lebhaft wünschen, wohl einsehend, daß ohne eine wirksame Hemmung des wachsenden Einflusses der vollziehenden Gewalt auf die gesetzgebende die brittische Freiheit fallen müsse, wie Roms Freiheit gefallen, und nur die Formen der Verfassung bleiben würden, während ihr Wesen nicht mehr bestehe.

Seine lebhafte Theilnahme an den Staatsangelegenheiten hielt den Bischof nicht von der Fortsetzung seiner gelehrten Beschäftigungen ab. Er mußte bei den geringen Einkünften seines Bisthumes auch sein Lehramt in Cambridge beibehalten. Im J. 1785 ließ er eine Sammlung von theologischen Abhandlungen *) drucken, die hauptsächlich für jüngere unbemittelte Theologen bestimmt war. Dieses Werk machte ausgezeichnetes Glück, nur nicht bei den Bischöfen, weil es auch einige von Dissentern und Presbyterianern geschriebene Aufsätze enthielt, und Watson war nicht wenig erstaunt, so viel Frömmelei unter seinen Amtsbrüdern zu finden, von welchen Einer sogar Einwendungen machte, als eine wohlthätige Gesellschaft das Werk einem jungen Geistlichen schenken wollte, der nach Canada ging. Seine ehemalige Lieblingswissenschaft, die Chemie, welcher er auch nach der Annahme seines theologischen Lehramtes noch einen Theil seiner Muße gewidmet hatte, gab er nun völlig auf, und nahm von ihr, bei der Bekanntmachung (1786) des 4ten Theils seiner chemischen Versuche **), auf eine ziemlich seltsame Art Abschied. Er habe schon früher, sagt er in der Vorrede, bei seiner Beförderung zum theologischen Lehramte die Chemie aufzugeben beschlossen, und diesen Vorsatz bei der Erhebung zur Bischofswürde erneuert, aber jedesmal dem mächtigen Zuge der alten Neigung sich wieder hingegeben. „Nun aber," fährt er fort, „habe ich in der That mehr fremden

---

einer Parliaments-Reform:, die gleich beim ersten Antrage im Parliamente verworfen wurden.

*) Collection of theological tracts, selected from various authors, for the use of such of the younger students of the university of Cambridge, as are intended for holy orders.

**) Chemical Essays.

Ansichten, als meiner eigenen Meinung von bischö-chem Anstande, ein Opfer gebracht, und mit hei-ligen Eifer der Götzendiener alter Zeiten, die sich ... men Künsten ergeben hatten — meine Bücher ... brannt.“ Seine chemischen Kenntnisse wurden bald nachher selbst von der Regierung in Anspruch ge-nommen, als man ihn nach einem Mittel fragte, die Kraft des Schießpulvers zu verstärken. Watson ... vor, das Holz für die dazu erfoderlichen Kohlen in ... Destillirkolbe oder Retorte zu verkohlen. Der Versuch gelang über die Erwartung, und es ergab sich, daß Cylinder-Pulver — wie man es nannte, weil ... Holz in einem eisernen Cylinder verkohlt wird — ... 68 pfündige Kugel 273 Fuß weit trieb, während ... selbe Mörser mit eben so viel gewöhnlichem Pulver ge-füllt, eine gleich schwere Kugel nur 172 Fuß weit ... das Verhältniß in runder Zahl also 100 : 60 oder ... war. Als Watson nicht lange nach dem Versuch ... dem neuen Schießpulver bei Hofe war, sagte der ... von Richmond, damals Ober-Befehlshaber der ... zu dem Könige, daß man dem Bischofe die wichtige ... findung verdanke. Watson antwortete: er müsse sich ... schämt seyn, da es eine Aergerniß gebe, daß ein ... licher Bischof über die Mittel zur Menschen... Anweisung ertheile. „Lassen Sie ihr Gewissen ... nicht bekümmert seyn,“ erwiderte der König, „je ... der Kampf, desto geringer das Gemetzel.“

Um diese Zeit ereignete sich eine unerwartete ... liche Verbesserung in Watson's häuslicher Lage. ... ehemaliger Zögling und treuer Freund Luther, ... Grafschaft Essex, rief ihn in einer gefährlichen ... zu sich. „Ich hatte stets,“ sagt Watson, „eine ... Neigung gegen ihn, und sein Wohlwollen gegen ... bewies sein letzter Wille, den er mehrere Jahre ... nem Tode aufsetzte. Als ich ihn in den letzten ... sah, erlag mein Herz. Ich kniete nieder in einer ... der Stube, und so demüthig und aufrichtig, als ... für mich selber gebetet hatte, bat ich den Erb... Himmel um Verschonung ...

Graf Joseph von Zurlo.

gekommen, und nur durch eine gerin
worden war, faßten die Dissenter
folgenden Jahre noch einmal in A
aber man erhob ein Geschrei, die K
einige besorgte Geistlichen hielten V
Antrag wurde mit großer Stimmenm
wiesen. Watson fragte den damal
Geheimraths, Lord Camden, ob ih
Test-Akte in irgend einer Hinsic
Kirche scheine? Der Lord verneinte
darauf, es werde weise seyn, die
währung ihres Gesuches zu gewinn
gab zur Antwort: Pitt habe u
das erste Gesuch der Dissent
nun aber müsse man ihn unter
bemerkt bei dieser Gelegenheit, die
habe damals großen Nachtheil v
Priestley unbescheidenen Aeußer
Umsturz aller kirchlichen und bürg
gehabt, wiewohl nicht eigentlich
Hartley, aus dessen Schriften je
schöpft habe, für jene Meinung v
in Hartley's, im J. 1749 erschi
beiden Sätze stehen: „es ist w
Regierungen gestürzt werden“ und

geheimnisse der Engländer zu entdecken. Er sprach zweimal im Parliament gegen den Vertrag, um jene Gründe zu entwickeln, und behauptete, daß der Vertrag auf eine kurzsichtige Politik gegründet sey, da derselbe Frankreich antreiben müsse, ein Manufakturvolk zu werden, und Frankreichs Hülfsmittel mehr als Englands vermehren werde. Er bewundere die Franzosen, sagte er unter andern, als ein verständiges und sinnreiches Volk, er liebe sie als ein angenehmes und gebildetes Volk, aber er fürchte sie als ein großes, er beargwohne sie als ein handelndes und verabscheue sie als ein ehrsüchtiges Volk. Er wolle seine Vorurtheile gegen Frankreich nicht aufgeben, denn es seyen Vorurtheile, welche die Unabhängigkeit und Freiheit seines Vaterlandes seit Jahrhunderten gesichert hätten, und er wolle sie mit ins Grab nehmen; er sage nicht, daß Frankreich der natürliche Feind Englands sey, sondern noch mehr, er glaube, es sey der politische Feind der Freiheit jedes Staats in Europa. Er gestand jedoch, daß er sich mit dem Vertrage aussöhnen würde, wenn derselbe die Folge haben sollte, die Engländer zu Frachtfahrern der Erzeugnisse und Waaren Frankreichs und Englands zu machen, um dadurch die englische Seemacht zu vermehren. Es ist bekannt, daß der Erfolg jene ängstlichen Besorgnisse vollkommen widerlegt, und Pitt's politischen Blick gerechtfertigt hat; denn bald nachher machten die Franzosen ihrem Minister Vergennes, der den Vertrag *) abgeschlossen hatte, schwere Vorwürfe, da der Vortheil sich ganz auf die Seite der Engländer neigte und die Einfuhr englischer Manufakturwaaren in Frankreich außerordentlich zunahm.

Endlich legte Watson im J. 1787 sein Lehramt nieder, das er seitdem durch einen Stellvertreter versehen ließ, und nahm in einer feierlichen Rede Abschied von der Hochschule. Als nicht lange nachher das Bisthum Carlisle erledigt wurde, wünschten seine Freunde, ihn befördert zu sehen; er selber aber verschmähte jeden Schritt, der ihn in die Lage bringen konnte, seine Unabhängigkeit im Parliamente aufzuopfern. Nicht lange vor dem Tode des Bischofs von Carlisle, hörte Pitt einen jungen Mann

*) Es wurde dadurch die gegenseitige Einfuhr aller Waaren, Seidenwaaren ausgenommen, erlaubt, und der bisherige Zoll vermindert.

und der Lobredner dieses ungewöhnliche
gabt mit einem sehr leichten Fassungsvern
außerordentlichen Scharfsinn, einem glückli
und einer Beredsamkeit, wodurch er an
was er aufgefaßt hatte, überzeugte, war
in einem Alter von 18 Jahren, der Geg
gemeinen Bewunderung seiner Zeitgenosse
die größten Erwartungen hegte. Durch
allen ausgezeichneten Männern seiner Zeit
trauter Freund des Filangieri und an
Gelehrten, beeiferten sich alle, ihm den
Laufbahn der öffentlichen Geschäfte vorzu

Die erste Gelegenheit, welche sich ih
ein Platz vom zweiten Range bei einer a
sandtschaft. Wiewohl diese Stelle ihm zu
so wußte er jedoch, daß sie von einem sei
wünscht wurde, welcher eifrig darnach st
Laufbahn einzuschlagen. Er wendete dah
Einfluß bei der Person, welche sie ihm a
dazu an, um seinen jungen Freund sich v
sen, welcher dadurch zu dieser Stelle e
ohne es selbst nur zu ahnen. Dieser h
glänzende Laufbahn in der Diplomatik ge
in dem Posten eines Direktors der auswä
genheiten in Neapel gestorben.

Nachdem Zurlo dieser Laufbahn dur

Besuchen in seinem Sprengel ausübte, noch konnten sie seinen Geist gänzlich von der Theilnahme an den großen Angelegenheiten seines Vaterlandes, oder von nützlichen gelehrten Beschäftigungen ablenken, besonders wenn Zeitereignisse ihn auffoderten, zur Vertheidigung der Religion, der Sittlichkeit und der öffentlichen Freiheit im Volksrathe zu reden, oder die Feder zu ergreifen. Er war, besonders in den ersten Jahren seines ländlichen Aufenthaltes, zur Zeit der Parliament-Sitzungen gewöhnlich in London. Wir finden aus dieser Zeit in seinen Denkwürdigkeiten einen Zug, welcher der Mittheilung werth ist. „Hofgespräche,“ sagt er, „sind an sich alberne Dinge, und die albernsten von allen möglichen Dingen, wenn man sie nacherzählt; ich kann aber nicht unerwähnt lassen, was mir selbst im November 1787 bei dem Lever des Königs begegnete. Ich stand neben einem Venezianischen Edelmann. Der König unterhielt sich mit diesem über die Republik Venedig, und plötzlich sich zu mir wendend, sprach er: Da hören Sie, was er von den Republiken sagt. Meine Antwort war: Ich halte eine Republik für die schlechteste Regierungsform. Der König gab mir, nach seiner Meinung, einen neuen Hieb über die Republiken. Ich antwortete, daß ich nicht in einer Republik leben möchte. Als der König weiter in gleichem Tone fortfuhr, wurde ich empfindlich, und sagte mit Vestigkeit: Allergnädigster Herr, ich halte die Tyrannei eines einzigen Mannes für ein unerträgliches Uebel, und die Tyrannei von hundert Männern für hundertmal so schlimm. Der König ging weg. Ohne Zweifel hatte er Ohrenbläsern und Hofinsekten Gehör gegeben, die mich verläumdeten, daß ich ein Freund von republikanischen Grundsätzen sey, weil man wußte, daß ich die Grundsätze unserer Revolution vertheidigte. Der König fand vermuthlich Vergnügen darin, mir zu zeigen, was er von mir dachte, und das war nicht billig von ihm, da in allen meinen Schriften nicht ein Wort zu Gunsten der Republiken stehet, und ich vor der Annahme meines Bisthumes Lord Shelburne gebeten hatte, dem Könige meine hohe Verehrung gegen unsere Verfassung zu versichern. Wenn der König glaubte, daß ich bei jener Versicherung, um eines Bisthums willen, zu einer Lüge mich erniedrigt habe, so hatte er eine irrige Meinung von mir. Unter der Regierung Georgs III. aber behaupteten

die Torys den Sieg. Die Whigs hatten eine Zeitlang Ansehen und Macht, aber sie zankten sich unter einander, und verloren dadurch das Vertrauen des Königs wie des Volkes, und ihre Gewalt für immer, oder bestimmter zu reden, es blieb weder Whigismus, noch Torpismus, sondern übertriebener Reichthum, übertriebene Abgaben und übertriebener Aufwand hatten allgemeinem Egoismus Platz gemacht."

Im Jahre 1788 wurde Watson von einigen wohl gesinnten Männern in Calcutta eingeladen, die Stiftung einer protestantischen Mission in den brittischen Besitzungen in Indien zu befördern. Er war als Lehrer in Cambridge verfassungsmäßig ein Mitglied der Gesellschaft zur Ausbreitung des Evangeliums im Auslande gewesen, hatte aber nie thätigen Antheil daran genommen, weil sein anfänglicher Verdacht, daß die Glaubensprediger mehr beschäftigt wären, Dissenter zur bischöflichen Kirche zu bringen, als Heiden zu Christen zu machen, späterhin bestätigt wurde. Eine Mission in Indien schien ihm jedoch noch den meisten Erfolg zu versprechen, und er

allen Staaten zum Muster dienen; welche sich in denselben Umständen befinden und auf immer dieser falschen Quelle des Reichthums entsagen wollten. Um nun zu zeigen, wie viel der persönliche Character des Ministers dazu beigetragen hatte, das öffentliche Zutraun einzuflößen, und mit welcher persönlichen Uneigennützigkeit er es leitete, wollen wir die erste Epoche seiner Laufbahn mit zwei Thatsachen schließen, welche ihr die Krone aufsetzen.

Als er zu Anfange seines Ministeriums eine Ordnung festgesetzt hatte, in welcher den Truppen und den kleinern Staats-Beamten ihr Gehalt vor den größern ausgezahlt werden sollte, befanden sich die Minister und andere Staatsdiener vom ersten Range zu allerletzt in der Ordnung der Auszahlung. Diese Einrichtung schien einem seiner Collegen ihren Vorrechten zuwider, und er beklagte sich darüber öffentlich und in Gegenwart des Ministers. Unwillig über diesen Geist der Habsucht und des Egoismus, nahm er die Ordnung dieser Vertheilung wieder zurück, setzte die Personen der Regierung zuerst, erklärte aber, daß sein eigner Gehalt so lange ausgesetzt bleiben möchte, bis die Umstände der öffentlichen Cassen eine solche Ausgabe erlauben würden. So bestrafte er an sich selbst den Mangel an Zartgefühl eines andern und diente dem Staate ohnentgeldlich bis zur Rückkehr des Königs aus Sicilien nach Neapel.

Nachdem mittlerweile die gänzliche Tilgung des Papiergeldes erfolgt war, und der Hof den Staat von einem Uebel befreit sah, welches jedermann für unheilbar gehalten hatte, wollte der König dem Minister einen Beweis seiner Erkenntlichkeit geben. Der damalige erste Minister Acton bot dem Finanzminister im Namen des Königs ein Geschenk von liegenden Gründen nach seiner Auswahl und mit vollem Eigenthumsrechte an. Der Minister Zurlo antwortetete auf dieses Anerbieten, daß er ein solches Unterpfand königlicher Großmuth für diejenigen annehme, welche bei Ausführung dieser Maasregel unter ihm gearbeitet hätten; aber was ihn selbst anbetreffe, so wolle er um so weniger durch das allgemeine Unglück sich bereichern, als er sich stets durch seine Armuth geehrt gefühlt habe. In der Folge werden wir sehen, wie dieser seltene Charakter von Uneigennützigkeit sich durch sein ganzes Leben bewährt gefunden hat.

Allgemeinen von dem Muster christlicher Vollkommenheit weit entfernt ist, und immer gewesen ist, aber ungeachtet dieß zugestanden werden muß, ist es doch Thatsache, daß die christliche Religion stets Frömmigkeit, Wohlthätigkeit, Selbstbeherrschung und Liebe zur Tugend überall, wo sie herrschte, hervor zu bringen mitgewirkt hat, und sie wird überall desto kräftiger wirken, je mehr sie mit vester Zuversicht auf ihre Wahrheit angenommen, je besser sie verstanden wird, denn wo das Gemüth sie rein auffaßt, muß sie frei werden unter ihren Bekennern von den Flecken des Aberglaubens und blinden Eifers, unter ihren Lehrern von Ehrgeiz, Herrschsucht und Weltsinn." „Wann werden wir Frieden auf Erden haben?" sagt er anderswo. „Nie, bis in dem Rathe der Könige und Kaiser der Geist des Christenthums waltet."

Eine wichtige Landesangelegenheit war die Geisteskrankheit, worein der König zu Ende des Jahres 1788 verfiel, und die Verhandlung über die Anordnung einer Regentschaft. Fox und die Opposition, an deren Spitze damals der Prinz von Wales stand, behaupteten im

die zierliche, geregelte Sprache das Vorbedachte und Gelernte, mehr als es der Lebhaftigkeit des Eindrucks günstig ist, womit die Leistungen der großen englischen Redner wirken. Aus allen seinen Reden spricht jedoch ein so milder Geist der Vermittlung und Versöhnung, so viel Festigkeit und Ernst redlicher Ueberzeugung, daß man jene Blitze des Geistes nicht vermißt. Dabei war nach dem Zeugnisse der Zeitgenossen, seine Stimme angenehm, sein Vortrag rein und anmuthig. Watsons Meinung über jene große Frage ging dahin, das Parliament habe, sobald die Thatsache von des Königs Unfähigkeit zur Regierung erwiesen gewesen sey, den Prinzen von Wales, als nächsten Kronerben, ermächtigen müssen, nicht die ganze königliche Gewalt, wohl aber des Königs ganzen Antheil an der gesetzgebenden Gewalt zu übernehmen. Sobald aber die Gesetzgebung durch diese Handlung der Nothwendigkeit vollständig geworden, und durch den Vorsitz des Prinzen von Wales im Parliament an seines Vaters Stelle, die Kraft der Verfassung hergestellt gewesen sey, habe das vollständige Parliament einen nach seiner Meinung tauglichen Regenten bestellen müssen, und zwar nach Gutdünken, mit oder ohne Beschränkung; wiewohl es sehr unangemessen gewesen seyn würde, einen andern als den Kronerben zu ernennen, und ihn einer andern Beschränkung oder Aufsicht zu unterwerfen, außer derjenigen, welche die Verfassung dem Könige selbst bei der Ausübung seiner Gewalt vorschreibe, wenn auch die Gesetzgebung das Recht und die Macht gehabt habe, anders zu verfahren. Wäre nun durch die gesammte Gesetzgebung eine Regentschaft angeordnet worden, so hätten alsdann wegen der Sorge für die Person des Königs, die Sicherheit seines Privatvermögens und die Wiederübernahme seiner öffentlichen Rechte auf den Fall seiner Wiederherstellung die zweckmäßigsten Verfügungen getroffen werden sollen. Es ist nicht zu läugnen, daß diese Meinung, die der Bischof bündig erörterte, völlig im Geiste der englischen Verfassung war. Aus einem ähnlichen Falle, wo das Gesetz klar und bestimmt verfügt, daß die dem Könige anvertraute Gewalt, wenn er durch den Tod zur Ausübung derselben unfähig gemacht wird, nicht auf die Volksgemeine, die Quelle aller Herrschergewalt zurück fallen, sondern nach einer bestimmten Erbfolgeordnung ganz auf den Erben übergehen solle, schloß er, daß auch in diesem

Falle die königliche Gewalt einstweilen dem rechtmäßigen Erben anvertraut werden müsse. „Man hat behauptet," setzt er hinzu, „daß bei der Anordnung der Regentschaft dem Regenten nicht mehr Gewalt übergeben werden solle, als hinlänglich sey, die vollziehende Gewalt für des Landes Wohlfahrt wirksam auszuüben. Ich nehme diesen Satz in seinem ganzen Umfange an, und auf die Wahrheit desselben gründe ich die Behauptung, daß der Regent keine Beschränkung erleiden muß. Alle königliche Gewalt ist nöthig um ihn in Stand zu setzen, die Regierung zur Beförderung der öffentlichen Wohlfahrt zu führen. Wie! will man etwa behaupten, oder andeuten, daß der König selber nach der Landesverfassung im geringsten mehr Gewalt besitze, als hinreichend für ihn ist, um zum Besten des Landes zu regieren? Ich behaupte er hat solche Gewalt nicht. Denn dieß würde die Macht seyn, Unrecht zu thun, und der König hat keine moralische Macht Unrecht zu thun; es würde jene Erlaubniß zur Ungerechtigkeit seyn, welche die Grundlage zur Herrscherwillkühr in jedem Königreiche ist, welche die Despo-

That zu zeigen? Während dieses armseligen Geschrei's gegen Papstthum und Kirchengefahr, sprach ich offen meine Meinung aus, daß es eben so gerecht als in Hinsicht auf Buonapartes Macht und Gesinnung gegen uns sehr nützlich sey, sowohl Katholiken als Dissentern alle Rechte unserer Verfassung zu verleihen; aber daß man es für unpassend halten müsse, eine Neuerung voreilig einzuführen, ehe das Volk dazu vorbereitet sey, und wie ich glaubte, war die Zeit zur allgemeinen Ausführung einer so klugen und billigen Maaßregel noch nicht gekommen. Duldung führte jeder im Munde, aber Herrschaft über den Glauben anderer Menschen, Ausschließung von Vorrechten, die sie selber genossen, und eine Neigung unrechtmäßige Gewalt auszuüben, war in den Herzen Vieler, vielleicht der Mehrheit des brittischen Volkes."

Seit dem Jahre 1808 zog sich Watson fast ganz in seine Einsamkeit zurück, zumal als er im folgenden Jahre einen leichten Anfall vom Schlagflusse bekam. Der Einfluß des Alters schien seine Besorgnisse für England so sehr zu vermehren, daß er in der damaligen Lage, besonders als Oesterreich 1809 im Kampfe untergelegen hatte, keine Rettung und nur Heil im Frieden sah. Selbst die Maaßregel, welche so viel zu Europa's Befreiung gewirkt hat, Englands Theilnahme am spanischen Kriege, machte ihn besorgt. Er faßte den Entschluß, sich von der thätigen Theilnahme an Staatsangelegenheiten ganz zurück zu ziehen. „Ich habe," sagte er, „zu viel Achtung gegen die öffentliche Meinung, als daß ich dem öffentlichen Tadel die Hefen des Lebens aussetzen möchte." Als seit 1810 seine Schwäche zunahm, und ein wiederholter Schlagfluß ihm die rechte Hand lähmte, gab er vollends alle politischen und gelehrten Beschäftigungen auf, doch nahm er bis zum letzten Athemzuge lebhaften Antheil an allen Angelegenheiten seines Vaterlandes.

Seit dem Jahre 1813 begann seine Gesundheit schnell abzunehmen. Freudig feierte er den glücklichen Ausgang des großen Kampfes, und sah mit dem frohen Gefühle des Vaterlandsfreundes seine Besorgnisse widerlegt. Nach diesem Siege, meinte er, sollte der Staat

die Verordnungen gegen die Dissenter widerrufen, und den Katholiken unbeschränktes Bürgerrecht gestatten, um an innerer Stärke und Vertheidigungskraft zu gewinnen. Seine Kränklichkeit schwächte nie seine geistigen Fähigkeiten. Endlich starb er am 4ten Julius 1816, im 79sten Jahre seines Alters, auf seinem Landgute unter den Hügeln seiner Heimath, die er verschönert hatte, und bewies im Tode die Wahrheit des Spruches, den er im Leben treulich befolgt hatte: **Sey schuldlos und ehre das Rechte denn das giebt dem Menschen Frieden am Ende seiner Tage.**

Graf Joseph von Zurlo.



I.

Graf Joseph von Zurlo.

Da die Lebensbeschreibungen der Zeitgenossen, die wir als Materialien zur Geschichte unsers Zeitalters zu sammeln uns vorgenommen haben, in eine Zeit gehören, in welcher die innern Bewegungen der Völker große Leidenschaften geweckt haben, so ist dieser Zeitraum fruchtbarer an außerordentlichen Thaten, welche der Ruhm zu krönen pflegt, als an solchen Tugenden gewesen, welche in der bürgerlichen Ordnung und in dem allgemeinen und brüderlichen Wohlwollen der Völker Platz finden.

Es wird daher unsern Lesern das Leben eines Staatsmannes, welcher sich seines Einflusses stets nur dazu bedient hat, die Wunden des Kriegs und der Revolution zu heilen, und der selbst das Muster der edelsten individuellen und bürgerlichen Tugenden gewesen ist, nicht nur nicht unangenehm, sondern für unser Zeitalter ehrenvoll seyn, welches, in Verbindung mit Thaten, würdig in dem Tempel des Ruhms zu glänzen, auch noch solche erzeugt hat, die von der Liebe und Dankbarkeit aller Menschen gekrönt zu werden, verdienen.

Der Graf Joseph von Zurlo, geboren zu Neapel im Jahre 1759, ist in zwei verschiedenen Epochen Minister der Finanzen, dann der Justiz und des Innern gewesen. Er bezeichnete sein jugendliches Alter durch das Studium der alten Literatur und der Philosophie. Er machte hierinnen so schnelle Fortschritte, daß man von ihm erzählt, er sey einst, in dem Alter von ungefähr 14 Jahren, in einer öffentlichen Bibliothek mit Leibnitzens Werken in der Hand getroffen worden. Da sein fast kindisches Ansehen ein geringeres Alter anzeigte, so war der Bibliothekar verwundert, daß ein Knabe sich so frühzeitig mit den metaphysischen Studien beschäftigte. Er

von Ludwigs Verrätherei, Treulosigkeit und Do-
züngigkeit seit Kurzem den Unwillen gegen ihn
noch heftiger aufgeregt hätten."

Einige Monate später gab Watson seine
über die Weisheit und Güte Gottes bei der
Vertheilung der Erdengüter, nebst einem Anhang
die damaligen Verhältnisse zwischen Großbritannien
Frankreich heraus, und lieferte darin einen
weis, wie sehr er den Geist der Widerspenstigkeit
der Unzufriedenheit, der damals in Großbritannien
und unverständiges Geschwätz von Freiheit und
heit verdammte. Selbst der König gab ihm seinen
fall über diese Schrift zu erkennen. „Ich mag
ter kommen, im Augenblicke der Gefahr," sagte
Bischof. „Das thun Sie, wie ich sehe," antwortete
König, „und es zeigt einen Mann von hohem

Als im J. 1795 der Herzog von Bedford im
hause den Antrag machte, „daß keine Verfassung
etwa in Frankreich aufkommen möchte, eine Unter-
lung mit diesem Lande hindere, oder einen Frieden
halten sollte, sobald derselbe mit der Ehre, den
theile und der Sicherheit Englands vereinbar sey,
Watson der einzige Bischof, der sich erhob, um
Herzog zu unterstützen, obgleich er wohl wußte,
der König sein Mißfallen über die Einmischung
Bischöfe in Staatssachen ausgesprochen hatte. „Es ist
keineswegs an sich klar," sagte er unter andern,
der Krieg das einzige oder beste Mittel sey, den Fort-
gang demokratischer Grundsätze zu hemmen, und wie
sehr auch manche Leute es für wahr halten mögen, so
ist es nicht wahrscheinlich; denn ein unglücklicher Krieg
wird solche Grundsätze in ihrem Fortgange eher fördern
als hemmen, und ein glücklicher sie nicht aufhalten."
Der Hauptgedanke, den er durchführte, war, daß die
Gründung eines Freistaats in Frankreich die Verfassung
Englands nicht gefährden, aber ein beharrlicher Ent-
schluß, nicht in Unterhandlung zu treten und den Krieg
fortzusetzen, den Thron erschüttern

den ganzen Umfang seiner Talente, sondern bewies seine Rechtschaffenheit, eine Uneigennützigkeit und einen Geist der Wohlthätigkeit und Menschenliebe, welche seinen Ruf begründeten. Von nun an trat er in die wichtigen Richterstellen und wurde im Jahre 1798 zum Finanzminister berufen.

Die ersten Schritte auf seiner Laufbahn zum hohen Ministerium bezeichnete er durch eine edelmüthige Handlung, erhabener noch als die welche seine Jugend ausgezeichnet hatte. Damals behauptete den Platz eines Finanzministers ein Mann von hohem Alter von dem man durchgängig glaubte, er habe die Laufbahn dieses jungen Mannes zu hemmen gesucht, den man zu seinem Nachfolger bestimmt hatte. Aber der Graf von Zurlo wollte diese Stelle durchaus nicht annehmen, weil dieß als ein Triumph über seinen Gegner hätte ausgelegt werden können. Er schlug also vor, einen außerordentlichen Rath zu erwählen, worinn er alles das an die Hand geben würde, was zur Verbesserung des Zustandes der Finanzen und zur Befriedigung der dringenden Bedürfnisse des Staats zweckmäßig wäre. Dies wurde auch ausgeführt, da aber kurz darauf dieser Hof genöthigt war, sich, wegen der eingetretenen Kriegsunruhen, nach Sicilien zu wenden, schlug ihn der König bei seiner Abreise zur Verwaltung der Finanzen vor. Er behauptete diesen Posten nur sehr kurze Zeit, ohne einige Vortheile für das Publikum, und mit offenbarer Gefahr für ihn selbst. Das Volk, welches das Joch aller Autoritäten abgeschüttelt und ihn in Verdacht hatte, als sey er mit dem commandirenden General über die noch nicht aufgelößten Reste der Armee in Einverständniß, bemächtigte sich seiner Person und verwüstete sein Haus, ja er würde das Opfer der Volkswuth geworden seyn, wenn man nicht so glücklich gewesen wäre, ihn in eines der Forts der Stadt in Sicherheit zu bringen.

Als der Einmarsch der feindlichen Truppen die Ordnung in der Stadt wieder hergestellt hatte, wählte er sich auf dem Lande einen Zufluchtsort, wo er sein Leben, während der kurzen Zeit der democratischen Regierung und der Anwesenheit der französischen Truppen in diesem Reiche, ruhig zubrachte. Nachdem einige Monate darauf die königliche Regierung wieder eingesetzt war, ernannte ihn der König wiederum zum Finanzminister, welche

Stelle er bis zum Jahr 1803 bekleidete. Merkwürdig sind die Operationen, die er in dieser ersten Zeit seines Ministeriums vornahm. Das Reich war mit einer unermeßlichen Menge Papiergeld überladen, wofür die Regierung zu bürgen sich erklärt hatte, und welches aufs äußerste gesunken war. Das baare Geld war der Circulation gänzlich entnommen und beklagenswerth der Zustand der öffentlichen Staatsdiener, der Pensionairs, so wie der Besitzer von Renten. Die Bedürfnisse der Monarchie waren größer, als je, wegen der Nothwendigkeit, die ganze politische Maschine neu einzurichten. Zu diesem Unglück kam noch ein neuer unvermeidlich bevorstehender Krieg, herbeigeführt durch das Uebergewicht, welches die Franzosen von neuem in Italien erlangt hatten. Kurz darauf brach er auch wirklich aus, und der Friede selber, den man durch den Tractat von Florenz vom Jahr 1801 errungen hatte, wurde mit unermeßlichen Geldopfern erkauft.

Der Minister sah wohl ein, daß wenn nicht der

allen Staaten zum Muster dienen, welche sich in denselben Umständen befinden und auf immer dieser falschen Quelle des Reichthums entsagen wollten. Um nun zu zeigen, wie viel der persönliche Character des Ministers dazu beigetragen hatte, das öffentliche Zutraun einzuflößen, und mit welcher persönlichen Uneigennützigkeit er es leitete, wollen wir die erste Epoche seiner Laufbahn mit zwei Thatsachen schließen, welche ihr die Krone aufsetzen.

Als er zu Anfange seines Ministeriums eine Ordnung festgesetzt hatte, in welcher den Truppen und den kleinern Staats-Beamten ihr Gehalt vor den größern ausgezahlt werden sollte, befanden sich die Minister und andere Staatsdiener vom ersten Range zu allerletzt in der Ordnung der Auszahlung. Diese Einrichtung schien einem seiner Collegen ihren Vorrechten zuwider, und er beklagte sich darüber öffentlich und in Gegenwart des Ministers. Unwillig über diesen Geist der Habsucht und des Egoismus, nahm er die Ordnung dieser Vertheilung wieder zurück, setzte die Personen der Regierung zuerst, erklärte aber, daß sein eigner Gehalt so lange ausgesetzt bleiben möchte, bis die Umstände der öffentlichen Cassen eine solche Ausgabe erlauben würden. So bestrafte er an sich selbst den Mangel an Zartgefühl eines andern und diente dem Staate ohnentgeldlich bis zur Rückkehr des Königs aus Sicilien nach Neapel.

Nachdem mittlerweile die gänzliche Tilgung des Papiergeldes erfolgt war, und der Hof den Staat von einem Uebel befreit sah, welches jedermann für unheilbar gehalten hatte, wollte der König dem Minister einen Beweis seiner Erkenntlichkeit geben. Der damalige erste Minister Acton bot dem Finanzminister im Namen des Königs ein Geschenk von liegenden Gründen nach seiner Auswahl und mit vollem Eigenthumsrechte an. Der Minister Zurlo antwortetete auf dieses Anerbieten, daß er ein solches Unterpfand königlicher Großmuth für diejenigen annehme, welche bei Ausführung dieser Maasregel unter ihm gearbeitet hätten; aber was ihn selbst anbetreffe, so wolle er um so weniger durch das allgemeine Unglück sich bereichern, als er sich stets durch seine Armuth geehrt gefühlt habe. In der Folge werden wir sehen, wie dieser seltene Charakter von Uneigennützigkeit sich durch sein ganzes Leben bewährt gefunden hat.

bindung zwischen Schottland und England ...
wesen war.

Bei seiner sorgfältigen Beobachtung des ...
Zustandes seiner Mitbürger, und seinem Bestreben, ...
die Verbesserung desselben zu wirken, erkannte der
Bischof schon im Jahre 1800 ein Bedürfniß, ...
neuerlich befriedigt worden ist. Ihm gebührt ...
zuerst in Anregung gebracht zu haben, daß ...
brittischen Hauptstadt an einer hinlänglichen ...
Kirchen für die angewachsene Bewohnerzahl ...
empfahl dem standhaften Verfechter der Abschaffung ...
Sklavenhandels, Wilberforce, jene Angelegenheit ...
zeugt, daß zwanzig neue Kirchen, einfach und ...
gebaut und ohne eigenthümliche Sitze, sondern ...
Bänken für Reiche und Arme versehen, hinlänglich ...
würden, und vergaß nicht, eine anständige Besoldung ...
zur Besorgung des Gottesdienstes in diesen ...
foderlichen, Geistlichen zur Bedingung zu machen ...

Aller dieser rühmlichen Bestrebungen ungeachtet ...
Watson Bischof von Landaff, während jüngere ...
der der bischöflichen Bank bei Beförderungen ...
sprangen. Selbst Freunde des Ministers, ...
Camden, äußerten laut ihre Mißbilligung, ...
dienstvolle Mann nicht in eine würdigere ...
wurde. Watson tröstete sich mit dem ältern ...
will lieber, daß die Menschen fragen, warum ...
Cato keine Bildsäule gesetzt, als warum man ...
gesetzt habe.“ Seine freundschaftliche Verbindung ...
Pitt wurde dadurch nicht unterbrochen, wie ...
mehrern Zuschriften über wichtige Landesangelegenheiten ...
sieht, die er dem Minister sandte. Als von den ...
die Rede war, die Geistlichen zum Wohnsitze ...
Sprengeln zu nöthigen, äußerte er die Meinung, ...
in jedem Dorf, wo es nur einen schicklichen ...
öffentliche Gottesverehrung gebe, ein Geistlicher ...
weil nichts so wirksam beitrage, das Volk ...
Für die Zukunft ...

die neue Criminal-Gesetzgebung dieses Reichs bildete. Dieser Codex verdient besondere Erwähnung, weil er vielleicht das einsichtsvollste Werk dieser Art ist, welches in unsern Zeiten erschien. Als die Regierung von Neapel das französische Strafgesetzbuch annehmen wollte, oder mußte, und dieser neue Codex promulgirt wurde, machten alle Rechtsgelehrte und Gerichtshöfe Vorstellungen dagegen und verlangten, daß das Land eine so vortreffliche Gesetzgebung, als die vorige, nicht abschaffen möchte. Diese Vorstellungen waren so dringend und so häufig, daß die Regierung sich genöthigt sah, eine Commission zu Abänderung des französischen Codex zu ernennen, welche den von 1809 zur Richtschnur nehmen sollte.

Der Posten eines Justizministers schien aber der Regierung, nachdem die Zweige der Gerichtspflege eingerichtet waren, ein zu beschränkter Wirkungskreis für die Talente und Einsichten des Ministers Zurlo. Die innere Staatsverwaltung des Reichs mußte nothwendig nicht bloß wieder eingerichtetet, sondern ganz von neuem geschaffen werden. Wir wollen alle die schönen Maasregeln für das Wohl, für den Unterricht und für die Verschönerung eines der herrlichsten Länder der Erde in Classen eintheilen.

1) Staatswirthschaft.

Der neue Minister ließ mit Kraft und Unpartheilichkeit die schon promulgirten Gesetze wegen der Abschaffung des Feudalsystems in Vollziehung bringen. Er ließ den Grundsatz aufstellen, daß diese Gesetze ohne Rücksicht eines Gewinns für den königlichen Schatz, sondern blos zum Vortheile der Privateigenthümer, des Ackerbaues, und der National-Industrie vollzogen werden sollten. Er hob alle Triftgerechtigkeiten, welche auf den Privatgütern hafteten, auf; ließ die Rechtmäßigkeit der Zehntenrechte, welche die Lehnsherren über die Güter Anderer ausübten, untersuchen; gestand den Besitzern der letztern die Befugniß zu sich davon loszukaufen. Er ließ bei den gemeinen Gütern die Rechte der Feudatorien von denen der Bürger sondern. Eine große Menge von Freigütern, die durch diese Operation entstanden waren, wurden unter die unangesessenen Bürger oder Pflanzer, gegen geringe Leistungen vertheilt. So machte

feigänger zu werden. „Ich habe immer," be
diese Zeit, „in öffentlichen Angelegenheiten na
eigenen Ueberzeugung gehandelt, gleichgültig
ehrgeizige Streben der Parteien, ausgenommen
sie dem, was ich für öffentliche Wohlfahrt hielt,
lig oder förderlich waren, und ich kann nur be
jetzt der, durch Privatabsichten erregte Partei
Maaßregeln der Regierung hemmt." Freilich
sich selbst gestehen, daß er nicht erwarten durfte,
gend einer Erledigung ein vortheilhaftes Amt
erhalten. „Parteigänger im Parliament," sagt er,
in der Staatsverwaltung, Andächtler in der
das sind die Leute, die in verdorbenen Staaten
kommen und durch ihr Emporkommen den Untergang
Verfassungen beschleunigen."

Als im Jahre 1805 die irländischen Katho
ihrem Gesuche um unbeschränktes Bürgerrecht
an den Minister Pitt wandten, und da dieser
zwar für gerecht, aber nicht für zeitgemäß hielt,
die Opposition ihr Gesuch befördern ließen, wa
mit dem Minister gleicher Meinung, und glau
die Gewissensbedenklichkeiten des Königs be
werden mußten, weil der König etwas für
pflicht halte, wenn dieß auch im Grunde gar n
gehalten werden könne. Was er damals über
desangelegenheit sagte, muß als letztes Ergebni
Erwägungen gelten, und soll daher hier noch
finden; obgleich man sieht, daß, ungeachtet er die
tigkeit des Gesuchs der irländischen Katholiken
Zweckmäßigkeit es zu bewilligen, anerkannte,
etwas Schwankendes in seiner Meinung
Er findet bei jener Bewilligung keine Gefahr
die Kirche in England und Ireland. „Die
sagt er, „verlangt die Duldung aller Glaubens
da keine Regierung rechtmäßig mehr Gewalt
Unterthanen besitzen kann, als ihr von diesen
Gründung der bürgerlichen Gesellschaft übertr
den ist, und kein Einzelner

Gott

die neue Criminal-Gesetzgebung dieses Reichs bildete. Dieser Codex verdient besondere Erwähnung, weil er vielleicht das einsichtsvollste Werk dieser Art ist, welches in unsern Zeiten erschien. Als die Regierung von Neapel das französische Strafgesetzbuch annehmen wollte, oder mußte, und dieser neue Codex promulgirt wurde, machten alle Rechtsgelehrte und Gerichtshöfe Vorstellungen dagegen und verlangten, daß das Land eine so vortreffliche Gesetzgebung, als die vorige, nicht abschaffen möchte. Diese Vorstellungen waren so dringend und so häufig, daß die Regierung sich genöthigt sah, eine Commission zu Abänderung des französischen Codex zu ernennen, welche den von 1809 zur Richtschnur nehmen sollte.

Der Posten eines Justizministers schien aber der Regierung, nachdem die Zweige der Gerichtspflege eingerichtet waren, ein zu beschränkter Wirkungskreis für die Talente und Einsichten des Ministers Zurlo. Die innere Staatsverwaltung des Reichs mußte nothwendig nicht bloß wieder eingerichtet, sondern ganz von neuem geschaffen werden. Wir wollen alle die schönen Maasregeln für das Wohl, für den Unterricht und für die Verschönerung eines der herrlichsten Länder der Erde in Classen eintheilen.

1) Staatswirthschaft.

Der neue Minister ließ mit Kraft und Unpartheilichkeit die schon promulgirten Gesetze wegen der Abschaffung des Feudalsystems in Vollziehung bringen. Er ließ den Grundsatz aufstellen, daß diese Gesetze ohne Rücksicht eines Gewinns für den königlichen Schatz, sondern blos zum Vortheile der Privateigenthümer, des Ackerbaues, und der National-Industrie vollzogen werden sollten. Er hob alle Triftgerechtigkeiten, welche auf den Privatgütern hafteten, auf; ließ die Rechtmäßigkeit der Zehntenrechte, welche die Lehnsherren über die Güter Anderer ausübten, untersuchen; gestand den Besitzern der letztern die Befugniß zu sich davon loszukaufen. Er ließ bei den gemeinen Gütern die Rechte der Feudatorien von denen der Bürger sondern. Eine große Menge von Freigütern, die durch diese Operation entstanden waren, wurden unter die unangesessenen Bürger oder Pflanzer, gegen geringe Leistungen vertheilt. So machte

wurden: Ich will die abtrünniger
gegen unsern Herrn, den Papst,
und bekämpfen. Eben dieß geschieh
licher Ermächtigung, bei der Eidle
Bischöfe." Das Gesuch der Kath
lich (Mai 1805) vom Parliamen
dieß drei Jahre später noch e
machte Watson einen früher (18
brief bekannt, worin er seine
nung behauptete, mit dem Zusa
Ansicht, die von ihm vertheidigte
währung des Gesuches der Kath
dern Maaßregeln beitragen wer
keit des Landes zu sichern, den
den Frieden unter Mitbürgern, und
christen zu befördern. Im Jahr
sprochene Frage wieder in Anregun
son, daß die katholischen Bischöfe v
werden müßten, wenn der Staat
ben übernähme, wenn aber die kat
sie bezahle, müßte ihr auch die
werden, jedoch unabhängig von al
flusse, unabhängig von fremder B
den katholischen Priestern und L

Sorgfalt des Ministers gerichtet. Die Pfarrer wurden vermöge ihrer Pflicht, die Lehrer in den untern Schulen. Andere Hülfschulen wurden in großen Parochien und Dörfern gestiftet. Ein christlicher und ein bürgerlicher Catechismus, in reinem Italienisch geschrieben, wurden die Unterrichtsbücher in den niedern Schulen. Als dieser vorläufige Unterricht begründet war, richtete er seine Aufmerksamkeit auf Stiftung der Landschulen, der Lyceen und der Universität in Neapel.

Da alles, was damals in Neapel unternommen wurde, nach französischem System gemodelt seyn mußte, so verschob er einige Jahre die Bekanntmachung seines neuen Systems für den öffentlichen Unterricht, um alles das, was ihm dem Zustande des Landes nicht angemessen, oder von zu allgemeinen und zu systematischen Regeln hergeleitet schien, zu verbessern.

Das Studium der alten Sprachen bildete die Grundlage seines Lehrsystems. Verschiedene besondere Anstalten zu Beförderung und Erhaltung des Studiums der lebenden orientalischen Sprachen, und vorzüglich der chinesischen, deren geistliche Schule bekanntlich schon seit langen Zeiten in Neapel besteht, wurden von ihm errichtet.

Nächst dem System des öffentlichen Unterrichts wurden in kurzem viele damit in Verbindung stehende Einrichtungen, theils vervollkommnet, theils gestiftet:

Ein reiches chemisches Laboratorium, mit allen seinen Maschinen; ein schönes Museum der Mineralogie in einem der schönsten Säle der Hauptstadt aufgestellt; ein botanischer Garten am Eingange der Stadt an dem angemessensten Orte, den dieses Klima für die Kultur der Pflanzen aller Art geben konnte. Eine Frucht dieses Etablissements ist die Flora von Neapel, welche im zweiten oder dritten Jahre darauf herauskam.

Ein prächtiges astronomisches Observatorium unter der Leitung des berühmten Baron von Zach und des großen Münchner Mechanikers Reichenbach ausgeführt. Dieses Observatorium sollte das erste in ganz Europa seyn, wegen der bei dessen Bau genau beobachteten Regeln.

Zwei neue öffentliche Bibliotheken, theils durch Ankauf von Privat-Bibliotheken, theils durch eine getroffene Auswahl aus dem Bücherschatze aufgehobener Klöster gebildet.

auch von Vielen als ei
Beginnen betrachtet, un
Worten doch in der Th
will's. Hätte der Kön
er ihre Maaßregeln nic
eine solche Ausübung s
widrig erklärt haben, we
für klug gehalten hätte,
davon Gebrauch zu m
Rathgebern aber zu ver
Zeit aufhören sollten, d
der öffentlichen Wohlfah
sie brandmarken als Ma
ven des königlichen Will
Minister wollten sich n
welche sie bei der Gewä
getroffen haben würde,
ihrer Entlassung. In K
ster ihre Köpfe verloren
noch nur — ihre Stelle
Hause Braunschweig ke
schlechte der Stuarte n
sie leicht dem Wunsche
schränkungen des Parlia
Rom die Herrschaft übe
Kaiser Mittel genug, die
zu verderben, der bald
und die öffentliche Freihe
keit der Einzelnen."

„Die neuen Ministe
Vortheile, aber unvorsich
Kein Papstthum! Die K
die Gefahr des Staates
nichts von dem Papstthum
muß immer von Unzufried
eine große Anzahl seiner
süchtig und zurückstoßen
liken oder Dissenter
verdächtig

waltungs-System herbei geführt worden, viel gelitten hatten, so wollte die damalige Regierung diese Stiftungen vereinigen, die Ueberreste ihres Vermögens den Staats-Gütern zueignen und deren Unterhaltung aus dem Schatze bestreiten lassen. Der Minister des Innern widersetzte sich dieser Maaßregel, welche das Schicksal der Armen und Unglücklichen mit in die Unordnung der Finanzen verflocht. Er sorgte dafür, ihren Verlust durch eine weise Verwaltung zu decken und dadurch neue Dotationen zu erhalten. Man erzählt von ihm einen characteristischen Zug schönster Menschenliebe. Bei den Geburtstagen des Königs zeigte er sich schon früh morgens an seiner Thüre, damit er dem dürftigen Theile des Publicums die Dankbarkeit des Reichen mit genießen ließe. Und wirklich wurde jeder dieser Tage durch ein bedeutendes Geschenk bezeichnet. In Betreff der Hospitäler, errichtete er, nachdem er das große Hospital der Unheilbaren in seinen vorigen Zustand wieder versetzt hatte, daselbst zwei clinische, ein medizinisches und chirurgisches Institut, nebst einem Collegium für junge Anatomen, welches, durch seine Reglements, bei allen auswärtigen Aerzten Beifall erhalten hat. Da es unmöglich seyn würde, alle die schönen Einrichtungen, deren Schöpfer er war, aufzuzählen; so können wir doch die des Irrenhauses nicht mit Stillschweigen übergehen, welches er nach Aversa verlegen ließ, und es unter die Leitung eines Mannes stellte, der sich durch das Studium dieser Art von Krankheit ausgezeichnet hatte, und dem Vertrauen entsprach, das man in seine Erfahrung und in seine Menschenfreundlichkeit setzte. Das Irreninstitut von Neapel ist das wohleingerichtetste unter allen in Europa. Weniger bringt die ärztliche, als die moralische Behandlung den größern Theil dieser Unglücklichen wieder zum Gebrauch ihrer Verstandskräfte. Wer eine umständliche Kenntniß von diesem Institute zu erlangen wünscht, kann darüber das, was Herr Linguiti davon bekannt gemacht hat, nachlesen.

Wir können diesen Abschnitt nicht schließen, ohne kürzlich der Thaten zu gedenken, welche das Genie und die Tugend dieses Mannes auch außerhalb seines Vaterlands berühmt machten. Als die neapolitanischen Truppen im Jahre 1814 zufolge des Friedens- und Allianz-Tractats mit Oesterreich, Besitz von Unteritalien bis an

die Verordnungen gegen die Dissenter widerrufen,
den Katholiken unbeschränktes Bürgerrecht gestatte,
an innerer Stärke und Vertheidigungskraft zu gew
Seine Kränklichkeit schwächte nie seine geistigen Kr
ten. Endlich starb er am 4ten Julius 1816, im
Jahre seines Alters, auf seinem Landgute unter
Hügeln seiner Heimath, die er verschönert hatte,
bewies im Tode die Wahrheit des Spruches, den e
Leben treulich befolgt hatte: **Sey schuldlos und**
das Rechte denn das giebt dem Menschen F
den am Ende seiner Tage.

raf Joseph von Zurlo.



Ritter von Wiebeking.*)

Wiebeking hat sich nicht blos als Gelehrter, sondern auch als practischer Geograph und Geschäftsmann in großen Wirkungskreisen rühmlichst bekannt gemacht, und die Wissenschaft, welche man Wasserbaukunde nennt in seiner theoretisch-practischen Wasserbaukunst, wovon die 2te Ausgabe in vier Quartbänden mit 156 großen Kupfern 1817 vollendet wurde, zum Vortheil aller Länder, die sie in Ausübung bringen, abgehandelt; ein Werk worin die wichtigsten Bauanlagen aller Art, welche ausgeführt sind, als: Brücken, Canäle, Schleusen, Häfen, Flußbauten, Maschinen u. s. w. beschrieben und in Kupfer mitgetheilt sind.

H. v. W. ist 1762 zu Wollin in Pommern geboren. In seiner frühesten Jugend widmete er sich nach vollendeten Studien den topographischen Aufnahmen, und bereits in seinem 17ten Jahr war ihm die Aufnahme der Karte des Herzogthums Mecklenburg-Strelitz, die der Graf von Schmettau, in neun Blatt hat stechen lassen, allein anvertrauet: um in den vorhandenen ökonomischen Karten die Berge und vorgefallenen Veränderungen auf dem Local einzutragen und die nicht vermessenen Theile des Landes ganz topographisch aufzunehmen. Diese Arbeit vollendet, erhielt er vom K. Pr. Generaldirectorium des Ministeriums, den Auftrag, die Gegenden Pommerns zwischen Belgard Cöslin und Zanow, auf 6 Meilen landeinwärts, topographisch aufzunehmen. Dann wurde ihm die Direction der topographischen Aufnahme des Nezdistrictes, wovon er selbst mehr als die Hälfte vollzog, anvertraut; diese Karten müssen sich in der K. Pr. Plankammer in 72 großen Sectionen befinden. Diese Arbeiten 1784 vollendet, kehrte er nach Berlin zurück.

Die Herzoge von Gotha und Weimar wünschten ihre Länder in genauen topographischen Aufnahmen dargestellt zu sehen; noch in demselben Jahr ging Hr. v.

*) Der sehr dürftige Artikel über Herrn von Wiebeking im Conversationslexicon (bis zur 4ten Aufl.) hat die Mittheilung dieses größern biographischen Aufsatzes aus der sichersten Quelle veranlaßt, weshalb die Red. der Z. G. auch in der Form daran nichts hat ändern wollen.

wendete sich zu ihm un
Schriften eine größere
Nachdenkens erfordere.
sung zu verlieren, nahm
eine metaphysische Strei
ihn beschäftigte. Der
Meinung von ihm gebr
und der Lobredner dies
gabt mit einem sehr leic
außerordentlichen Scharf
und einer Beredsamkeit,
was er aufgefaßt hatte,
in einem Alter von 18
gemeinen Bewunderung
die größten Erwartunge
allen ausgezeichneten M
trauter Freund des Fil
Gelehrten, beeiferten sic
Laufbahn der öffentlichen

Die erste Gelegenhe
ein Platz vom zweiten
sandtschaft. Wiewohl di
so wußte er jedoch, daß
wünscht wurde, welcher
Laufbahn einzuschlagen.
Einfluß bei der Person,
dazu an, um seinen jun
sen, welcher dadurch zu
ohne es selbst nur zu
glänzende Laufbahn in d
in dem Posten eines Di
genheiten in Neapel gest

Nachdem Zurlo di
müthiges und zartes D
ihm kurz darauf eine and
labrien vom Jahre 178
wendigkeit versetzt hatte
nisses wieder abzuhelfen
dieser Provinzen W

kunde und benutzte seine genaue Kenntniß der topographisch vermessenen Länder zu Beobachtungen aller Anlagen dieser Zweige der Baukunst. Im März 1788 trat er dem an ihn ergangenen Ruf zufolge als Wasserbaumeister im Herzogthum Berg in Churpfalzbaiersche Dienste. Dieses Land wurde von ihm auf seine Kosten in vier großen gestochenen Blättern topographisch aufgenommen, die während den Kriegen einen großen Absatz gehabt haben. 1792 trat H. v. W. zuerst als Schriftsteller mit einer Abhandlung: Ueber topographische Karten auf, die deswegen merkwürdig bleibt, weil sie die erste deutsche Schrift ist, worin Auskunft von der richtigen Verzeichnungsart der Berge und Anhöhen gegeben und die französische Methode bestritten wurde. In demselben Jahre erschienen von ihm: Beiträge zum practischen Wasserbau und zur Maschinenlehre, worin einige vom H. v. W. am Rhein ausgeführten Wasserbauten beschrieben sind. 1795 wurden (Mannheim bei Schwan) seine für jeden Staatswirth merkwürdigen Beiträge zur Churpfälzischen Staatengeschichte gedruckt, worin sehr wichtige Aufschlüsse, über die Fabriken und Gewerbe des ehemaligen Herzogthums Berg, über die Vortheile einer freien Concurrenz und die Nachtheile aller Einschränkungen und Einmischungen der Regierung, vorkommen. In dieser Zeit bereis'te er zum 2ten Mal Holland, schrieb 1796 als Beilage zu seiner Karte des Herzogthums Berg eine Auskunft von dem Uebergange der Franzosen über den Rhein, und Vorschläge zur Verbesserung des Wasserbaues. Die erste Schrift wird für Militairs und Geschichtsforscher merkwürdig bleiben.

Bei seiner damaligen Anwesenheit in Gotha, wo seine Gattin, die ihn glücklich macht, (eine Tochter des verstorbenen Geheimen Hofrath Rousseau) gebohren ist, erhielt er den Ruf in K. Pr. Diensten als Kriegsrath und Baudirector in Ostpreußen und als Steuerrath und Ober-Rheinbauinspector in Darmstädtschen Diensten. Zur Annahme des letztern entschloß er sich, um dort zu seinem künftigen großen Werke (die Wasserbaukunst) sowohl in Holland als in Frankreich die Materialien zu sammeln. Er bereis'te deswegen 1798 abermals Holland und dann die Küste bis zur Elbe und die Weser bis Bremen, die Elbe bis Hamburg.

Stelle er bis zum
sind die Operationen,
Ministeriums vornahm.
meßlichen Menge Papi
rung zu bürgen sich
äußerste gesunken war.
lation gänzlich entnom
stand der öffentlichen
wie der Besitzer von
narchie waren größer,
die ganze politische Ma
sem Unglück kam noch
stehender Krieg, herbei
welches die Franzosen
hatten. Kurz darauf
der Friede selber, den
renz vom Jahr 1801
meßlichen Geldopfern
Der Minister sah
Staat von dem Verde
befreit würde, welches
jedem Tage dem Abgru
Quellen des öffentlich
jeder andere Versuch,
sen seyn würde. Er
gelde hypothekarische
vorher noch nicht hatte.
selben den vollen Wert
innerhalb welchem es
werbendes Capital verm
dem Zeitraume weniger
...hrte Maasregel wurde
Publikums verbrannt.
umlauf wieder ein, und
neuem seine völlige Kr
brachte er die öffentlich
Ordnung, und setzte
den ungeheuern Sta
Seit dieser

waltungs-System herbei geführt worden, viel gelitten hatten, so wollte die damalige Regierung diese Stiftungen vereinigen, die Ueberreste ihres Vermögens den Staats-Gütern zueignen und deren Unterhaltung aus dem Schatze bestreiten lassen. Der Minister des Innern widersetzte sich dieser Maaßregel, welche das Schicksal der Armen und Unglücklichen mit in die Unordnung der Finanzen verflocht. Er sorgte dafür, ihren Verlust durch eine weise Verwaltung zu decken und dadurch neue Dotationen zu erhalten. Man erzählt von ihm einen characteristischen Zug schönster Menschenliebe. Bei den Geburtstagen des Königs zeigte er sich schon früh morgens an seiner Thüre, damit er dem dürftigen Theile des Publicums die Dankbarkeit des Reichen mit genießen ließe. Und wirklich wurde jeder dieser Tage durch ein bedeutendes Geschenk bezeichnet. In Betreff der Hospitäler, errichtete er, nachdem er das große Hospital der Unheilbaren in seinen vorigen Zustand wieder versetzt hatte, daselbst zwei clinische, ein medizinisches und chirurgisches Institut, nebst einem Collegium für junge Anatomen, welches, durch seine Reglemens, bei allen auswärtigen Aerzten Beifall erhalten hat. Da es unmöglich seyn würde, alle die schönen Einrichtungen, deren Schöpfer er war, aufzuzählen; so können wir doch die des Irrenhauses nicht mit Stillschweigen übergehen, welches er nach Aversa verlegen ließ, und es unter die Leitung eines Mannes stellte, der sich durch das Studium dieser Art von Krankheit ausgezeichnet hatte, und dem Vertrauen entsprach, das man in seine Erfahrung und in seine Menschenfreundlichkeit setzte. Das Irreninstitut von Neapel ist das wohleingerichtetste unter allen in Europa. Weniger bringt die ärztliche, als die moralische Behandlung den größern Theil dieser Unglücklichen wieder zum Gebrauch ihrer Verstandskräfte. Wer eine umständliche Kenntniß von diesen Instituten zu erlangen wünscht, kann darüber das, was Herr Linguiti davon bekannt gemacht hat, nachlesen.

Wir können diesen Abschnitt nicht schließen, ohne kürzlich der Thaten zu gedenken, welche das Genie und die Tugend dieses Mannes auch außerhalb seines Vaterlands berühmt machten. Als die neapolitanischen Truppen im Jahre 1814 zufolge des Friedens- und Allianz-Tractats mit Oesterreich, Besitz von Unteritalien bis an

Sein Ministerium hörte im Jahr 180...
...er, nach der Eigenthümlichkeit der ...
...erer Sitten, die Tugend und das ...
...günstigung seyn können. Diese ...
und an den Ausspruch eines alten ...
„Periculosum est in tot humanis ...
„innocentia vivere."

Zurlo wurde ... gesetzt und an seine ...
Comthur Seratti ... Florenz, zum Minister ...
Er war aus Toscan... herüber gekommen, ...
zu leben. Der neue Minister that sein ...
nem Vorgänger zu ...den und es gelang ...
vielen Verfolgungen ...brachen endlich doch ...
anerkannte Talente u... edle Uneigennützigkeit ...
Der König bewilligte ihm den gewöhnlichen ...
halt entlassener Staatsminister von 3000 ...

II.

Vom Jahr 1803 bis 1809 lebte er ...
öffentlichen Geschäften. Er folgte im Jahr ...
Hofe nach Sicilien, als die Franzosen von ...
Königreich Neapel besetzten, aber als er sein ...
verloren und die Franzosen seinen Bruder, ...
geblieben war, mit Confiscation seines Vermögens ...
droht hatten, kehrte er dahin zurück. Bei seinem ...
scheinen wurden ihm die größten Anerbieten ...
das Finanzministerium oder wenigstens den Posten ...
Staatsraths anzunehmen. Er schlug beides ...
wurde durch seine wiederholten Weigerungen ...
unangenehmen Auftritten ausgesetzt. Als ...
Jahr 1808 durch den Tilsiter Frieden der ne...
von Neapel anerkannt worden war, und er ...
ergangenen Veranlassungen nicht länger wider...
so willigte er ein, ins Ministerium ...
unter der Bedingung, daß ihm ...
ministerium ...

riminal = Gesetzgebung dieses Reichs bildete.
er verdient besondere Erwähnung, weil er
s einsichtsvollste Werk dieser Art ist, welches
eiten erschien. Als die Regierung von Neapel
ische Strafgesetzbuch annehmen wollte, oder
dieser neue Codex promulgirt wurde, machten
elehrte und Gerichtshöfe Vorstellungen dage-
langten, daß das Land eine so vortreffliche
, als die vorige, nicht abschaffen möchte.
ellungen waren so dringend und so häufig,
ierung sich genöthigt sah, eine Commission
ung des französischen Codex zu ernennen,
on 1809 zur Richtschnur nehmen sollte.
osten eines Justizministers schien aber der
nachdem die Zweige der Gerichtspflege ein-
ren, ein zu beschränkter Wirkungskreis für
und Einsichten des Ministers Zurlo. Die
tsverwaltung des Reichs mußte nothwendig
ieder eingerichtet, sondern ganz von neuem
rden. Wir wollen alle die schönen Maas-
as Wohl, für den Unterricht und für die
g eines der herrlichsten Länder der Erde in
eilen.

) Staatswirthschaft.

te Minister ließ mit Kraft und Unparthei-
chon promulgirten Gesetze wegen der Ab-
Feudalsystems in Vollziehung bringen. Er
rundsatz aufstellen, daß diese Gesetze ohne
es Gewinns für den königlichen Schatz,
zum Vortheile der Privateigenthümer, des
und der National = Industrie vollzogen wer-
Er hob alle Triftgerechtigkeiten, welche auf
itern hafteten, auf; ließ die Rechtmäßigkeit
... Grundherren über die Güter

er einen großen Theil der Ländereien frei, und
durch diese Vertheilung der Gemeingüter, gleich[illegible]
mal hundert tausend neue Eigenthümer.

2) Künste und Manufakturen

Die Länder, welche an den ersten Stoffen [illegible]
fluß haben, sind gewöhnlich arm an Künsten. [illegible]
gleichsam eine Folge des Verhältnisses, welches [illegible]
zwischen dem Bedürfnisse und dem Gewerbfleiß [illegible]
gründen wollen. Dieser Theil bot daher dem [illegible]
Zurlo ein weites Feld von Verbesserungen dar, [illegible]
sächlich um den Staat unabhängig von den [illegible]
Manufacturen zu machen.

Die Einführung der Merinos war der erste [illegible]
zur Verbesserung der Wolle und den Tuchfabriken, [illegible]
letztere in den verschiedenen Gegenden des Rei[illegible]
sie sich befanden, stets in einem Zustande von [illegible]
mäßigkeit geblieben und damals fast in gänzlichen
fall gerathen waren. Die Fabriken von Arpino [illegible]
sehr bedeutende Verbesserungen. Man gab die[illegible]
ken sodann in Entrepreise und ihre ersten Pro[illegible]
Tücher, welche den besten französischen an die Seite [illegible]
setzt werden konnten.

Da die Kriegs-Verhältnisse den Anbau der [illegible]
wolle begünstigt hatten, so wurden alle [illegible]
Maschinen, die auf diesen Zweig des Gewerbfleißes [illegible]
zug hatten, dort eingeführt. Eine Colonie von [illegible]
hundert Schweizern wurde aufgefordert, sich in [illegible]
reich niederzulassen, und zwei Jahre darauf [illegible]
Producte schon für dessen ganzes Bedürfniß, [illegible]
des Luxus, hin. Doch dieser Artikel, würde [illegible]
werden, wenn man ihn umständlicher ausführen [illegible]
Die Papiermühlen, eine Maroquinfabrik, welche
den besten französischen und englischen wetteifern[illegible]
Kunst Korallen zu schleifen und zu stechen, so [illegible]
andere Künste jeder Art eingeführt an Orten, wo [illegible]
und Erziehungs-Anstalten für Arme waren, [illegible]
so viel Denkmähler des [illegible]

den Loskauf unmöglich machte, beweinte er das Schicksal dieses unglücklichen Greises und verschwieg seinem Bruder den Plan, welchen er gefaßt hatte, sein Befreier zu werden. Er schrieb daher an den König, daß er sich zum erstenmale in dem Falle befinde, ihn belästigen zu müssen. Er stellte ihm das Unglück des Seratti vor, sagte ihm, daß er von alten Zeiten her Pflichten gegen diesen Mann auf sich habe, deren sich zu entledigen sein geringes Vermögen nicht hinreiche. Er bat daher den König, er möchte die zum Loskauf des Seratti nöthige Summe vorschießen, und sie von seinem Gehalt abziehen lassen. Der König bewilligte diese Gnade, ohne jedoch die vom Minister erbotene Wiedererstattung anzunehmen. Zurlo zeigte hierauf dem Bruder des Seratti die königliche Verordnung, als eine edelmüthige Handlung des Regenten von Neapel, indem er ihm den Antheil, den er selbst daran hatte, verschwieg. Diese Gnade blieb jedoch ohne Erfolg, da das Schiff, welches unmittelbar nach Tunis abgesendet wurde, den Seratti, wegen der Härte seiner Sclaverei bereits todt fand.

III.

Zurlo war in der Zeit seines politischen Unglücks nicht weniger edel, als im Glück. Als die Regierung aufgelößt war, verlangte die Königin, welche Regentin des Reichs war, daß der Minister Zurlo sie begleiten möchte. Er antwortete ihr: daß er dieß in so weit thun würde, als es seinen Pflichten nicht entgegen sey, und die ihrem Unglück schuldigen Rücksichten es heischten. Er begleitete sie dann bis Triest, und als sie sich anschickte, die Staaten Sr. Majestät des Kaisers von Oesterreich zu betreten, beurlaubte er sich von ihr. Madame M... bot ihm eine bedeutende Summe an, indem sie zugleich ihr Bedauern zu erkennen gab, ihn nicht für alle ihr gebrachte Opfer belohnen zu können. Der Minister Zurlo schlug das Geld aus, indem er sagte: „er sey weit entfernt von ihr im Mißgeschick das anzunehmen, was er nie unter glücklichen Umständen angenommen habe.“ Er begab sich nach Italien, und mit einer aufrichtigen Darstellung des ganzen unvermeidlichen Hergangs der Sache, versicherte er dem Könige seine dauernde Unter-

4) Schö

Er hatte seit dem c
amtes angefangen eine
mälden zu einer öffentl
vervollkommnete sie, al
Er kaufte in Rom viel
lichsten Gallerien, wozu
rühmtesten Künstler bedi
Als die Aufhebung
war, ließ er alle in den
mälde sammeln und in
Der Akademie der Kün
Verzeichniß und eine A
litanischen Schule zu m
rühmten Colantonio di
nello von Messina anf
ordnen und einen The
Studj publici, welches
nen Künste enthält, vol
außer einer allgemeinen
allen Schulen, noch ein
Maler. Diese jetzt mit
der Casa Farnese ve
Vollständigkeit wegen, ei
Die berühmte Angelic
Mäcen der Künstler gel
in Neapel niederzulassen
gehalten und endlich du
sie dem neapolitanischen
ihre Ehrfurcht bezeigen,
sten Gemälde vermachte.
catesse es im Namen
befahl, daß es dort un
aufbewahrt werde.

5) Wohlthätige
S

Der Minister

Ritter von Wiebeking,

K. Baierischer wirklicher Geheimerrath, Mitglied mehrerer Akademien und gelehrten Gesellschaften und des französischen Instituts Correspondent.



Ritter von Wiebeking.*)

Wiebeking hat sich nicht blos als Gelehrter, sondern auch als practischer Geograph und Geschäftsmann in großen Wirkungskreisen rühmlichst bekannt gemacht, und die Wissenschaft, welche man Wasserbaukunde nennt in seiner theoretisch=practischen Wasserbaukunst, wovon die 2te Ausgabe in vier Quartbänden mit 156 großen Kupfern 1817 vollendet wurde, zum Vortheil aller Länder, die sie in Ausübung bringen, abgehandelt; ein Werk worin die wichtigsten Bauanlagen aller Art, welche ausgeführt sind, als: Brücken, Canäle, Schleusen, Häfen, Flußbauten, Maschinen u. s. w. beschrieben und in Kupfer mitgetheilt sind.

H. v. W. ist 1762 zu Wollin in Pommern geboren. In seiner frühesten Jugend widmete er sich nach vollendeten Studien den topographischen Aufnahmen, und bereits in seinem 17ten Jahr war ihm die Aufnahme der Karte des Herzogthums Mecklenburg=Strelitz, die der Graf von Schmettau, in neun Blatt hat stechen lassen, allein anvertrauet: um in den vorhandenen ökonomischen Karten die Berge und vorgefallenen Veränderungen auf dem Local einzutragen und die nicht vermessenen Theile des Landes ganz topographisch aufzunehmen. Diese Arbeit vollendet, erhielt er vom K. Pr. Generaldirectorium des Ministeriums, den Auftrag, die Gegenden Pommerns zwischen Belgard Cöslin und Zanow, auf 6 Meilen landeinwärts, topographisch aufzunehmen. Dann wurde ihm die Direction der topographischen Aufnahme des Nezdistrictes, wovon er selbst mehr als die Hälfte vollzog, anvertraut; diese Karten müssen sich in der K. Pr. Plankammer in 72 großen Sectionen befinden. Diese Arbeiten 1784 vollendet, kehrte er nach Berlin zurück.

Die Herzoge von Gotha und Weimar wünschten ihre Länder in genauen topographischen Aufnahmen dargestellt zu sehen; noch in demselben Jahr ging Hr. v.

*) Der sehr dürftige Artikel über Herrn von Wiebeking im Conversationslexicon (bis zur 4ten Aufl.) hat die Mittheilung dieses größern biographischen Aufsatzes aus der sichersten Quelle veranlaßt, weshalb die Red. der Z. G. auch in der Form daran nichts hat ändern wollen.

ler verwendet wurden, die nachher das
aufgenommen haben. Er ging dann na
nahm das Herzogthum Weimar in
Blättern und auch die Herrschaft Schma
graphisch auf. An der Aufnahme des Alte
hat derselbe aber keinen ihm von einem wi
dem Geheimenrath v. Thümmel, zugeschri
Man sehe das treffliche Werk: „Hist. stat. ge
graphische Beiträge zur Kenntniß des Herzo
burg, worin S. 9 das Urtheil des verstorb
und des Verf. über die topographische Aufnah
leicht durch den Stich einer Quadratmeile
weder bestätigt oder widerlegt werden kann
diesen mit der außerordentliche Kosten v
stochenen Karte vergliche. Doch die deon
ist mit dem Meßtische, wie jene aufgenon
ist unerklärbar, wie die Aufnahme mit d
mente für fehlerhaft gehalten werden konnt
sich zeigen, daß von der dorterwähnten
Darstellung der Berge zur gestochenen K
sind. Uebrigens ist H. v. W. nicht wie d
wird älter sondern jünger als sein Vetter,
nahme mit Hammerschmidt vollzogen
von ihm aufgenommenen und gezeichneten K
sich in dem Archive zu Gotha, Weimar un
16 großen Sectionen befinden. Kopien

tter von Wiebeking.*)

ing hat sich nicht blos als Gelehrter, sondern
actischer Geograph und Geschäftsmann in gro-
gskreisen rühmlichst bekannt gemacht, und die
t, welche man Wasserbaukunde nennt in seiner
ch = practischen Wasserbaukunst, wovon
gabe in vier Quartbänden mit 156 großen Ku-
vollendet wurde, zum Vortheil aller Länder, die
bung bringen, abgehandelt; ein Werk worin die
Bauanlagen aller Art, welcheausgeführt sind,
en, Canäle, Schleusen, Häfen, Flußbauten, Ma-
. w. beschrieben und in Kupfer mitgetheilt sind.
W. ist 1762 zu Wollin in Pommern ge-
In seiner frühesten Jugend widmete er sich
ndeten Studien den topographischen Aufnah-
bereits in seinem 17ten Jahr war ihm die
der Karte des Herzogthums Mecklenburg-
die der Graf von Schmettau, in neun Blatt
lassen, allein anvertrauet: um in den vor-
ökonomischen Karten die Berge und vorge-
eränderungen auf dem Local einzutragen und
ermessenen Theile des Landes ganz topogra-
unehmen. Diese Arbeit vollendet, erhielt er
r. Generaldirectorium des Ministeriums, den
ie Gegenden Pommerns zwischen Bel-
slin und Zanow, auf 6 Meilen landein-
pographisch aufzunehmen. Dann wurde ihm
on der topographischen Aufnahme des Nez-
, wovon er selbst mehr als die Hälfte voll-
[illegible] diese Karten müssen sich in der K. Pr.

W. nach Gotha, und in Gegenwart der Herz...
des Herzogs von Meinungen, der späterhin ...
weise von Freundschaft gegeben, fing er diese ...
bei Gotha an, wobei dann zwei seiner ...
Hr. Wiebeking, der noch in Gotha als ...
lebt, und Hr. Hammerschmidt, beide damals ...
ler verwendet wurden, die nachher das ...
aufgenommen haben. Er ging dann nach ...
nahm das Herzogthum Weimar in sech...
Blättern und auch die Herrschaft Schmalkalden ...
graphisch auf. An der Aufnahme des Altenburg...
hat derselbe aber kei[illegible] ihm von einem würdigen ...
dem Geheimenroth [illegible]hümmel, zugeschriebenen ...
Man sehe das t[illegible] Werk: Hist. stat. geogr. ...
graphische Beitr[illegible] Kenntniß des Herzogthums ...
burg, worin S. 9 das Urtheil des verstorbenen ...
und des Verf. über die topographische Aufnahme de...
leicht durch den Stich einer Quadratmeile desselb...
weder bestätigt oder widerlegt werden kann, wenn ...
diesen mit der außerordentliche Kosten verursach...
stochenen Karte vergliche. Doch die öconomische ...
ist mit dem Meßtische, wie jene aufgenommen ...
ist unerklärbar, wie die Aufnahme mit diesem In...
mente für fehlerhaft gehalten werden konnte. Es ...
sich zeigen, daß von der dorterwähnten Aufnahme ...
Darstellung der Berge zur gestochenen Karte ...
sind. Uebrigens ist H. v. W. nicht wie dort ...
wird älter sondern jünger als sein Vetter, der die ...
nahme mit Hammerschmidt vollzogen ...
von ihm aufgenommenen und gezeichneten Karten ...
sich in dem Archive zu Gotha, Weimar und ...
16 großen Sectionen befinden. Kopien ...
in den preußischen und französischen Plankammern ...
bewahrt seyn. Dann wurde ihm der Auftrag ...
graphischen Aufnahme von Meklenburg-Sch...
die der Graf von Schmettau in 16 Blättern ...
lassen. Man kann über den Antheil ...
an dieser ...

benutzte seine genaue Kenntniß der topogra-
nessenen Länder zu Beobachtungen aller An-
Zweige der Baukunst. Im März 1788 trat
ihn ergangenen Ruf zufolge als Wasserbau-
Herzogthum Berg in Churpfalzbaiersche
Dieses Land wurde von ihm auf seine Kosten
ßen gestochenen Blättern topographisch aufge-
e während den Kriegen einen großen Absatz ge-
1792 trat H. v. W. zuerst als Schriftsteller
handlung: Ueber topographische Karten
eswegen merkwürdig bleibt, weil sie die erste
chrift ist, worin Auskunft von der richtigen
gsart der Berge und Anhöhen gegeben und
sche Methode bestritten wurde. In demselben
hienen von ihm: Beiträge zum practi-
sserbau und zur Maschinenlehre, worin
H. v. W. am Rhein ausgeführten Wasser-
hrieben sind. 1795 wurden (Mannheim bei
eine für jeden Staatswirth merkwürdigen Bei-
Churpfälzischen Staatengeschichte ge-
rin sehr wichtige Aufschlüsse, über die Fabriken
be des ehemaligen Herzogthums Berg, über
ile einer freien Concurrenz und die Nachtheile
ränkungen und Einmischungen der Regierung,
. In dieser Zeit bereis'te er zum 2ten Mal
chrieb 1796 als Beilage zu seiner Karte des
ns Berg eine Auskunft von dem Uebergange
zosen über den Rhein, und Vorschläge
esserung des Wasserbaues. Die erste
ird für Militairs und Geschichtsforscher merk-
iben.
seiner damaligen Anwesenheit in Gotha, wo
n, die ihn glücklich macht, (eine Tochter des
n Geheimen Hofrath Rousseau) gebohren
er den Ruf in K. Pr. Diensten als Kriegs-

handelte: Ueber die Rheingr
in den Congreß-Acten mit aufg
anlassung gewesen, daß später
Landesgrenze bilden sollten, all
die Hauptstrom-Rinne dazu besti
reich vom Besitz der Rhein-Insе
dem H. v. W. vorgeschlagenen
Grenze annahm. Eine Bezeich
Diplomatikern ganz unbekannt w

Im J. 1799 brachte er (
Anlagen der Dämme längs dem
dem Rhein so wie die zweckmäßig
denen Rheindämme in Antrag, de
genehmigte und den er ausführt
großen Flußbezirke dieses Landes
mungen vollkommen geschützt wor
flachen Rheingegenden (von Stra
Dämme zerrissen und überschwen
Darmstädtischen Lande hinter den
blieben. In diesem Jahr verfaßt
Stadt Frankfurt die zur Ver
Mayns abzweckenden Vorschläge.
serbaukunst abgedruckt und von Wi
schiffahrt, die Mühlen und die Uf

uf auch der Vereinigten-Hofkanzlei und K. K.
stelle als solcher und Referent über das sämmt-
wesen der Oestr. Monarchie, zugetheilt. Se.
. übertrug demselben auch die Vertretung der
bei der Ungarischen Schiffahrtsgesellschaft als
ffair, als diese Societät ihn zu ihrem Director
atte, welches der K. bewilligte. Durch dieses
war sein jährliches Einkommen um 2000 Fl.
worden. Während er dem Kaiser diente, erhielt
den Bereisungen der deutschen Länder, den Auf-
Venetianische, Istrien und einen Theil von
zu bereisen, um Vorschläge zur Verbesserung
n von Triest, Venedig, Fiume und Capo
zur Austrocknung der Sümpfe unterhalb
und zur Verbesserung der Etsch, des Bac-
und der Brenta so wie zur Anlage einiger
und zur Bestimmung der Richtung jener von
ach Carlsstädt damals angefangenen Chaussee,
n merkwürdigsten und kostbarsten Anlagen der
rt und die der Chaussee über den Simplon
kommt, die Vorschläge zu entwerfen. Bald
urde ihm unter andern die Untersuchung des
ses und der Entwurf zur Schiffbarmachung
zu Theil. Die wichtigsten seiner Entwürfe
eder in den sechs zu verschiedenen Zeiten heraus-
nen Abhandlungen, die als Beiträge zur
uflage der Wasserbaukunst erschienen sind,
der 2ten Auflage seiner theoretisch-practischen
ukunst gedruckt. Zur Verbesserung des Chaussee-
s in den K. K. Staaten schrieb H. v. W. 1804
oretisch-practische Straßenbaukunde, welche den
ten ein großes Hülfsmittel wurde; zumal damals
Vorschlägen des H. v. W. viele Chausseen in
K. Staaten angelegt und ausgebessert, wozu
[illegible] Mann Soldaten verwendet wurden.


samkeit möglich, v
strationskosten; gr
Aber diese Männ
Gr. v. Arco, v.
Chefs der Section
eines großen Endz
stration; sie waren
tei nicht vermuthet
zur Zusammensetzu
die ihrer Willkühr
Es blieb dieser Pa
den collegialischen V
gen; sonach wurde
der zum Finanzmin
des Sectionschefs
tritt des Sectionsch
ment erledigten Stel
trat wieder als Gehe
sterium der Finanze
die dritte Organisati
jedoch unter allen die
solcher Geschäftsmänn
stes kennen, und es
Rescripte und Orga
derrufen werden müs

gewiesen wurden, suchten seine Gegner diesen Etat zu erhöhen. Auch seine unzählbaren Anträge, wegen Einführung der breitfälligten Räder wurden von ihnen paralisirt. Selbst dann als derselbe jährlich 80,000 Fl. weniger für den Chausseebau des Königreichs verlangte, wenn die Einführung dieser Räder an schweren Fuhrwerken verordnet würde, brachten es die Gegner der guten Sache dahin, daß das von ihm in dieser Beziehung entworfene und vom Könige genehmigte Edict, welches von allen Kanzeln des Königreichs verlesen, in vielen Zeitungen bekannt gemacht und in allen Post= und Wirthshäusern angeschlagen war, im Jahr 1816 wieder suspendirt wurde. Endlich hat der jetzige Finanzminister diese Angelegenheit im J. 1819, bei der Ständeversammlung wieder in Anregung gebracht, und wahrscheinlich sind jene Anträge des H. v. W. dazu die Veranlassung.

Als die hohen Alliirten 1814 ihre siegreichen Waffen über den Rhein trugen, wurde Hr. v. W. vom Fürsten von Schwarzenberg nach Freyburg, mit Bewilligung seines Monarchen, eingeladen, um Aufschlüsse über die Lage von Hollands Festungen und militärischen Inondationen zu geben, wie der 3te Band seiner Wasserbaukunst bezeugt.

Den Sturz des Ministers v. Montgelas vielleicht voraussehend, glaubte er seine aus der Erfahrung gezogene Ueberzeugung in einer Schrift: Ueber Staatsverwaltung, 1815, niederlegen zu müssen, da er den Verstand dieses Ministers sehr schätzte, folglich Hoffnung hegen konnte, daß die Rüge der darin erwähnten Mängel, vielleicht eine günstige Veränderung hervorbringen könnte, wenn sie der Minister beherzigte, und eine Administration einführte, wobei die unnützen Schreibereien, welche Hr. v. W. durch ein merkwürdiges im Erlanger Correspondenten abgedrucktes Generale untersagte, vermieden, die Administrationskosten verringert, die Befolgung wissenschaftlicher Grundsätze eingeführt und bei der gesammten Administration jährlich wenigstens Eine Million erspart werden konnte.

Die in dieser Schrift gemachten Vorschläge schienen dem Minister nicht zu mißfallen, aber sie gefielen einer gewissen Partei nicht, weil ihre Einführung die Willkühr der Staatsbeamten gebrochen hätte. Wiewohl der Minister sich vielfältig mit dem H. v. W. über die Ver-

schienen die 4 letzten Lieferungen dieser Beiträge.

Im Sept. 1809 wurde die Generaldirection zugleich eine Section des Ministeriums des Innern und der Generaldirector, H. v. W., Chef dieser Section; er hatte als solcher den Vortrag in dem Collegium, welches die verschiedenen Sections-Chefs bildeten. Diese Vereinfachung und Zusammenziehung machten eine große Wirksamkeit möglich, verminderten die Ausgaben, die Administrationskosten; große Unternehmungen wurden ausgeführt. Aber diese Männer als v. Zentner, v. Hartmann, Gr. v. Arco, v. Branca und H. v. W. welche die Chefs der Sectionen waren, strebten nur zur Erreichung eines großen Endzweckes, zur Verbesserung der Administration; sie waren daher einig, welches eine andere Partei nicht vermuthet hatte, als sie dem Min. Montgelas zur Zusammensetzung dieser Geschäftsmänner gerathen, die ihrer Willkühr einen starken Damm entgegensetzten. Es blieb dieser Partei und einer andern nichts übrig, als den collegialischen Verein jener Geschäftsmänner zu sprengen; sonach wurde am 1. Oct. 1811 das Bauwesen wieder zum Finanzministerium gezogen, die durch den Tod des Sectionschefs von Branca und durch den Uebertritt des Sectionschefs Gr. v. Arco zum Justizdepartement erledigten Stellen nicht mehr besetzt, und H. v. W. trat wieder als Geheimer-Finanz-Referendair zum Ministerium der Finanzen zurück. Dies war also seit 1805 die dritte Organisation seines Departements, welches er jedoch unter allen diesen Stürmen und bei der Anfeindung solcher Geschäftsmänner, die nur das Formelle des Dienstes kennen, und es sich bloß angelegen seyn lassen, viele Rescripte und Organisationen zu entwerfen, welche widerrufen werden müssen, oder nachtheilig für die Nationen sind, gegen viele verderbliche Einwirkungen, zu schützen bemüht war. Leider! vermochte er es nicht zu hindern, daß die Administration seines Departements durch mancherlei Cabalen vertheuert wurde; gleichwohl war unter andern Verwaltungszweigen die Administration dieses Bauwesens zum geringsten und kaum [illegible]

und Brücken sich befinden, als in dem hinzugekommenen Mainkreise angetroffen werden, dessen Ausgabe in jener Summe, worin aber die Ausgaben jener genannten Landestheile begriffen sind, nicht enthalten war.

Während der Administration des Hr. v. W. wurden 1813 Stunden-Chausseen in dem Königreiche Baiern aus dem schlechtesten Zustande (während der Kriege und dreier Regenjahre) in einen sehr guten Zustand verwandelt, 25 neue Chausseen angelegt, 40 Hauptbrücken erbauet, über 100 große Brücken restaurirt, 4 große Durchlaß-Wehre aufgeführt, bei Lindau ein Seehafen, mittelst eines massiven Molo, angelegt, unterhalb dem Stahremberger-See 1800 Tagewerke Moräste ausgetrocknet und in Wiesen verwandelt, und endlich mit den Hauptflüssen des Reichs 17 Hauptfluß-Correctionen bewirkt. 512 die Sparsamkeit und Zweckmäßigkeit dieses Bauwesens betreffende Generalien wurden von ihm an alle Kreisbau-Behörden erlassen; und die erstere wurde so weit getrieben, daß die Unterhaltung der Längenklafter der Chaussee für neun Xr. jährlich bestritten worden ist, wiewohl darunter die Wiederherstellung und Unterhaltung der Durchlässe und kleinen Brücken mit begriffen war.

Alle diese wichtigen und nützlichen Bauunternehmungen mußten nothwendig den Neid rege machen, und der Unwissenheit und solchen Menschen, die keinen Theil am öffentlichen Wohl nehmen, ein Aergerniß seyn. Dahingegen werden gegenwärtig nur wenig neue Anlagen nothwendig, weil die Hauptanlagen bewerkstelligt sind.

Seit dem Rücktritt von den öffentlichen Geschäften beschäftigt sich Hr. v. W. vorzüglich mit literarischen Arbeiten.

Es sind von ihm noch erschienen: Vier in der Academie der Wissenschaften zu München, über den Einfluß der Bauwissenschaften auf das allgemeine Wohl und die Civilisation vorgelesene Abhandlungen. Die erste am 12 Oct. 1816 vorgetragene, handelt von dem Wasserbau und den Monumenten der Civil-Architectur der Aegypter; die 2te am 18 März 1817 vorgelesene: von diesem Einfluß der Baukunst in Indien, in dem Reiche der Babylonier, in China, Persien, Phönizien, in Syrien oder Palästina und in Griechenland; die dritte (1818 vorgelesene) von dem Einfluß dieser Wissenschaft in Griechenland und Kleinasien;

besserung der Staatsverwaltung unterhielt, sich dieser mit
großer Freimüthigkeit darüber aussprach, und der Mini-
ster nützliche Unternehmungen im Gebiet der Baukunst
liebte und beförderte, so blieb sich derselbe doch nicht im-
mer gleich, und er hörte nur zu oft auf die Einflüste-
rungen solcher Geschäftsmänner, welche die Ausführung
großer Bauunternehmungen mit Neid betrachteten. Sie
benutzten daher jede freimüthige Aeußerung des Hr. v.
W. zu dessen Nachtheil, und legten sie als Tadelsucht
über die Verwaltung des Ministers aus. Sie hatten
daher schon vor dem Sturz des Ministers den Plan ge-
faßt, dem Departement des Wasser- Brücken- und Stra-
ßenbaues, eine für die Sache nachtheilige Einrichtung zu
geben.

Nachdem der Minister Graf von **Montgelas** sei-
ner Stelle überhoben war, sollte im Octobr. 1817 mit
dem Wasser- Brücken- und Straßenbauwesen eine solche
Organisation vorgenommen werden, bei welcher der Hr.
v. W. nicht mehr zum Nutzen des Staats zu wirken
glaubte, und wobei nach seiner Ueberzeugung, mit weit
größeren Summen, als bis dahin verwendet waren, die
erforderlichen Unternehmungen nicht bestritten werden
konnten. Kurz, die dritte Bedingung, welche Se. Maj.
der König bei seiner Berufung aus K. K. Diensten ein-
gegangen hatte, wäre dadurch aufgehoben worden; er
suchte daher um die Ueberhebung der Geschäfte nach, die
ihm von Sr. Maj. dem Könige unter der allerhöchsten
Zufriedenheitsbezeugung (des Monarchen), mit Beibehal-
tung seiner bedeutenden Besoldung und seines Charakters
bewilligt wurde. Einige Tage vor dieser Epoche ließ der
Hr. v. W. in seinem Departement die höchst merkwürdi-
gen Resultate der Verwaltung des Wasser- Brücken-
und Straßenbauwesens im Königreiche Baiern v. 1. Oct.
1805 bis 1. Oct. 1817, zusammentragen; er legte sie so-
wohl dem Könige, den Ministern als den Staatsräthen
vor, und theilte sie an verschiedene Baubeamte aus.

Nach diesen Resultaten betrug die Ausgabe des Bau-
wesens in allen zum Königreiche Baiern ehemals gehöri-
gen Landestheilen 933,575 Gulden jährlich, und [illegible]

und Brücken sich befinden, als in dem hinzugekommenen Mainkreise angetroffen werden, dessen Ausgabe in jener Summe, worin aber die Ausgaben jener genannten Landestheile begriffen sind, nicht enthalten war.

Während der Administration des Hr. v. W. wurden 1813 Stunden-Chausseen in dem Königreiche Baiern aus dem schlechtesten Zustande (während der Kriege und dreier Regenjahre) in einen sehr guten Zustand verwandelt, 25 neue Chausseen angelegt, 40 Hauptbrücken erbauet, über 100 große Brücken restaurirt, 4 große Durchlaß-Wehre aufgeführt, bei Lindau ein Seehafen, mittelst eines massiven Molo, angelegt, unterhalb dem Stahremberger-See 1800 Tagewerke Moräste ausgetrocknet und in Wiesen verwandelt, und endlich mit den Hauptflüssen des Reichs 17 Hauptfluß-Correctionen bewirkt. 512 die Sparsamkeit und Zweckmäßigkeit dieses Bauwesens betreffende Generalien wurden von ihm an alle Kreisbau-Behörden erlassen; und die erstere wurde so weit getrieben, daß die Unterhaltung der Längenklafter der Chaussee für neun Xr. jährlich bestritten worden ist, wiewohl darunter die Wiederherstellung und Unterhaltung der Durchlässe und kleinen Brücken mit begriffen war.

Alle diese wichtigen und nützlichen Bauunternehmungen mußten nothwendig den Neid rege machen, und der Unwissenheit und solchen Menschen, die keinen Theil am öffentlichen Wohl nehmen, ein Aergerniß seyn. Dahingegen werden gegenwärtig nur wenig neue Anlagen nothwendig, weil die Hauptanlagen bewerkstelligt sind.

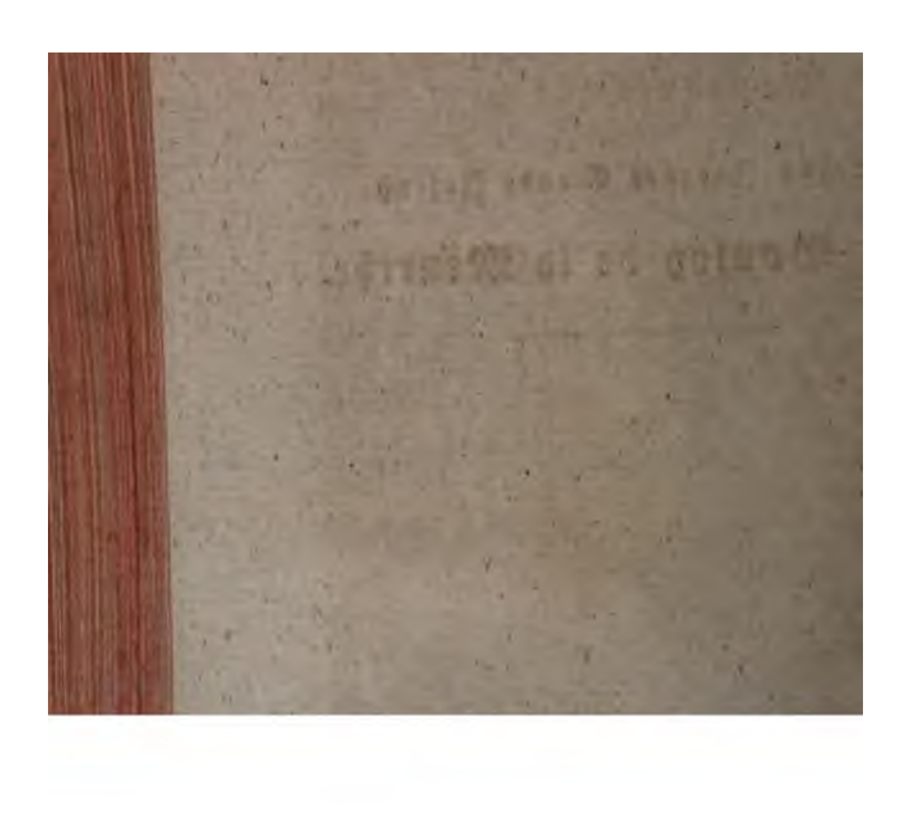
Seit dem Rücktritt von den öffentlichen Geschäften beschäftigt sich Hr. v. W. vorzüglich mit literarischen Arbeiten.

Es sind von ihm noch erschienen: Vier in der Academie der Wissenschaften zu München, über den Einfluß der Bauwissenschaften auf das allgemeine Wohl und die [illegible] Die erste am



Antoine Jacques Claude Joseph
Graf Boulay de la Meurthe.

Viele der ausgezeichnetsten Männer Frankreichs, die in den verschiedenen Epochen der Revolution große Rollen spielten, wurden nach der letzten Rückkehr der Bourbons veranlaßt, ihr Vaterland zu verlassen. Diese Ausgewanderten, welche in dem Preußischen, Oesterreichschen, in den Niederlanden u. s. f., unter der unmittelbaren Aufsicht der Polizei, ein Wohnort angewiesen erhielten, theilen sich in drei Klassen. Die erste bilden die Verbannten (les Bannis); sie wurden aus Frankreich vertrieben durch das geschärfte Amnestie-Gesetz, welches unterm 6ten Januar 1816 die Zustimmung der Kammern und die Bestätigung des Königs erhielt. Sie begreifen in sich, alle die für den Tod Ludwigs XVI. in der National-Versammlung stimmten (les Votans), nebst solchen, die unter Napoleon, im März 1815, dessen Dienste angenommen hatten. Nach dem Gesetze sind sie für immer aus dem Königreiche verbannt. — In der zweiten Klasse stehn die Verwiesenen (les Exilés), die Frankreich im Verfolg der königlichen Ordonnanz vom 24sten Julius 1815 verlassen mußten. Da diese Ordonnanz ohne Zustimmung der Kammern erlassen, und die durch sie motivirten Betreibungsbefehle ohne gesetzliches Urtheil ausgesprochen sind, so betrachten sich diese als Opfer der Ultra's, und beweisen, daß mit ihrer Vertreibung die Konstitution verletzt sey. Solches ist auch der Fall mit einer großen Anzahl der letzten Klasse, die sich die Geflüchteten (les Refugiés) nennen. Sie wurden durch Polizeibefehle, durch halbofficielle Weisungen und durch ihre politischen Ansichten veranlaßt, das Vaterland zu verlassen. —



Antoine Jacques Claude Joseph
Graf Boulay de la Meurthe.

Viele der ausgezeichnetsten Männer Frankreichs, die in den verschiedenen Epochen der Revolution große Rollen spielten, wurden nach der letzten Rückkehr der Bourbons veranlaßt, ihr Vaterland zu verlassen. Diese Ausgewanderten, welche in dem Preußischen, Oesterreichschen, in den Niederlanden u. s. f., unter der unmittelbaren Aufsicht der Polizei, ein Wohnort angewiesen erhielten, theilen sich in drei Klassen. Die erste bilden die Verbannten (les Bannis); sie wurden aus Frankreich vertrieben durch das geschärfte Amnestie-Gesetz, welches unterm 6ten Januar 1816 die Zustimmung der Kammern und die Bestätigung des Königs erhielt. Sie begreifen in sich, alle die für den Tod Ludwigs XVI. in der National-Versammlung stimmten (les Votans), nebst solchen, die unter Napoleon, im März 1815, dessen Dienste angenommen hatten. Nach dem Gesetze sind sie für immer aus dem Königreiche verbannt. — In der zweiten Klasse stehn die Verwiesenen (les Exilés), die Frankreich im Verfolg der königlichen Ordonnanz vom 24sten Julius 1815 verlassen mußten. Da diese Ordonnanz ohne Zustimmung der Kammern erlassen, und die [illegible] Betreibungsbefehle ohne gesetzliches

Diese aus ihrer Heimath Entfernten haben anerkannt große Staatsmänner und Feldherrn unter sich; ihre Wichtigkeit für Frankreich, ihre Bedeutsamkeit für die Nation und die Größe ihrer Talente ist selbst durch die Landesverweisung öffentlich bezeugt; es ergiebt sich hieraus für jene Unglücklichen eine erhöhte Celebrität: sie werden in Frankreich betrachtet, als Opfer der königlichen Gewalt im Konflikt mit der Nationalfreiheit, indeß man im Auslande mit verdoppelter Aufmerksamkeit ihrem früheren Lebenslaufe nachspähet. —

Da nach der neuesten Ministerial-Veränderung, die Ludwig XVIII. mit dem Jahresschluß 1818 anordnete, liberale Regierungsprinzipien die Wünsche der Nation vielseitig begünstigten, so sind auch viele der Vertriebenen der drei angegebenen Arten, bereits zurück berufen; und die meisten, noch nicht zur Rückkehr Befugten, sehen mit Sehnsucht der nahen Erfüllung ihrer heißen Wünsche entgegen, um nach Frankreich heimkehren zu können. —

Zu den, durch die Ordonnanz des Königs vom 24sten Julius 1815 Verwiesenen, gehört Antoine Jacques Claude Joseph Graf Boulay de la Meurthe, aus einer guten Bürgerfamilie im Departement der Vogesen entsprossen, 1761 geboren. Er erhielt eine sorgfältige wissenschaftliche Erziehung zu Toul und zu Nancy, wo er ganz dem Studio der Klassiker wie der Philosophie lebte und die Rechtswissenschaft zu seinem künftigen Berufe wählte. Schon 1783 ward er beim Parlament zu Nancy Advokat. Während des ersten Zeitabschnittes der Revolution, in der er mit regem Eifer die Ideen der Volkspartei zu den seinigen machte, bekleidete er im Meurthe-Departement verschiedene Bedienungen. Er ward öffentlicher Ankläger, dann Tribunals-Präsident; als aber die Partei der Gemäßigten (die Girondisten), zu welcher Boulay gehörte, von den Terroristen zu Boden geschmettert wurde, verfolgten die Jakobiner auch ihn und proscribirten ihn (1793). Die wasgauischen Gebirge seiner Heimath und die in derselben erworbenen

ı den Privatstand zurück, nahm aber sogleich seinen
rüheren Posten ein, als Bonaparte von Elba zurück-
ehrte und während einer hunderttägigen Herrschaft den
Laiserthron wieder aufrichtete. Die unmittelbare Folge
ieses Wiedereintritts in den Staatsdienst war, nachdem
er König durch die alliirten Mächte zurückgeführt war,
Boulay's Landes-Verweisung durch die Ordonnanz des
Königs vom 24sten Julius 1815. — Ihm ward vor-
eschrieben seinen Wohnort in den Preußischen Staaten,
amentlich zu Halberstadt zu nehmen; wo er in der
rößten Zurückgezogenheit, von Wenigen gekannt, von
och Wenigern beachtet, in der unscheinbarsten Hülle der
Armuth, lebte, obgleich sein sehr bedeutendes Vermögen
ım und seiner Familie verblieb. Er setzte hier seine
ichtigen Studien in dem Gebiete der Philosophie, der
Geschichte und der Staatskunde mit großem Fleiße fort
nd bearbeitete, als weitere Ausführung der vorhinbe-
annten Schrift, ein politisches Gemälde der
Regierung Karls des Zweiten und Jacob's
es Zweiten, der beiden letzten Könige aus
em Hause Stuart, mit beständiger Hinsicht auf sein
Vaterland, auf seine Wünsche für dasselbe und auf die
roße Aehnlichkeit der vormaligen Lage der Stuarts
nd der gegenwärtigen der Bourbons, die er jedoch so
wenig, als Frankreich, bei den parallelisirenden Hindeu-
ungen nennt. — Diese Darstellung, die bei einer größe-
en pragmatischen Gediegenheit alle angegebenen Vorzüge
er erstgenannten Schrift in höherem Grade hat, gab
Bory de Saint Vincent, dem der Verfasser die
Handschrift anvertraut hatte, im October 1818, ohne
Boulay's Wissen und wider seinen Willen im Haag
eraus *). Daß für die politische Wirksamkeit dieser
Arbeit ein sehr günstiger Zeitpunkt gewählt war, bewies
as große Aufsehn, welches dieselbe, nach dem Zeugnisse
es Vrai Liberal, in Frankreich, wo sie auch verboten

---

*) Der Titel ist: Tableau politique des Règnes de Charles II. et de Jaques II., derniers Rois de la maison de Stuart; précédé d'une troisième édition de l'essai sur les Causes, qui, en 1649, amenèrent en Angleterre l'établissement de la République etc. Tom I. et II. La Haye, de l'imprimerie Belgique. Bory-de-St-Vincent, Editeur. Wallez Co-éditeur. 25. Octobre 1818. — 8vo. —


den können.
des politis
beabsichtigt
herauszugeben
schriftstellerisch
hat, um der
Spiegel der
Wie Bo
lich gebauten
nalität verräth,
ihn oft, ganz
zosen, wortarm
lichkeit, die gen
wahren Charak
durch das Unglü
urtheilen, könn
das innig zarte
Gattin und seine
besuchten, existirt
sten Beziehungen
Die Anerken
auf Frankreich be
Staatsbehörden er
Achtung zu geben.
mehr verzögerte, a
näher zu kommen,

Kleinere biographische Aufsätze und Character-Skizzen.

I. Friedrich August Wolf.
II. Walter Scott.
III. Christoph August Tiedge.
IV. Warren Hastings.
V. Friedrich August von Stägemann.
VI. Dirk van Hogendorp.

wurde, machte; daß aber für die persönlichen Verhältnisse des Verfassers und für seine Hoffnungen zu einer baldigen Zurückberufung der Druck dieser Schrift sehr ungünstig wirkte, ergiebt sich schon daraus, daß ohngeachtet der freundschaftlichen Verhältnisse, in welchen er zu den meisten gegenwärtigen Ministern Frankreichs steht, seine Zurückberufung noch nicht hat erreicht werden können. — Gar schnell ist die bedeutende Auflage des politischen Gemäldes vergriffen und Boulay beabsichtigt nun selbst, in neuer Gestalt, sein Werk herauszugeben, wie er denn auch noch mehrere große schriftstellerische Plane für historisch-politische Arbeiten hat, um der Gegenwart die Kunde der Zukunft in dem Spiegel der Vergangenheit darzulegen. —

Wie Boulay im Aeußern seiner kleinen, gar zierlich gebauten Figur durchaus keine Abzeichen der Nationalität verräth, so trägt er auch einen Ernst in sich, der ihn oft, ganz gegen die sonstige Gewohnheit der Franzosen, wortarm seyn läßt, wenn er in stiller Gemüthlichkeit, die genausten Beobachtungen anstellt. Ueber den wahren Charakter eines so in sich verschlossenen, selbst durch das Unglück auf sich zurück geführten Mannes zu urtheilen, könnte vorschnell erscheinen; jedoch verräth das innig zarte Verhältniß welches zwischen ihm, seiner Gattin und seinen Kindern, die ihn auch in Deutschland besuchten, existirt, eine rege Empfänglichkeit für die edelsten Beziehungen des menschlichen Lebens. —

Die Anerkennung der Verdienste Boulay's ist nicht auf Frankreich beschränkt; auch die höchsten preußischen Staatsbehörden ergriffen jede Gelegenheit, ihm Beweise der Achtung zu geben. Da sich seine Zurückberufung immer mehr verzögerte, äußerte er den Wunsch, seinem Vaterlande näher zu kommen, und seinen bisherigen Wohnort Halberstadt mit Aachen zu vertauschen. Mit der zuvorkommendsten Willfährigkeit wurde unmittelbar durch den Staatskanzler Fürsten von Hardenberg dieses Gesuch erfüllt, und Boulay reis'te in den ersten Tagen des Märzes d. J. dahin ab, nach seiner wiederholten Versicherung, [illegible]

Kleinere
biographische
ufsätze und Character = Skizzen.

I. Friedrich August Wolf.
II. Walter Scott.
III. Christoph August Tiedge.
IV. Warren Hastings.
V. Friedrich August von Stägemann.
VI. Dirk van Hogendorp.

---

zog es vor, mit einem bedeutenden Ehrengehalte als Mitglied der Königlichen Akademie der Wissenschaften, in der historisch-philosophischen Klasse, ohne weitere Berufsverhältnisse zu leben, beständig beschäftigt mit geistreichen, tiefe Gelehrsamkeit bezeugenden Schriftstellerarbeiten und auch fortwährend durch Vorlesungen wirkend.

Wenn der Name eines kritischen Philologen Wolfs Verdienste recht eigentlich bezeichnet und durch seine Schriften begründet wird; so steht er gleich hoch, als mündlicher Lehrer. Sein überwiegendes Talent, sich der Jünglinge, die die Bahn der Wissenschaften betreten, ganz zu bemächtigen, ihre geistige Thätigkeit zu spannen, alle Autorität verschmähend, alle Schwierigkeiten für besiegbar haltend, sie zu eigenen Forschungen anzufeuern, und sie in die herrlichen Regionen der klassischen Vorwelt einzuführen, ist nicht genug zu preisen. Den höchsten Genuß gewährt es, ihn, den Meister, in der Mitte seiner Schüler zu sehn, wie er, ohne den Prunk der Gelehrsamkeit zu suchen, in der Universalität seines Wissens, in der vertrauten Bekanntschaft mit den hohen Denkmalen der Griechen und Römer, den wahren Geist der Alterthumskunde und der ihm zugehörigen Kritik entwickelt, und bald in kräftiger Beredsamkeit die Hoheit der Vorwelt darstellt, bald mit tiefeinschneidendem Spotte die flache Arroganz der Gegenwart züchtigt. Um eine äußere Ueberzeugung zu gewinnen, daß Wolfs Leben in der klassischen Vorwelt mehr sey, als ein nüchternes Wissen, worin manche ihren ganzen Werth haben, um im schönsten Genusse es sich zu vergegenwärtigen, daß er mit wahrhaft künstlerischer Freiheit einem heroischen Zeitalter angehöre, muß man ihn im vertrauten Freundeszirkel hören, wie er, der der Ausübung der Tonkunst nie ganz entfremdet wurde, unter Begleitung mächtig wirkender Akkorde, mit tiefer Stimme der Uraniden seliges Leben, nach Homer's Gesängen preist.

Je mehr Wolf ein bedeutendes Selbstgefühl zur Virtuosität ausgebildet hat, je weniger es seine Art ist, Anderer Fehler und Schwächen, die er so schnell entdeckt, ungerügt vorüberziehn zu lassen, je leichter bei ihm solche Rügen wirklicher Hohn werden, um so mehr Gegner stellen sich ihm denn auch hohnlachend gegenüber, bald von einem literarischen Bankerut, den er machen werde, redend, bald darauf hindeutend, als wären Grammatika, Syntaxis und Prosodia des mächtigen Meisters schwache Seiten. Solche Angriffe machen ihm ein nur gar zu leichtes Spiel, und steigern seinen Uebermuth; besonders, da bei näherer Prüfung die wirklichen literarischen Verdienste mancher Gegner bald beschränkt sind auf dialektische Fechterstreiche, die eine Zeitlang Kurzweil machen, aber nichts fördern und zu nichts führen; bald sich reduziren lassen auf nützliche, aber untergeordnete Beschäftigungen, zum Beispiel die, eine brauchbare Grammatik kompilirt zu haben. So lange bei solchen literarischen Kampfspielen ehrlich Mann gegen Mann auftritt, bleibt selbst den Ueberwundenen wenigstens das Lob, sich der Lanze des Gegners unverzagt entgegen gestellt zu haben; wenn sich aber ein ganzer Haufe zusammenrottet, um Einen Mann anzugreifen, oder wenn man, gleich einem Bravo, bei den Schmä-

er stellte ihn, nach einem dreijährigen Aufenthalte zu Göttingen, als Lehrer beim berühmten Gymnasio zu Ilefeld an, und bewirkte schon im folgenden Jahre seine Versetzung als Rektor der lateinischen Schule nach Osterode im Harze. Während sich hier Wolf rüstig schon als Jüngling einem bedeutenden Lehramte gewachsen zeigte, erregte er in der Schriftstellerwelt Aufsehn durch seine Bearbeitung des Gastmals Platons (1782); die unmittelbare Folge davon waren mehrere ehrenvolle Vocationen, unter denen er die, als Professor der Beredsamkeit nach Halle (1783), annahm, eine andere gleichzeitige, als Schul- und Kirchenrath nach Gera, dagegen ablehnte. Die große Thätigkeit, welche er in dem neuen höheren Lehrerverhältnisse zeigte, der Beifall, welchen er erhielt und die Wirksamkeit, die er erlangte, gingen gleichen Schritt mit den Verdiensten, welche er sich als Schriftsteller und Kritiker in der Alterthumswissenschaft, nach ihrem gesammten Begriff, Umfang, Zweck und Werth, erwarb. Hatte Wolf früher zu schönen Erwartungen berechtigt, so wurde gerade sein Aufenthalt zu Halle die Zeit, in welcher er sich für jene fortbildete und das wurde, was er unleugbar ist. — Wie hoch das Ziel steht, welches er sich vorsteckte, hat er ausführlich gezeigt in seiner herrlichen Darstellung der Alterthumswissenschaft (S. Museum d. A. W. B. 1. Stück 1). Eine überwiegende Geisteskraft in seiner Sphäre entwickelte sich bei ihm gleichmäßig mit einer von sarkastischem Witze angefachten Fehdelust, die nicht selten für die Wissenschaft ertragreich wurde, und unter andern den bekannten Streit mit Heyne veranlaßte. Was Wolf zur kritischen Verbesserung und zur richtigen Erklärung des Textes des Homers, dessen auf uns gekommene Werke er für die Gesänge verschiedener Rhapsoden hält, des Platon, des Hesiod, des Demosthenes und des Aristophanes, wie des Sueton, des Cicero, des Tacitus und des Horaz leistete, sichert seinem Namen die Unsterblichkeit, so lange griechische und römische Geisteswerke unter den Erdbewohnern fortleben. Für den höchsten *Gipfel seines* Verdienstes aber möchte man, ohne deshalb die übrigen Denkmale desselben im Schatten zu stellen, wohl erachten: die mit so großem Scharfsinn als Gelehrsamkeit in den bekannten Prologomenen gelieferte kritische Geschichte der Homerischen Gesänge, von ihrem Ursprunge an. Selbst die Idee und Möglichkeit eines solchen Unternehmens war bis dahin keinem Philologen in den Sinn gekommen. —

Obgleich Wolf manchen ehrenvollen Ruf in das Ausland erhielt; so blieb er doch in Halle, wo er viel zum Ruhme dieses ehrwürdigen Sitzes der Wissenschaften beitrug, und fortwährend vom Ministerio Beweise der Achtung erhielt. Mehreremal wurden ihm Gehaltsvermehrungen verliehen; 1805 ward er zum Geheimenrath ernannt. — Als Halle nach dem Tilsiter Frieden dem neuerschaffenen Königreiche Westphalen einverleibt wurde, war er, mit Schleiermacher und Froriep, einer von denen, welche erklärten, daß sie als Gelehrte [illegible]

zog es vor, mit einem bedeutenden Ehrengehalte als Mitglied der Königlichen Akademie der Wissenschaften, in der historisch-philosophischen Klasse, ohne weitere Berufsverhältnisse zu leben, beständig beschäftigt mit geistreichen, tiefe Gelehrsamkeit bezeugenden Schriftstellerarbeiten und auch fortwährend durch Vorlesungen wirkend.

Wenn der Name eines kritischen Philologen Wolfs Verdienste recht eigentlich bezeichnet und durch seine Schriften begründet wird; so steht er gleich hoch, als mündlicher Lehrer. Sein überwiegendes Talent, sich der Jünglinge, die die Bahn der Wissenschaften betreten, ganz zu bemächtigen, ihre geistige Thätigkeit zu spannen, alle Autorität verschmähend, alle Schwierigkeiten für besiegbar haltend, sie zu eigenen Forschungen anzufeuern, und sie in die herrlichen Regionen der klassischen Vorwelt einzuführen, ist nicht genug zu preisen. Den höchsten Genuß gewährt es, ihn, den Meister, in der Mitte seiner Schüler zu sehn, wie er, ohne den Prunk der Gelehrsamkeit zu suchen, in der Universalität seines Wissens, in der vertrauten Bekanntschaft mit den hohen Denkmalen der Griechen und Römer, den wahren Geist der Alterthumskunde und der ihm zugehörigen Kritik entwickelt, und bald in kräftiger Beredsamkeit die Hoheit der Vorwelt darstellt, bald mit tiefeinschneidendem Spotte die flache Arroganz der Gegenwart züchtigt. Um eine äußere Ueberzeugung zu gewinnen, daß Wolfs Leben in der klassischen Vorwelt mehr sey, als ein nüchternes Wissen, worin manche ihren ganzen Werth haben, um im schönsten Genusse es sich zu vergegenwärtigen, daß er mit wahrhaft künstlerischer Freiheit einem heroischen Zeitalter angehöre, muß man ihn im vertrauten Freundeszirkel hören, wie er, der der Ausübung der Tonkunst nie ganz entfremdet wurde, unter Begleitung mächtig wirkender Akkorde, mit tiefer Stimme der Uraniden seliges Leben, nach Homer's Gesängen preist.

Je mehr Wolf ein bedeutendes Selbstgefühl zur Virtuosität ausgebildet hat, je weniger es seine Art ist, Anderer Fehler und Schwächen, die er so schnell entdeckt, ungerügt vorüberziehn zu lassen, je leichter bei ihm solche Rügen wirklicher Hohn werden, um so mehr Gegner stellen sich ihm denn auch hohnlachend gegenüber, bald von einem literarischen Bankrut, den er machen werde, redend, bald darauf hindeutend, als wären Grammatika, Syntaxis und Prosodia des mächtigen Meisters schwache Seiten. Solche Angriffe machen ihm ein nur gar zu leichtes Spiel, und steigern seinen Uebermuth; besonders, da bei näherer Prüfung die wirklichen literarischen Verdienste mancher Gegner bald beschränkt sind [illegible] eine Zeitlang Kurzweil machen,

hungen den freien Tag und das heilige Licht scheut; so vernichtet solch unlöbliches Beginnen jeden möglichen Siegespreis.

Wolf lebt zu Berlin so isolirt, daß er mit Recht sagen kann, die geräuschvolle Königsstadt sey für ihn nichts, als ein großes Studierzimmer. Ununterbrochen beschäftigt mit der genialen Lösung der schwierigsten Aufgaben der Alterthumskunde, ist er deshalb für keinen Lebensgenuß abgestorben; sondern er zeigt, auch hier eine großartige Natur bekundend, im reiferen Mannes-Alter sehr rege Empfänglichkeit für denselben, ohne bei sich darbietenden Zerstreuungen seinen Beruf aus den Augen zu verlieren.

Die Wünsche aller wahren Freunde der Literatur begegnen sich gewiß darin, daß Wolf durch kein Mißgeschick mag verhindert werden, die zahlreichen Verheißungen zu erfüllen, die er nur geben, er nur lösen kann. —

II.

Walter Scott.

Walter Scott ist der älteste unter den noch lebenden Söhnen eines ausgezeichneten Anwaldes und Signetschreibers *) zu Edinburg und ward daselbst am 15ten August 1771 geboren. Seine Mutter war eine Tochter David Rutherfords Esq. der ihr ein bedeutendes Vermögen hinterließ. Hohe Tugend und Talente, insbesondere für die Dichtkunst, zeichneten sie aus, und mehrere ihrer Gedichte wurden noch nach ihrem, im Jahre 1789 erfolgten Tode der öffentlichen Bekanntmachung würdig gefunden. Ein schwacher Körperbau, verbunden mit einer Lähmung, waren Ursache, daß Walter Scott fast gänzlich im elterlichen Hause erzogen und unterrichtet ward, und zwar unter der unmittelbaren Leitung seiner trefflichen Mutter, für welche er lebenslang die innigste Anhänglichkeit fühlte und von deren Verlust er tief erschüttert war. Von seinen frühern Studien ist wenig bekannt, außer daß er für das Landschaftzeichen nach der Natur, Talente verrieth. Nach Erreichung des erforderlichen Alters ward er auf das Gymnasium zu Edinburg geschickt, welches damals unter der Leitung des D. Adam stand, eines Mannes, der mehr umfassende Gelehrsamkeit als richtige Urtheilskraft besaß. Auf dieser Schu-

durchging der junge Scott die verschiednen herkömmlichen Formen, ohne die, in ihm schlummernde Kraft des Genies an den Tag zu legen. Im Gegentheil wurde im Knabenalter sein schnelles Fassungsvermögen bezweifelt. Doch hatte der verstorbne Hugh Blair Beurtheilungskraft genug, seine künftige Auszeichnung vorherzusagen, als der Schullehrer sich über seinen Stumpfsinn beklagte.

Nach Vollendung der classischen Studien bezog Walter Scott die Universität zu Edinburg und schon im 21sten Jahre seines Alters ward er zum Anwalde bei den Schottischen Gerichtshöfen aufgenommen. Mit Eifer widmete er sich seinen Amtsgeschäften und verehelichte sich im Jahre 1798 mit Miß Carpenter, die ihm vier Kinder geboren hat. Im Jahre nach seiner Verheirathung ward er zum Sheriff der Grafschaft Selkirk und 1806 zu einem der ersten Protocollführer in den Sitzungen der höchsten gerichtlichen Behörde von Schottland ernannt.

Befreit von den lästigen Arbeiten der Advocatur durch den Besitz zweier einträglichen Stellen und eines erheblichen, von seinem Vater und Oheim ererbten Vermögens, war Scott in den Stand gesetzt nach Gefallen den Musen zu huldigen und sich ununterbrochen seinen mannichfaltigen litterarischen Beschäftigungen zu widmen.

Das Erste, was von ihm im Publicum im Druck erschien, waren Uebersetzungen aus dem Deutschen, und zwar zu einer Zeit als die Erscheinung von Bürgers „Lenore" die Aufmerksamkeit der brittischen Lesewelt auf die wildesten Erzeugnisse der Phantasie in der deutschen Litteratur aufmerksam gemacht hatte. In dem nämlichen Jahre, als mehrere Uebersetzungen jener schauerlichen Romanze in England herauskamen, schrieb Hr. Scott zwei Nachbildungen deutscher Romanzen unter dem Titel: „The Chace" (die Jagd) und „William and Helen," und drei Jahre nachher eine Uebersetzung von Göthes: „Götz von Berlichingen." Zwei Jahre später erschienen von ihm in Mathew Gregorys Sammlung von Wundermärchen zwei Original-Balladen: „the eve of St. Iohn" und „Glenfinlas."

Im Jahre 1802 erschien sein erstes größeres Werk: „The Minstrels of the Scottish border" (die Minnesänger an Schottlands Gestaden) in einer prachtvollen Ausgabe. Diese Sammlung erregte sogleich allgemeine Aufmerksamkeit und obgleich die Stücke, woraus sie besteht, von sehr ungleichem Werthe sind, so war doch der hohe Aufschwung des Dichtergenius im ganzen Werke unver-

war die öffentliche Aufmerksamkeit um so gespannter, da der Dichter selbst verkündigte: „es enthalte zugleich seine beste und schlechteste Poesie.“

In dem nämlichen Jahre beschenkte er das Publicum mit einer Ausgabe von Drydens Werken, mit einer neuen Lebensbeschreibung dieses großen Dichters und vielen Anmerkungen. Unmittelbar darauf erschienen in einem Quartbande seine Beschreibungen und Erläuterungen zu seinem Gedichte: „the Lay of the last Minstrel.“ Von folgenden drei Werken: Lord Somers collection of historical tracts (Sammlung geschichtlicher Abhandlungen), Sir Ralph Sadlers State papers (Staatsschriften) und Anna Sewards poetical works erschienen kurz nachher unter seiner Leitung neue Ausgaben.

Noch in dem nämlichen Jahre schrieb er seine: „Lady of the Lake“ (die Dame vom See) das populärste unter allen seinen Werken, wenn gleich nach der Meinung Vieler in mehrerer Hinsicht seinem: „Lay of the last Minstrel“ nachzusetzen.

Im Jahre 1811 schrieb er: „The Vision of Don Roderick;“ 1813 „Rockeby“ und 1814 „the Lord of the *Isles;*“ (der Inselgebieter) ferner ein prosaisches Werk über die Alterthümer an den Küsten Englands, (the border antiquities of England) und eine neue Ausgabe von Swifts Werken mit einer Lebensbeschreibung des Verfassers und Anmerkungen. In einer spätern Periode erschienen seine: „Letters to his Kinsfolks“ (Briefe an seine Angehörigen) und sein Gedicht: „the battle of Waterloo.“

Außer diesen öffentlich anerkannten Werken, welche nicht minder umfassende Gelehrsamkeit und Fleiß, als Originalität des Dichtergenius an den Tag legen, zählt man zu den schriftstellerischen Erzeugnissen Walter Scotts eine Reihe von Romanen, die eine seltne Popularität erlangt haben. So schreibt man ihn unter andern allgemein den beliebten Roman: „Weverley“ zu, obgleich er beharrlich das Verdienst der Autorschaft ablehnt. Das nämliche ist der Fall mit: „Guy Mannering“ „Douglas“ und andern unterhaltenden und belehrenden Werken dieser Classe, und es ist kein hinreichender moralischer oder politischer Grund denkbar, wodurch sich Scott veranlaßt finden kann, über die Autorschaft dieser Schriften, wovon ihm unverkennbar das Verdienst gebührt, einen so undurchdringlichen Schleier zu werfen.

Im Privatleben ist Walter Scott's stets bewiesene Klugheit und Umsicht durch die glücklichste Lage belohnt worden. Zwar hat er in den Gerichtshöfen nie eine glänzende Rolle gespielt, aber früh schon der Anwaldsgeschäfte durch sein bedeutendes Einkommen überhoben, setzte ihn der beträchtliche Gewinn von seinen Schriften in den Stand, mehrere große Güter in der Grafschaft

zu Halberstadt schon 1793 eine kleine Vikariatspräbende (ein Domkommissariat) erhalten, aber sein Gemüth war durch diesen Verlust zu tief erschüttert, als daß er in einer Gegend hätte länger verweilen können, wo alles ihn mit schmerzlichen Erinnerungen erfüllte. Er resignirte seine Präbende zu Gunsten eines jüngern Bruders (gegenwärtig Prediger zu Behnsdorf bei Helmstädt), machte mehrere Reisen im nordöstlichen Deutschlande und hielt sich abwechselnd längere Zeit zu Halle und zu Berlin auf. In dieser Stadt traf er wieder zusammen mit der Frau von der Recke, seiner Freundin, welche, gleich ihn, die Liebe zur Dichtkunst und zu allem Hohen und Schönen der Geistesbildung, unter dem Wechsel des Schicksals unzertrennlich durchs Leben begleitet. Tiedge ward ihr Hausgenosse und Gesellschafter, machte mit ihr mehrjährige Reisen durch Deutschland, die Schweiz und Italien (1805—1808), über die sie selbst die durch einen schönen Personalcharakter sich auszeichnenden Nachrichten (Tagebuch einer Reise u. s. f. 4 Bände 1815—17) öffentlich mitgetheilt hat, und lebt als treuer Lebensgefährte bei und mit der würdigen Matrone, die durch körperliche Leiden und reiche Erfahrungen bestimmt, ihren Lebenskreis auf eine fruchtreiche Häuslichkeit beschränkt, — gewöhnlich den Winter hindurch zu Berlin, in den Sommermonaten in den Böhmischen Bädern zu Töplitz und Carlsbad und auf dem Landgute der Herzogin von Curland, zu Löbichau bei Altenburg.

Tiedge erwarb sich als Dichter zuerst einen Namen durch seine poetischen Episteln, eine Dichtungsart, welche damals durch die Bemühungen Gleim's, Jacobi's, Klamer Schmidt's und Göckingk's mit besonderer Vorliebe in Deutschland aufgenommen wurde. Wenn die genannten Dichter, jeder nach seiner Weise, den Weg folgten, welchen die geistreichen leichten französischen Epistelbichter betreten hatten, so zeigte Tiedge eine Originalität, die sich zur didaktischen Poesie hinneigte, und bei der Ausbildung satyrischer Gemälde, wie bei der Verherrlichung großer Naturscenen einen ernstern Charakter festhielt, dessen zarteste Töne rein elegisch sich aussprechen. Hierbei offenbarte Tiedge tiefes, reiches Gemüth und strebte nach einer Eleganz der Sprache, welche die leichte Gewandheit der epistolarischen Mittheilung nicht beeinträchtigt. Durch so hervorstechende Eigenschaften empfohlen, trat er dann 1801 hervor mit seiner Urania, einem lyrisch-didaktischen Gedichte, dessen in kurzer Jahresfrist auf einander folgenden zahlreichen Auflagen die günstigste Aufnahme bezeugen, welche jedoch mehr die einzelnen, von Himmel in Musik gesetzten lyrischen Theile, und die eingewebten trefflichen Episoden, Rhapsodien und Gnomen fanden, als daß das Werk als ein poetisches Ganzes angesprochen hätte. Der mit Einsicht dem Gedicht vorgesetzte Plan konnte dieses nicht beseitigen, sondern verrieth vielmehr, daß die bedeutendsten Theile des Ganzen selbstständig gebildet und dann nach jenem Plane zusammengestellt, nicht aus dessen lebendigem Bewußtseyn hervorgegangen sind; weshalb dann auch die Verbindungen und Uebergänge der verschiedenen Theile mehr rhetorische Gewandheit offenbaren, als poetische Einheit und gestaltendes Leben. Selbst der rühmliche Fleiß, den Tiedge bei den neuern Ueberarbeitungen dem Gedichte widmete, konnte diesen in dem Wesen desselben liegenden

ging bald darauf nach Elrich, in der ehemaligen Grafschaft Hohenstein, zu der von Arnstädtschen Familie, als Hofmeister. Hier in einer herrlichen romantischen Gegend, gar bald in nähere Bekanntschaft getreten mit dem liebenswürdigen Dichter Göckingk, der dort als Kanzleidirektor stand, lebte er mehrerere Jahre seinem Berufe und den Musen, die ihn in Verbindung brachten mit Gleim und Klamer Schmidt. Auch machte er hier schon die nähere Bekanntschaft der Frau von der Recke, welche sich den Winter 1784 auf 1785 zu Elrich bei Göckingk aufhielt. Die ersten dichterischen Versuche Tiedge's, unter denen auch eine Operette in der damals beliebten Weissischen Manier ist, stehen in der Zeitschrift Olla Potrida; auch findet man von den namhaft gemachten Jahren an, seine frühern Gedichte, die Beifall erhielten, in den von Bürger und von Voß herausgegebenen Musenalmanachen. — Nachdem Tiedge im Sommer 1784 einen Besuch bei Gleim gemacht hatte, stand ihm der Entschluß fest, sein bisheriges Verhältniß, das nicht ohne Schattenseite war, zu verlassen, und Halberstadt, wohin ihn Gleims thätige Freundschaft und das Bewußtseyn des Dichterberufs zog, zum Wohnorte zu wählen. Von einer schmerzhaften Augenkrankheit und dann wieder von der Anhänglichkeit an seine bisherigen Zöglinge zurückgehalten, führte er diesen Plan erst im Herbste 1785 aus. Zur Veranstaltung der Herausgabe seiner Werke beabsichtigte Gleim Tiedge's Muße zu benutzen, es lag aber in der Individualität des Preußischen Tyrtäus, daß das Unternehmen, welches erst nach seinem Tode D. Körte ausführte, damals nicht zu Stande kam.

Tiedge lebte von nun an in und bei Halberstadt in ununterbrochener Verbindung mit seinem Gleim und mit dem für die lauterste Freundschaft so innig empfindenden Klamer Schmidt, bald als Gleims Nachbar in dessen Bibliothekhause, bald zu Eilenstädt als Gesellschafter des originellen Landrath von Hagen, dessen Kreissekretair er mehrere Jahre hindurch war. Aber das Trockene des Administrationsdienstes konnte dem Dichter nicht zusagen. — 1792 zog Tiedge zu dem Domherrn von Stedern als Gesellschafter und Privatsekretair, und wohnte mit demselben abwechselnd zu Halberstadt und auf einem Landgute nahe dabei, zu Emersleben; ja er blieb auch nach dem im nächsten Jahre erfolgten Tode des Domherrn bei seiner nachgelassenen Familie, mit der er nach Neinstädt, in einem schönen Bodethale bei Quedlinburg gelegen, zog. Er ging dann mit der Frau von Stedern im Anfange des Jahrs 1797 nach Magdeburg, wo er mit Archenholz, Mathisson und von Köpken glückliche Tage verlebte, kehrte aber wieder zu dem Landsitze zurück, dessen Umgebung er in vielen seiner Gedichte (die Roßtrappe, die Lauenburg u. s. f.) besang. Fortdauernde körperliche Leiden der Frau von Stedern bestimmten sie das benachbarte Quedlinburg zu ihrem Wohnorte zu wählen (17[illegible]). [illegible] begleitete seine

Vaters, eines Dorfgeistlichen in der Nähe von Daylesford in Worcestershire blieb die Sorge für seine Erziehung seinem Oheim, Howard Hastings überlassen, der ihn auf die Westminster-Schule schickte. Doch bald raubte ihm der Tod auch diesen Verwandten und jetzt mußte er sich gänzlich auf die wohlthätige Fürsorge fremder Personen verlassen. Großmüthig erbot sich der Doctor Nichols, erster Lehrer an der Westminster-Schule bei seiner Versetzung nach Oxford, zur Vollendung der Erziehung des jungen Hastings auf der dortigen Hochschule das nöthige Geld herzuschießen. Zugleich versprach der Testamentsexecutor seines Oheims, Hr. Creswick, einer der Directoren der ostindischen Compagnie, ihm nach geendigten Studien die Stelle und Besoldung eines Schreibers der Compagnie in Indien zu verschaffen. Dieß Anerbieten benutzte dankbar der Jüngling, für dessen Talente und Charakter schon die angelegentliche Fürsorge seines verdienten Lehrers das günstigste Zeugniß darbot.

Im Winter 1749 verließ er England und traf im folgenden Sommer in Calcutta ein. Jetzt begann sein Geschäftsleben. „Mit dem Jahre 1750," — dieß waren seine Worte in seiner nachherigen Vertheidigungsrede gegen die Anklage, welche nach seiner Rückkehr aus Indien wider ihn erhoben ward, — „trat ich in die Dienste der ostindischen Compagnie und diesem Dienste verdanke ich alle meine practischen und theoretischen Kenntnisse und alle Grundsätze, die mir in meinem amtlichen Benehmen zur Richtschnur dienten."

Bald zeichnete sich Hastings durch Scharfsinn, Beobachtungsgabe und Unternehmungsgeist aus und fand sich schnell auf eine vortheilhafte Weise in einen erheblichen Geschäftskreis versetzt. Zuvörderst ward er bei einer der Factoreien in Bengalen angestellt und erhielt von dort aus kurz nachher eine Sendung ins Innere der Provinz, wo die Neuheit der Scenen seinem Forschungsgeiste zur Erweiterung seiner Kenntnisse die anziehendsten Gelegenheiten darbot, die er nie unbenutzt vorbeigehen ließ. Insbesondere widmete er sich mit dem größten Eifer der Erlernung der persischen Sprache und der Erforschung des Wesens und der Verhältnisse der brittischen Niederlassungen in Ostindien.

Als im Jahre 1756 Surajah Dowlah die Stadt Calcutta eroberte und auf dessen Befehl alle Engländer in Bengalen verhaftet wurden, befand sich Hastings unter den Gefangenen, die nach Moorshadabad, der Hauptstadt des Tyrannen, abgeführt wurden. Selbst an diesem Hofe wußte sich Hastings Beschützer zu erwerben und erhielt Beweise besonderer Gunst. Als der Obrist, Lord Clive, Calcutta wieder eroberte, diente Hastings als Freiwilliger in dessen Heere und wohnte dem nächtlichen Angriffe auf des Nabobs Lager bei. Nachdem die ostindische Compagnie durch den Lord Clive in ihre Besitzungen wieder eingesetzt war, kehrte Hastings auf seinen Posten zurück. Nach der Absetzung Surajah Dowlah's ward er zum brittischen Residenten am Hofe seines Nachfolgers ernannt. Auf diesem Posten zeichnete er sich immer vortheilhafter aus und ward 1761 zum Mitgliede der Regierung von Bengalen befördert.

Mangel nicht beseitigen; wie sich denn überall das Talent des Dichters mehr offenbart in der Ausführung, als in der Gestaltung des Ganzen seiner poetischen Productionen. — Ein zweites didaktisches Gedicht, der Frauenspiegel, (1807) welches sich nach seinem Inhalte und seiner Anlage mehr hinneigt zum epistolarischen Styl, für welchen Tiedge ein so entschiedenes Talent hat, wurde, vielleicht wegen seiner Eintönigkeit, mit Kälte aufgenommen, wogegen seine Elegien und vermischten Gedichte (2 Theile 1806 und 1807) einen Beifall ärndteten, der dadurch noch ausgebreiteter wurde, daß die beliebtesten Komponisten viele lyrische Stücke der Sammlung mit sehr gefälligen Musiken begleiteten. Vorzüglich unter den Elegien sind Gedichte, die in der Würde des Vortrags, in der Tiefe der Empfindung und in der Hoheit der Gesinnung den schönsten Blüten der deutschen Poesie beigezählt werden können, z. B. die Elegie auf das Schlachtfeld; auch mehrere Lieder sind anerkannt trefflich. Weniger glücklich scheint der Dichter im Fache der Romanzen zu seyn; denn man wird hier oft eine mahlende Wortfülle, erzählende Breite und enggeschlossene Manier der Redeform gewahr, die das Element des romantischen Lebens zerstören. — In den beiden kleinen Liederromanen: das Echo und der singende Baum, nähert sich der Dichter dem idyllischen Epos; in beiden Kränzen ist manches zarte Lied eingeflochten; doch wird gerade bei dieser Anerkennung am sichersten bemerkt, daß oft das Lied der Erzählung Eintrag thut und dagegen die Erzählung lückenbüßende Lieder einweben ließ, die ohne diese Rücksicht eine freie Wahl würde ausgesondert haben. Auch bietet der zuletzt genannte Liedercyklus ein belehrendes Beispiel dar, daß die leiseste Ahnung des Bemühens eines Dichters, naiv seyn zu wollen, den Begriff des Naiven in sich selbst zerstört. — Den geringsten Beifall haben Tiedge's patriotische Gesänge (Denkmale am Wege) gefunden. — Die Veranstaltung einer mit kritischem Geiste durchgeführten Sammlung seiner sämmtlichen poetischen Werke, ist ein Unternehmen, durch welches der fleißige Dichter eben sowohl den Wünschen der Freunde seiner Muse entsprechen, als für die Sicherstellung seines Andenkens wirken wird.

IV.

Warren Hastings.

Vaters, eines Dorfgeistlichen in der Nähe von Daylesford in Worcestershire blieb die Sorge für seine Erziehung seinem Oheim, Howard Hastings überlassen, der ihn auf die Westminster-Schule schickte. Doch bald raubte ihm der Tod auch diesen Verwandten und jetzt mußte er sich gänzlich auf die wohlthätige Fürsorge fremder Personen verlassen. Großmüthig erbot sich der Doctor Nichols, erster Lehrer an der Westminster-Schule bei seiner Versetzung nach Oxford, zur Vollendung der Erziehung des jungen Hastings auf der dortigen Hochschule das nöthige Geld herzuschießen. Zugleich versprach der Testamentsexecutor seines Oheims, Hr. Creswick, einer der Directoren der ostindischen Compagnie, ihm nach geendigten Studien die Stelle und Besoldung eines Schreibers der Compagnie in Indien zu verschaffen. Dieß Anerbieten benutzte dankbar der Jüngling, für dessen Talente und Charakter schon die angelegentliche Fürsorge seines verdienten Lehrers das günstigste Zeugniß darbot.

Im Winter 1749 verließ er England und traf im folgenden Sommer in Calcutta ein. Jetzt begann sein Geschäftsleben. „Mit dem Jahre 1750," — dieß waren seine Worte in seiner nachherigen Vertheidigungsrede gegen die Anklage, welche nach seiner Rückkehr aus Indien wider ihn erhoben ward, — „trat ich in die Dienste der ostindischen Compagnie und diesem Dienste verdanke ich alle meine practischen und theoretischen Kenntnisse und alle Grundsätze, die mir in meinem amtlichen Benehmen zur Richtschnur dienten."

Bald zeichnete sich Hastings durch Scharfsinn, Beobachtungsgabe und Unternehmungsgeist aus und fand sich schnell auf eine vortheilhafte Weise in einen erheblichen Geschäftskreis versetzt. Zuvörderst ward er bei einer der Factoreien in Bengalen angestellt und erhielt von dort aus kurz nachher eine Sendung ins Innere der Provinz, wo die Neuheit der Scenen seinem Forschungsgeiste zur Erweiterung seiner Kenntnisse die anziehendsten Gelegenheiten darbot, die er nie unbenutzt vorbeigehen ließ. Insbesondere widmete er sich mit dem größten Eifer der Erlernung der persischen Sprache und der Erforschung des Wesens und der Verhältnisse der brittischen Niederlassungen in Ostindien.

Als im Jahre 1756 Surajah Dowlah die Stadt Calcutta eroberte und auf dessen Befehl alle Engländer in Bengalen verhaftet wurden, befand sich Hastings unter den Gefangenen, die nach Moorshadabad, der Hauptstadt des Tyrannen, abgeführt wurden. Selbst an diesem Hofe wußte sich Hastings Be[illegible] und erhielt Beweise besonderer Gunst. Als
[illegible] Hastings

Im Jahre 1765 kehrte er nach England zurück, doch da er nur einen Theil seines erworbnen Vermögens mitgebracht hatte und ihm die Einziehung des Restes wegen gewisser Umstände mißglückte, bot er seinen ganzen Einfluß auf, um wieder nach Indien zurückkehren zu dürfen. Allein bemerkenswerth ist es, daß der nämliche Mann, der in der Folge bei der ostindischen Compagnie einen Alles vermögenden Einfluß gewann, damals die Erfüllung seiner Bitte nicht erlangen konnte. Er widmete sich daher wissenschaftlichen Studien und dem Umgange mit talentvollen Männern. Ein Jahr nach seiner Ankunft in London überreichte er bei den Behörden einen Vorschlag zur Errichtung eines Lehrstuhls der persischen Sprache in Oxford, wobei er nebst andern Beweggründen die Absicht hatte, dieß Amt und die damit zu verbindende Besoldung für sich zu erlangen. Es ward jedoch die ernstliche Erwägung seines Antrages durch einen Vorgang gehindert, der seinem Schicksal aufs Neue eine andere Wendung gab.

Als nämlich Hastings im Winter 1766 vor dem Unterhause über eine Angelegenheit der ostindischen Compagnie vernommen ward, erregte er allgemeine Aufmerksamkeit durch den meisterhaften umfassenden Vortrag seiner Erklärung und die Folge davon war seine, 1767 erfolgte Anstellung als Mitglied des Raths von Madras mit der Anwartschaft auf die Stelle des Gouverneurs. Die ihm anvertraute Rathsstelle verwaltete er bis 1771 und ward dann von der ostindischen Compagnie als Gouverneur von Bengalen angestellt, auch in diesem Amte vom brittischen Parlament bestätigt. Er verwaltete es bis zum Jahr 1784, dem Zeitpuncte seiner Rückkehr nach England.

Die Scenen seiner wichtigen und glänzenden Regierung über ein Gebiet, so groß und so bevölkert als alle Länder Europens zusammengenommen, lassen sich nur mit großer Zartheit und Umsicht erwähnen. Das Verbrechen zu beschönigen, ist eine der größten öffentlichen Vergehungen und den Charakter eines Individiums zu verläumden ist das schwärzeste der Privatvergehungen; allein diese Fehler beide zu vermeiden, würde eine ausführlichere, genauere Erörterung erfordern, als die Grenzen dieser biographischen Skizze verstatten. Wer über die merkwürdigsten Vorfälle während Hastings dreizehnjähriger Gouvernementsperiode eine umständliche Geschichtserzählung zu lesen wünscht, findet sie in des D. Watkins Denkwürdigkeiten aus dem Leben Sheridan's (Memoires of the Life of Sheridan P. I.). Hier wird es hinreichen, anzuführen, daß am 4ten April 1786 Hr. Burke beim Unterhause zwei und zwanzig Anklageartikel gegen Hrn. Hastings einreichte, deren Ergebniß eine Untersuchung war, die in Westminster-Hall am 13ten Februar 1788 begann und daß sieben Jahre nachher am 23sten April 1795 der Angeschuldigte durch die Lords von sämmtlichen Anklagepuncten freigesprochen ward.

Die beispiellose Dauer dieser Untersuchung [illegible]

ein halbes Jahr einen Jahrgehalt von viertausend Pfund, wovon ihm zweiundvierzigtausend Pfund voraus bezahlt wurden, nebst einem Anlehn von funfzigtausend Pfund und mehreren ihm späterhin vorgeschossenen Summen.

Die öffentliche Meinung scheint jetzt allgemein darin übereinzukommen, daß Hastings das Opfer politischer Intriguen war und daß dem Angriffe gegen ihn nicht sowohl persönliche Rachsucht als parteisüchtige Absichten zum Grunde lagen. Uebrigens boten während der Untersuchung seine angeblichen Bedrückungen in Indien anziehende Gegenstände und glänzende Farben zu den bewundernswerthesten Kraftäußerungen der Beredsamkeit dar. Die Lossprechung des Angeklagten war nicht blos eine Freisprechung vom Verbrechen, sondern ein Erkenntniß, daß der so lange und so schrecklich Verfolgte der Retter des brittisch-ostindischen Reiches gewesen sey. Und dafür ist er von allen denen, die der ostindischen Angelegenheiten am kundigsten sind, fast einstimmig anerkannt worden.

Hastings wissenschaftliche Kenntnisse verdienen um so mehr Bewunderung, da er mehr als drei und dreißig Jahre in so thatenreichen Geschäften als die, welche ihm der Dienst der ostindischen Compagnie auferlegte, und zwar schon seit seinem achtzehnten Jahre verlebte. Seine literarischen Erzeugnisse sind zahlreich; schon die Anführung folgender Schriften: Narrative of the Insurrection at Benares 4to 1782; Review of the State of Bengal, during the last three months of his Residence 1786; Memoirs relative to the State of India 1786; Answer to the Articles exhibited by the Knights, Citizens and Burgesses in Parliament assembled 1788; Speech in the High Court of Iustice in Westminster Hall 1791; wird hinreichen, seinen Autorruhm zu bekräftigen.

Im Privatleben zeichnete er sich durch die feinsten Manieren und ein äußerst gefälliges Wesen aus, welches ihm die Freundschaft von Personen des höchsten Ranges erwarb. D. Samuel Johnson und dessen Biograph James Boswell äußern sich über Hrn. Hastings in den wärmsten Ausdrücken. „Selbst Johnsons Werth," so urtheilte Boswell, „wird erhöht durch die ihm zu Theil gewordene Hochachtung eines Mannes, dessen umfassende Talente an Umfang der ihm anvertrauten Macht gleich kommen und der von Allen, die das Glück haben, ihn in seinen Privatverhältnissen zu kennen, wegen seiner wissenschaftlichen Kenntnisse und seines Geschmacks bewundert, und wegen der Offenheit, Mäßigung und Sanftmuth seines Charakters geliebt wird."

Der Verfasser dieser Skizze sah ihn vor einigen Jahren, als [illegible] ward. Nie erblickte er einen

House den Thron des Bengalischen Herrschers, mit Diamanten bedeckt. Diese Darreichungen erregten die Vermuthung, der ehemalige General-Gouverneur besitze unerschöpfliche Reichthümer, — eine Voraussetzung, die durch nachherige Ereignisse ungegründet befunden ward.

Hastings heirathete eine Wittwe, die aus ihrer ersten Ehe mehrere Kinder hatte; er selbst hatte keine Kinder. Er war Doctor der Rechte und Mitglied des Geheimen Raths. Während seiner letzten Lebensjahre fand er viel Vergnügen an der Gartenkunst. Er starb am 22sten September 1818 auf seinem Landsitze Daylesford-House in der Grafschaft Worcester im sechs und achtzigsten Jahre seines Alters, geliebt von Allen, die ihn kannten und allgemein verehrt.

V.

Friedrich August von Stägemann.

Friedrich August von Stägemann, Königl. Preußischer Geheimer-Staatsrath, Ritter des Ordens vom rothen Adler, vom eisernen Kreuz, des Kaiserlich Russischen St. Annenordens erster Klasse und mehr. andr., ist den 7ten November 1763 zu Vierraden, in der Uckermark, wo sein Vater Landprediger war, geboren. Früh durch den Tod seiner Aeltern beraubt, kam er nach Berlin in das Schindlersche Waisenhaus, einem ruhmwürdigen Institute für verwais'te Predigersöhne, und besuchte dann bis 1782 das Gymnasium zum grauen Kloster. Nachdem er auf dieser trefflichen Lehranstalt besonders in der klassischen Literatur bedeutende Fortschritte gemacht, bezog er, sich dem Studio der Rechtswissenschaft widmend, die Universität Halle, und bildete sich dann für den praktischen Staatsdienst bei der Regierung zu Königsberg in Preußen, wohin zu gehen ihn ein väterlich gesinnter Verwandter veranlaßte. Er ward Justizkommissarius, Assessor des Kriminalgerichts, Syndikus der Ost-Preußischen Landschaft und Konsulent der Stände. In diesen Dienstverbindungen wurden ihm die wichtigsten Geschäfte anvertraut; er zeichnete sich bei Bearbeitung und Leitung derselben aus, durch Scharfsinn und durch eine vorurtheilsfreie, geistige Selbstständigkeit, die in öffentlichen, wie in Privatangelegenheiten, zu großen Resultaten führt. [illegible] er in seinem [illegible]

Hogendorp sich immer noch im preußischen Dienste den Weg zur Beförderung bahnen können. Seine aufbrausende ränkevolle Gemüthsart ließ ihn aber zu einer ruhigen, regelmäßigen Aufführung nicht gelangen. Bald veruneinigte er sich mit seinem Befehlshaber. Auch andere Offiziere regte er gegen ihn auf. Es kam dahin, daß er den Dienst ganz verlassen mußte. Bei seiner unerwarteten Zurückkunft nach Holland ward am rathsamsten gefunden, daß er seinem Vater nach Ostindien folge. Dort ward ihm durch Vermittlung des Erbstadthalters eine gute Anstellung.

Aber auch hier konnte er sich wieder nicht auf seinem Posten behaupten. Die von dem Prinzen nach seiner Herstellung im Jahr 1787 nach Batavia abgeschickte Kommission zur Untersuchung der öffentlichen Verwaltung fand in Hogendorps Amtsführung so viele Unregelmäßigkeiten, daß sie ihn vorläufig außer Thätigkeit und — wie damals verlautete — sogar gefangen setzte. In Europa sollte über ihn geurtheilt werden. Hogendorp fand nicht rathsam, die Entscheidung abzuwarten. Er rettete sich auf ein englisches Schiff, und kam im J. 1796 aus Batavia in England an.

Hier ward er der dorthin vertriebenen Oranischen Familie vorgestellt, und erschöpfte sich in Versicherungen treuer Anhänglichkeit. Doch hatte er kaum den väterlichen Boden wieder betreten, als er sich mit vollem Eifer in das Revolutionswesen warf. In verschiedenen Zeiträumen spielte er bald als Jacobiner, und General, bald als Diplomate, Kriegsminister u. s. w. die ersten Rollen. An ihm lag es nicht, wenn sein Bruder Carl nicht auch in seine Fußtapfen trat.

Dieser ließ dagegen nichts unversucht, ihn von seinen Verirrungen zurück zu bringen, brach endlich in eben dem Maaße alle Verbindung mit ihm ab, als sein Einfluß durch Uebernahme der wichtigsten Staatsämter sich verstärkte.

Im J. 1812 begleitete Dirk in der Eigenschaft eines Generaladjutanten seinen Götzen Napoleon nach Rußland, ward Gouverneur von Königsberg, dann von Wilna, zuletzt von Hamburg. Bei den Einwohnern mag sein Name eben nicht in gesegnetem Andenken stehen *).

Von Hamburg aus kam er 1814 in sein Vaterland zurück. Alle nachtheilige Gerüchte, welche ihm hierhin vorausgegangen waren, sollten Verläumdungen seyn. Hogendorp war aber zu bekannt, um täuschen zu können, doch jetzt ein Unglücklicher. Mit Napoleons Fall war auch seines Glückes Gebäude in Staub gesunken. Im letzten Feldzuge hatte er auch noch seine Gattin und seine einzige Tochter verloren. Jetzt reichte ihm sein Bruder Carl hülfreiche Arme entgegen. Für ihn redete er auch zum Könige. Wollte gleich König Wilhelm von den Diensten des zweideutigen Mannes keinen Gebrauch machen, so verwilligte er

*) Doch sucht von Odeleben, in seiner Schrift: Napoleons Feldzug in Sachsen, Hogendorp einigermaßen zu entschuldigen, und sein Benehmen in Hamburg hauptsächlich dem Einflusse des tyrannischen Davoust's beizumessen.

sich Ansprüche auf Napoleons Erkenntlichkeit
ward Commandant von Nantes.

Die Schlacht bei Waterloo vereitelte ab
nungen. In seinen Erwartungen getäuscht se
der ganzen Welt verlassen. Nur sein Bruder
Unglücklichen nicht, war ers gleich durch eigene
sem unterstützt, wanderte er — denn in Eur
Heil mehr zu finden — nach Brasilien, um
lich ohne Beschäftigung, ein Pflanzenleben zu
Tage zu beschließen. Dorten, wie allenthalb
seine Gemüthsart, allem Anschein nach, unglück

Zusätze und Berichtigungen.



I.

Zusatz
zu
R. Ackermann's Biographie
im 13ten Hefte der Zeitgenossen.

An den Herrn Redacteur der Zeitgenossen.

Berlin d. 8. Januar 1819.

Wohlgebh. Herr.

In H. Rud. Ackermanns Biogr. sind zwar dessen Verdienste um sein Vaterland, durch Verwendung und persönliche rastlose Bemühungen, gehörig im Allgemeinen gewürdiget, aber seine besondre Thätigkeit für das Beste Preußens bei Vertheilung der Englischen Hülfsgelder, sowohl an die Wittwen und Waisen der in der Schlacht bei Waterloo gebliebenen Britten, als an die verwundeten brittischen Soldaten war vermuthlich dem Einsender der Biographie nicht bekannt. Da ich nun in jener Zeit die Ehre hatte um die Person des Herrn Fürsten Blücher v. Wahlstadt Durchl. zu seyn, und alle Briefe zu sehen, welche damals mit H. Ackermann gewechselt wurden, so weiß ich unwidersprechlich, daß in London bei Vertheilung der milden Beiträge an brittische Wittwen, Waisen und Verwundete nach der Schlacht bei Waterloo, an Preußen gar nicht gedacht wurde. Blos H. Ackermann brachte es dahin, daß dreimal hunderttausend Thaler von dem Londoner Hülfsvereine zur Unterstützung der in der Schlacht bei Waterloo verwundeten Preußen so wie der Wittwen und Waisen der dort gefallenen preußischen Krieger von dem Londoner Ausschusse anhero gesandt wurden. Diese Thatsache sollte vornehmlich denjenigen Individuen in Sr. Preuß. Maj. Ländern bekannt werden welche an der englischen Wohlthätigkeit Theil genommen haben, weil blos auf diese Art dem braven Ackermann der Dank gezollt werden kann, der ihm gebührt, indem es scheint, als ob unsere Minister (gewiß ohne Willen und Wissen unsres gerechten und wohlwollenden Monarchen) auf jene Vorstellung Sr. Durchl. des Herrn Fürsten Blücher v. Wahlstadt keine Rücksicht nehmen

Briefwechsel

zwischen

Ackermann und dem Fürsten B

Copia eines Schreibens an Sr. Durchlauc
Blücher von Wahlstadt.

London den

E. H. F. D. hatte ich das Glück während H
rigen Anwesenheit in London bekannt zu werden.
lung der unserm deutschen Vaterlande durch den K
Wunden, welche E. D. so sehr Höchstdero Aufme
ten, die mir dies Glück verschaffte. Ein beinahe gl
ist es, welcher mich jetzt auffordert, den mächtigen
von Neuem zu suchen, und um deßwillen ich auch
Aufnahme meines Vorschlages in voraus mit de
trauen erwarte. In diesem Vertrauen eile ich oh
D. mit meiner Hoffnung noch einmal hier zum

daß dieses geschehen könnte. Noch hat die Committé den Gegenstand ihrer Sammlungen nicht anders bestimmt als „die in der Schlacht von Waterloo Verwundeten, und die Hinterlassenen der Gebliebenen der engl. Armee." Daß darunter die gebliebenen und verwundeten Preußen nicht gemeint seyen, läßt sich wenigstens den Worten abnehmen. Ein gnädiges Schreiben nun von E. D. an den Präsident der Committé J. J. Angerstein Esqr., ein andres an eins der Committé-Mitglieder Henry Marten Esqr. zugleich Secretair unserer City Committés und ein gleiches an Wilberforce Esqr., worin Ew. D. es geradezu als ausgemacht annähmen daß auch die Preußen der Gegenstand der Subscription seyen, und darüber höchst Dero Wohlgefallen zu erkennen gäben. Drei solcher Schreiben, würden in diesem Augenblick wo eine positive Bestimmung noch gar nicht zur Sprache gekommen, von der entscheidendsten Wirkung. Man würde und könnte E. D. gute Meinung nicht widerlegen, auch wenn man eigentlich auch nicht an die Preußen gedacht hätte; man würde die Schreiben in den Zeitungen bekannt machen, um dem ganzen Unternehmen dadurch mehr Ansehen zu geben und wenigstens eine ansehnliche Summe zu E. D Disposition aussetzen. Ich habe den Hr. H. Marten mit vorgeschlagen, weil es derselbe ist, welcher das Glück hatte, E. D. vergangnes Jahr vorgestellt zu werden, als Höchstd. unsere Committé mit Höchstd. Anwesenheit beehrten. Jetzt wieder einer der thätigsten Unternehmer dieser Subscription, würde er gewiß höchst geschmeichelt durch ein solches Schreiben von E. D. alles aufbieten Höchstd. guter Meinung zu entsprechen. Es möchte auf jeden Fall der Sache dienlicher seyn in diesem Schreiben meinen Namen nicht zu erwähnen, damit man die Veranlassung dazu, mehr in öffentlichen Nachrichten suchen mag, welche E. D. erreicht haben, als in mir. Doch werde ich mit dem größten Vergnügen die Besorgung der Schreiben übernehmen, und mich überhaupt glücklich schätzen, durch meine Vermittlung wo sie nur E. D. zu gebrauchen für gut finden sollten, meinem Vaterlande nützlich zu werden. — Dies wäre die Gelegenheit welche ich zum Besten der braven Preußen nicht unbenutzt vorübergehen zu müssen glaubte, und dies der Vorschlag den ich Höchstdero Prüfung zu unterwerfen mir die Freiheit genommen habe, ich habe es unumwunden und freimüthig gethan, weil ich so nur glaubte von E. D. gehört zu werden. Mit der tiefsten Ehrfurcht verharre ich

Ew. Durchlaucht Unterthänigster
N. A.

Antwort Sr. Durchl. d. Fürsten Blücher an N. A.

Hauptquartier Rambouillet den 23. July 1815

Mit vielem Vergnügen habe ich aus Ihrem letzten Schreiben ersehen, mit welcher Wärme Sie dort für das Beste der verwundeten und braven Preußen, und für das der Familien der auf

Ihr

ganz ergebenſ

Blüch

Copia eines Schreibens an Sr. Durchlau

Blücher von Wahlſtad

London den 18

E. H. F. D. hatte ich mir unterm 5ten d.
genommen von dem ſich hier gebildeten ſogenan
Subſcription Nachricht zu geben, und zuglei
einen Vorſchlag zu machen, auch den tapfern Pr
von dieſer ſich jetzt ſchon auf 100,000 Pf. St. belau
zu verſchaffen. Ich hatte zu dieſem Endzweck E
radezu in der Vorausſetzung daß dieſe Subſcripti
Preußen beſtimmt ſey, ein gnädiges Höchſtdero A
drückendes Schreiben an den Präſident der Geſell
gerſtein Esqr., ein anderes an eins der Mitgli
Esqr. und ein drittes an Wilberforce E
laſſen. — Indeß hat das Schreiben Ew. D. an
Pr. Chargé d'affaires die Frage ob auch die Pr
ſeyen? in einer 2ten zu gleichem Zwecke ſich in
gebildeten Geſellſchaft ſchon in Anregung gebracht.
force hat die Mitglieder für die Bejahung der F

Auszug eines Schreibens Sr. Durchlaucht des Fürsten Blücher an Ackermann.

Berlin den 1sten August 1816.

Zu gleicher Zeit habe ich Sr. Majestät meinem Herrn die so gegründeteten Ansprüche geschildert, welche sich Ew. Wohlgebohren auf seine Dankbarkeit erwarben; und ihm bemerkbar gemacht, welchen großen Antheil Sie an dem Sammlungen haben, deren schöne Bestimmung ist, das Elend seiner unglücklich gewordenen Krieger zu mildern. Es wird mich sehr freuen wenn der König auf diese meine Vorstellung Rücksicht nimmt und Ihnen eine so wohl verdiente Belohnung zu Theil wird. —

Ueberzeugen Sie sich von meiner wahren Achtung und Ergebenheit

Blücher.

II.

Rüge und Verantwortung.

In dem 6ten Hefte der Zeitgenossen, in der Darstellung: Wilhelm Friedrich von Oranien, als König der Niederlande Wilhelm I., von J. von Arnoldi, S. 45, findet man folgende Aeußerung:

„Wenn der bischöfliche Capellan Pfaff (gewiß zur Mißbilli„gung seines Bischofs, der das Unglück seines Nachfolgers auf„richtig bedauerte) bei der Einführung des neuen Gouverneurs „von der Kanzel herab über Bedrückungen der Kirche und des „Landes unter der protestantischen Regierung redete, von seinen „Zuhörern selbst aber sich Lügen strafen lassen mußte, so betrau-

ich in der erwähnten Rede nicht ein einziges Wort der Bedrückungen der Kirche und des Landes unter der protestantischen Regierung gesprochen habe. Ich berufe mich deßfalls auf das Zeugniß aller rechtlichen, wahrheitliebenden Männer und besonders der vielen achtungswerthen Protestanten, welche unter meinen Zuhörern waren, und bemerke zugleich, daß schon Mehrere von letzteren, welche wohl wissen, was ich damals gesagt habe, mich auf jene falsche Darstellung aufmerksam gemacht und aufgefordert haben, ihr, wie hiermit geschieht, öffentlich zu widersprechen.

Allerdings würde ich die Mißbilligung des würdigen, unvergeßlichen Bischofs, dessen Rath und Capellan ich war, verdient haben, wenn ich, wie dort behauptet wird, geredet hätte. Er selbst, dem Willen des französischen Gouverneurs Thiebault ungern nachgebend, übertrug mir jene Rede mit der Aeußerung, daß ich wohl wissen würde die Sache mit Vermeidung aller Anzüglichkeiten auf eine kluge Art abzuthun. Ein Feind alles Uebermuthes und ganz beseelt von dem friedsamen Geiste des Evangeliums, konnte er nicht wollen, daß Neuerungen, gegen welche er die Gerechtsame seiner Kirche im Stillen muthig vertheidigte, der Gegenstand eines Kanzel-Vortrags werden und zur Aufregung der Gemüther dienen sollten. Selbst der französische Gouverneur, bei dem ich noch einen fruchtlosen Versuch machte, den unangenehmen Auftrag abzulehnen, gab mir zu verstehen, daß man ja weiter nichts von mir verlange, als eine Aufmunterung des Volkes zum Vertrauen und Gehorsam gegen die französische Regierung, welche sich durch die Fortschritte ihrer siegreichen Waffen nun auch unseres Vaterlandes bemächtiget hätte. Dieß beruhigte mich, und ich stellte die bisherigen wichtigen Ereignisse als eine wohlverdiente Züchtigung großer, von den Deutschen begangener Fehler und als eine Vorbereitung einer besseren Zukunft dar.

Ich zeigte darin den Finger der allwaltenden göttlichen Vorsicht, und ermahnte die Zuhörer, sich in die neue Ordnung der Dinge zu fügen, mit Vermeidung aller Eifersucht und Feindseligkeit die Pflichten guter Staatsbürger gewissenhaft zu erfüllen, mit vereinten Kräften zum Wohle des Vaterlandes beizutragen, und dadurch die Huld und den Schutz der neuen Regierung zu verdienen, den Fulda um so mehr erwarten dürfe, als es den fränkischen Königen Pipin und Caroloman seine erste Gründung und Erweiterung zu verdanken und den französischen Truppen schon früher unzweideutige Beweise von Gastfreundschaft und Menschenliebe gegeben habe.

Was konnte ich in den damaligen Umständen Unschuldigeres und Besseres sagen? Ich durfte darum auch nicht [illegible]

ren feierlichen Gelegenheiten der Auftrag zu Theil, eine Aus-
ichnung, die wohl keinem feilen Franzosen-Knechte wieder-
hren wäre.

Indessen würde ich weder den damals in Fulda anwesenden
ranzosen, noch meinem Bischofe oder anderen vernünftigen Zu-
rern mich durch jene Ausfälle empfohlen haben, die mir Herr
n Arnoldi andichtet, und dieses mußte mich schon abhalten, mir
lche zu erlauben.

Wer übrigens meinen Charakter näher kennt, der weiß es
ohl, daß die Neckereien der Intoleranz und der Parthensucht
ir ganz fremd sind, und daß ich bei allen bisherigen Regierungs-
eränderungen mir immer gleich geblieben bin. Ich bin nämlich
wohnt, nicht nach den schwankenden Maximen einer verächtlichen
olitik, sondern nach den Grundsätzen und Vorschriften des Chri-
enthums zu handeln. Diese lehren mich, gerecht und billig, ruhig
nd friedlich, duldsam und liebreich gegen Jedermann zu seyn.
uf diese gestützt, fürchte ich keinen Fürsten, wenn es um die
ertheidigung des Rechts und der Wahrheit zu thun ist, und
hmeichle auch keinem, wozu ich in meinen Verhältnissen, ohnehin
ine Versuchung fühle, bin aber darum nicht weniger ein treuer
nd gehorsamer Unterthan. Mit diesen Gesinnungen trug ich die
agliche Rede vor, und berührte darin die vorigen Regierungs-
erhältnisse geflissentlich mit keiner Silbe, und hielt es für eben
unwürdig, irgend eine Handlung des in der Entfernung leben-
en Landesherrn zu tadeln, als es damals am unrechten Orte
ewesen wäre, seine guten Eigenschaften zu rühmen, die ich übri-
ens aufrichtig anerkenne und verehre.

Es beging daher in Ansehung meiner Person der Herr von
rnoldi auf das Gelindeste ausgedrückt, dieselbe Unvorsichtigkeit,
elche ihm, als Biographen, die Rheinischen Blätter
No. 171, den 26. October 1817) zum gerechten Vorwurfe ge-
acht haben.

Da er der Hauptperson, gegen die er artig seyn
ollte, sein Compliment machte, trat er einem
nschuldigen Neben- oder Hintermann auf die Füße.
m das Bild seines Helden auf einem weitgesehenen
estelle aufzurichten, legte der eingenommene Künst-
er Andere als Stufen vor ihm nieder.

Daß der Herr Biograph mehr als einmal in diesem Falle
ewesen, geht noch aus andern Stellen seiner Skizze hervor, die
h als wahrheitliebender Altfulder zur Ehre meines Vaterlandes
ier noch zu berichtigen mich gedrungen fühle.

Damit das Glück der dem Fürstenthume Fulda im Jahre
302 zu Theil gewordenen neuen Regierung um so glänzender
ervorleuchte wird die vorher bestandene in die häßlichste Dunkel-
eit versetzt.

„Viele Beamten, heißt es, waren ganz unbrauchbar und
mußten pensionirt werden. In allen Zweigen der öffentlichen
Verwaltung waren mancherlei Mißbräuche eingeschlichen; Be-
stechungen, Geschenke zu nehmen, war bei den Richterstühlen,
wie bei den Verwaltungsbehörden, an der Tagesordnung,
durch altes Herkommen gewissermaaßen privilegirt. Die Rechts-

„pflege war langsam, schlecht, dabei durch unbeschränktes Spe-
„culiren sehr theuer. Die alten, zu unnützen Verschwendungen
„Anlaß gebenden Mißbräuche bei der Hofhaltung wurden abge-
„schafft; die Mäßigkeit des neuen Fürsten wirkte durch Beispiel
„auf die Umgebungen mehr als Verbote, und setzte den herkömm-
„lichen Schwelgereien ein Ziel.“ (Seite 31 und 32.)

So auffallend harte und kränkende Aeußerungen zu würdigen und zu widerlegen, überlasse ich andern, mit der frühern Fuldaischen Regierungs-Verfassung bekannteren Männern. Jeder redliche Altfulder wird darin wenigstens große Uebertreibungen finden. Mißbräuche waren wohl vorhanden; aber wo gibt es deren nicht? Manchen wurde durch die Thätigkeit und Weisheit des neuen Regenten abgeholfen, aber traten nicht andere dafür ein? Stand überall ein Schenk von Schweinsberg an der Spitze der Geschäfte? — Waren die Fuldaischen Unterthanen früherhin weniger glücklich? Fühlten sie es in der Folge nicht immer mehr, daß man sich wohl befunden unter dem Krummstabe?

Und zeichnete sich nicht der letzte Fürstbischof Adalbert von Harstall, wie seine Vorfahrer, durch Gerechtigkeit, Mildthätigkeit, Enthaltsamkeit und herablassende Güte rühmlichst aus? Sorgte er nicht väterlich für seiner Untergebenen Wohl? War er nicht ein Feind aller Schwelgerei? Lebte er nicht äußerst einfach, genügsam und prunklos? Wurden nicht seine Ersparnisse für das Beste des Landes und der Glanz, welchen er je zuweilen an seiner Tafel zeigte, bloß dazu angewendet, hohe Gäste auszuzeichnen, dem Lande Freunde zu gewinnen und die Ehre des Hofes zu handhaben? Alle Stimmen unter uns vereinigen sich hierin zum Lobe des unvergeßlichen Fürstbischofs; nur der Herr von Arnoldi weiß zu dessen Ehre weiter nichts zu sagen, als daß er das Unglück seines Nachfolgers aufrichtig bedauert hat; ja er scheint in der oben angeführten Stelle gerade das Gegentheil behaupten zu wollen, und stellt den verewigten Fürsten zum Erstaunen und gerechten Unwillen Aller, die seinen eingezogenen Wandel und seine Sparsamkeit kannten, gewissermaaßen als einen Verschwender und Freund der Schwelgereien dar. Gewiß, der König der Niederlande denkt viel zu edel, als daß es ihm gefallen könnte, mit unverdienter Herabsetzung eines so verehrungswürdigen Prälaten sich erhoben zu sehen!

Aber in diesem beleidigenden Tone fährt der Herr Biograph fort. Auch die Schulanstalten zu Fulda stellt er in ein gehässiges Licht, um die Wohlthat ihrer neuen Organisation desto mehr anzupreisen.

„Zu Fulda, sagt er, bestand seit der ersten Hälfte des acht-
„zehnten Jahrhunderts eine Universität. Der Stifter wollte damit
„wohl nur seine Eitelkeit befriedigen, denn er so wenig, wie
„seine Nachfolger, waren darauf bedacht gewesen, diese höhere
„Lehranstalt auch zu dotiren. So fehlte es dann an [illegible]

eine geheime Eitelkeit, welcher die Universität ihre Entstehung verdanke. Wir aber finden es menschenfreundlicher, dem Character jenes Fürsten und den damaligen Zeitumständen angemessener, den Beweggrund zur Stiftung der Fuldaischen Universität in der rühmlichen Sorgfalt des Landesherrn für das Wohl seiner Unterthanen und in seiner Liebe für die höheren Wissenschaften zu suchen, zu deren Erlernung er den Seinigen auf eine minder kostspielige Weise im Vaterlande selbst Gelegenheit verschaffen wollte. Es war damals schon eine höhere Lehranstalt in Fulda vorhanden, die sich in blühenderem Zustande, als manche Universität in Deutschland, befand, und den alten Ruhm der Fuldaischen Schulen wieder herzustellen suchte. Es bedurfte daher nur einer Erweiterung dieser Anstalt um sie zu einer Universität zu erheben. Der Fond dazu war theils die Landes-Casse, theils lag er in den beiden Instituten der Benediktiner und Jesuiten zu Fulda, aus welchen die öffentlichen Lehrer großentheils genommen wurden, und deren Wetteifer die Betreibung der Wissenschaften sehr begünstigte. Unter diesen Umständen konnte man wohl die Bildung eines besondern Fonds auf günstigere Zeiten verschieben, und es fehlte darum nicht an Mitteln, geschickte Lehrer anzustellen und zu besolden. Fand man solche für ein und das andere Fach nicht in Fulda selbst, so berief man sie von dem Auslande. Männer, wie Kolbinger, Wedekind, Simon, Schlereth, Oberhäuser, von Piesport, Siebert, Weikard, Ebert, Bruns u. a. m. haben sich große Verdienste um diese Universität erworben und Herr von Arnoldi kommt viel zu spät, um ihnen den Ruhm geschickter Lehrer streitig und die Lehranstalt selbst verächtlich zu machen. *)

In der letzteren Zeit fanden noch sämmtliche Professoren der Philosophie, Physik und Theologie ihren Unterhalt in der von dem neuen Landes-Herrn aufgehobenen Benediktiner-Abtei, welcher sie einverleibt waren, sie zeichneten sich durch Wissenschaft und Lehr-Geschicklichkeit aus, so daß sie auch an berühmteren Universitäten als öffentliche Lehrer mit Ehren hätten auftreten können.

Es ist wahr, die Juristen-Facultät bestand aus Mitgliedern der Regierung, aber darum waren die Lehrer weder ungeschickt, noch behandelten sie ihr Lehrfach als Nebensache; ihre übrigen Geschäfte standen damit in Verbindung und sie pflegten ihre Vorlesungen durch praktische Beispiele den Schülern desto anschaulicher und nützlicher zu machen. Mit Achtung nennt man noch ihre Namen, und die vielen Responsa, welche die juridische Facultät von Zeit zu Zeit auszuarbeiten hatte, beweisen, daß sie auch im Auslande rühmlich bekannt war.

Welcher Freund der Wahrheit, von dem Zustande der Fuldaischen Universität noch kurz vor ihrer Aufhebung hinlänglich unterrichtet, wird sagen können, daß die zum Theil noch lebenden Professoren, Böhm, Rihm, Kupfer in der theologischen, Brak, Schlereth, Herbert, Foesser, Thomas in der juridischen, von

*) Vertraute Briefe an edelgesinnte Jünglinge, welche auf Universitäten gehen wollen. Von Carl Henn. Leipzig 1792.

Schlereth, Zwenger, Gutgesell in der medicinischen, Hell
Dickert in der philosophischen Facultät, nicht geschickte,
Fache gewachsene Lehrer gewesen? Alle, die mit diesen M
genauere Bekanntschaft gemacht, oder Unterricht bei ihnen g
haben, erheben mit mir ihre Stimmen gegen obige verunglim
Darstellung. Der auswärtigen Schüler aber, besonders
welche Philosophie und Theologie in Fulda studirten, ware
wenige, wie der Herr Biograph sagt. Unter gemeiniglich
200 Studenten befanden sich wirklich viele, aus nahen un
fernten katholischen Ländern selbst aus Italien, und sie
immer mit Lob von den zur wissenschaftlichen Bildung in
vorhandenen Anstalten gesprochen. Obgleich aber diese mit
Erinnerung anerkennen, was sie der Fuldaischen hohen Sc
verdanken haben, so wird doch die ganze Einrichtung als se
ächtlich und für die Einländer sogar als schädlich in jener
dargestellt.

„Viele," heißt es, „widmeten sich den Wissenschaften ohne
„Beruf." Ist denn dieses nicht auch in andern Ländern
selbe Fall? Ja; wir konnten dieses von manchen jungen
sagen, welche aus dem Oranien-Nassauischen mit sehr
haften Vorkenntnissen zu uns nach Fulda kamen um ihre S
fortzusetzen.

Daß aber auch viele Fuldaer mit wahrem Berufe
haben, beweißt ihre günstige Aufnahme und Anstellung im
lande, besonders im Oestreichischen, und ihre anerkannte B
barkeit im Vaterlande selbst, auch nach veränderten Regie
Verhältnissen. Unter diesen befinden sich Männer, welche, o
mehrere davon keine auswärtige Universität besucht habe
gelehrter Bildung, an Kenntnissen und Fertigkeit in öffen
Geschäften den Ausländern nicht nachstehen, ja, viele de
noch übertreffen. Auch ist es falsch, daß bessere Köpfe sich
gehends mit dem Unterrichte in der Vaterstadt begnügte
begnügen mußten. Sehr viele von väterlichem Vermögen
von den Fürstbischöfen unterstützt, begaben sich, nach hier
beten Studien, noch auf auswärtige hohe Schulen oder m
gelehrte Reisen, wie dieses selbst bei mehrern zum Lehram
stimmten jungen Benediktinern der Fall war.

Daß manche von mittelmäßigen Kenntnissen durch G
oder verwandtschaftliche Verbindungen zu Versorgungen be
gelangten, wollen wir nicht leugnen. Geschah dieses aber
auch im Dillenburgischen? Geschieht es nicht überall? Wurde
auch unter dem Einflusse des Herrn von Arnoldi mancher
länder von mittelmäßigen Kenntnissen hier angestellt? Entsp
alle dem neuen Landesherrn empfohlene Diener der Erwa
und hatte er nie Ursache, es sich gereuen zu lassen, diesen
jenen auf das Wort eines eingenommenen Patronen angestell
haben? Wo ist ein Regent der in dieser Hinsicht nicht ge
und zu Mißgriffen verleitet wird?

Doch um das scheußliche Gemälde Böotiens zu voll
wohin erst mit dem Anfange dieses Jahrhundert von dem B
walde her ein wohlthätiges Licht drang, und ein bejamm

werthes Volk aufklärte, das bisher in Finsternissen und im Schatten des Todes saß, fährt Herr von Arnoldi fort:

„Da sich die untern Lehranstalten auch in einem elenden „Zustande befanden, so darf es nicht befremden, daß von den „Landesbeamten die wenigsten selbst ihre Muttersprache richtig „schreiben konnten. Ihre ganze Bildung war, da viele nie über „die Grenzen ihres Vaterlandes hinausgekommen waren, sehr „einseitig und klösterlich. Alle Stimmen vereinigten sich, daß „die Universität dem Lande mehr Schaden als Nutzen bringe. An „ihrer Stelle ward ein Lyceum errichtet," u. s. w.

Wie! auch die untern Lehranstalten zu Fulda befanden sich in einem elenden Zustande? Wahrheitliebende Männer, die ihr den Grund zu eurer wissenschaftlichen Bildung in Fulda legtet; freundliche Nachbarn und biedere Deutsche auch in weiterer Entfernung, die ihr eure Söhne aus Franken, Hessen, Westphalen, Schwaben in unsre öffentlichen Schulen schicktet, Einheimische und Fremde, die ihr den Prüfungen unsrer Schüler beiwohntet, was saget ihr zu diesem harten Urtheile des Herrn von Arnoldi? Könnet ihr ihm beistimmen, wenn er behauptet, daß unsere unteren Lehranstalten sich in einem elenden Zustande befanden? Wenn sie, wie so manche andere menschliche Anstalt, noch einige Mängel hatten, und nicht in jeder Hinsicht vollkommen waren; verdienen sie darum eine so schimpfliche Herabsetzung? Wenn manche (gewiß nicht die meisten) Landesbeamten ihre Muttersprache nicht richtig schreiben konnten: so beweist doch dieses nicht, daß die Rechtschreibung in den Schulen nicht gelehrt worden ist. Auch jetzt, wo die strengeren Grammatiker sich unter uns vermehrt haben, und wiewohl unter sich selbst noch uneins, auch die mindesten Sprach- oder Schreibfehler bekritteln, werden deren noch viele von studirenden Jünglingen und gebildeteten Männern gemacht; ja man merkt solche sogar in den Werken der gelehrtesten Schriftsteller am Rande an; und nach dem Urtheile strenger Aristarchen ist auch die biographische Skizze des Herrn von Arnoldi nicht frei davon. Können wohl die besten Schulen und Lehrer solche Nachlässigkeiten ganz verhüten?

Die über die Einrichtung der niedern und mittleren Fuldaischen Schulen in den Jahren 1774 und 1781 erschienenen Schriften und Verordnungen beweisen, daß man diesen und andern weit wichtigeren Mängeln des öffentlichen Unterrichts und der Erziehung kräftig abzuhelfen suchte, sie wurden auch im Auslande mit lautem Beifalle aufgenommen, und verdienen jetzt noch die Aufmerksamkeit und das Lob unpartheiischer Freunde des Schulwesens. Weder in diesen, noch in jenen Verfügungen, welche die höheren Studien betrafen, wird man die Anlage zu einseitiger und klösterlicher Bildung warnehmen; man müßte dann unter letzterer, ganz im Geiste gewisser Feinde des Göttlichen, die Entwickelung der schönsten Blüthe des menschlichen Gemüthes, die Religion, verstehen, worauf freilich, als auf unsre erste und wichtigste Angelegenheit, die Bemühungen unsrer Lehrer vorzüglich gerichtet waren. Diese verschmähten darum nicht, sondern benutzten sorgfältig, was Griechenlands und Latiums classischer Boden Gutes und Treffliches erzeugt hat. An der Spitze des Fuldaischen Gymnasiums hatten

von jeher Männer gestanden, welche, mit diesen und andern S
des gelehrten Alterthums genau bekannt, in Verbindung m
übrigen Lehrern den Sinn ihrer Zöglinge für alles Wahre,
und Schöne mit einem Eifer zu bilden suchten, der, rastl
liebreich und von musterhaftem Betragen begleitet, um s
Gutes stiftete, da er von der Sucht zu glänzen eben s
entfernt war, als von dem taglöhnermäßigen Hinschauen a
sche Vergeltung.

Ein Mann von diesem Geiste, unterstützt von fünf a
würdigen Lehrern hatte noch vor der neuen Organisation
höheren Schulanstalten im Jahre 1804 die Aufsicht über das
nasium. Mit rühmlichem Eifer unterrichteten sie die Jug
allen nöthigen Wissenschaften und Kenntnissen, und thate
in ihren Kräften stand, um gut gesittete, zu höheren S
wohl vorbereitete und zu künftigen Berufs-Geschäften bra
Jünglinge zu bilden. Viele dieser letzteren zeichneten sich a
Ehre ihrer Lehrer vortheilhaft aus, und empfahlen sich dur
sittliche und wissenschaftliche Bildung selbst im Auslande; m
willen und Verachtung werden sie es vernehmen, daß Lehran
denen sie diese Bildung verdanken, von einem Manne abgew
werden, dem ihren Zustand nicht kannte, und dem wegen
Befangenheit kein Urtheil darüber zusteht. Als falsch und
lich werden sie und alle Fuldaer die Angabe eben dieses M
verwerfen, daß nach allgemeinem Dafürhalten die ehemalig
daische Universität dem Lande mehr geschadet, als genütz
darum habe aufgehoben werden müssen.

Nein! Unter Trauern und Klagen wurde sie zu Gra
bracht. Den Fuldaischen Unterthanen war an ihrem Forth
viel gelegen, und sie würden sich zu diesem Ende große
haben gefallen lassen. War in manchen Stücken eine bessere
richtung bei den höheren Lehranstalten zu Fulda erwünschli
hätte diese leicht, auf sanfteren Wegen und mit weit geri
Kosten bewerkstelliget werden können, als die im Jahre 18
allgemeiner Unzufriedenheit begonnene, gewaltsame und g
theils verfehlte Schulen-Reform, über welche der Herr von A
wie über heiße Kohlen, nicht ohne Ursache, sehr geschwin
wegeilt. — Die mittleren und höheren Schulen zu Fulda
nämlich von jeher bloß mit katholischen Lehrern besetzt. Nac
hebung der Universität verband der damalige reformirte Land
mit dem Gymnasium ein Lyceum, entfernte von ersterem drei
lische Professoren nebst dem katholischen Direktor, stellte fün
testantische Lehrer an, und übertrug einem derselben die unm
bare Aufsicht über das Gymnasium und einem andern die L
beider Institute. Die katholischen Lehrer figurirten dabei nu
als Nebenpersonen und hatten auf das Ganze wenig oder
Einfluß. So verfuhr man in einem katholischen Lande, da
wenige Gemeinden der Augsburgischen Confession zählte, bei
len, die fast nur von Katholiken besucht wurden! Handelte
hierin wohl gerecht, billig und klug? Hätte wohl dazuma
katholischer Fürst in irgend einem protestantischen Lande sich
solche Veränderung erlauben dürfen?

Nur der Herr von Arnoldi und sein Anhang sah nicht ein, wie widerrechtlich der katholische Religions-Theil zu Fulda hierdurch zurückgesetzt und beeinträchtiget wurde. Daß aber auch bei einem höheren Reichsgerichte eine gegründete Beschwerde dagegen geführt werden konnte, erhellet klar aus dem Westphälischen Frieden und jüngsten Reichs-Deputations-Hauptschlusse. Nach fruchtlos diesertwegen bei dem irregeleiteten Landesherrn widerholten Vorstellungen, legte der muthige, über alle Menschenfurcht erhabene Fürstbischof von Harstall bei dem Reichshofrathe zu Wien diese Beschwerde wirklich ein, und es erfolgte von diesem ein Mandatum sine clausula gegen die widerrechtlichen Neuerungen.

Soll etwa der Glanz der neuen Schöpfung diesen eckelhaften Flecken überstrahlen, so erblickten ja Männer, welche der Sache auf den Grund sahen, darin gleich Anfangs nur einen falschen Schimmer; und der Erfolg zeigte, daß sie recht gesehen hatten. Der neue Lehrplan (von dem theuren Direktor Meißner entworfen, welcher allein fast so viel Gehalt bezog, als vorher alle Professoren des Gymnasiums zusammengenommen) ward mit Recht allgemein getadelt, und blieb unausgeführt. Der Religions-Unterricht sollte darin nicht einmal eine Stelle finden!! Der Direktor selbst leistete nicht was man ihm erwartet hatte. Spannung zwischen ihm und dem wackeren Rektor Gierig und Eifersucht zum Theil auch unter dem übrigen Lehrer-Personale, durch die mangelhafte Einrichtung bald herbeigeführt, wirkten nachtheilig auf die Anstalt. Das Zutrauen, die Ehrfurcht und der Gehorsam der Schüler gegen ihre Lehrer hatten sich augenscheinlich vermindert; das Band, welches vormals diese unter einander, und jene mit diesen zu erbaulicher Ordnung und unverdrossener Thätigkeit verknüpfte, war, wo nicht zerrissen, doch geschwächt; Verwirrung und ein Jedermann auffallender Mangel an Zucht und Ordnung bezeichnete den neuen Gang der Dinge. Bald sah man sich genöthigt, wieder einzulenken und zur alten Einrichtung großentheils zurückzukommen. — Die noch vorliegenden Acten beweisen schon, was ich hier gesagt habe.

Unter solchen Erscheinungen kündigte sich das Glück der neuen Schulen-Verbesserung zu Fulda an: — wie konnte, um diese zu erheben, der Herr von Arnoldi die vorige Verfassung so tief herabdrücken?

„Möchte doch ein Unbefangener," so schrieb damals ein Freund der Schulen und des Volkes, dem durchlauchtigsten Fürsten zu Fulda, welchem die Vervollkommnung der jugendlichen Bildungs-Anstalten so sehr am Herzen liegt, die Sache in ihrem wahren Lichte darstellen."

Wie sehr sind doch in dieser Hinsicht auch die besten Fürsten zu bedauern! Wie oft werden sie durch den Weihrauch der Schmeichelei gehindert, die Wahrheit zu erkennen!

So viel zur Berichtigung der Urtheile des verehrlichen Publicums über diesen Gegenstand! Ich suchte mich dabei, so viel als möglich,

in den Schranken der Mäßigung zu erhalten, und überging Vieles, was hier noch hätte gesagt werden können. Sed difficile est, satyram non scribere.

Fulda den 29. Decemb. 1817.

L. Pfaff,
Vicariats-Rath und Studien-Commissarius.

Wird Herr von Arnoldi mit dieser sehr bescheidenen und viel zu glimpflichen Zurechtweisung des Herrn geistlichen Rathes Pfaff, über seine boshaften und verläumderischen Behauptungen von Fulda, welches er in seinem kurzen und thatenlosen, vielmehr für uns nachtheiligen Aufenthalte daselbst kaum kennen lernte, nicht zufrieden seyn, so mag er es sich dann selbst zuschreiben, wenn ein patriotischer anderer Fuldaer eine dreustere, gewiß aber nicht angenehme Sprache gegen ihn führen sollte. —

III.

Erwiederung auf vorstehende Rüge.

an sich schon anstößig? Mir mußten sie es in höherem Grade wegen der Beziehungen seyn. Sie sollten einen Flecken auf einen Fürsten, auf eine Regierung werfen, denen Rechte, ohne Unterschied eines Religionsbekenntnisses, heilig waren, die nie — wie ich am besten wußte — Bedrückungen sich erlaubt hatten. — In die Glaubhaftigkeit der Erzähler konnte ich nicht das mindeste Mißtrauen setzen. Sie waren Zuhörer gewesen, wollten sich der Ausdrücke des Redners noch erinnern, der übrigens ihnen, so wie mir, gewissermaaßen fremd war, dem sie durch ihre Erzählung nicht schaden wollten, noch konnten. — Vielleicht hatten sie Hrn. P. mißverstanden, was ich ihm jetzt gern auf sein Wort glauben will. Aber es wird mir nicht verdacht werden, daß als ich über jene Zeit sprach, mein damaliger Unwille sich wieder regte, daß ich diesen Unwillen, im Vertrauen auf glaubhafte Zeugnisse, auch öffentlich gegen eine öffentliche Handlung aussprach. Habe ich Hrn. P. Unrecht gethan, so mag er mir das absichtswidrige Unrecht vergeben, wie ich ihm oben schon seine Derbheit vergab. — Wenn übrigens der Herr Vicariatsrath damals — wie er selbst eingesteht — von den in der neueren Zeit begangenen Fehlern, und von der besseren Zukunft sprach, welche von Napoleons siegreichen Vorschritten zu erwarten seyn sollte, so mag er doch wohl selbst, wenigstens zum Mißverstand und zur Mißdeutung seiner Worte, starken Anlaß gegeben haben. Wer vermag jetzt, nachdem die Worte des Redners längst verhallt sind, darüber mit Bestimmtheit zu urtheilen?

Als Einleitung zu seinen weiteren Vorwürfen läßt Hr. P. eine Beziehung auf die Ausfälle gegen die Biographie Wilh. I. in No. 171 der Rhein. Blätter vom J. 1817 vorangehen. Er würde aber von einer so zweideutigen Autorität keinen Gebrauch gemacht haben, wäre ihm die durch Persönlichkeiten (nicht des Redacteurs, der nur in Auftrag handelte,) motivirte Entstehung dieser Critik, und zugleich die Abfertigung bekannt gewesen, welche in No. 93 des Rhein. Westf. Anz. vom näml. J. enthalten ist. Sie veranlaßte die Wiesbader Redaction zu einer kurzen Erklärung in einem ihrer folgenden Blätter, die von unpartheiischen Lesern als eine Zurücknahme jener Verunglimpfungen angesehen ward.

Auf die Vorwürfe selbst, welche mir der geistliche Herr Rath macht, ist wenig zu erwiedern nöthig. Daß die Fulder Geistlichkeit, die höhere zumal, unter dem Krummstabe sich besser fühlte und bessere Aussichten hatte, als unter dem Scepter eines weltlichen Fürsten, daß sie darum alte Zeit, alte Formen, dem Neuen vorzog, jene zurückwünschte, daß sie, wenn an die Erfüllung des Wunsches nicht mehr zu denken war, wenigstens einen katholischen Fürsten dem protestantischen vorzog, daß darum auch Bischof Adelbert bei Napoleon um einen katholischen Nachfolger an Wilhelm Friedrichs Stelle, zu bitten gedrungen ward, wer mag ihr dieses verargen? — Darum war aber die alte Verfassung nicht auch für das ganze Land die beste. Was ich darüber nach Ueberzeugung aussprach, ist nicht meine Ansicht, mein Urtheil allein. Altfulder, unter denen ich hier — um Gehässigkeiten zu vermeiden — nur einen Domprobst von Bibra nenne, urtheilten eben so. Die

Stimme des Volks sprach sich für die Abstellung der alten Mißbräuche aus. Um nur einen anzuführen, weil hier der Ort nicht ist, weitläuftiger ins Detail zu gehen: es gab geborne Mitglieder der Regierung, die zugleich oberste Justizstelle war. Söhne altadelicher Familien bezogen, als wirkliche Hof- und Regierungsräthe, wie sich wohl noch aus der Göttinger Matrikel documentiren ließ, die Universität, kamen nach wenigen Jahren zurück und nahmen dann herkömmlich ihre Stelle in der Regierung vor alten verdienten Räthen bürgerlichen Standes ein. — Ueber das herkömmliche Geschenkenehmen der Staatsdiener für geleistete oder erwartete Gefälligkeiten in Amtsgeschäften ließe sich eine histoire scandaleuse schreiben. — Doch genug hiervon.

Meine Bemerkungen über die Mißbräuche bei der Hofhaltung sollten den gutmüthigen, oft wohl nur durch seine Rathgeber übel berattheten Adelbert von Harstall nicht treffen. Die Mißbräuche schrieben sich aus früherer, als seiner Regierungszeit her, und zu einem Reformator mochte er sich wohl nicht berufen fühlen. — An anderen geistlichen Höfen (Vergl. u. a. Mémoires de Mr. de Pöllnitz), und so früher auch im Fuldischen, mochte allerdings noch toller gewirthschaftet worden seyn. —

Was in der Biographie von der Aufhebung der Universität Fulda und den Lehranstalten überhaupt gesagt ist, scheint vorzüglich Herrn P's. Unwillen erregt zu haben. Darum läßt er sich auch darüber am weitläuftigsten aus. Ich hingegen kann meine Erwiederung desto kürzer fassen. Aus Hrn. P's. Rüge geht ja schon hervor, welcher Geist in den Fulder Lehranstalten der herrschende war, und in der Literatur des katholischen Deutschlands finden sich Urtheile genug über die Nachtheile, welche mit der Bildung der Jugend durch Ordensgeistliche verknüpft sind. — Auch kann ich mich zum Theil auf die Schrift eines Fulders selbst, Hrn. D. Schneiders Topogr. der Resid.-Stadt Fulda beziehen, wenn er gleich jetzt andere Ansichten, als im J. 1806, haben mag. — Ueber die neuen Anstalten konnte ich freilich aus sehr guten Ursachen nicht ausführlich seyn. Sie waren erst noch im Werden, als ich Fulda verließ, und in den Zeitgenossen wird ohnehin Niemand eine ausführliche Geschichte von Unterrichtsanstalten suchen. — Daß aber die Fuldaer durch Anstellung protestantischer Lehrer, neben den katholischen, verschlimmert worden, möchte Hrn. P. von Männern seines eigenen Bekenntnisses, wenn sie nicht zu den Obscuranten gehören, schwerlich geglaubt werden. War doch Director Meißner auch Lehrer an der katholischen Universität zu Prag gewesen! — Daß von den vorhandenen Lehrern die qualifizirtesten beibehalten wurden, beweisen die Beispiele von Rupfer, Heller, Dickert u. a. — Wie Herr P. behaupten könne, der Religionsunterricht sey in dem neuen Lehrplan ganz ausgeschlossen geblieben, weiß ich nicht. Befindet sich doch in dem Verzeichniß der Lehrgegenstände für das J. 1805 [illegible]

Auf ein erschlichenes und ohne Wirkung gebliebenes reichsgerichtliches Mandat hätte sich Hr. P. nicht berufen sollen. — Ohnehin ward die Wahl der Lehrer nicht durch deren Religionsbekenntniß, sondern durch ihre vorzügliche Brauchbarkeit bestimmt. Und was hat überhaupt das eine oder andere Religionsbekenntniß mit der Unterweisung in Sprachen, Geschichte, ästhetischen, mathematischen und anderen dergleichen Wissenschaften, für eine Verbindung? —

Viel könnte ich noch über einzelne Aeusserungen des Herrn Vicariatsraths sagen, wenn ich an Fehden Lust fände, und nicht besorgte, daß die meisten Leser der Zeitgenossen, die Rüge, so wie meine Erwiderung eben nicht sehr unterhaltend finden möchten. — Auch schweige ich gern zu den Anzüglichkeiten, welche hin und wieder vorkommen. Vernünftige Leser wissen dergleichen Anfälle zu würdigen. Mir gnügt das Bewußtseyn, daß bei meinem freiwilligen Scheiden aus Fulda Flüche und Verwünschungen der Landesbewohner mir nicht nachfolgten, daß ich dort in allen Ständen viele Freunde, wissentlich keinen Feind, wenigstens keinen, der es durch mein Verschulden war, zurückließ. Darum kann ich auch geschehen lassen, daß Hr. P. und sein schmähsüchtiger Genosse ferner ihre Galle über mich ergießen, wenn es ihnen Freude macht. Erwiderungen haben sie von mir, der ich nichts weniger als kampflustig bin, nicht leicht mehr zu erwarten. Die Volksstimme mag zwischen ihnen und mir richten. Uebrigens liegen meine Amtsverrichtungen in den dortigen Acten offen vor. Als ich einer neuen Herrschaft mich entzog, fand ich nicht nöthig, was ich wohl gekonnt hätte, auch nur ein Blatt von dem was Fulda betraf, daraus mitzunehmen oder zu vernichten. „Die Heuchelei veracht' ich; wie ich bin so sehe mich das Auge der Welt." Das war immer mein Wahlspruch und die Grundregel aller meiner Handlungen.

v. Arnoldi.

IV.

Berichtigung.

In dem vorletzten oder XIV. Heft der Zeitgenossen S. 199 kommt eine Anekdote vor, die, ohne mich zu nennen, mich betrifft, und die, wenn sie mir gleich nur zur Ehre gereichen könnte, ich mich doch für verpflichtet halte, zu berichtigen, schon weil sie nicht wahr ist, und weil ich mir kein Verdienst auf Kosten der Wahrheit zuschreiben lassen will, und dann, weil sie die Verhältnisse einer mir sehr theuern Familie in ein falsches Licht setzt. Der Erzieher,

der an Cottas Stelle auf Pfleiderers Empfehlung, in das Mallet'sche Haus trat, war ich. Ich verlebte im Kreise dieser höchstachtungswürdigen Familie theils zu Genf, theils zu Paris und Straßburg gegen 5 Jahre sehr angenehm, und genoß von ihr immer die freundschaftlichste Behandlung. Die Stürme der Revolution zerstörten allerdings den Wohlstand auch dieser Familie, und ich würde es mir nie haben verzeihen können, wenn ich sie nun im Unglück hätte verlassen wollen. Ich blieb bei ihr, bis 1793 ein Dekret des Konvents angekündigt wurde, daß alle Fremden eingekerkert werden sollten bis zum Frieden. Da kehrte ich, mit Einstimmung von Hrn. Mallet, der selbst sahe, daß ich ihm nun nichts mehr nützen konnte, in mein Vaterland zurück. Dieser, ein äußerst gewandter und kenntnißreicher Mann, hatte inzwischen sein Glück auf einem andern Weg versucht, und sich als Associé und Geschäftsführer einer Gesellschaft, an deren Spitze der späterhin guillotinirte Abbé d'Espagnac stand, anstellen lassen, um das ganze Fuhrwesen der Rhein- Pyrenäen- und Alpen-Armee (Charrois de l'Armée) wozu 30000 Pferde erfodert wurden, anzuschaffen und zu leiten, und stand also, wie sich leicht begreifen läßt, in sehr vortheilhaften Umständen. In dieser Lage war er natürlich nicht in dem Fall, von dem Hofmeister seiner Kinder Unterstützung anzunehmen, vielmehr erfüllte er gegen mich seine eingegangene sehr liberale Verbindlichkeiten auf die genügendste Weise, und that, aus einer besondern Veranlassung, noch mehr als dieß. Späterhin wurde er durch Jacobiner-Ränke und Neid über das Gedeihen seiner Unternehmung allerdings genöthigt, selbst auszuwandern, und nach Nord-Amerika (nicht nach St. Domingo), zu gehen, bei welcher Gelegenheit er mich auf der Durchreise besuchte. Ob aber gleich die Trümmer seines wieder aufblühenden Glücks in Frankreich zerstört wurden, so rettete er doch so viel, daß er sich in Amerika ansiedeln, und seine Familie, die ich noch die zufällige Freude hatte, in Göttingen und Hamburg 1795 wieder zu sehen, unter nicht ungünstigen Umständen nachkommen lassen konnte. Wirklich lebt er dort noch jetzt, nach Briefen vom vorigen Jahr, mit meinen 3 ehemaligen Zöglingen (ihre Mutter, eine Frau von seltener Herzensgüte ist gestorben) in zwar nicht glänzenden, doch die mäßigen Wünsche eines philosophischdenkenden Mannes befriedigenden Umständen, als Landeigenthümer, und erfreut sich des Glücks (des wechselnden, wie es bei Menschen so häufig der Fall ist) von guten Kindern und Enkeln.

Stuttgardt d. 6. Jan. 1819.

Professor des Gymnasiums
Camerer.


Stanford University Libraries
3 6105 013 454 512